Otto Ludwig's

Druck und Verlag von Otto Janke.

Otto Ludwig's
gesammelte Werke.

Mit einer Einleitung von Gustav Freytag.

Erster Band:

Der Erbförster.
Fräulein von Scuderi.

Berlin, 1870.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Vorwort.

Der Wunsch, gesammelte Werke meines verstorbenen Gatten dem deutschen Publikum vorzulegen, war äußerlich dadurch angeregt, daß seine poetischen Arbeiten sehr verstreut und einzeln bekannt geworden sind, und daß sich in seinem Nachlaß eine Anzahl Entwürfe und Fragmente vorfanden, welche bis dahin ganz verborgen geblieben waren. Nächst dieser Pietätsrücksicht bestimmten mich wiederholte Aufforderungen zahlreicher Verehrer seiner Muse, welche gleich mir von der Ueberzeugung erfüllt sind, ein dadurch entstehendes Gesammtbild der poetischen Thätigkeit Otto Ludwigs werde so wohl der literarischen Welt als auch dem Herzen des Volkes, für das er gedichtet, willkommen sein.

Ein Kreis kundiger Freunde unterstützte mich bei Auswahl der neu zu druckenden Stücke. Zunächst wurden die früher einzeln erschienenen Werke in möglichst chronologischer Folge aufgenommen und die bisher unbekannten Sachen an ihrer Stelle eingereiht. Der I. Band enthält die Trauerspiele „Der Erbförster" und „Das Fräulein von Scuderi" (neu); der II. „Die Makkabäer", „Die Torgauer Haide", dann die Fragmente „Der Engel von Augsburg" (neu) und „Tiberius Gracchus" (neu), sowie lyrische Gedichte. Den III. IV. und V. Band füllen die Erzählungen „Zwischen

Himmel und Erde", „Heiterethei" und kleine Novellen früherer Zeit.

Der Ordnung und Durchsicht des Druckes sowie der Sichtung des handschriftlichen Nachlasses hat sich Herr Dr. Hermann Lücke in Leipzig auf das Dankenswertheste unterzogen.

So gebe ich dieses Denkmal eines dichterischen Schaffens, von dessen Kämpfen und Schmerzen wohl künftig eine berufene Feder erzählt, mit Stolz und Wehmuth in die Oeffentlichkeit.

Dresden, Herbst 1869.

Emilie Otto-Ludwig.

Aus dem Arbeitzimmer des Dichters Otto Ludwig.

Bald ist es drei Jahr, seit sich das Auge des vielduldenden Dichters für immer geschlossen. Daß er ein hochbegabter Mann war, daß in allem, was er geschaffen, ein echtes Dichtergemüth und ein seltenes Talent für großartige Wirkungen anzieht, hat jeder empfunden, der seine Dramen: Der Erbförster und: Die Mutter der Maccabäer, die Novellen: Zwischen Himmel und Erde und Heiteretei gelesen. Aber Otto Ludwig gehörte zu den deutschen Dichtern, deren poetische Natur in ihren Werken sehr unvollständig zur Darstellung gekommen ist, nur wer ihn persönlich kannte, bewahrt den vollen Eindruck seiner eigenthümlichen Dichterkraft. Es war ein einfacher, tüchtiger, wohlgeordneter Geist, in seinem Empfinden immer voll, ganz und warm, bei seiner Arbeit von einem Ernst und einer Strenge, welche sich selbst nie genug thun konnte. Aber es waren nicht diese deutschen Vorzüge allein, welche sein Talent imponirend machten. In seinem Schaffen, ja in seiner ganzen Persönlichkeit lag etwas so Ungewöhnliches, daß er zuweilen aussah, wie aus der Urzeit des deutschen Volkes in die Gegenwart versetzt. Schon sein Aeußeres gab das Bild eines kräftigen Germanen aus alter Zeit, das große Haupt, edel geformte Züge, der stattliche Wuchs, das

schöne tiefe Auge, der starke Bart, die feste, schmucklose Haltung. Noch auffallender wurde er, wenn man die Methode seiner schöpferischen Arbeit beobachtete, in seinem Innern eine leidenschaftliche Bewegung, der eines Inspirirten gleich; seine Empfindungen und Anschauungen nicht blos poetisch, sondern zu gleicher Zeit sowohl musikalisch als malerisch; und zwar in so hohem Grade, daß seine poetische Production dadurch gehemmt wurde. In eigenthümlichen Kämpfen rangen sich die Gebilde aus seiner Seele los. Während sie in ihm lebten, hörte er Klänge, sah er die Gestalten in Gruppen farbig vor sich, ja ihm begegnete in solcher Versunkenheit, daß sie ihm auch äußerlich sichtbar wurden, er sah im Abendnebel den Luftgeist mit grauem Gewande seine Brust umziehen, und als ihm die Idee eines Trauerspiels: Andreas Hofer im Gemüthe lag, stand die Gestalt des riesigen Tirolers als großer Schatten auf seinem Wege. Er wußte, daß dergleichen gaukelnde Täuschung des erregten Sinnes war und fertigte es, wo sich's einmal im Verkehr mit andern eindrängte, mit leichtem Lächeln ab. Aber in stiller Nacht, wenn er träumte, oder wenn er wachend auf seinem Lager nachsann, erhielten solche Gebilde eine quälende Deutlichkeit, er schaute sie greifbar in tragischen Situationen, und die Stimmung, welche diesen Momenten seiner Poesie zum Grunde lag, wurde ihm so übermächtig, daß sie ihn quälte. Dabei war er nichts weniger als ein phantastischer Mann, viel erwog sein Geist über der Arbeit, und spähend beobachtete er den Proceß des Werdens, ja allzu kritisch gegen die stürmische Empfindung, welche in ihm wogte. Unablässig war er bemüht, die Kunstgesetze, die er sich vorzugsweise aus Dramen Anderer construirte, gegen seine eigenen feurigen Träume geltend zu machen. Immer wieder mahnte er sich in schriftlichen Aufzeichnungen so und so zu schreiben, er exponirte sehr sorgfältig und weitläufig, und verfaßte sich selbst zur Richtschnur ästhetische Abhandlungen, wie die Charaktere zu halten, wie die Handlung kunstgemäß zu fügen sei. Nie konnte er sich darin genug-

thun, er änderte an Charakteren und Plan immer wieder; was er niedergeschrieben, verwarf er leicht, weil es ihm nur matter und farbloser Abglanz der prachtvollen Anschauungen erschien, welche sein Inneres füllten. Massenhaft wurde in langen Jahren körperlichen Leidens dies Plänemachen und Reflectiren über die Arbeit, ohne entsprechende Ausführung.

Unter den größten Schwierigkeiten rang sich sein Talent herauf. Enge Verhältnisse, ein harter Kampf um die Existenz, machten dem fränkischen Thüringer nur langsam möglich, die Grundlagen einer freien humanen Bildung zu gewinnen. Auf Seitenwegen, durch Nachtarbeit, unter harten Entbehrungen erwarb er sich das Wissen, welches auf der gebahnten Heerstraße unseres Gymnasial- und Universitätsunterrichts mit unvergleichlich geringerem Aufwand an Geistes- und Körperkraft gewonnen wird. Wahrscheinlich sank schon in dieser Lehrzeit der Keim des Leidens in seinen Körper, der kräftige Mann hatte damals Zeiten, wo er in völliger Waldeinsamkeit Heilung für die durch übergroße Arbeit krankhaft gereizten Nerven suchte. Wild und chaotisch war in dieser Periode auch sein Drang zu schaffen. Er hielt sein Talent für ein musikalisches und verlebte einige Jahre sehr zurückgezogen in Leipzig, wo er ernsthaft Musik trieb. Schon in dieser Zeit dichtete er Lyrisches, Episches, auch Dramatisches; er schrieb sich Operntexte, Lieder und einige Gedichte nach alten Sagenstoffen, stark angezogen von den nordgermanischen Klängen, welche ihm durch die spätern Romantiker zugänglich geworden waren. Von den zahlreichen dramatischen Entwürfen dieser Zeit sind mehre ausgeführt, fast alles aus den Jahren vor 1848 noch ungedruckt. Daß er endlich in die Nähe Dresdens übersiedelte und in Verbindung mit Eduard Devrient und der dresdner Bühne trat, wurde für sein Schaffen entscheidend. Hier lernte er zuerst die Bedürfnisse des Theaters kennen, er kam in Verkehr mit Dichtern und bildenden Künstlern. „Der Erbförster“ und „Die Mutter der Maccabäer“ waren die gereif-

ten Früchte dieſer Jahre. Nach langem Ringen war er in eine feſte Stellung zu dem deutſchen Publikum verſetzt, und ein tieferes Verſtändniß deſſen, was das Drama forderte, war ihm aufgegangen. Seine Production war ſchwerflüſſig, aber energiſch, und der Weg, auf dem er zu ſchreiten hatte, lag gebahnt vor ihm. Das treuherzige Dichtergemüth, welches er im Umgang mit ſeinen Bekannten bewährte, machte ihn allen lieb, mit denen er in Verbindung trat. Aber ſein körperliches Leiden wurde in dieſer Zeit ſo unbequem und zuweilen ſo ſchmerzvoll, daß es ihn grade da, wo ein reger Verkehr mit Andern, Eindrücke durch das Leben, freudiger Genuß der erworbenen Stellung Bedingung weiteren Fortſchritts waren, immer mehr iſolirte. Nur ſelten vermochte er ſeine Behauſung zu verlaſſen. In voller Manneskraft wurde er ausgeſchloſſen von der Welt, in der er ſich eben eine achtunggebietende Stellung erobert hatte.

Mit bewundernswürdiger Charakterſtärke fügte er ſich in ſein Schickſal, unermüdlich arbeitete er in der Einſamkeit an ſeiner künſtleriſchen Bildung, er las, ſann, träumte und ſchrieb nieder, was ihm die Seele füllte, das Höchſte ſuchend, ſich nie ſelbſt genügend. Die dramatiſche Macht Shakeſpeare's erfüllte ihn jetzt ganz, ſie wirkte faſt überwältigend auf ihn, mit den Augen eines Dichters folgte er ſpähend der Methode dieſes großen Schaffens, er analyſirte ſich jede künſtleriſche Wirkung und ſuchte aus der Erſcheinung das Geſetz, ſo detaillirt, ſcharfſichtig und grübelnd, daß ihm dadurch das Vertrauen zu der eigenen Kraft vermindert werden mußte. Immer war ihm die dramatiſche Production als das Höchſte erſchienen; die Charaktere und Situationen, welche in ihm ſelbſt lebendig wurden, regten ihn aber ſo auf, daß er zuweilen in anderer Arbeit Beruhigung ſuchen mußte. Darum erſchienen in dieſen Jahren der Krankheit ſeine Novellen, denn dieſe Art des Schaffens griff ihn weniger an. Dazwiſchen riſſen ihn aber immer wieder dramatiſche Ideen an ſich, er begann, verwarf und begann wieder; ein Stoff, der ihm

einmal die Seele erfüllt hatte, ließ ihn nicht los, neue Dispositionen folgten auf frühere, immer neue Abhandlungen über Idee, Handlung und dramatische Wirkung seiner Stücke. In seinem Nachlaß fanden sich viele Stöße von Heften, von einem Trauerspiel „Agnes Bernauerin" sowohl drei vollständige Bearbeitungen aus der Zeit vor 1848, als gegen dreißig Hefte mit Abhandlungen, Plänen und Anfängen, unter denen ein sehr bedeutender bis in die Hälfte des Stückes reicht. Die Krankheit, das isolirte Grübeln mit der Theorie und noch etwas Anderes, wovon hier die Rede sein soll, störten sein Schaffen; langsam, nach schweren Leiden erschöpfte sich seine Lebenskraft. Als ein Märtyrer der modernen Kunst endete er. Noch in den letzten Wochen auf seinem Sterbelager beschäftigte ihn ein Trauerspiel Tiberius Gracchus.

Was das Publikum durch ihn erhalten, ist verhältnißmäßig sehr wenig von dem, was er in leidenschaftlicher Bewegung in sich verarbeitete. Wem ein Blick in diese reiche Trümmerwelt verstattet war, der wird mit tiefer Hochachtung vor der großartigen Anlage des Geschiedenen erfüllt werden. Aber auch mit Erstaunen über die eigenthümliche Weise, in welcher er arbeitete; denn was ihn gehindert hat, das war im letzten Grunde nicht seine Krankheit, sondern eine Besonderheit seiner Anlage. Es sei der Versuch gestattet, dies hier deutlich zu machen.

Unsere Literaturgeschichten bescheiden sich in der Regel gegenüber den einzelnen Dichtern, die Werke derselben nach den ästhetischen Gesichtspunkten des Verfassers zu beurtheilen, ihre Bedeutung für die Zeitgenossen und die folgenden Geschlechter darzustellen, das äußere Leben und den literarischen Charakter des Dichters zu schildern; ferner freilich wissen sie auch aus dem Zusammenwirken der einzelnen Richtungen die wesentlichen Eigenschaften einer Literaturperiode und die Entwickelung der freischaffenden Volkskraft zu ermitteln. Es ist aber noch eine andere Betrachtung poetischer Productionen möglich, welche in die Arbeits-

stube des Dichters tritt und seine besondere Methode zu schaffen darlegt. Wird uns möglich, von diesem Gesichtspunkt in die geheimen Tiefen einer Dichterseele einzudringen, so erhält nicht nur was sie geschaffen einen höhern Reiz, obenan steht dann auch eine achtungsvolle Würdigung des Wirkens der schöpferischen Kraft überhaupt. Das Gelungene wie das Unvollkommene in den Werken wird alsdann erkannt, nicht nur als Mangel der Anlagen, als Fehler der Arbeit, vielleicht auch als eine Eigenthümlichkeit des Dichters, welcher nach dem ganzen Zuge seiner schöpferischen Kraft so zu schaffen genöthigt war. Und wenn es gelänge, von einer Anzahl kräftiger Talente aus verschiedenen Zeiten ein solches Bild ihrer schöpferischen Arbeit zu geben, so würde noch etwas Anderes, Geheimnißvolles klar werden, die Unterschiede der poetischen Schöpferkraft bei den einzelnen Culturvölkern und die Wandlungen, welche die Methode des künstlerischen Schaffens im Laufe der Jahrhunderte bei demselben Volke erfährt.

Leicht ist es, gewisse gemeingiltige Processe darzustellen, wie sie sich in jeder Dichterseele vollziehen. Aus den Eindrücken, Bildern und Anschauungen, welche das Leben, Beobachtung oder Lectüre, in die Seele sendet, regen einzelne kräftig das Gemüth an. Eine Empfindung wird lebhaft nachgefühlt, eine Anekdote aus dem Leben eines Menschen wird mit Freuden als bedeutsam erkannt. Ist bei solcher Empfindung ruhiger Genuß, nicht gewaltsame Verletzung des Aufnehmenden, und nicht die Anreizung zu einer sofortigen Willensäußerung, so beginnt die Phantasie des Künstlers gern ihr holdes Amt. Der Eindruck oder das Bild, welche in die Seele gedrungen sind, werden umgeformt je nach dem Bedürfniß des Geistes und Gemüthes, unter dem Zwange der ursprünglichen Stimmung; seine Farben werden glänzender, seine Empfindung mächtiger, verwandte Gefühle oder Anschauungen tauchen herauf und schließen sich an die ersten an. Das so Gefundene wird dem Künstler je nach seiner

Natur zum Gefühl, das sich zum Gefühle fügt, zum Bild, das räumlich neben ein anderes tritt, zur Situation, welche mit einer andern Situation mit Causalnexus verbunden ist. Wie glänzend aber auch diese innern Bildungen in dem Künstler aufsteigen und wie groß ihre Fülle werden mag, immer ist zweierlei Bedingung für das freie Schaffen. Alle Einzelheiten werden zusammengehalten durch eine einheitliche Grundidee und deshalb durch ein und dieselbe Grundstimmung; und ferner, wie düster und ergreifend auch diese Ideen und Stimmungen sind, die Seele des Künstlers waltet doch behaglich spielend darüber. Denn solches Schaffen ist Genuß, sie wirft weg und fügt zusammen, mit souveräner Freiheit.

In dieser Weise bethätigt der Künstler sein Gemüth an jedem Stoffe, er hebt heraus, was ihm lieb ist, und prägt mit warmem Herzen aus dem geistigen Vorrath des Lebens herein, was ihm den aufregenden ersten Ausdruck zu ergänzen scheint, damit dieser ein volles Leben in seiner Seele erhalte. Dies Verfahren ist in der Hauptsache bei allen Künsten dasselbe. Aber sehr verschieden ist allerdings die Beschaffenheit der Anschauungen und innern Bilder, welche durch einen zufälligen Eindruck in den Künstlern je nach ihrer Kunst lebendig werden. Der Künstler z. B. liest, wie Karl der Große den Sachsenherzog Widukind zur Taufe zwingt. Hat seine Phantasie den Zug nach plastischer Gestaltung, so wird er in gehobener Empfindung vielleicht die Bilder der beiden großen Kriegsfürsten neben einander schauen in charakteristischer Stellung. Der Ausdruck der Köpfe, die Körperhaltung, der Faltenwurf, die Grenzlinien der Gruppe werden ihm allmälig lebendig; was vor und nach diesem Momente liegt, ist ihm unwesentlich: die Umgebung der Helden, die Landschaft, ja sogar die Farben ihrer Kleidung, Waffen u. s. w. sieht er undeutlich oder gar nicht, ihm wird die Hauptsache, wie sie im Modell sich darstellen müssen. Lange vielleicht nuancirt seine geschäftige Phantasie Stellung, Geberde, Ausdruck, bis sein in-

neres Bild der plastischen Idee entspricht, welche ihm durch die erste schöpferische Stimmung theuer wurde. — Ein Maler dagegen wird denselben Moment weit anders fassen. Er sieht farbig, die Haufen der Sachsen und Frankenkrieger in norddeutscher Landschaft, vor zertrümmertem Heiligthum der Heiden; er empfindet lebhaft die nach Charakter und Alter verschieden temperirten Gefühle der Einzelnen, wie sich diese in den mannigfaltigsten Stellungen in Geberden ausdrücken. In dem glänzendsten Licht sieht er am Vorderpunkt der Gruppen die Hauptfiguren des Siegreichen und des Besiegten, alles unter dem Zwange einer einheitlichen Linienführung und eines Grundtons auch in der Farbe. — Der Künstler ferner von musikalischer Anlage bewahrt nicht plastische oder malerische Bilder als Eindruck des Gelesenen, in seiner Seele klingt die Stimmung in Tönen, er hört vielleicht den Siegesgesang der Franken, die wilde Todtenklage der Sachsen, den Ruf nach Rache, den Schrei der Angst, und alle diese Gegensätze, welche durcheinanderklingen, binden sich ihm zum Schluß in vollem Chor und festlichem Gesange zu dem neuen Gott, welcher jetzt über dem Sachsenvolke mild walten soll. — Auch wieder der Dichter wird, je nachdem er episch, lyrisch, dramatisch zu gestalten befähigt ist, den imponirenden Stoff im Innern verschieden formen. Dem poetischen Erzähler wird sich an die gegebene Situation vieles, was vorausging, knüpfen, er wird in einer Reihe von Situationen den Kampf zwischen Christen und Heiden, die Feindschaft des Frankenkönigs und des Sachsenfürsten schildern, er wird den Hofhalt beider, ihre Häuser, ihre Gefolgeschaft, ihr Wesen im Gegensatz zu einander sich einbilden, er wird die menschlichen Beweggründe für ihr Handeln, Glaubenseifer, Vaterlandsliebe, Stolz, Freiheitssinn als groß und schön empfinden, er wird zu den reifen Männergestalten und ihrem finstern Kampf als Ergänzungsbilder vielleicht jugendliche Helden hervorrufen, einen leidenschaftlichen Krieger, ein schönes Fürstenkind und ähnliches; er

wird die ganze Fülle von Anschauungen, welche in ihm hell wird, so schauen, wie sie sich in der Zeitfolge nach einander ordnen, und er wird jedes Einzelne, was sie thun, als Theil erscheinen lassen einer zusammenhängenden Geschichte, welche mit dem wirklichen Verlauf der Historie nur grade gemein hat, was ihm für den Zusammenhang, den er frei gefunden, passend erscheint. In der zusammengefügten Begebenheit wird jede Situation, deren Eindruck zuerst in seine Seele fiel, wahrscheinlich noch eine bedeutsame Stellung bewahren, etwa als Katastrophe oder als versöhnender Schluß. — Die weiche Seele des Lyrikers dagegen wird, durch denselben Eindruck angeregt, entweder die stolze Freude des Siegers oder den leidenschaftlichen Schmerz des Besiegten, die Gefühle, welche in dieser Situation durch die Seelen der Helden zogen, im Liede gefühlvoll herausheben, oder er mag auch die Handlung der Unterwerfung und Taufe in kurzen Zügen schildern, um die Stimmung, welche dies Ereigniß erregt hat, in Metrum und Ton nachdrücklich herausklingen zu lassen. — Der dramatische Dichter endlich wird sich zu solcher anregenden Situation mit Benutzung der Geschichte eine Handlung hervorrufen. Er empfindet deutlicher als alle andern in den Charakteren der Helden einen Grundzug, welcher sie zu verhängnißvollem Thun treibt, ihm wird deutlich, wie dieses Thun auf ihr Leben zurückwirkt und wie aus dem Zusammenspiel des charakteristischen Wollens und der daraus hervorgehenden Thaten sich das Verhängniß für einen oder beide Helden entwickelt.

Im letzten Grunde also ist das künstlerische Schaffen aller Künste ähnlich; und auch viele Einzelnheiten des innern Processes sind allen Künstlern derselben Kunst gemeinsam. Daneben aber zeigen sich sogleich die größten Verschiedenheiten, zunächst freilich an den Individuen, welche als Zeitgenossen in derselben Kunst thätig sind.

Aber das künstlerische Schaffen ist in derselben Kunst auch

nicht zu allen Zeiten ganz dasselbe. Auch hier finden Umwandlungen statt, deren Ursache wir zu ergründen, deren Gesetze wir darzustellen vermögen. Und man darf sagen, daß das künstlerische Schaffen in jedem Jahrhundert eines Volkslebens einige besondere Eigenschaften haben muß, wenn es dem idealen Bedürfniß der Zeit völlig entsprechenden Ausdruck geben soll. Der Maler zur Zeit Giottos bewies sein Talent unter dem Einfluß einer Technik und Bildung, welche ihm Idee, Linienführung, Figuren und Färbung seiner Tafeln in ganz anderer Weise feststellten, als dem modernen Maler unserer Malerkunst. Er war wesentlich Handwerker, er rieb sich die Farben, er kochte den Firniß, er malte Gewand, Falten und Gesichter mit Farben, welche ihm je nach dem Charakter seiner Figuren vorgeschrieben waren, er schattirte durch ein Aufsetzen der Schattentöne, welches traditionell war, und durch Handgriffe, die er zünftig gelernt hatte. Er hatte für die Bildung der Gruppe und die Führung der Linien einige überkommene technische Grundsätze, die ihm feststanden. Auch über die Gegenstände, welche er malte, war er durchaus nicht unsicher. Die Kirche und Privatleute wußten genau, was sie zu fordern hatten, ihre Heiligen in der Situation des Martyriums, den Erlöser, die Jungfrau Maria in bestimmten Stellungen, welche hundertmal gemalt waren, in denen Vieles ganz unabänderlich war. Der Maler bethätigte seine eigene Kraft durch die Aenderungen, die er in dem Typus des Heiligen, in Anordnung der Gruppe, vielleicht in Anwendung der Farben und ihres Bindemittels einführte. Wer auf solcher Grundlage ein großer Maler werden konnte, war ein reicher Mann in vielem, was unsre Maler unsicher suchen, und ein ungeübtes Kind in anderem, worin die Modernen wie freie Herren gebieten. — Wer ferner um das Jahr 1200 als ritterlicher Sänger in Deutschland Geltung suchte, der lernte aus seiner Metrik Maß und Quantität, er suchte nicht nach poetischen Stimmungen bei entfernten Völkern, er war nicht ver-

pflichtet neu zu sein, weder im Versmaß noch in der Grundidee seines Gedichtes, aber er trug als Kind seines Volkes in sich eine feine und graziöse Empfindung für den Wohlklang seiner Verse, ohne lange zu schwanken vermochte er Hebungen und Senkungen recht zu gebrauchen, mit einem Accentgefühl, das wir nicht besitzen und uns mühsam als ein höchst schwieriges und compliciries System von Regeln aus alten Gedichten construiren; er sang, was hundertmal gesungen war, wie der Mai kam nach dem kalten Winter und wie in der blühenden Natur die Geliebte erschien, oder wie er zur Nacht bei ihr weilte und der Wächter auf der Zinne den Morgen verkündete, oder wie er des langen, fruchtlosen Ritterdienstes müde um Erhörung flehte. Sein Werth für die Zeitgenossen wurde darnach beurtheilt, ob sein Klanggefühl fein war, ob er höfische Rede gebrauchte, ob er liebenswerth und mit Geist hergebrachte Form und Inhalt zu modificiren verstand, endlich freilich ob er neue Weisen und neue Liederideen zu dem vorhandenen Vorrath fügte. Auf gegebenen Grundformen entfaltete ein reiches Talent seine schöpferische Kraft, unbefangen das Vorhandene benutzend, in immer neuen Variationen das gemeinsame Schöne umformend. Derselbe Dichter, wenn er vollends einen rittermäßigen Stoff in längerem Gedicht verarbeitete, durfte ungescheut die Arbeiten seiner Vorgänger verwenden, zumal wenn diese in fremder Sprache geschrieben waren. Er übertrug ein Gedicht aus dem Nordfranzösischen oder Lateinischen, zuweilen wörtlich übersetzend, an andern Stellen umgestaltend, dann bewies er seine Dichterkunst in den Augen der Zeitgenossen ganz genügend durch höfische Sprache, durch klangvollen Vers und durch kräftiges Herausheben der Stellen, welche ihm poetisch schön däuchten. Was wir jetzt für die Grundbedingung des selbstständigen Dichtens halten, daß der Dichter die ganze große Fabel sich erschaffe, war damals nicht nöthig, und grade vor den größten Aufgaben der epischen Poesie nicht möglich. — Endlich der Baumeister, wel-

cher zur Zeit des romanischen, des gothischen Stils oder der Renaissance seinen Zeitgenossen einen bewunderten Bau aufführte, war in ganz anderer Weise schöpferisch und wieder gebunden als unsere Architekten; gewisse Grundverhältnisse der Länge, Breite, Höhe standen fest, die meisten Formen und Zierrathen, die Elemente, aus denen er Pfeiler oder Säule zusammensetzte, Schwung der Bögen, Gliederung des Gesimses, Ornamente der vorspringenden Theile waren in der Hauptsache vorgebildet, sein Talent bewährte sich wieder durch geschmackvolles und modisches Umbilden gegebener Formen und durch reiche Erfindung in Einzelheiten. Ob er antik, im Basilikenstil oder in germanischer Weise schaffen wollte, stand für ihn ganz außer Frage, und in dieser Beziehung war sein Bilden der directe Gegensatz des Modernen, wo dem Künstler zunächst zugemuthet wird, unter einer Menge ganz verschiedener Stilformen zu wählen, die ihm aus allen Jahrhunderten der Vergangenheit überkommen sind, und wo ihm die Versuchung nahe liegt, sich aus dem Wirrwarr vorhandener Formen mosaikartig einen neuen Stil zusammenzusetzen.

Wie die Bedingungen, unter denen der Künstler schafft, ihm durch jede Veränderung der Bildung modificirt werden, ebenso ist auch die Energie des künstlerischen Schaffens nicht in jeder Zeit dieselbe, und das schöne Gelingen der Kunstwerke ist nicht in jeder Periode des Volkslebens möglich. Das ist allbekannt. Aber wenn wir die letzten Gründe suchen, um diese auffallende Thatsache zu begreifen, gelangen wir an einen Punkt, wo das geheimnißvolle Walten der Gotteskraft in den Völkern sich unserem Verständniß entzieht. Wir sehen nur, daß vieles thätig ist, um diese Ungleichmäßigkeit der bildenden Kraft hervorzubringen. Eigenheiten des Volkes, welche wir natürliche Anlage nennen, seine socialen Zustände, Sitte, Recht, gesellschaftliche Verhältnisse, die Quellen seiner Bildung sind dabei wirksam, aber sie allein erklären nicht, wie zur Zeit des Phidias und

Sophokles die größten Talente des Griechenvolkes massenhaft neben einander aufwuchsen, zur Zeit des Raphael die großen Maler, in der Hohenstaufenzeit und wieder in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die großen Dichter der Deutschen, sie erklären auch nicht, woher es kommt, daß z. B. die höchste Blüthe des Drama's den Culturvölkern fast plötzlich, wie eine Offenbarung aufgeht, durch geniale Begabung eines oder mehrer Männer und daß sie selten über ein Menschenleben in einer Nation weilt. Bei achtungsvoller Betrachtung dieses Geheimnißvollen wird allerdings deutlich, daß auch hier kein Zufall waltet, und daß die einzelnen Künste unter sich selbst in inniger Verbindung stehn, daß das Gedeihen der einen das Wachsthum der andern fördert oder auch zurückhält, und daß dieselben günstigen Einwirkungen oft der einen wie der andern zu gut kommen. Unmittelbar nach Aeschylos schließt sich Phidias; zwischen den Nibelungenliedern, der Blüthe gelehrter Mönchpoesie zur Zeit der Frankenkaiser und dem romanischen Kirchenstil ist der innere Zusammenhang unleugbar, ebenso zwischen der Minnepoesie des dreizehnten Jahrhunderts und der Gothik in den aufstrebenden Städten. Das feste Band, welches Dante und Giotto, die Humanisten und Michel Angelo, die Renaissance und Shakespeare aneinanderknüpft, ist oft dargestellt worden, und daß unsere Landschaftsmalerei mit der Entwickelung des poetischen Naturssinnes im vorigen Jahrhundert zusammenhängt, ist niemandem zweifelhaft. Als wiederkehrende Erscheinung drängt sich ferner auf, daß die Poesie als ältere Schwester die andern Künste erzieht, denn das Aufblühn der Volkskraft zeigt sich zuerst in der Kunst, welche den idealen Inhalt der Zeit am geistigsten und vollständigsten auszudrücken vermag, an ihr Gedeihn schließt sich leicht das der andern Künste, auch solcher, welche nicht, wie die Schauspielkunst und der mimische Tanz, unmittelbar aus der Poesie sich entfalten.

Auch innerhalb derselben Kunst entwickeln sich die verschie-

denen Richtungen nach einander zur Blüthe, auch hierin ist gesetzlicher Verlauf. In der Poesie zuerst das Epos, dann die Lyrik, spät, unter besonders günstigen Verhältnissen, das Drama. Die erste Kunst, welche in jedem Culturvolk mächtig herausbricht, ist die epische Poesie. Ihr reichstes Gedeihn, ihre höchste Bedeutung erhält sie grade zu der Zeit, in welcher die übrigen Künste noch unentwickelt in der Seele des Volkes liegen. Sie ist in der Jugend der Völker noch keine Kunstgattung, sie ist der einzige, nothwendig gegebene Weg, auf welchem sich die schöpferische Kraft äußert. Und sehr merkwürdig ist, daß in einem reichbegabten Volke während solcher Zeit auch die übrigen Künste wie unfertige Seelchen durch das Epos nach dem Leben ringen. Der Mann von großer dichterischer Begabung ist zugleich der Weltkundige und vielleicht der Seher seines Stammes, er ist Sänger und musikalischer Künstler. In seinen Träumen erscheinen sogar die bildenden Künste auf einer Stufe, welche er ahnt, bevor sie erreicht ist. Er schildert die Halle des Königs so groß und reich geschmückt, wie sie zu seiner Zeit in Wirklichkeit noch nicht ist, er bildet begeistert in Vers die schöne Arbeit eines Halsschmucks, eines Trinkgefäßes, einer Waffenrüstung. Was ihm irgendeinmal von den schwachen Kunstversuchen der Zeitgenossen gefiel, das wird von ihm zu kostbarem Prachtwerk ausgemalt. Aber während er dichtet, ist er noch in anderer Weise ein Maler. Die ehrwürdigen Gestalten der Götter- und Heldensage steigen vor seinem innern Sinn in einzelnen Situationen gewaltig und reizvoll auf, er schaut sie, wie sie sich bewegen, einander grüßend zuneigen, wie sie den Speer werfen, beim Fest in der Königshalle sitzen, deutlich sieht er das Kleid, das sie umhüllt, die charakteristische Bewegung des Hauptes und der Hände, er erblickt die luftige Gestalt der Göttin, welche aus der Fluth steigt und dem Helden ihren rettenden Schleier zuwirft, oder den Helden, welcher ihr den Schleier raubt, und die Göttin, welche wie ein Vogel über der Fluth schwebt, weil sie

das Schwanenhemd nicht missen will. Alles Bedeutsame erkennt er deutlich bis in Einzelheiten. Und zuverlässig vermöchte er selbst nicht immer zu unterscheiden, ob solches Bild nur innere Anschauung war, oder ob es sich fühlbar vor seinen Augen in der Landschaft erhob. — Freilich, nicht eben so detaillirt empfindet er das innere Leben seiner Gestalten, er hält einen charakteristischen Grundzug an seinen Helden fest, der sich ausprägt in ihrer äußeren Erscheinung und in jeder Rede, und behaglich variirt er in vielen einzelnen Situationen dies gefundene Charakteristische. Er erfindet auch nicht die Handlung wie ein moderner Dichter, denn auch der Verlauf der Ereignisse ist ihm in der Hauptsache gegeben, die Kunde davon ist Habe seines Volkes so gut wie seine eigene. Er begnügt sich, die Momente, welche ihn poetisch anregen, stark hervorzuheben, er fühlt bei der Lebhaftigkeit seiner Bilder ganz sicher, daß die Ereignisse so, wie er sie darstellt, sich zugetragen haben müssen, und er wirft, was aus der Sage zu seinen großen Anschauungen etwa nicht paßt, sorglos bei Seite, nicht darum, weil es ihm grade unverwendbar ist, sondern weil es ihm nicht wahr ist. So regt sich seine Erfindung nach der einen Seite weit unfreier als die unsere, und doch wieder gehoben durch eine Deutlichkeit und plastische Lebendigkeit der Anschauungen, die uns geschwunden ist.

Wir aber schätzen den Werth solcher epischen Poesie unter anderm darnach, ob die Bilder, welche der Dichter schaute, auch jeden Moment deutlich machen, der für eine zusammenhängende Geschichtserzählung nothwendig ist, ob sie von dem Dichter in fortleitender Bewegung durch die ganze Geschichte, welche er vorführt, regsam geschaut werden, oder ob diese verklärten Bilder ihm nur in einzelnen Stellen seiner Erzählung so deutlich werden, daß er genau zu schildern vermag. Die Fülle und Reichlichkeit und die ruhig gleichförmige Bewegung, in welcher das homerische Epos seine Heldengruppen schaut, ist der schönste Vorzug hellenischer Poesie z. B. gegenüber der deutschen, wo

trotz tiefsinniger Empfindung und sinniger Freude an den Charakteren der Helden die Wirkung dadurch beeinträchtigt wird, daß die Bilder häufig nur in einzelnen kurzen Augenblicken dem Dichter aufzucken, dann freilich wohl in überwältigender Macht und Schönheit. Aber das Kurze dieser Anschauungen und die relative Unbeweglichkeit der geschauten Gruppen giebt der ältesten deutschen Poesie etwas Starres, Fragmentarisches, Zerhacktes. Bei den Griechen dagegen war es kein Zufall, daß Maler und Bildhauer nicht müde wurden, die Situationen Homers als ihr Eigenthum zu betrachten und nachzubilden, und daß Aristoteles den Mann, welchen er als Sänger der Ilias und Odyssee betrachtet, in gewissem Sinn auch den ersten Dramatiker nennt.

Aber der epische Dichter sieht nicht nur seine Gebilde leibhaftig vor sich, er hört dabei auch musikalischen Klang, die Beschreibung, welche er von ihnen giebt, und ihre Reden empfindet er in rythmischem Takt und melodischem Tonfalle. Auch hier ist seiner Rede das Maß und seiner Recitation ein gewisser melodischer Lauf gegeben, auch hier prägt er mit Sicherheit den geistigen Inhalt und die Empfindung in gegebenen Grundformen aus, leicht und freudig innerhalb der eng gesteckten Grenzen schaffend.

Sehr fremdartig ist für uns solche Dichterarbeit, denn weit regelvoller, innerlicher und stärker mit Absicht versetzt pflegt unser Schaffen zu sein. Dennoch ist die alte Methode auch in unserer Zeit nicht unerhört. Und wenn diese Betrachtung nach langem Abschweif zu Otto Ludwig zurückkehrt, so geschieht es, um aus seinen Worten zu beweisen, daß in einem Deutschen des neunzehnten Jahrhunderts einmal die uralte und seltsame Arbeit eines Dichtergemüthes aus grauer Vorzeit wieder lebendig geworden ist. Für diesen Zweck wird hier eine Aufzeichnung mitgetheilt, welche sich im Nachlaß des Verstorbenen vorfand. Sie gehört zu den denkwürdigsten Bekenntnissen eines Dichters. Daß

ie durchaus wahrhaft, ja auch ohne Selbsttäuschung niedergeschrieben ist, lehrt der Augenschein; wer irgendwie das lautere Gemüth des Verstorbenen gekannt hat und die Strenge, mit welcher er sich selbst beobachtete, dem wird ohnedies jeder Zweifel als unrecht erscheinen.

So aber schildert Otto Ludwig sein poetisches Schaffen:

„Mein Verfahren ist dies: Es geht eine Stimmung voraus, eine musikalische, die wird mir zur Farbe, dann seh' ich Gestalten, eine oder mehre in irgendeiner Stellung und Geberdung für sich oder gegen einander, und dies wie einen Kupferstich auf Papier von jener Farbe, oder genauer ausgedrückt wie eine Marmorstatue oder plastische Gruppe, auf welche die Sonne durch einen Vorhang fällt, der jene Farbe hat. Diese Farbenerscheinung hab' ich auch, wenn ich ein Dichtungswerk gelesen, das mich ergriffen hat; versetz' ich mich in eine Stimmung, wie sie Goethe's Gedichte geben, so hab' ich ein gesättigt Goldgelb, in's Goldbraune spielend; wie Schiller's, so hab' ich ein strahlendes Karmoisin; bei Shakespeare ist jede Scene eine Nüance der besondern Farbe, die das ganze Stück mir hat. Wunderlicherweise ist jenes Bild oder jene Gruppe gewöhnlich nicht das Bild der Katastrophe, manchmal nur eine charakteristische Figur in irgendeiner pathetischen Stellung; an diese schließt sich aber sogleich eine ganze Reihe und vom Stücke erfahr' ich nicht die Fabel, den novellistischen Inhalt zuerst, sondern bald nach vorwärts, bald nach dem Ende zu von der erst gesehenen Situation aus schießen immer neue plastisch-mimische Gestalten und Gruppen an, bis ich das ganze Stück in allen seinen Scenen habe; dies alles in großer Hast, wobei mein Bewußtsein ganz leidend sich verhält und eine Art körperlicher Beängstigung mich in Händen hat. Den Inhalt aller einzelnen Scenen kann ich mir denn auch in der Reihenfolge willkürlich reproduciren; aber den novellistischen Inhalt in eine kurze Erzählung zu bringen ist mir unmöglich. Nun findet sich zu den Geberden auch die Sprache.

Ich schreibe auf, was ich aufschreiben kann, aber wenn mich die Stimmung verläßt, ist mir das Aufgeschriebene nur ein todter Buchstabe. Nun geb' ich mich daran die Lücken des Dialogs auszufüllen. Dazu muß ich das Vorhandene mit kritischem Auge ansehen. Ich suche die Idee, die der Generalnenner aller dieser Einzelnheiten ist, oder wenn ich so sagen soll, ich suche die Idee, die, mir unbewußt, die schaffende Kraft und der Zusammenhang der Erscheinungen war; dann such' ich ebenso die Gelenke der Handlung, um den Causalnexus mir zu verdeutlichen, ebenso die psychologischen Gesetze der einzelnen Züge, den vollständigen Inhalt der Situationen, ich ordne das Verwirrte und mache nun meinen Plan, in dem nichts mehr dem bloßen Instinct angehört, alles Absicht und Berechnung ist, im Ganzen und bis in das einzelne Wort hinein. Da sieht es denn ohngefähr aus wie ein hebbelsches Stück, alles ist abstract ausgesprochen, jede Veränderung der Situation, jedes Stück Charakterentwickelung gleichsam ein psychologisches Präparat, das Gespräch ist nicht mehr wirkliches Gespräch, sondern eine Reihe von psychologischen charakteristischen Zügen, pragmatischen und höheren Motiven. Ich könnte es nun so lassen und vor dem Verstande würd' es besser bestehn, als nachher. Auch an zeitgemäßen Stellen fehlt es nicht, die dem Publikum gefallen könnten. Aber ich kann mir nicht helfen, dergleichen ist mir kein poetisches Kunstwerk; auch die hebbelschen Stücke kommen mir immer nur vor wie der rohe Stoff zu einem Kunstwerk, nicht wie ein solches selbst. Es ist noch kein Mensch geworden, es ist ein Gerippe, etwas Fleisch darum, dem man aber die Zusammensetzung und die Natur der halbverdauten Stoffe noch anmerkt; das Psychologische drängt sich noch als Psychologisches auf, überall sieht man die Absicht. Nun mach' ich mich an die Ausführung. Das Stück muß aussehen, als wäre es blos aus dem Instinct hervorgegangen. Die psychologischen Züge, alles Abstracte wird in Concretes verwandelt. Die Person darf nicht mehr abstracte Bemerkungen über ihre Ent-

wickelungsmomente machen, aus welchen bei Hebbel oft der ganze Dialog besteht. Man muß an der Geberde der Rede, wenn ich so sagen darf, merken, was in der Person vorgeht, aber sie muß es nicht mit dürren Worten sagen, denn wer kann in solchem Zustande solche Bemerkungen über sich machen? Man hört dann eine Marionette und keinen Menschen, eine Figur, die sagt, was der Dichter will, aber nicht, was sie selbst. Es ist das freilich schwer, denn man hat immer zwei Gedankenreihen bei dieser Umwandlung festzuhalten, nämlich erstens die Reden, die der Person natürlich und die einen Inhalt und Zusammenhang für sich haben, zweitens die psychologischen Entwickelungsmomente, die so zu sagen ohne Wissen, ja oft wider den Willen der Figur durch jene hindurchscheinen. Es ist nicht allein technisch schwer, sondern es verlangt auch wenigstens im Anfang einen schweren Sieg über die Eitelkeit, denn die blendenden Reihenfaden der rohen Stoffe werden zu gebrochenen, die Einfälle verlieren das Pikante, das Raffinirte sieht aus wie das Gewöhnliche. Am schwierigsten ist dies bei leichteren psychologischen Momenten, die die Oberfläche der Rede nur so leicht afficiren dürfen, wie ein leises Lüftchen fast unsichtbar die Wellen kräuselt, bei den ersten Keimen innerer Zustände, die dann stetig gesteigert der Person selbst erst später klar werden, manchmal ihr gar nicht klar werden. So ist's mit dem Charakterisiren; bei Hebbel erzählen die Personen ihre Charakterzüge in kleinen Anekdoten, und wissen sich selbst etwas damit, was für ganz eigene Menschen sie sind, während meiner Meinung nach sich der Charakter einer Person ohne ihr Wissen, ja wider ihren Willen zeigen muß, die Personen selber ihren Charakter meist nicht kennen, und indem sie ihren vermeinten schildern wollen, unwillkürlich und ohne es zu wissen, ihren wirklichen schildern müssen. Denn wem, der die Menschen und den Menschen kennt, muß nicht all dies absichtliche, abstracte Auskramen psychologischer und charakteristischer Züge, die jedem bekannt sind, lächerlich vorkommen? Die Per-

sonen soll man für Menschen halten, sie müssen sich also doch einigermaßen als Menschen geberden. Wenn ein Schicksal auf uns Eindruck machen soll, darf es doch kein Theaterschicksal sein. Solche Charaktere giebt's, die sich und ihre Entwicklungen stets selber beobachten. Warum soll der Dichter nicht auch einen solchen zeichnen? Er darf aber nicht vergessen, daß dieses Sichselbstbeobachten eben ein individueller Zug ist und kein allgemeiner, den er allen Charakteren beilegen darf. Des Philosophen, des Mannes der Wissenschaft ist es, das Gesetz aus der Fülle seiner Erscheinungen herauszuschälen; des Dichters, das Gesetz wieder hinter der Erscheinung zu verwerfen.

So dacht' ich in meiner Isolirung. Meine poetischen Menschen machten's, wie ich die Menschen kennen gelernt hatte, aber ich dachte wohl bald willkürlich nicht mehr daran, daß das Publikum ja eben aus solchen Menschen besteht, daß der beobachtende Blick, der mit Leichtigkeit durch die absichtlichen und unabsichtlichen Verkleidungen in das Innere dringt, der mehr auf die unwillkürliche Geberde der Rede merkt als auf ihren Wortinhalt, wie der Fechter mehr auf seines Gegners Auge, als auf seinen Arm, eine Sonntagskennergabe ist, die sich nicht anbilden, nur ausbilden läßt."

Diese Niederschrift Otto Ludwigs berichtet mit wünschenswerthester Genauigkeit seine Methode der poetischen Arbeit und zwar vor dem Drama. Das erste Aufsteigen der innern Kunstbilder war ihm von Erscheinungen begleitet, welche sonst auch der feurigsten Phantasie eines modernen Dichters fremd zu sein pflegen. Seine productive Kraft rang zunächst nach Melodie; dann sah er die Gestalten seiner Träume fast leibhaftig vor sich, von dämmriger Farbe beleuchtet. Der dramatische Dichter jedoch soll zwar die Seelenbewegungen eines Charakters mit dem reichsten Detail und in ihrer höchsten Stärke empfinden, aber das Aeußere seiner Helden, Tracht, Geberde, Stellung zu schauen ist nicht seines Amtes, sondern Sache des Schauspielers. Aller-

ings wird ihm in jeder bedeutenden Situation des Stückes, zumal wenn der Dichter einige Bühnenerfahrung hat, auch die Stellung, welche die Personen auf der Bühne zu einander einnehmen, im Bewußtsein stehen und vor jeder bedeutungsvollen Action wird er fühlen, wie sie im Spiel ausgeführt werden müsse, um wirksam zu sein. Weilt er über Ensemble-Scenen, so wird ihm die Anordnung der Massen, die Stellung der Hauptspieler zu den Nebenpersonen auf der Bühne vielleicht ganz deutlich sein, aber Gestalten zu sehen mit plastischer Lebendigkeit ist ihm nicht nöthig. Und wohl würde er Grund haben, diese Richtung seines innern Sinnes auf körperliche Formen abzuwehren, denn solches Schauen der Gruppen mag ihm leicht den starken Strom von Empfindungen und Willensäußerungen stören, in welchem sich sein Stück Scene für Scene vorwärts bewegt.

Das Wesen des dramatischen Bildens ist nämlich nicht das Hängen in mächtigen Situationen, dies ist im Gegentheil durchaus charakteristisch für epische Begabung — sondern das unablässige Fortbewegen der Charaktere und Handlung durch die Situationen, und dem dramatischen Talent ist grade die nicht unterbrochene Bewegung und Wandlung der Charaktere das Reizvollste.

Während nun Otto Ludwig mit beängstigender Deutlichkeit die Gestalten in einzelnen Situationen sah, die ihn grade erregten, war auf der andern Seite der geistige Proceß, durch welchen er sich die dramatische Handlung construirte, ein complicirter und schwieriger; wo ihm das Schauen der bewegten Situationsgruppen aufhörte und wo die eilige Niederschrift abbrach, welche er während seiner Intuition von bedeutsamen Wechselreden der geschauten Bilder und von ihrer Action gemacht hatte, da hörte auch das Unmittelbare und Kräftige seiner Production auf, er mußte sich die im Ganzen epische Stimmung der imponirenden Momente erst durch die weitläufige Reflexion in das Dramatische

umſetzen, erſt durch kühles Nachdenken über die innre Verbindung ſeiner Bilder wurde ihm der Zuſammenhang der Handlung deutlich. Auch dieſes Verfahren iſt nicht das gemeingiltige für den dramatiſchen Dichter. Leicht und freudig ſoll dieſer bei jedem ſeiner Charaktere den tiefen Grund ihres Weſens empfinden. In ſolcher ſichern Empfindung ihrer Eigenthümlichkeit läßt er ſie ſprechen, was je nach dem Antheil, den ſie an der Handlung haben, nothwendig iſt. Er überlegt in der Regel gar nicht, ob ihre Worte charakteriſtiſch ſind und ob die Perſonen an der einzelnen Stelle ſo oder anders zu tragiren haben, was er ſie ſagen heißt, wird von ſelbſt charakteriſtiſch und für die Scene bedeutſam, wenn er ihr dramatiſches Leben ſicher in ſich trägt und weiß, wo die einzelne Scene hinaus will. Schreibt er die Reden nieder, ſo erſcheinen ſie ihm als ſelbſtverſtändlich und nothwendig, und erſt wenn er das Geſchriebene in kalter Stimmung wieder lieſt, wird er neben Unfertigem vielleicht überraſcht merken, wie genau er grade das Charakteriſtiſche ausgedrückt hat. Mit gleicher Naturnothwendigkeit erfindet er die Handlung. In demſelben Augenblick, wo ihm die Wirkungen einer Scene nach der andern aufgehen und die heitere Arbeit des Schaffens ihn hebt, fühlt er ſich auch durch die einzelnen Wirkungen gerührt und erſchüttert, und doch ſchwebt über der wogenden Strömung in ſeiner Seele klar, bewußt und zweckvoll ſein Geiſt, die geſchäftige Empfindung leitend und Schritt für Schritt zu deutlichem Ziele führend. Jeder Dichter hat Stunden, wo er ſein werdendes Werk zweifelnd mit kritiſchen Augen betrachtet. Vielleicht verſagt jedem die ſchöpferiſche Kraft einmal gutwillige Ausführung einzelner Situationen, über anderes iſt ſie flüchtig weggehuſcht, und er muß ſich reflectirend klar machen, daß es hier und da fehlt, und muß den ſchöpferiſchen Trieb gewiſſermaßen zur Thätigkeit zwingen. In der Hauptſache aber wird ihm die freiſte Beherrſchung des Stoffes und das kräftigſte Geſtalten genau und völlig zuſammenfallen. Deshalb wird den meiſten Dichtern

auch längere reflectirende Niederschrift über einen Stoff, für den sie warm geworden sind, widerstehen. Sie mögen vor der Arbeit historische Studien machen, bis die Charaktere und die Zeitfarbe in ihnen lebendig geworden sind; von diesem Augenblicke aber an wird das Gestalten selbst ihnen so sehr Hauptsache sein, daß alles weitere Erörtern der ästhetischen Grundsätze stört. Wer Dramen Shakespeare's, auch Goethe's und Schiller's betrachtet, dem wird zweifellos, daß sie frisch dem Quell, der aus geheimen Tiefen der Seele entsprang, vertrauten, und zu gleicher Zeit Kritiker und Schöpfer waren, ein kurzes oder ausgeführtes Scenarium vor sich.

Daß Otto Ludwig so sehr anders schuf und durch massenhaften Apparat dem Geheimniß dramatischer Gestaltung nachging, ist auch aus seinen Dramen und Novellen zu erkennen. Von höchster Poesie sind einzelne Situationen: die feindlichen Brüder auf dem Thurme, von denen einer den andern hinunterstürzen will; die jüdische Mutter vor dem Tyrannen, der ihre Kinder tödtet; der alte Förster, aus gekränktem Rechtsgefühl in blödes, finsteres Grübeln versetzt, das sind Momente von einer vielleicht-unheimlichen, aber brennenden Farbenpracht. Und nicht sie allein, auch andere Situationen, die zu ihnen führen, sind mit bewunderungswürdiger Deutlichkeit und Energie geschaut. Aber nicht ebenso sicher der Lauf der gesammten Handlung. Fast in jedem Werke ist eine oder mehre Stellen, wo die große Wirkung des Einzelnen durch Undeutlichkeit, oder Mangelhaftigkeit der Motive gestört wird. Immer sind einige Charaktere mit wundervoller Tiefe empfunden, daneben stehen in bedeutsamer Stellung andere, arm an Farbe und Leben. Dies sind solche Theile und Charaktere der Handlung, welche in seine fast dämonische Bilderschau nicht aufgenommen waren, und die er sich mühsam durch verständiges Denken zurichtete. Und es ist ebenfalls bedeutsam, daß es ihm sehr schwer wurde, seine Einbildungskraft durch die Reflexion zu lenken.

Faſſen wir, was hier angedeutet wurde, zuſammen, ſo tritt uns das originelle Bild einer energiſchen Geſtaltungskraft entgegen, welche deshalb nur in einzelnen Stunden das Höchſte zu leiſten vermochte, weil ihr naturgemäßes Schaffen vielleicht zu muſikaliſch, vielleicht zu maleriſch, in der Hauptſache nicht rein dramatiſch war, ſondern epiſch. Die Gattungen der Kunſt haben ſich längſt getrennt; jede fordert eine beſondere Zucht der Phantaſie, und beſondere den Grundbedingungen der Kunſt gemäße Anſchauungen. Das Schaffen dieſes Dichters aber war wie ſein ganzes Weſen ähnlich der Art eines epiſchen Sängers aus der Zeit, wo die Geſtalten dem Dichter lebendig, mit Klang und Farbe, in der Dämmerung des Völkermorgens um das Haupt ſchwebten.

Solche Träume im Herzen lebte er ſtill unter uns, ein Dichter, dem ſeine Zeitgenoſſen nicht reiche Kränze zuwarfen, und doch eine ſtarke und urdeutſche Künſtlerſeele.

G. F.

Der Erbförſter.

Trauerſpiel in fünf Aufzügen.

Personen.

Stein, ein reicher Fabrikherr und Güterbesitzer.
Robert, sein Sohn.
Christian Ulrich, Förster des Gutes Düsterwalde, genannt der Erbförster.
Sophie, seine Frau.
Andreä, Forstgehülfe bei Ulrich,
Marie, } Beider Kinder.
Wilhelm, }
Wilkens, ein großer Bauer, der Försterin Oheim.
Der Pastor von Waldenrode.
Müller, Steins Buchhalter.
Jäger Gottfried, genannt der Buchjäger.
Weiler, Ulrichs Holzhüter.
Der Wirth von der Grenzschenke.
Frei, } Wilddiebe.
Lindenschmied, }
Kathrine.
Bastian, Steins Diener.
Zwei Träger.

Das Stück spielt abwechselnd im Jägerhaus von Düsterwalde und in Steins Schloß zu Waldenrode, einmal im dritten Aufzug in der Grenzschenke und im heimlichen Grunde.

Erſter Aufzug.

Jägerhaus von Düſterwalde.

Im Hintergrunde des Zimmers eine Flügelthür und ein Schrank, beiden Seiten gewöhnliche Thüren. Rechts ein Fenſter; links im tergrunde der Ofen; weiter vorn eine Schwarzwälderuhr; dann Riegel, an dem mehre Flinten, darunter zwei doppelläufige, Jagd- hen und dergleichen Geräth hängen, und ein Bücherbord, auf hem Bibel und Geſangbücher liegen.

Erſter Auftritt.

Man hört in der Scene Muſikanten ein Stückchen blaſen.

Weiler, langſam ſich umſehend durch die Mittelthür; die **ſterin**, zugleich geſchäftig von links. Dann **Andres**, **Wilhelm**, **Marie**.

Förſterin.

Da ſind die Muſikanten ſchon. Wo hab' ich nur den Kel- hlüſſel? Die Muſik muß zu trinken haben. — Der Weiler?

Weiler.

Der Weiler. Wo iſt denn der Alte? Der Förſter?

Försterin.

Mein Mann? Ist er nicht draußen?

Weiler.

Von wegen mit den Holzhauern. —

Försterin.

Kann Er nicht warten?

Weiler.

Warten? Behüte. Alle Hände voll zu thun.

Försterin.

So mach' Er, daß Er fortkommt.

Weiler (legt ruhig Tabak in seine kurze Thonpfeife klopfend.)

Ja.

Försterin.

Sollt' er vielleicht schon mit dem Herrn Stein —

Weiler.

Ja; Sand gestreut schon am Dienstag. Und die Guirlanden draußen an der Thür' — Heut' ist doch gar die Verlobung vom Herrn Robert Stein und der Jungfer Marie? Da wird die Freundschaft noch erst recht dick werden, wenn's heißt: „der Herr Schwiegervater Stein." Und das ist noch nicht einmal Alles. Der Stein hat nun auch das Gut gekauft, worauf der Ulrich Förster ist. Der dicke Advocat aus der Stadt hat's gestern richtig gemacht. Und der Stein ist heut' als Herr von Düsterwalde aus seinem Bett gestiegen.

Försterin.

Hier den Tisch —

Weiler.

(indem sie den Tisch zusammen tragen, auf der linken Seite)

Wird's der Ulrich gut kriegen, nun sein alter Freund sein Herr geworden ist und noch obendrein sein Schwiegervater wird.

Försterin.

Weiter nach dem Ofen zu. Noch einer muß herein.

Weiler (in sich hineinlachend).

Wahre Kesselflicker die Beiden, der Stein und der Ulrich. Alle Tage einmal Zank.

Försterin.

Warum nicht gar Zank? Scherz ist's. (Geschäftig hinaus, gleich darauf wieder herein).

Weiler (hinter ihr her gestikulierend bis an die Thür.)

Scherz? Da hat sich's. Der Eine hitzig, der Andre eigensinnig. Seit sich's um den Kauf handelt, da ist das Durchforsten der tägliche Zankapfel. Die reichen Leute wollen doch immer auch was verstehn, wenn's auch nichts ist damit. Da meint der Stein, wenn er allemal die andere Reihe Bäume wegschlüg' im Wald, da bekäm' die erste mehr Licht und mehr Platz zum Wachsen. Kann auch sein, daß der Buchjäger das aufgestöbert hat in einem alten Buch. Aber damit kommt er dem Ulrich schön an. Noch vorgestern denk ich, sie fressen einander auf, daß von Keinem was übrig bleibt. Der Stein: es wird durchforstet. Der Förster: es wird nicht durchforstet. Der Stein: Aber es wird durchforstet. Der Förster: Aber es wird nicht durchforstet. Der Stein: Aber es wird durchforstet. Der Förster: Aber es wird nicht durchforstet. Der Stein auf; den Rock zu, zwei Knöpfe auf einmal, zwei Stühle über den Haufen gerannt und — fort. Ich, denk' ich, nun wird's doch einmal aus sein mit der Freundschaft? Ja, prosit Mahlzeit. Das war vorgestern Nacht und gestern früh — kaum war's Tag — wer da vom Schloß daher gepfiffen kommt und an des Försters Fenster pocht, als wär nie nichts passirt — das ist der Stein. Und wer schon eine Viertelstunde gewartet hat und drinn sein „Gleich!" unter dem weißen Schnauzbart hervorschnarcht — das ist der Ulrich. Und nun mit einander hinaus, mir nichts, dir nichts — in den Wald — als wär' nie nicht kein Zank gewest. Und das fällt auch keinem Menschen mehr auf. Nachts gezankt und früh mit einander in den Wald — als müßt's so sein. Aber macht er's denn mit seinem Jungen anders, der Stein? Mit dem Robert? Der Stein? Hat der nicht schon ein halb Dutzend Mal fortgewollt? Und hernach ist er wieder zu gut. Konfuse Wirthschaft das! (Während des letztern ist er Schritt vor Schritt vor dem Tisch zurückgewichen, den Andreas und Wilhelm hereingetragen bringen und an den bereits zur Linken stehenden Tisch fügen, der in der Richtung von der Kamin nach dem Hintergrunde steht.)

Försterin.

Hierher. So. Und nun Stühle, Jungens. Aus der obern Stube. Der Weiler könnte wohl —

Andres und Wilhelm (ab.)

Weiler (preſſirt, indem er ſich zum Geben fertig macht).

Wenn er nicht die Hände voll zu thun hätte, der Weiler! Draußen mit den Holzmachern — dann wegen des Tannenſaamens und von wegen mit dem Salz — da — ich kann nicht zu Gedanken kommen vor der Arbeit. Und der Alte — (Gebehrden, Ulrichs Strenge andeutend).

Försterin.

Na; ich will nicht ſchuld ſein, wenn Er etwas verſäumt. (Geht wieder).

Weiler (ganz ruhig.)

Ja. (Den Finger an der Naſe). Aber ob er auch jetzt allemal der erſte ſein wird, der die Hand bietet? Der Stein? Wenn er nun des Förſters ſein Herr iſt? Ja; ich will nicht prophezei'n, aber — der Herr hat doch allemal recht, weil er der Herr iſt. Hm. Wenn's mal was ernſthaftes gäbe! Hab' ohnehin mal wieder die luſtigen Geſichter ſatt.

Försterin (mit Andreas und Wilhelm, die Stühle tragend).

Sieben, acht, neun, zehn Stühle. (zählt nochmals leiſe.) Ja.

Weiler.

War auch kein übel Geſicht das, was der Buchjäger geſtern ſchnitt, Mosjeh Andres; Sie haben auch wieder was mit ihm vorgehabt.

Försterin.

Mit dem rachſüchtigen, brutalen Menſchen? (Sie deckt die Tafel)

Andres.

Wer kann mit dem in Frieden leben?

Försterin.

Nun; geſcheh'n iſt geſcheh'n. Aber in Acht nehmen darfſt Du Dich vor dem.

Weiler.

Sela. Denn es iſt kein Glied an dem Kerl, woran der Kerl nicht ſchlecht wär'.

Andres.

Ich fürcht' ihn nicht.

Förſterin.

Du, Wilhelm, in's Gärtchen. Kaiſerkronen, Löwenmaul, Ritterſporn — nur was Großes, damit es ein Anſehn hat im Glas. — Stein's werden bald kommen mit Herrn Möller, dem Buchhalter —

Weiler.

Dem Hageſtolz —

Förſterin.

Sieh doch, Andres, ob der Vetter Willens noch nicht kommt?

Andres, Wilhelm (ab).

Weiler.

Der Wilkens kommt auch?

Förſterin (betonend).

Der Herr Wilkens? Wird nicht ausbleiben, wenn ſeiner Muhme Tochter Verlobung hat!

Weiler.

Hm, freilich. Hat Geld, der Herr Wilkens. Der größte Bauer in der Gegend. Ich war auch einmal ein Herr Weiler. Eh' mir die Gläubiger meinen Kaffeeladen zugeſchloſſen. Da haben ſie den „Herrn" in die Thür geklemmt. Da ſteckt er noch. Nun iſt's „der Weiler" ſchlechtweg. „Der Weiler könnte" — „weil der Weiler doch einmal da iſt" etcetera. Manchmal, wenn mir's Vergnügen macht, ärgr' ich mich drüber. Ein eigen Vergnügen, ſich zu ärgern — aber es iſt eins. Hui, da kommt die Jungfer Braut.

Marie.

(tritt auf: während des Folgenden wird von den Frauen die Tafel gedeckt).

Weiler.

Hui! Wie ein Eichhörnchen.

Förſterin.

Der Weiler will Dir eine Schmeichelei ſagen, Marie. Er hat ſeine aparte Art.

Weiler.

Ja. Schad't nichts. Grob oder fein. Wenn das Weibſen nur merkt, daß es geſchmeichelt ſein ſoll, da iſt es ſchon zufrieden. Wie wenn die Jungen ſo'n glattes Kätzelchen ſtreichen. Sanft oder rauh, wohl oder weh', es kann ſich's nicht erwehren zu ſpinnen.

Marie.

Und der Vergleich war wohl auch eine Streichelei?

Weiler.

Wenn Sie ſpinnen müſſen, wird's ſchon geſtreichelt geweſen ſein.

Marie (durch's Fenſter ſehend).

Er kommt, Mutter.

Förſterin.

Der Robert?

Weiler.

Da will ich nur zu meinen Holzmachern. Sonſt fludert der Alte! (ab).

Förſterin (nachrufend).

Wenn er nicht hereinkommen kann, will ich ihm ſein Theil aufheben. — Ein ungemüthlicher Menſch! Und höflich wird er nunmehr auch nicht. Das kommt noch aus ſeiner guten Zeit her. Und deshalb ſieht's ihm auch Dein Vater nach. Weil ſie alte Kameraden waren. Der Buchjäger gehörte auch dazu. Wie der ſein Vermögen vertrunken hatte, kam er an den Stein. (Die Tafel überſehend.) Hier oben der Bräutigamsvater. Daneben Deiner. Dann der gute, launige Herr Paſtor. Wenn der nicht wär', wär' der Robert längſt fort.

Marie.

Mutter, dasmal war der Robert ſo wild, ſo ungeſtüm —

Förſterin.

Ja; dasmal konnte der Paſtor und wir ihn kaum halten.

(zählt die schon Genannten noch einmal). Dann hier Herr Möller. Und dort Dein Herr Pathe, der Herr Vetter Wilkens. Dann hier ich, dort Robert und Du. Untenan endlich Andres und Wilhelm. Wie die Zeit vergeht! Wenn ich an meinen Verlobungstag denke! Da war ich nicht so glücklich als heut.

Marie.

Mutter, ob's jedem Mädchen so ist, das eine Braut werden soll, wie mir?

Försterin.

Hat nicht Jede so große Ursache froh zu sein wie Du.

Marie.

Aber ist denn das auch Fröhlichkeit, was ich fühle? Mir ist so schwer, Mutter, so —

Försterin.

Freilich; wie dem Blümchen, an dem ein Thautropfen hängt. Es hängt den Kopf, und doch ist der Thau ihm keine Last.

Marie.

Als wär's unrecht von mir, daß ich den Vater verlassen will — wenn's gleich um Robert ist.

Försterin.

Das Wort Gottes sagt: Das Weib soll Vater und Mutter verlassen und am Manne hangen. — Bei mir war's noch anders, als bei Dir. Dein Vater war schon ein schmucker Mann — nicht mehr so jung, aber hoch und straff wie eine Tanne; sein Bart war damals noch kohlschwarz. Es sah gar Manche nach ihm um, die ihn gern gehabt hätte; das wußt' ich. Aber er war mir zu ernst und streng; Alles nahm er so genau, und aufs Vergnügen hielt er gar nichts. Es war nicht leicht, sich in ihn zu schicken. Brodsorgen hab' ich nicht gehabt. Und daß er mich etwa barsch behandelt hätte — das müßt' ich auch lügen, wenn schon er barsch thut.

Marie.

Und mehr hatt'st Du nicht gehofft? Mehr nicht?

Försterin.

Wenn der liebe Gott Alles erfüllen sollte, was solch ein

Mädchenherz hofft, das selber nicht weiß, was es will! Aber da kommt Robert. Wir wollen recht fröhlich sein, damit er nicht in seine Gedanken fällt.

Zweiter Auftritt.

Robert. Vorige.

Robert.

Guten Morgen, liebe Mutter. Guten Morgen, Marie.

Försterin.

Guten Morgen, Herr Bräutigam in Hoffnung.

Robert.

Wie ich mich freue, Sie so heiter zu seh'n. Aber Du, Marie? Du bist traurig, Marie? Und ich bin so froh. So überfroh! Den ganzen Morgen schon bin ich im Wald. Wo die Büsche am hellsten funkelten vom Thau, da drängt' ich mich durch, daß die feuchten Zweige mir in's glühende Gesicht schlagen mußten; da warf ich mich in's Gras. Aber es litt mich nirgends. Mir war, als könnte mir nichts helfen, als wenn ich laut weinte. — Und Du, sonst so frisch und munter wie ein Reh — Du bist traurig? heute traurig?

Försterin.

Sie freut sich gewiß, lieber Robert, aber Sie kennen sie ja von Kleinauf — wo andre laut werden, da wird sie still.

Marie.

Nein, Robert; traurig bin ich gewiß nicht; mir ist nur so feierlich. Den ganzen Morgen schon. Wo ich geh' und steh', als wär' ich in der Kirche. Und —

Robert.

Und —

Marie.

Und daß nun bald das Leben wie hinter mir abreißen soll, wie unter mir versinken und ein neues angeh'n soll, ein so ganz neues — sei nicht böse, guter Robert! — das ist mir so eigen, so ängstlich —

Robert.

Ein neues Leben? Ein so ganz neues Leben? Es ist ja noch immer das alte Leben, Marie, nur schöner. Es ist ja noch immer der alte liebe Baum, unter dem wir sitzen, nur daß er blüht.

Marie.

Dann, daß ich den Vater verlassen soll! — und die Mutter! Das Alte seh' ich vergeh'n, das Neue seh' ich nicht kommen; das Alte muß ich lassen, und das Neue kann ich nicht erreichen —

Robert.

Mußt Du denn den Vater lassen? Bleiben wir nicht Alle beisammen? Hat nicht deshalb mein Vater das Gut Düsterwalde gekauft?

Försterin.

Das ist die Angst, die man im Frühjahr hat, man weiß nicht woher? und nicht warum? Und im Frühjahr weiß man doch, daß es nur immer noch schöner werden muß, und fürchtet sich doch. Man fürchtet sich eben vor dem Glück. Nun sollen sich meine liebsten Wünsche erfüllen und — geht mir's denn anders? Kann ich mir nicht ordentlich wünschen, es wär' ein Braten verbrannt, oder es zerbräch' etwa von den feinen Tellern einer? Glück ist wie Sonne. Ein wenig Schatten muß sein, wenn's dem Menschen wohl werden soll. Ich will nur nachseh'n, ob's in der Küche nicht ein wenig dergleichen Schatten gesetzt hat. (Ab links).

Marie

(nachdem sie und Robert einige Augenblicke schweigend gegenüber gestanden).

Fehlt Dir was, Robert?

Robert.

Mir? Nein. Vielleicht —

Marie.

Du biſt noch auf Deinen Vater böſe? Und er iſt ſo gut!

Robert.

Daß er ſo gut iſt! Daß ſeine Güte faſt ſchwerer zu tragen iſt, als ſeine heftigen Launen! Sein Zorn verletzt nur, ſeine Güte demüthigt. Seinem Zorn ſetz' ich meinen Stolz entgegen — aber was ſeiner Güte?

Marie.

Und Du wollteſt fort, Du böſer Robert, und uns Alle verlaſſen!

Robert.

Ich wollte, aber ich bin ja noch da. O das war eine böſe Zeit! Ich war an Allem irr, an Dir, Marie, an mir ſelbſt. Aber das iſt ja nun Alles vorbei. Ein wenig Schatten muß ſein, aber nur nicht zuviel. Komm', Marie. Hier im Haus iſt's ſo ſchwül. Die Muſikanten ſollen uns das fröhlichſte Stückchen aufſpielen, das ſie können. (Sie wollen ab).

Dritter Auftritt.

Der Förſter, die Förſterin hinter ihm. Vorige.

Marie

(wie ſie den Förſter ſieht, läßt ſie Robert und umſchlingt jenen).

Förſter.

Daß Dich — Mädel! (Sich los machend). Iſt das ein Sonnenblick nach einem Regentag, daß einem die Bremſen an den

Kopf ſtiegen? Habt ihr dem Robert die Ohren voll gelamentirt, Weibsvolk? Albernes Ding da. (Schiebt Marie von ſich). Ich hab' mit Robert zu reden. Ich hab' Sie geſucht, Herr Stein.

Robert.

Herr Stein? Nicht mehr Robert und Du?

Förſter.

Hat Alles ſeine Zeit, das Du und das Sie. Wenn das Weibsvolk weg iſt —

Förſterin.

Wir machen ſchon Platz, alter Wehrwolf. Red' immer.

Förſter.

Ja. Sowie Ihr draußen ſeid.

Robert (führt ſie).

Nicht böſe, liebe Mutter.

Förſterin.

Da könnte man auch nicht aufhören, böſe zu ſein.

Förſter.

Macht die Thür zu; hört Ihr?

Förſterin.

Nu — nu —

Förſter.

Wer iſt hier Herr? Element!

Vierter Auftritt.

Förſter. Robert.

Förſter

(wie ſie allein ſind, wird er verlegen und geht einigemale auf und ab.)

Robert.

Sie wollten —

Förſter.

Freilich — (wiſcht ſich den Schweiß). Hm. Setzen Sie ſich, Stein.

Robert.

Dieſe Vorbereitungen —

Förſter

(zeigt auf einen Stuhl am vordern Ende des gedeckten Tiſches).

Robert (ſetzt ſich).

Förſter.

(nimmt die Bibel vom Bord, ſetzt ſich Robert gegenüber, thut die Brille auf, ſ auf, räuſpert ſich).

Sprüche Salomonis, ein und dreißig, zehn: „Wem ein gendhaft Weib beſcheert iſt, die iſt viel edler, denn die köſtlich Perlen. Ihres Mannes Herz darf ſich auf ſie verlaſſen Nahrung wird ihm nicht mangeln. Sie thut ihm Liebes kein Leides ſein Leben lang. (Kleine Pauſe, dann darſch nach dem Fe indem er ſitzen bleibt.) Wilhelm, ob Du Dich vorſehen wirſt draußen! Und dann weiter unten am dreißigſten. Wird er doch den ganzen Buchsbaum vertreten, der Element! Lieb und ſchön ſein iſt nichts; ein Weib, das den Herrn fürchtet, man loben. — — Robert —

Robert (aus Gedanken).

Vater Ulrich —

Förſter.

Wiederum Sirach da am ſoundſoovielſten. — Herr Stein

Robert.

Schon wieder „Herr?“

Förſter.

Ich muß ſchon noch einmal Du ſagen. Sonſt geht m nicht los da von der Lunge. — Robert —

Robert.

Sie ſind ſo feierlich!

Förſter.

Feierlich? Kann ſein. Die Sache iſt auch danach. Man iſt kein Heide. (Stellt ſich in Poſitur.) Du haſt Dich alſo in Gott entſchloſſen, Robert —

Robert.

Aber —

Förſter.

Ja, wenn Du mich ſo anſiehſt. — Du willſt heirathen, Robert?

Robert (ſteht auf, verwundert).

Aber Sie wiſſen's doch —

Förſter.

Freilich. Aber eine Einleitung muß doch ſein. Setz' Dich nur. Aber Du mußt mich auch einmal ausreden laſſen. Hab' ſonſt eine geſunde Bruſt. 's iſt mir aber, wenn ich predigen will, als ſäh' ich den Paſtor im Chorrock hinter einem Haſen her. (Erleichtert). So; jetzt hab' ich die Fährte. Es wechſelt ein Hirſch vom Lutzdorfer herüber. Hörſt Du, Robert? Und nun paſſ' auf. Hier die Gabel iſt der Hirſch. Hier da, ſiehſt Du? Hier das Salzfaß, das biſt Du. Und der Wind kommt vom Teller daher. Was machſt Du nun, um den Hirſch zu beſchleichen? Was? (Einhelfend). Du — nun?

Robert.

Ich muß —

Förſter (nickend).

Mußt — (Geberden).

Robert.

Ihm den Wind abgewinnen.

Förſter.

Wind abgewinnen. Richtig. Merkſt Du nun, wo ich hinaus will? Du mußt ihm den Wind abgewinnen. Das iſt's. Siehſt Du, deshalb mußt' ich mit Dir reden. (Feierlich). Du mußt dem Hirſch den Wind abgewinnen. (Steht auf). Und nun — mach' ſie glücklich, Robert, meine Marie. (Will gehn).

Robert.

Aber was hat das mit Marien zu ſchaffen?

Förſter.

Ja; Du haſt mich noch nicht verſtanden? Siehſt
Der Hirſch darf's nicht merken, daß Dir's um ihn zu thu
und die Frau noch weniger. Du machſt zu viel Sachen
den Weibern. Kinder dürfen nicht wiſſen, wie lieb man ſie
beileibe nicht; aber Weiber noch weniger. Sie ſind auch
als erwachſene Kinder, nur pfiffiger. Und die Kinder ſind
pfiffig genug.

Setz' Dich, Robert. Ich muß Dir doch was erzä
(Sie ſitzen am Rande des Tiſches, dem Publikum zugewendet.) Wie
Marie vier Jahr alt war, nicht höher als ſo — komm' ich
mal ſpäter am Tag nach Haus als gewöhnlich. Wo iſt
Marie? frag' ich. Eins ſagt: in der Kammer, das Andere
dem Haus. Sie wird ja kommen. Aber proſ't die Mah
es wird Abend, es wird Nacht und — keine Marie da.
geh' hinaus. Im Garten, im Grenzbuſch, an den Klipp
heimlichen Grund, im ganzen Forſt — keine Marie. Meine
ſucht indeſſen bei Euch, dann im Dorfe Haus für Haus.
ſie nicht find't, das iſt die Marie. Soll ſie Jemand geſ
haben? Ei, ſie war ein Wachspüppchen von einem Kind
Marie. Ich komm' in kein Bette die ganze Nacht; die
war ſchon damals mein ganzes Leben. Den andern W
biet' ich das ganze Dorf auf. Da fehlt Keiner. Sie
Alle vernarrt in die Marie. Ich will doch wenigſtens die
begraben. Im heimlichen Grund, weißt Du? das Tannen
— unter den Klippen am Lautenſteg. wo der alte Felsweg
hingeht über'm Bach — daneben die Weiden. Dasmal
ich das ganze Dickicht aus. In der Mitte iſt der kleine R
raum; da ſeh' ich endlich was Rothes und Weißes. Ga
Herr! und ſie iſt's — und nicht etwa todt oder krank,
friſch und lebendig im grünen Gras drinn und hat ſich
Bäckchen geſchlafen wie die Feuerblumen. Robert! —

(er sieht sich um, leiser). sie wird's doch nicht etwa hören? (Er rückt näher an Robert; wenn er sich einmal vergißt, spricht er dann desto leiser.) Ich sage: bist Du's denn? Freilich, sagt sie und wischt sich die Augen, daß sie funkeln. Und lebst? sag' ich, und bist nicht gestorben? sag' ich, vor Hunger und vor Angst? sag' ich. Einen halben Tag und eine ganze Nacht im Wald allein, im dichsten Wald? Komm', sag' ich, daß die Mutter sich unterdeß nicht todt ängstigt, sag' ich. Sagt sie: Wart' noch, Vater. Aber warum und worauf? Bis das Kind wieder kommt, sagt sie. Und nimm's auch mit; bitte Vater; das ist Dir ein liebes Kind. Aber was denn um alle Welt für eins? frag' ich. Das zu mir gekommen ist, sagt sie, wie ich vorhin von Euch fortgelaufen war um den gelben Schmetterling, und nun auf einmal so allein war im Wald und weinen wollte und nach Euch schrei'n, und mir Beeren gesucht hat und so schön mit mir gespielt hat. Vorhin? sag' ich. Ist's denn nicht einmal Nacht geworden unterdessen? sag' ich. Das wollte sie nicht glauben. Wir suchten das Kind und — fanden's natürlich nicht. Die Menschen glauben an nichts mehr; aber ich weiß, was ich weiß. Verstehst Du, Robert? Sag' nichts. Ich dächte, ich hätt' es verschändet, wenn ich's auf die Zunge nähm'. Da, drück' mir stillschweigend die Hand. Gut, Robert. — Daß sie nicht hört, was wir von ihr reden. (Geht leise nach der Thür; sieht nach.)

Marie (draußen.)

Willst Du was, Vater?

Förster (lacht dem Robert heimlich zu, dann barsch).

Nichts! Und komm' mir nicht etwa herein, eh' ich — (kommt wieder; halbleise.) Siehst Du, so mußt Du's machen. Du machst viel zu viel Sachen mit dem Mädel da. Sie ist (noch leiser) ein Mädel, auf das jeder Vater stolz sein könnte, und ich denk', sie soll eine Frau werden nach dem Herzen Gottes. Ich hab' eine; siehst Du, Dir sag ich's, weil ich weiß, daß Du's ihr nicht wieder sagst; denn sie darf nichts davon wissen, sonst wär' alle Arbeit umsonst. Und Arbeit hat mich's gekostet, bis ich sie so weit gebracht hab'; Arbeit sag' ich Dir. — Daß Du mir mein

Mädel nicht verdirbst, an das ich so viel Müh' gewandt hab' sie richtig zu erzieh'n.

Robert.

Sie können denken — aber ich verstehe Sie gar nicht.

Förster.

Das ist's ja eben. Mit Fleiß thust Du's nicht. Abe tausend Element! mach' mir nicht so viel Sachen mit dem Mädel hörst Du? Wenn Du so fortmachst, hat sie Dich in vier Woche im Sack. Die Weiber wollen immer Herr sein; darauf geh ihr ganzes Dichten und Trachten, ohne daß sie's selber denken Und wenn sie's sind, dann sind sie doch unglücklich. Weiß ic mehr als ein Beispiel davon. Ich seh' nur zur Thür hinei und da weiß ich schon, was der Mann werth ist. Ich seh' nu das Vieh an. Ist die Katze oder der Hund nicht gezogen, s sind's die Kinder auch nicht und die Frau noch weniger. Was Meine Frau kennt mich noch immer nicht, was das da (zeigt auf Herz) betrifft. Und hätt' sie mir das einmal abgeluxt — dan heidi, Autorität! Die Frau kann ein Engel sein; der Mann abe muß thun wie ein Bär. Und absonderlich ein Jäger. Das gehör dazu wie der Schnauzbart und der grüne Rock.

Robert.

Aber sollte denn —

Förster (eifrig).

Nein, Robert. Ein für allemal nicht; da ist kein Ausweg Entweder er zieht sie sich oder sie zieht sich ihn. — Zum Bei spiel, wie man's da machen muß, nur Ein Exempel. Meine Fra kann keinen Menschen leiden sehn — da kommt denn das Elen haufenweise und ich möchte wissen, was d'raus werden sollt wenn ich sie noch in's Gesicht loben wollte darum. Da brumm ich denn und fluch' eins wie ein Landsknecht, aber dabei mach ich ganz sachte Platz, daß sie freie Hände kriegt. Und merk' ic nun, sie ist fertig, da komm' ich wieder wie von ungefähr ge brummt und gewettert. Da heißt's: der Erbförster ist schlimme auf die Armuth wie der Teufel, aber seine Frau und sein Mädel das sind Engel vom Himmel. Und das sagen sie, daß ich'

hören soll. Und ich hör's auch; aber ich thu' nicht dergleichen und lach' mir inwendig eins und äußerlich thu' ich noch um eins so barsch. — Es scheint, draußen kommen die Gäste schon. Robert, meine Frau und mein Mädel, meine Marie — wenn ich einmal — Du verstehst mich, Robert. Gib mir die Hand. Gott sieht uns. (Wischt sich über das Auge.) Himmelelement! — Daß Du den Weibern nichts merken läßst — und regierst sie, wie's sein muß — (Er wendet sich um, seine Weichheit zu verbergen, mit Geberden seinen Zorn ausdrückend, daß er sie nicht bezwingen kann. In der Thür trifft er auf:)

Fünfter Auftritt.

Stein. Möller. Wilkens. Marie. Försterin. Vorige.

(Begrüßungen mit dem Förster.)

Stein.

Wohin so rasch, Alter? Habt Ihr schon Händel mit dem da?

Förster.

Ja; ich hab' ihm die Leviten gegeigt, dem jungen Herrn, von wegen mit dem Weibsvolk da.

Stein.

Hochverrath gegen die Majestät des Pantoffels? Und das dulden Sie, Frau Schwiegermutter?

Förster.

Ein bischen mehr, ein bischen weniger — wo man sich einmal auf so viel hat einrichten müssen!

Förſter.

Und da ſag einer, die Frau da wär' nicht geſcheit genug, einen unter den Pantoffel zu bringen. Aber gib uns Karten. Ich hab' dem Stein da Revanche verſprechen müſſen auf heut' vor dem Frühſtück noch —

Stein.

Und die muß ich haben.

(Der Förſter und Stein ſitzen einander gegenüber rechts und ſpielen Karte.)

Förſterin

(ſieht einen Augenblick zu, dann zu Robert, indem ſie geſchäftig abgeht).

Wenn ſie nur heut' nicht etwa wieder auf das Durchforſten kommen!

Möller

(links zu Wilkens tretend; indem er auf Marie zeigt, die eben mit der ab und zu gehenden Mutter und Robert ſpricht).

Das nenn' ich eine ſchmucke Braut.

Wilkens.

Und auch kein Bettelkind, Herr Buchhalter.

Möller (galant).

Wer weiß nicht, daß Herr Wilkens ihrer Mutter Oheim iſt!

Wilkens (geſchmeichelt).

Hm.

Möller.

Und Herr Wilkens braucht ſich, mein' ich, des Hauſes Stein und Sohn nicht zu ſchämen.

Wilkens (ruhig).

Bewahre.

Möller (wird ganz feuer).

Herr, die Firma Stein und Sohn! Ich diene der Firma zwanzig Jahr. Das iſt meine Ehre und mein Stolz. Die Firma iſt mein Weib und Kind!

Wilkens.

Ei ja.

Möller.

Die erſten Häuſer in Deutſchland würden ſich's für eine Ehre rechnen, ſich mit Stein und Sohn zu verſchwägern.

Wilkens.

Glaub's ſchon. (Wendet ſich zum Brautpaar.)

Möller (grimmig für ſich).

Und der Kerl thut noch ſo bauernſtolz, als müßte ſich Stein und Sohn auf ſein Jägergänschen da noch was Rechtes einbilden. Seine fünf und vierzig geh'n in drei Theile, und das erſt nach ſeinem Tod. Die einzige Tochter von Löhlein und Compagnie mit ihren achtzig! Das war ein ander Capital in's Geſchäft; und flüſſig von heut' ab. Die Mißheirath iſt unverzeihlich. Was hilft's? Man muß —

(Draußen ertönt ein Dreher.)

den Aerger vertanzen. Kann ich die Ehre haben, Frau Förſterin, im Grünen? (Mit alter Junggeſellengrazie.)

Stein.

Ob ich einmal Karten bekomme!

Förſterin.

Soviel haben wir wohl noch Zeit.

Wilkens.

Der Wilkens läßt ſich auch noch nicht wegwerfen; (in der Taſche kramend) der Wilkens muß auch noch einmal ſeinen Thaler auflegen für die Muſikanten. Es wird wohl erlaubt ſein, Herr Bräutigam?

(Möller führt die Förſterin, Wilkens Marien hinaus. Robert folgt.)

Sechster Auftritt.

Stein. Förſter.

Stein (wirft die Karten hin).

Hab' ich denn Einen Trumpf?

Förſter (meldend).

Zwanzig in Grün.

Stein (nimmt ſeine Karten wieder auf; ungeduldig).

Warum nicht Vierzig? Da über dem Grün fällt mir ein — Haſt Du's überlegt nun, das mit dem Durchforſten?

Förſter.

Der Kerl iſt ein — (Sie ſpielen fortwährend.)

Stein.

Welcher Kerl?

Förſter.

Der das ausgeheckt hat.

Stein.

Ich?

Förſter.

Dein Buchjäger da —

Stein (wird immer hitziger; betonend).

Mein Buchjäger?

Förſter (immer ruhiger und leichter).

Na, meinetwegen meiner.

Stein.

Was Du immer mit dem haſt!?

Förſter.

So laß ihn weg.

Stein.

Als wenn ich — Du — bei jeder Gelegenheit bringſt Du den. Du kannſt nicht von ihm loskommen. Wie Teig hängt er Dir in den Zähnen.

Förſter (ſehr ruhig).

Wie zum Exempel jetzt.

Stein.

Du haſt's einmal darauf abgeſehn, mich zu ärgern.

Förſter.

Dummes Zeug; Dir iſt's nur um's Krakehlen.

Stein.

Mir? — Aber was ſtichſt Du da gleich, wenn ich mich verwerfe?

Förſter.

Verworfen iſt verſpielt.

Stein (wirft ſeine Karten hin).

Nun; da haſt Du die ganze Geſchichte! (Springt auf.)

Förſter.

Ich gebe. (Miſcht ganz ruhig und gibt.)

Stein (der Schritte gemacht).

Ich ſpiele nicht mehr mit Dir.

Förſter (ohne ſich ſtören zu laſſen).

Aber das Geben iſt an mir.

Stein (ſetzt ſich wieder).

Alter Eigenſinn!

Förſter.

Gleich oben hinaus.

Stein (nimmt ſeine Karten; noch heftig).

Nicht nachgegeben! Und wenn ſein Unrecht klar iſt wie der Tag.

Siebenter Auftritt.

Möller, der die Förſterin geführt bringt, Wilkens. Der Walter draußen zu Ende. Die Vorigen.

Förſterin.

Aber nun dächt ich —

Förſter.

Noch einmal herum.

Förſterin.

Fertig wär' Alles —

Förſter.

Der Paſtor —

Förſterin.

Mit dem Frühſtück ſollten wir nicht auf ihn warten, hat er ſagen laſſen. Aber punkt Elf käm' er zur Verlobung.

Förſter.

So ſetzt Euch und eßt.

Stein

Bitte — laſſen Sie ſich nicht abhalten.

Förſter.

Ob wir hier ſitzen oder dort. — Jetzt einmal vierzig in Grün! (Immer im Spielen.)

Stein.

In Gottes Namen.

Förſter (ſiegreich).

Fällt Dir der Buchjäger nicht wieder ein? Und das Durchforſten? — Das wäre —

Stein (hält an ſich).

Nu ſiehſt Du doch —

Förſter (immer raſcher).

Daß der Kerl ein Eſel iſt. Der Ober iſt ein Freimann.

Stein.

Ich denke daran, daß wir nicht allein ſind.

Förſter (etwas vom Spiel erhitzt).

Und Trumpf — Und Trumpf! — Durchforſten!

Stein

Es iſt genug, ſag' ich. Der Einfall war mein.

Förſter.

Und Trumpf!

Stein.

Und wenn ich — (Er bezwingt ſich.)

Förſter (ſiegreich.)

Ja und was denn? (Macht die Karten zuſammen.)

Stein (äußerſte Gewalt ſich anthuend, nicht loszubrechen).

Und wenn ich's haben wollte — und wenn ich drauf beſtünde — ſo —

Förſter

Blieb's, wie es iſt.

Stein.

So würde durchforſtet.

Förſter.

Nichts würde.

Stein.

Das wollen wir doch ſeh'n. Und nun wird durchforſtet.

Förſter.

Nichts wird.

Stein.

Herr Förſter!

Förſter (lachend).

Herr Stein!

Stein.

Es iſt gut. Es iſt gut.

Förſter (mit Seelenruhe).

Wie's iſt.

Stein.

Kein Wort —

Förſter.

Und kein Baum —

Stein (ſteht auf).

Keinen Widerſpruch, und keinen Hohn. Das bitt' ich mir aus. Das muß ich mir ausbitten. Ich bin Herr von Düſterwalde.

Förſter.

Und ich bin Förſter von Düſterwalde.

Stein

(wird immer hitziger: man ſieht, welchen Antheil an ſeiner Empfindlichkeit und zugleich an ſeinem Bemüh'n, dieſelbe zu bezwingen, die Gegenwart Anderer hat. Der Förſter behandelt die Sache leicht, wie etwas, was alle Tage vorkommt. Die Förſterin ſteht voll wachſender Angſt von Einem zum Andern. Wilkens verändert keinen Zug. Möller ficht ſeines Herrn Partei geſtikulirend mit durch. Immer raſches Zuſammenſpiel).

Stein.

Sie ſind mein Diener. Und ich befehle: es wird durchforſtet. Oder Sie ſind's geweſen. Es wird durchforſtet!

Förſter.

Alter Hitzkopf!

Stein.

Oder Sie ſind mein Förſter geweſen.

Förſter.

Dummes Zeug.

Stein.

Und der Buchjäger wird in Ihre Stelle kommen.

Förſter.

Recht ſo. Ich gratulire.

Stein (kneift ſich ein).

Es wird durchforſtet.

Förſter.

Es wird nicht durchforſtet.

Förſterin (zwiſchen den Beiden).

Aber —

Stein.

Es thut mir unendlich leid. — Herr Möller! — Ich empfehle mich allerseits. (Ab.)

Möller.

Bravo! Endlich einmal ausgesprochen wie Stein und Sohn! Ganz Gehorsamster. (Folgt Stein.)

Förster.

Ich gebe — (Er sieht beim Mischen auf.) Aber — So laßt ihn laufen! Wenn er nicht eine Stunde lang sitzen kann, ohne loszugeh'n, der alte Pulversack der —!

Achter Auftritt.

Förster, der gleichmüthig dort sitzt, Försterin neben seinem Stuhle stehend. Wilkens tritt zum Förster.

Försterin.

Aber was soll nur das werden?

Wilkens.

Er hätt' ihm nachgesollt.

Förster.

Alter Hitzkopf.

Försterin.

Ich bin wie aus dem Himmel gefallen. Am Verlobungstag!

Wilkens.

Aber er wird doch nicht um die paar elenden Bäume da —

Förster.

Elende Bäume? Donnerwetter! In meinem Forst ist kein

elender Baum! — Dummes Zeug. Lamentirt mir da um nichts.

Wilkens.

Aber der Herr Stein —

Förſter.

Wird nicht weit laufen. Wenn er ausgebrauſt hat, iſt er der erſte, der — Er iſt beſſer, als ich.

Wilkens.

Aber —

Förſter.

Ihr habt doch immer ein Aber. So macht er's alle Tag'. Seit zwanzig Jahren —

Wilkens.

Aber heut' iſt er Sein Herr.

Förſter.

Herr oder nicht; durchforſtet wird nicht.

Wilkens.

Aber ſo verliert Er die Stelle.

Förſter.

An den Buchjäger? Litanei. Der Stein kann den Buchjäger ſelbſt nicht leiden und weiß, was er an mir hat; ich brauche mich nicht zu loben. Zeig' Er mir den Forſt in der ganzen Gegend, der daſteht wie meiner — Hört Ihr? Da iſt er ja ſchon wieder. Setzt Euch. Und wenn er hereinkommt, thut mir nicht dergleichen.

Neunter Auftritt.

Möller (rasch herein). **Vorige.** Zuletzt **Andres.**

Förſter (nicht aufſtehend).

Na, ich gebe. (Nimmt die Karten, bemerkt ſeinen Irrthum.) Sie ſind's, Herr Möller?

Möller (feierlich).

Aufzuwarten.

Förſter.

So ſetzen Sie ſich. Iſt er wieder kühl, der alte Hitzkopf? Warum kommt er nicht herein? Ich ſoll ihn holen? (Will geh'n.)

Möller.

Herr Stein läßt den Herrn Förſter fragen, ob er ſich beſonnen hätte?

Förſter.

Dächt' ich doch!

Möller.

Daß Sie durchforſten wollen.

Förſter.

Daß ich nicht durchforſten will.

Möller.

Das heißt, daß Sie die Förſterſtelle aufgeben.

Förſter.

Das heißt — daß Sie ein Narr ſind.

Möller (ſehr feierlich).

Ich habe den Auftrag von Herrn Adolf Friedrich Stein, Chef des Handelshauſes Stein und Sohn, im Fall Sie den Befehl Ihres Herrn auszuführen noch ſich weigern ſollten, Ihnen Ihre Abſetzung anzukündigen und auf der Stelle dem Buchjäger zu notifiziren, daß er Förſter von Düſterwalde iſt.

Förſter.

Und das wär' Ihnen ein Vergnügen —

Möller.

Von mir ist hier nicht die Rede; hier ist die Rede von de
Firma Stein und Sohn, die zu vertreten ich die Ehre hab
Ich lasse Ihnen fünf Minuten Bedenkzeit. (Tritt an's Fenster.)

Förster.

Absetzen? Mich absetzen? Wissen Sie, was das heißt? Eine
Mann, der vierzig Jahre lang redlich gedient? Himmelelemen
Herr! Wenn ich thäte, was er will — dann wär' ich absetzens
werth. Durchforsten! Und der Berg liegt gegen Nord und Nord
west offen wie ein Buch —

Wilkens.

Hm! Aber von Seinen Bäumen ist dahier auch gar nich
die Rede.

Förster.

Daß der Wind sich hineinlegt und Alles zusammenknickt
Element! Dummes Zeug. Es ist gar nicht sein Ernst. Wen
er sich nur erst besinnt. —

Wilkens.

Drum' und so sagt' ich ja. Bis es zum Hauen kommt
kann einer sich noch hundertmal besinnen. Und das sieht er doch
daß es dem Herrn Stein hier nicht absolut um's Hauen ist
Sondern nur, daß er sein Ansehn behaupten will. Wenn e
Herr ist, so muß er doch Recht behalten.

Förster.

Aber er hat Unrecht, und zu einem Unrecht sag' ich nicht Ja
Vierzig Jahr hab' ich das Meine nichts geachtet um das, was
mir anvertraut war, hab' ich —

Wilkens.

Hm, und so dächt' ich, wenn Er's vierzig Jahr mit seinen
Bäumen treu gemeint hat, so könnt' Er das nun auch einmal
mit Frau und Kindern und mit sich selbst.

Förster.

Weiß Er, daß das dem Stein ein Schaden werden kann
von sechstausend Thalern? Was? Um die ich ihn brächte mit
meinem Ja? Und dann sollt' einer auftreten und sagen: der

Ulrich hat Ja dazu gesagt? In fünfzehn Jahren konnte ein Schlag dasteh'n, daß ein Jägerherz aufgehn mußte davor und —

Wilkens.

Hm; und das kann ja noch immer —

Förster.

Wenn der vermaledeite Wind von Hersbruck her einmal drinn gelegen hat? Er red't, wie Er's versteht.

Försterin (furchtsam).

Aber was soll aus uns werden?

Förster.

Wir sind ehrliche Leute und das wollen wir bleiben.

Wilkens.

Hm! Wenn hier von der Redlichkeit ganz und gar die Rede wäre!

Förster.

Aber zum Teufel, Herr, von was sonst? Was? Pfötchen geben? Schlagt nur ein! Ihr werdet schon klug werden. Und in's Fäustchen lachen? Nur kein ehrliches, offenes Wort. Das ist eure Bauernmoral so. Wenns Euch nur nicht an den Geldbeutel geht, Ihr laßt's geh'n. Wo Ihr nicht müßt —

Wilkens (selbstzufrieden).

Hm, ja. Wo der Bauer nicht muß, da regt er nicht Hand und nicht Fuß. Da hat Er schon recht; das ist so die Bauernmoral. Und ich sag' Ihm, die Bauernmoral ist nicht dumm. Hätt' Er die Bauernmoral befolgt, so hätt' er seine Schuldigkeit gethan und nicht für den Heller mehr und hätte das Seine an sich gewandt und an Frau und Kinder, und nicht an fremdes Gut; so könnt's Ihm nun auch egal sein, was draus wird. — Weß Brot ich esse, deß Lied ich singe. Er wird nicht bezahlt, daß Er Herr, sondern daß Er Diener sein soll. Wenn also Sein Herr sagt: es soll durchforstet werden —

Förster.

So muß ich dafür dasein, daß es nicht geschieht. Der redliche Mann geht vor den Diener.

Wilkens.

Hm! Da wären wir ja glücklich wieder beim Anfa

(Wendet sich.)

Försterin.

Er will doch nicht gehen? Er ist noch mein einziger Tr
der Herr Vetter. Er wird sich ja noch besinnen. Auf den He
Vetter giebt er noch das Meiste.

Wilkens.

Das merk' ich.

Försterin.

Die Verlobung! — Die Marie! — Und daß auch der P
Pastor nicht da ist! Wenn doch nur der Herr Vetter —

Andres (tritt auf.)

Wilkens.

Er hat einen Schädel von Eisen. Kann man ihm d
was deutlich machen?

Möller

(der bis jetzt ruhig aus dem Fenster geseh'n, sieht nach seiner Uhr und wende
dann feierlich gegen den Förster).

Herr Forster; nun möcht' ich um Ihre letzte Erklärung bit

Förster.

Was ich gesagt hab', das hab' ich gesagt. (Schritte: M
seh'n.) Und übrigens kann er's gar nicht, das mit dem Abse
Er kann mich ja gar nicht absetzen. Erst muß er mir nachwe
daß ich's verdient hab'. Um nichts und wieder nichts kan
mich nicht absetzen.

Möller (mit Anstrengung).

Also Sie wollen nicht? Rund heraus: Sie wollen ni

Förster.

Wenn's Ihnen noch nicht rund genug war, Nein! Ru
kann ich's nicht zusammenbringen. Ein Schurke will ich
sein, und einen redlichen Mann kann er nicht absetzen. Ist
nun rund genug, daß es rollt? Ich bin Förster und ich b
Förster und — durchforstet wird nicht. Das sagen Sie I
Herrn und Ihrem Buchjäger und wem Sie wollen!

Försterin.

Haben Sie nur ein wenig Geduld mit ihm. Das kann ja gar nicht Herrn Stein's Ernst sein und Sie haben schon soviel Güte gehabt —

Möller.

Wenn ich's wäre, ich, Justus Möller — was thät' ich nicht, der Frau Försterin zu gefallen? Aber ich stehe hier als Bevollmächtigter von Stein und Sohn.

Förster.

Wenn er ein Recht zu haben glaubt, so mag er's verfolgen. Und Du sollst mein gutes Recht nicht so beleidigen, Weib, daß Du beim Unrecht betteln gehst. Guten Tag, Herr Möller. Wünschen Sie sonst noch was? Nicht? Haben Sie mir sonst noch was zu sagen?

Möller (sehr feierlich).

Nichts, als daß Ihre Försterschaft von diesem Augenblick an zu Ende ist. Hier ist die Besoldung, ein Halbjahr voraus. — Dafür werden Sie so bald als möglich, spätestens in drei Tagen das Forsthaus räumen, damit der nunmehrige Förster hereinziehen kann, der von diesem Augenblick an ganz allein für den Forst zu sorgen hat.

Förster (muß sich setzen).

Försterin

(zu Andres, den sie immer zurückhalten müssen und der nun nach der Thüre will).

Wohin, Andres?

Andres.

Dem Robert sagen, was sein Vater —

Försterin.

Daß Du nicht etwa —

Andres.

Laß mich, Mutter, eh' ich den am Kragen fasse da — (heftig ab).

Förster.

Schon gut. Schon gut. Daß Du mir still bist, Weib! (Steht auf). Guten Tag, Herr Möller. Hier haben Sie Geld ein-

gen laſſen. Herr, ſonſt werf' ich's Ihnen nach. (Tritt ans Fenſter und pfeift.)

Möller.

Sie ſehen, Frau Förſterin, ich thu' meine Schuldigkeit mit Schmerzen. Ich gehe zum Buchjäger.

Förſter (ohne ſich nach ihm zu wenden).

Glückliche Reiſe!

Zehnter Auftritt.

Der Förſter ſteht am Fenſter und pfeift. Wilkens ſucht Stock und Hut. Die Förſterin ſteht rathlos von Einem zum Andern. Möller im Abgehn ſtößt auf Robert und Andres, die hereingeſtürmt kommen. Marie hängt an Robert's Arm, den ſie zu beſänftigen ſucht.

Robert (ſtürmiſch im Hereintreten).

Er ſoll nachgeben, er ſoll den ſchönen Tag nicht ſtören.

Andres.

Geh' zu Deinem Vater; der hat den Streit angefangen.

Möller.

Gut, daß ich Ihnen begegne, Herr Stein. Sie möchten ſogleich nach Hauſe kommen. (Ab.)

Robert.

Ulrich, Sie geben nach, Sie müſſen nachgeben.

Förſter (ſich vom Fenſter wendend).

Sie, Herr Stein? Was ſuchen Sie bei mir? Marie, Du gehſt dort hinaus. Was ſuchen Sie bei dem Mann, den Ihr Vater abſetzen will?

Robert.

Aber warum wollen Sie nicht Ja ſagen?

Andres.

Weil er ein rechtschaffener Mann bleiben will und sich nicht zum Schurken machen lassen will von Euch. (Förster winkt ihm zu schweigen.)

Robert.

Mit Dir red' ich jetzt nicht, Andres.

Förster.

Sind Sie mit Ihres Vaters Bewilligung hier, Herr Stein? Außerdem — Herr, und wenn Ihr Vater mir meine Stelle nehmen könnte und meine Ehre — daß ich ein unbescholten Kind hab', das kann er mir nicht nehmen. Und ein Andrer — was? Junger Herr, hier bin ich sitzlich. Verstanden?

Försterin.

Aber willst Du's noch mit dem letzten Freund verderben?

Förster.

Die Marie hat einen Ruf zu verlieren. Wenn Er ein Freund ist, weiß Er ohne mich, was Er thun muß.

Robert.

Ich weiß, was ich thun muß, aber Sie wissen's nicht; sonst setzten Sie Ihrer Kinder Glück nicht an eine Laune — an —

Förster.

Oho; das sagen Sie Ihrem Vater, junger Herr.

Robert.

An einen Eigensinn. Ich hab' Ihr Wort und Marie hat das meine; ich bin ein Mann und will kein Schurke sein.

Förster.

Und weil Sie kein Schurke sein wollen, soll ich einer sein? Soll's heißen: der Ulrich hat Vater und Sohn auseinander gebracht? Herr, mein Mädel da ist zu gut, als daß es heißen soll von ihr, sie hat sich in die Familie geschlichen. Herr Stein, hier bin ich zu Haus. Sie wissen, was ich meine.

Försterin.

So laß die Kinder wenigstens —

Förſter.

Einen dummen Streich machen? Und Ihr ſeht zu und hernach wißt Ihr nichts als Heulen.

Robert.

Marie, wie es auch werden mag —

Förſter.

Ich weiß nicht, ob ich die Marie kenn'. Wenn ich die Marie nicht kenn', ſo iſt's beſſer, Du gehſt gleich mit ihm.

Marie.

Vater, er meint's ſo treu.

Förſter.

Gut; ſo geh' mit ihm.

Förſterin.

So hart —

Robert.

Bei dem Himmel, Marie, der uns einander beſtimmt hat —

Förſter (wie vorhin, zur Förſterin).

Und daß Du mir nicht etwa — Hörſt Du, wenn's geſchäh' —

(Er wendet ſich mit ihr nach dem Hintergrunde.)

Andres (aufſtehend).

Nun iſt's genug. Marie, Du gehſt oder der hier geht.

Förſterin.

Nun fang' auch Du noch an, Andres! (Sie geht zu ihm auf die linke Seite.)

Andres.

Ich hab' lang' genug geſchwiegen. Laß mich, Mutter. Sein Vater hat meinen Vater beſchimpft, der ſoll nicht auch noch meine Schweſter beſchimpfen.

Robert.

Du biſt mein, Marie. Den will ich ſeh'n, der uns —

Fort mit der Hand!

Marie.

Robert, es iſt mein Bruder!

Andres (erzürnt).

Nur einen Schritt weiter, ſo —

Robert.

Fort, ſag' ich, um Gotteswillen —

Andres.

Du biſt mein Mann nicht —

Robert.

Nicht mit der Fingerſpitze ſollſt Du berühren, was mein iſt. Euch Allen zum Trotz —

Andres.

Hörſt Du's, Vater?

Förſter (zwiſchen die Beiden tretend).

Zurück da, Burſche. Wer iſt Herr im Haus?

Andres.

Biſt Du's, Vater, ſo zeig', daß Du's biſt, oder laß mich's dem zeigen da.

Förſter.

Andres, jetzt gehſt Du dorthin und muckſt mir nicht.

Andres.

Vater —

Förſter.

Ob Du Parition leiſten wirſt!

Andres (reißt eine Flinte von der Wand).

Förſter.

Was machſt Du da?

Andres (verbiſſen).

Nichts. Hier im Hauſe biſt Du Herr; draußen iſt's Niemand; draußen ſind wir's Alle.

Förſter.

In meinem Forſt bin ich's.

Andres.

Aber keinen Schritt weiter.

Förſter.

Was heißt das? Antwort!

Andres.

Nichts weiter, Vater. Es braucht's nur der dort zu wiſſen.

Wenn Du auf Deine Ehre nicht hältst — für der Marie ihre sorg' ich. Das ist für den, der der Marie zu nahe kommt.

Försterin.

Was für Reden!

Robert.

Reden eben. Kinder fürchten sich vor Reden.

Andres.

Bei Reden soll's nicht bleiben, so wahr ich ein Mann bin.

Robert.

Wärst Du ein Mann, Du drohtest nicht. Du —

Andres.

Wären wir wo anders, Du höhntest nicht —

Förster.

Andres!

Robert. } Gib Raum —
Andres. } Fort, sag' ich.

Förster (fast zugleich pfeift durchdringend auf dem Finger).

Andres.

Wo Du nicht mehr —

Förster (indem er zwischen die Beiden tritt).

Rebellische Jungens! Ruhe da. Daß sich's Keiner einfallen läßt! Blitzjunge da! Wenn ich einen Vormund brauche, so nehm' ich keinen Gelbschnabel dazu. Bin ich Herr hier oder ist's sonst Jemand? Was hast Du hier zu thun, Bursche? In den Wald mit Dir; dem Weiler auf die Hände seh'n, daß er nicht faullenzt; dann ein Dutzend Ahornpflanzen in der Baumschule herausgenommen, in feuchtes Moos geschlagen; der Haslauer Bote, wenn er kommt, daß er nicht warten muß. Kein Muck. Vorwärts!

Andres

(gehorcht und geht, nachdem er Robert einen herausfordernden Blick zugeworfen, den dieser beantwortet).

Förster.

Und Sie, Herr Stein; guten Tag, Herr Stein; Sie wissen, was ich meine.

Förſterin.

Wenn Sie's Ihrem Vater vorſtellten; aber ſanft und freundlich! Und brächten ihn zurück.

Marie.

Dann ſäh' ich, wie lieb Du mich haſt, Robert.

Förſter (mehrer).

Eher kommſt Du mir nicht wieder. Adieu, Robert. Und läßſt mir das Mädel da in Ruh'.

Robert.

Ich gehe. Aber wie's auch werden mag, mein Recht an die Marie geb' ich nicht auf. (ab.)

Förſterin.

Muß heut denn Alles zum Schlimmſten ausgeh'n? Und Er, Herr Vetter, auch Er will uns verlaſſen?

Wilkens.

Hm! Wenn Einer abſolut mit der Stirn' durch die Wand will! Der Narr bin ich nicht, der die Hand dazwiſchen hält. (ab.)

(Vorhang fällt.)

Ende des erſten Aufzugs.

Zweiter Aufzug.

Im Schloſſe.

Erſter Auftritt.

Stein allein, er ſitzt.

Verwünſchter alter Eigenſinn! Der ganze ſchöne Tag verdorben. Jetzt ſäßen wir bei Tiſch. Recht mag er ſchon haben, daß das Durchforſten nicht taugt. Aber muß er mich deshalb ſo in Rage bringen? Freilich, ich mußte klüger ſein als er. Meine Hitze war ſchon auch mit ſchuld. — Mich dauert nur die Förſterin — und die Kinder. Ich will auch — (Steht auf, ſetzt ſich wieder.) Was denn? Eine Thorheit mit der andern gut machen? So unüberlegt im Nachgeben ſein, wie ich's im Uebelnehmen war? Alter Sprudelkopf! Aber das ſoll mir eine Lehre ſein. — (Kleine Pauſe, dann ſteht er wieder auf, nimmt Hut und Stock und wirft beides wieder hin.) Nein, es geht nicht; es geht durchaus nicht. Was? Das wär' eine Blamage, nie wieder gut zu machen. Dasmal muß er kommen; ich kann ihm nicht helfen. Aber er hat vielleicht ſchon — iſt das nicht Möller? (Nach dem Kommenden entgegen.)

Zweiter Auftritt.

Robert. Stein.

Robert (eilig hereintretend).

Sie wollen mein Glück zerſtören, Vater?

Stein (überraſcht, unwillig).

Robert!

Robert.

Das dürfen Sie nicht.

Stein.

Daran fehlt's, daß auch Du kommſt und mir den Kopf warm machſt.

Robert.

Vater, von der Verlobung laſſen Sie mich wegholen wie das Kind vom Spielzeug; aber ich bin kein Kind, dem man gibt und nimmt, wie's einem einfällt, ich hab' Ihr Wort und Sie müſſen es halten. Sie wollen mein Glück einer Laune opfern? Soweit geht kein Vaterrecht!

Stein.

Aber was willſt Du nun eigentlich?

Robert.

Sie fragen, ob Sie ſich mit dem Förſter verſöhnen wollen?

Stein.

Junge, wie kannſt Du Dich unterſteh'n? Willſt Du mich zur Rede ſtellen? — Geh' zu dem Eigenſinn; er hat unrecht, er muß nachgeben.

Robert.

Vom Förſter komm' ich; er wies mich zu Ihnen —

Stein.

Ich kann nichts thun — und nun laß mich in Ruh'.

Robert.

Sie wollen nichts zur Verſöhnung thun?

Stein.

Nichts, wenn er nicht nachgibt; und nun geh' Deiner Wege.

Robert.

Wenn Sie nichts zur Versöhnung thun, betret' ich seine Schwelle nie wieder. Andres und ich sind Todfeinde geworden; vielleicht steh' ich ihm heut noch auf Tod und Leben gegenüber. — So mag's kommen, wie's will; ich hab' Alles gethan, was ich thun konnte. Vater — mich kann kein Vorwurf treffen. Wenn ein Unglück geschieht — Sie konnten's verhüten und der Förster konnt' es verhüten — Marie ist mein, und nicht Sie und nicht der Förster sollen mir sie nehmen.

Stein.

Bist Du rasend, Junge? Den Augenblick auf Dein Zimmer! Hörst Du?

Robert.

Vater, ich frage Sie —

Stein.

Zu gehorchen hast Du, nicht zu fragen!

Robert.

Der Jähzorn reißt Sie hin. Vater, ich bitte Sie, reißen Sie die Narbe hier nicht auf, die nur halb geheilt ist. Ich will's erwarten, bis Sie ruhig geworden sind, bis Sie Ihrer wieder mächtig sind.

Stein.

Du siehst, daß ich meiner mächtig bin; Du willst mich mit Gewalt reizen und es gelingt Dir nicht. Aber nun kein Wort mehr! Keinen Laut!

Robert (auf.r sich).

Kein Wort? Hundert Worte, tausend Worte, soviel die Brust erträgt. Ich will reden; bis ich's los habe da vom Herzen, will ich reden. Ihrem Möller, Ihren Schmiedeknechten verbieten Sie zu reden, mir nicht. Zeigen Sie Ihre Ungeduld, wie Sie wollen, bleiben Sie oder geh'n Sie — reden will ich. Sie sollen's einmal wissen, daß ich's nicht mehr ertragen will, wie ein Knabe behandelt zu sein, daß ich frei sein will, daß ich

allein ſtehen kann, daß Sie mich ſollen achten müſſen, daß ich weder Ihr noch irgend eines Menſchen Spielball ſein will.

Stein.

Drohſt Du mir mit dem alten Lied? Ich kann's auswendig. Du biſt noch da? Ich denke, Du biſt gegangen. Ja ſo: reden willſt Du, reden. Rede, thu', was Du willſt; ich halte Dich nicht.

Robert (ruhig im Tone des Entſchluſſes).

Und wenn Sie's nun wollten, es wär' zu ſpät. Auf meinem Recht beſteh' ich und ſollt' es mein oder eines Andern Leben koſten; aber Sie und den Förſter mach' ich verantwortlich dafür.

Stein (den ſeine Hitze ſchon zu reuen beginnt).

Junge —

Robert.

Leben Sie wohl — vielleicht auf ewig! (ſtürzt ab.)

Dritter Auftritt.

Stein allein, dann der **Paſtor.**

Stein (ſich vergeſſend einen Schritt nach).

Wohin? — Robert! Junge! — Verwünſcht! Kaum die Hitze verredet und den Augenblick darauf — Aber iſt's auch nicht, als hätten Alle ſich verſchworen, mich mit Gewalt nicht aus dem Harniſch herauskommen zu laſſen? Wenn er ſich wirklich verfeindet hat und rennt mit den Hitzköpfen zuſammen — Aber nachlaufen kann ich ihm doch nicht. — Kommt er wieder?

Paſtor (tritt ein).

Stein.

Sie, Paſtor? Sie treffen mich da —

Paſtor.

Hab's ſchon gehört. (Reibt ihm die Hand.)

Stein.

Der Robert, der Junge —

Paſtor.

Hat mich faſt über den Haufen gerannt. Er will wieder einmal fort? Was? Den wollen wir ſchon feſt machen.

Stein.

Und mit dem alten Eigenſinn —

Paſtor.

Weiß ſchon. Iſt auch die alte Geſchichte, die ewige Geſchichte, von der man das Ende allemal vorher weiß.

Stein.

Dasmal doch nicht ſo gewiß.

Paſtor.

Ja; ſie iſt verwickelter als ſonſt, weil zugleich die mit dem jungen Herrn drein kam. Und noch überdies iſt der junge Herr dasmal auch mit dem Andres zuſammengerannt, indeß —

Stein.

Iſt er das nicht, der hier kommt?

Vierter Auftritt.

Möller. Die Vorigen.

Stein.

Sie, Möller? Wie ſieht's aus? Er gibt nach?

Möller.

So wenig, daß er Ihnen vielmehr ſagen läßt, Sie könnten ihn gar nicht abſetzen.

Stein.

Ich könnte nicht? — (Ruhiger.) Wenn er noch meinte, ich könnt' es nicht wollen. — Und Sie haben Alles verſucht?

Möller.

Alles.

Stein.

Auch mit dem Buchjäger gedroht? Als sollte der Förster werden, als sollten Sie dem sogleich die Bestallung bringen, wenn —

Möller.

Als sollt' ich? — Mein Auftrag klang bestimmter. Ich bringe Ihnen den gehorsamsten Dank des Buchjägers; er nimmt die Stelle an.

Stein.

Er nimmt — er nimmt sie an? Er nimmt sie wirklich an? Was das für ein dienstwilliger Mensch ist, der Buchjäger! Und Sie dazu — mit Ihrer Eile. — Sind Sie ganz des Teufels, Herr? Ein Schreckschuß sollt' es sein für den Ulrich. Der sollte vernünftig werden — nachgeben. Und wenn ich's in der Hitze so gesagt hätte, wie Sie's verstanden, so hätten Sie's anders verstehen müssen. Sie wissen, daß ich im Herzen nicht daran denke, den alten Mann da, der tausendmal mehr werth ist — aber Sie haben's auch, Sie haben's richtig verstanden, aber — ich erinn're mich nun zu spät, Sie haben immer gegen diese Heirath gesprochen.

Möller.

Ich habe zwanzig Jahr der Firma Stein und Sohn gedient, Zeit genug, einmal zu erfahren, daß man auch zu gewissenhaft dienen kann. Ich habe nichts gethan, als buchstäblich Ihren Auftrag erfüllt. Und wenn Sie mich dennoch verkennen wollen, so muß das mein Trost sein: Ich habe der Würde von Stein und Sohn nichts vergeben. (Er setzt sich zur Arbeit.)

Stein.

So mag's Ihnen die „Würde von Stein und Sohn" danken, was Sie da gemacht haben, ich nicht. (Pause.) Aber freilich; bei Licht besch'n, was war auch anders zu thun? nach dem, was vorgegangen war. Beruhigen Sie sich nur. — Ich hab' einmal den Herrn geltend gemacht —

Pastor.

Der obendrein noch so neu ist.

Stein.

Ich hab' einmal die verwünschte Wahl gestellt. Vor dem alten Wilkens da. Ich kann doch nicht — So ein verwünschtes rasches Wort! Und das man nicht einmal recht innerlich ernst gemeint hat und das nun zum Schicksal wird, weil wir uns nicht die Mühe gaben, sein Herr zu sein —

Pastor.

Ja, der Besonnenheit wird es verwünscht schwer, für die Schulden einzustehen, die die Hitze gemacht hat. Warum haben Sie auch nicht wie gewöhnlich blos unter vier Augen gezankt!

Stein (der Schritte gemacht).

Nein, es geht nicht. — Und dennoch, wenn ich an die hitzigen Jungen denke — Möller, schicken Sie doch gleich nach meinem Robert, lassen Sie ihn suchen; ich hätte mit ihm zu reden.

Möller (geht und kommt bald wieder).

Stein.

Ich kann dem alten Eigensinn nicht helfen; dasmal muß er zu Kreuze kriechen. Ich kann mein Wort nicht zurücknehmen, das muß er selbst einseh'n. Und nunmehr kann er auch zu Verstande gekommen sein. — Aber damit er sieht, daß ich bereit bin, zur Versöhnung zu thun, was ich nur irgend kann, ohne mich zu blamiren — wie wär's, Pastor, wenn Sie zu ihm gingen? Die Stelle freilich, die muß er vor der Hand aufgeben aber seinen bisherigen Gehalt, den kann er — ja, den soll er verdoppelt fortbezieh'n; er mag ihn einstweilen als eine Pension anseh'n. Ich dächte — er ist doch die Hauptschuld an der Geschichte — damit bezahlt' er seinen Theil daran billig genug.

Pastor.

Ich mache mich gleich auf den Weg.

Stein.

Und ich begleite Sie ein Stück. Muß ich doch nicht ganz allein promeniren.

(Beide links ab.)

Fünfter Auftritt.

Möller allein, dann der Buchjäger.

Möller.

Und wenn nichts aus der Hochzeit würde da mit der Löhlein, so hat Stein und Sohn doch einmal durchgegriffen. Die Galle hat mir's umgewendet, wenn er allemal der erste war — Dasmal bin ich zufrieden mit meinem Alten und will seine Nase gern einstecken. — Aber was poltert nur da draußen herum? (An der Thür. Ein Glück, daß die durch die Zimmer gingen. Es ist der Buchjäger. Und in welchem Zustand! Ist das auch ein Mensch? (Er bringt den betrunkenen Buchjäger herringeführt.)

Buchjäger (erst noch in der Ferne).

Wo ist der Stein? Heda, Kerl! der Stein! Seid Ihr's, Möller?

Möller (mit Geringschätzung).

Daß Ihr's seid, darüber kann man nicht im Zweifel sein. Was wollt Ihr hier?

Buchjäger (indem ihn Möller auf einen Stuhl setzt).

Bedanken man muß sich doch bedanken. Holt mir den Stein. Bedanken, — 's ist einmal Mode so.

Möller.

In diesem Zustand?

Buchjäger

(indem ihn Möller mit Anstrengung auf dem Stuhl niederhalten muß.)

Zustand? Was geht Euch der Zustand an? Daß ich mich bedanken will, das ist Zustand genug. Laßt mich mit dem Zustand zufrieden. Ist er drinn? Was?

Möller.

Da drinn ist Niemand. Seid froh, daß Niemand drinnen ist. Euch ist nicht zu helfen. Ihr wollt einmal auf keinen grünen Zweig kommen. Eure Gönner können keinen noch so

klugen Streich für Euch machen, ohne daß Ihr selber gleich einen hundertmal so dummen draufsetzt, der Alles wieder verdirbt. Den Herrn reut's schon, daß er Euch die Stelle gegeben hat, und Ihr gebt ihm auch gleich —

Buchjäger.

Ihr dummer Kerl Ihr, das Ihr seid. Mit Eurer Gönnerschaft, das Ihr seid. Wenn Ihr nicht den Stein und den Ulrich auseinanderbringen wolltet der Löhlein wegen! Und wenn ich so dumm wär', wie so ein verwetterter, vermöllerter, vergönnerter Kerl. Basta. Daß ich Einen Tag Förster bin? Denn zwei Tag dauert's nicht, bis die zwei Kesselflicker wieder einig sind; hernach ist's wieder aus mit meiner Försterschaft. Ihr denkt, weil Ihr keinen Durst habt, seid Ihr ein honnetter Kerl? Einen Tag weiß ich's — einen Tag bin ich's — Tu — Turbationsförster nämlich — und den Tag hab' ich angewandt Bruderherz — an Ulrich Andres — angewandt, Bruderherz. Komm, Bruderherz, denn ich bin fidel, Bruderherz. Du vermöllerter Gönner Du! (Fällt ihm um den Hals.)

Möller (schamhaft und äußerst verlegen sich seiner erwehrend.)

Aber was denken Sie denn? Wenn's Jemand sähe! Sc schämen Sie sich doch! (Sich in der Autorität gewaltsam zurechtrückend.) Wi Ulrich's Andres habt Ihr was vorgehabt? Was?

Buchjäger.

Vorgehabt, vorgehabt, den hab' ich vorgehabt, wißt Ihr von wegen gestern, wißt Ihr? und von wegen der Falle a seinen Alten, wißt Ihr? Ihr wißt nichts, wißt Ihr? Sein weißen Katzenbart, der Alte, soll er zerbeißen vor Wuth, wen er's hört —

Möller.

Aber was mögt Ihr nur mit dem Andres angestellt habe

Buchjäger.

Was? Nichts. Werdet's Zeit genug erfahren. Was? Du Durst, das ist mein Jammergeschrei, das ist mein Siechthu mein Elend, das ist mein Gichtbruch, daran muß ich noch u kommen in meinen jungen Jahren. Wo ist der Stein?

Müller.

Jetzt kommt Ihr mit auf meine Stube und trinkt eine Tasse schwarzen Kaffee, damit Ihr vernünftig werdet. Ich muß dann nach dem Hochofen; da nehm' ich Euch mit bis an die Mühle am heimlichen Grund. Und Ihr geht vollends heim. Man muß Euch die Hände binden, wenn Ihr Euer Glück nicht wegjucken sollt.

Buchjäger (indem ihn Müller abführt).

Wo ist er? Heda! Wo ist er? Der Stein?

Im Jägerhaus.

Sechster Auftritt.

Die Försterin allein, dann Weiler und später der Förster.

Försterin (das Fenster schließend).

Er kommt noch immer nicht zurück, der Robert, und der Herr Pastor auch nicht.

Weiler (indem er durch die Mitte tritt).

Na, wenn der nicht auf die Nase fällt! Aber wer ist's denn nun eigentlich? Ob mir die Frau Försterin was aufgehoben hat? Aber ich hab' ohnehin keinen Appetit. Hm.

Försterin.

Kalt wird's geworden sein. (Holt einen Teller mit Speisen aus dem Ofen, Brod u. s. w. dazu aus dem Schrank und setzt es auf den Tisch zur Linken.)

Weiler.

Wir werden Alle einmal kalt. (Setzt sich zum Ofen.)

Förster (ist seitwärts eingetreten).

Hat er den Hirsch wieder gespürt da aus dem Lutzdorfer?

Weiler.

Will Dich ſtolziren. Aber ſo iſt's. So wie's heißt Man
und Frau, Herr und Diener — dann iſt Lieb' und Freundſcha
heidi!

Förſter.

Und was heißt das da mit dem Stolziren?

Weiler.

Mit allen vier Beinen ſtand er da am Grenzbuſch im H
ſer drinn und fraß.

Förſter.

Wer?

Weiler.

Der Hirſch da aus dem Lugdorfer.

Förſter (nachdrücklich).

Ein Hirſch hat Läufte, und keine Beine, und frißt au
nicht, ſondern er äſet.

Weiler.

Meinetwegen.

Förſterin (ſeine Mahlzeit beſorgend).

Aber was iſt denn nur?

Weiler.

Hm.

Förſterin.

Ob man's nun erfährt? Wenn man nichts wiſſen will,
wird er nicht fertig.

Förſter (bleibt vor ihm ſtehen; ſtreng).

Weiler, hört Er?

Weiler.

Na, der Buchjäger da. Sechs Zoll iſt der heut gewachſ
hat gleich ſeinen Hut mit den Treſſen aufgeſetzt und ſein
Hirſchfänger umgethan und zwei Bittre und ein ſechs Kümm
mehr getrunken als gewöhnlich; hat aber auch einen Weg nöth
noch halb ſo breit wie ſonſt.

Förſter.

Iſt er fertig?

Weiler.

Beinah! Aber wer iſt denn nun eigentlich der richtige Förſter von Düſterwalde? Der weiſt ſchon die Holzhauer zum Durchforſten an, da muß er's doch ſein? Aber Ihr thut auch, als wär't Ihr's noch?

Förſter.

Ich bin's auch noch; ich bin Förſter von Düſterwalde und Niemand ſonſt.

Weiler.

Ihr wollt's durchſetzen? Aber ich will Euch ſagen, wer heut' zu Tage Recht behält. (Pantomime des Geldzählens.) Wer den längſten Athem hat. — Wer kommt da ſo eilig?

Siebenter Auftritt.

Wilkens in ſeiner Art haſtig herein. Weiler eifend. Förſter. Förſterin.

Wilkens (eintretend.)

Aber was iſt denn nur paſſirt dahier? Einen guten Tag herein.

Förſterin (erſchrocken).

Paſſirt? Aber um Gotteswillen — iſt denn was paſſirt?

Förſter.

Gleich oben hinaus.

Wilkens.

Er wird doch noch ſehen mit Seinem Eigenſinn.

Förſterin.

Aber was denn nur?

Wilkens.

Weiß ich's? Begegnet mir der konfuſe Hanns da am

Scheibenweg und ficht mit den Händen, als wenn er auf Jemand losschlüge und weis't daher nach dem Jägerhaus —

Förster.

Er wies auf den Wald; das Durchforsten meint' er —

Wilkens.

Mein Weg war eigentlich ein anderer, aber ich denke, ich muß doch seh'n. Und da steht auch gleich Eins in tiefen Gedanken, da nicht weit vom Haus. Ist's der Andres. Denk' ich den fragst du. Hm. Wie mich der kommen hört, fährt er auf, sieht mich wild an und — fort ist er. Ich ruf' ihm; hm; der hat ja seinen Namen vergessen. Ich lauf' ihm nach, aber der — fort, als hätt' er kein gutes Gewissen.

Försterin.

Was das nun wieder ist!

Förster (ruft aus dem Fenster mit Autorität).

Andres!

Weiler.

Da kommt er ja schon.

Achter Auftritt.

Der Pastor. Vorige. Weiler spricht.

Weiler.

s' ist der Herr Pastor. (Begrüßung.)

Försterin.

Gott sei Dank! Der gute Herr Pastor!

Förster.

Sie meinen zur Verlobung zu kommen, Herr Pastor — aber —

Pastor.

Ich weiß Alles, was Ihr angestellt habt.

Förster.

Der Herr Stein —

Paſtor.

Von dem komm' ich eben. Und was ich Ihnen zu bringen habe — ich weiß, Sie nehmen's deshalb um nichts unfreundlicher auf, weil ich's bringe.

Förſterin.

Wenn der Herr Paſtor vom Herrn Stein kommen, da kann noch Alles gut werden. Aber Sie wiſſen nicht, Herr Paſtor, wie eigenſinnig der Mann da iſt.

Paſtor.

Was denn? Ich weiß Alles. Aber er iſt doch nicht der Hauptſünder; ſonſt käm' ich nicht als Stein's Geſandter. Der will den erſten Schritt thun.

Wilkens.

Ich thät' ihn nicht, wenn ich der Herr wär'.

Paſtor.

Ja, alter Freund Ulrich, dem Stein thut's leid, daß ſeine Hitze die Urſach' gegeben hat, den ſchönen Tag zu ſtören.

Förſter.

Hört Er, Vetter Wilkens?

Paſtor.

Das mit dem Abſetzen war gar nicht ſo ſchlimm gemeint.

Förſter.

Hört Er, Weiler?

Paſtor.

Daß es nun freilich ſein Bewenden dabei haben müßte —

Förſter.

Sein Bewenden — Herr Paſtor, was ſoll das heißen?

Paſtor.

Daß er ſein Wort nicht ſogleich wieder zurücknehmen könnte, ohne ſich zu blamiren — Das müßten Sie ſelbſt einſeh'n.

Förſter (gedehnt).

So? Und der Buchjäger?

Paſtor (zuckt die Achſeln).

Iſt vor der Hand Förſter von Düſterwalde; das iſt nicht zu ändern —

Förſter.

Das ſagen Sie; aber ich ſag' Ihnen, Herr Paſtor, der Buchjäger iſt's nicht; Förſter von Düſterwalde bin ich. Und ich bin's, Herr Paſtor, und ich bleib's, Herr Paſtor, bis der Herr Stein bewieſen hat, daß ich gegen meine Pflicht gehandelt hab'.

Paſtor.

Damit Sie aber ſähen, wie bereit er ſeinerſeits wär', ſein Theil Unrecht auszugleichen und das alte gemüthliche Verhältniß wieder herzuſtellen, ſollen Sie Ihren bisherigen Gehalt verdoppelt fortbehalten als Penſion.

Förſter (macht Schritte und pfeift).

Paſtor.

Soweit mein Auftrag, alter Freund; und nun —

Förſter (bleibt vor dem Paſtor ſtehn).

Wofür, Herr? Will er mir meine Ehre damit abkaufen? Herr Paſtor, meine Ehre iſt mir nicht feil. (Schritte und pfeift.)

Paſtor.

Aber, alter, wunderlicher Freund —

Wilkens.

Ja wenn er einen Menſchen anhörte!

Förſter (wie vorhin).

Soll's ein Gnadengehalt ſein? Ich brauche keine Gnade. Ich kann arbeiten. Umſonſt nehm' ich nichts. Ich nehme keine Almoſen. Ich weiß, er kann mich nicht abſetzen, wenn ich nicht ſchlecht geweſen bin; das weiß ich aus mehren Exempeln, zum Beiſpiel vom Jäger Rupert in Erdmannsgrün. Wenn ich mich willig abſetzen ließe, ſo geſtänd' ich ſelber ein, daß ich ſchlecht wär'. Dem Rupert konnten ſie auch nichts beweiſen und er blieb in ſeinem Dienſt? Und wer nimmt einen Abgeſetzten in Dienſt? Herr Paſtor, ich hab' von Vater und Großvater eine Ehre ererbt und bin ſie meinen Kindern und Kindeskindern ſchuldig; mein Vater hat vor mir die Stelle gehabt und, mein Großvater vor meinem Vater; ſie heißen mich den Erbförſter im ganzen Thal; ich wär' der Erſte aus meinem Stamm,

der abgesetzt wäre. Geh'n Sie hinaus in meinen Forst, Herr Pastor, und wenn Ihnen nicht die Seele davor aufgeht — Herr Pastor, ich habe den Forst bis auf den Kirchhof gezogen; da liegt mein Vater und mein Großvater und von ihren Herrn steht das Zeugniß auf ihren Steinen: Sie waren redliche Männer und treue Diener. Sie liegen, wie sich's für Jägersleute gebührt, unter grünen Tannen. Herr, und wenn mein Kindeskind einmal dahin käm' und fragte: Aber warum liegt Der nicht unter den Tannen, der sie gepflanzt hat? Warum haben wir nichts mehr da zu suchen? Ist Der ein Schurke gewesen, daß sein Herr ihn hat absetzen dürfen? Und wenn sie meinen Grabhügel suchen und finden ihn hinter der Kirchhofsmauer? Herr, wenn Sie ohne Ihre Ehre leben können, so ist's gut für Sie — oder vielmehr, so ist's schlecht von Ihnen. Aber sehen Sie, Herr Pastor, für mich gibt's nur Eine Wahl, entweder neben meinem Vater und Großvater unter die Tannen oder — hinter die Kirchhofsmauer. Herr Pastor, ich bin Förster hier, oder er müßte öffentlich erklären, der Herr Stein, daß er an mir gehandelt hat als ein Schurke. Das Meine hab' ich in seinen Forst gewandt; ich will nichts herausnehmen als den Stock, an dem ich in die Welt gehe und in meinen alten Tagen einen neuen Dienst suche, aber von mir muß die Schande abgewischt sein und auf ihm muß sie kleben bleiben. Ich bin in meinem Recht und wills behaupten.

Wilkens.

In Seinem Recht? Hm. Was will Er mit dem Recht? Recht kostet Geld. Recht ist ein Spielzeug für die Reichen wie Pferde und Wagen. Hm. Mit Seinem Recht und Unrecht da. Sein Recht, das ist Sein Eigensinn; Er reißt noch Frau und Kindern die Kleider vom Leibe, damit Er nur Seinen Eigensinn warm halten kann.

Pastor.

Aber —

Neunter Auftritt.

Wilhelm. Vorige.

Wilhelm.

Vater, der Andres iſt draußen und will nicht herein. Ich hab's ihm geſagt, daß Du ihn gerufen haſt.

Förſterin.

Komm, Wilhelm, wir wollen hinaus zum Andres —

Förſter.

Stille da, Weib! Daß Ihr ihn vollends konfus macht mit Lamentiren? Entweder Ihr verhaltet Euch ruhig, oder Ihr geht dahinaus und ich zieh' hinter Euch den Schlüſſel ab.

(Er geht feierlich nach der hintern Thür.)

Andres! Du kommſt ſogleich herein. Hörſt Du?

Zehnter Auftritt.

Andres. Vorige.

Andres (in der Thür; wie er die Menſchen ſieht, will er zurück).

Förſter.

Andres, Du kommſt herein. Vor Deinen Vorgeſetzten.

(Setzt ſich wie zu einem Verhör.)

Förſter, Förſterin, Weiler, Wilhelm auf der linken Seite; Paſtor, Wilkens auf der rechten; Andres, der Niemand anzuſehen wagt, in der Mitte.

Förſter.

Hierher, Forſtgehülfe Andres Ulrich. Wo kommſt Du her?

Andres.

Vom Gehege, Vater.

Förſter.

Wo haſt Du Deine Flinte, Andres Ulrich?

Andres (ſchweigt).

Förſter.

Wer hat ſie?

Andres (dumpf).

Der Buchjäger.

Förſter (ſteht unwillkürlich auf).

Förſterin (voll Angſt).

Ulrich!

Förſter (ſetzt ſich wieder).

Hier hat Niemand zu reden als der Forſtgehülfe Ulrich und ſein Vorgeſetzter. Andres —

Andres.

Vater —

Förſter.

Warum ſiehſt Du mich nicht an?

Andres.

Ich kann Niemand mehr unter die Augen ſeh'n. Ich will als Schiffsjunge nach Amerika. Laß mich, Vater!

Förſter.

Junge, Du haſt zu antworten, wenn Dich Dein Vorgeſetzter fragt. Was hat der Buchjäger? Heraus damit.

Andres.

Ich war eben drüber, die Ahornpflanzen in der Baumſchule herauszunehmen —

Förſter.

Wie ich Dir befohlen hatte.

Andres.

Da kam der —

Förſter.

Der Buchjäger. Weiter, Andres Ulrich.

Andres.

Mit ſechs Holzhauern vom Brandsberg her —

Förſter.

Vom — weiter, Andres Ulrich.

Andres,

Er war betrunken —

Weiler (halblaut).

Wie gewöhnlich — (auf einen Blick des Förſters, als hätt' er nichts geſagt).

Andres.

Und die Holzhauer waren's auch. Er ließ die Korbflaſche umgeh'n. Hier wird angefangen, ſagt' er; der Ulrich hat ſchöne Wirthſchaft gemacht, ſagt' er; darum iſt er abgeſetzt. Wie er das geſagt hatte, trat ich vor —

Förſter.

Tratſt Du vor — (Steht auf.)

Andres.

Und ſagte, er wär' ein elender Verläumder. Und übrigens hab' er nichts anzuordnen im Forſt.

Förſter (ſtreckt ſich).

Im Forſt.

Andres.

Und ſollte geh'n, wohin er gehörte.

Förſter (nachdrücklich).

Gehörte. (Setzt ſich) Und der —

Andres.

Lachte —

Förſter

(ſteht auf, ſetzt ſich wieder, pfeift und trommelt vor ſich auf dem Tiſch; dann)

Weiter —

Andres.

Und ſagte: „was will der Kerl?"

Förſter (mit ſtarker Stimme).

Andres!

Andres.

Vater —

Förſter.

Und Du? Weiter, weiter.

Andres.

„Hat da Pflanzen aus meinem Forst in der Hand? (Leise.) Haltet mir den Holzdieb, den Pflanzenstehler!“

Förster (kleine Pause).

Und die —

Andres.

Hielten mich.

Förster.

Und Du —

Andres.

Es waren zuviel — mein Wehren half mir nichts.

Förster (der den Kampf mitkämpft).

Half nichts; es waren Sechs über Einem.

Andres.

Ich war wüthend, wie ich sah, was er wollte. Sie zogen mich — aus. Ich sagte, er sollte mich erschießen, sonst wollt' ich's ihn, wenn er mich lebendig geh'n ließe. Dazu lacht' er. Die — mußten — mich — halten —

Förster (springt auf).

Und der —

Andres (widerstrebend, stehend).

Vater —

Förster.

Und der hat —

Andres.

Hat —

Förster (schwach).

Hat —

Andres (außer sich).

Vater ich kann's nicht sagen. Das hat mir noch kein Mensch gethan auf der Welt!

Förster (tiefathmend).

Stille jetzt. Sag's hernach — Andres. (Pause, er geht bei Andres vorüber, der nun zur Försterin tritt.) Schönes Wetter heut', Herr Pastor — zuckt mich da auf einmal wieder der alte Fluß im

Arm. Und die Mücken ſpielen ſo tief — Es wird noch Gewitter geben heut'. — Andres, er hat Dich — ich habs nie, und ein Fremder — ein — ſag' nichts, Andres — ich verſteh' Dich. (Macht Schritte.)

Förſterin (zu Andres).

Daß Du auch den Buchjäger geſtern gereizt haſt!

Weiler.

Hab' ich's nicht prophezeit?

Förſterin.

Du biſt todtenblaß. Ich will Dir Tropfen geben —

Förſter

(bleibt ſtraff vor Andres ſteh'n, die Förſterin weicht ängſtlich zurück.)

Hör', Andres. Und Er, Weiler. (Weiler kommt vor.) Aufgepaßt. Wer in meinen Forſt kommt mit der Flinte — angerufen! Verſteht Ihr mich?

Weiler.

Hm.

Förſter.

So iſt die Inſtruktion. Angerufen! Ich bin der Förſter und Niemand ſonſt und Ihr ſeid meine Leute. Der Herr und ſein Sohn paſſiren. Wer aber ſonſt in meinen Forſt kommt mit einer Flinte, hört Ihr? mag's ſein, wer's will; mag er einen grünen Rock am Leibe haben oder nicht — der iſt ein Wildſchütz, der wird angerufen: Halt! Flinte weg! Wie's die Inſtruktion beſagt. Wirft er ſie hin, gut; wirft er ſie nicht hin, drauf gebrannt — wie's die Inſtruktion beſagt. — Und Du, Wilhelm, gehſt auf der Stelle zum Advokat Schirmer in der Stadt. Dem erzählſt Du Alles. Er ſoll eine Klage machen gegen den Stein und ſeinen Buchjäger und ſoll ſie einreichen bei den Gerichten. Vergiß nichts, Wilhelm; daß mein Vater und mein Großvater die Stelle hatten, daß ſie mich den Erbförſter heißen, das Exempel vom Rupert in Erdmannsgrün; es wird nicht nöthig ſein, aber aus Vorſicht; daß der Forſt, offen liegt gegen Mitternacht und Abend, vergiß mir nicht; und daß der Stein mich abſetzen will, weil ich nicht als ein Schurke

an ihm handeln will. Wenn Du jetzt gehſt, kannſt Du noch vor Nacht wieder heim kommen. Andres und ich begleiten Dich bis an die Grenzſchenke. Da kann Dich der Andres Abends erwarten, wenn Du wieder kommſt. (Zu Andres, der unter den Flinten wählt.) Nimm die doppelläufige mit dem gelben Riemen, Andres. Ich nehm' die andere.

Andres (thut es).

Mutter, ein Tuch; mich überläuft es ſo kalt.

Förſterin (holt es aus dem Schrank).

Aber Du ſollteſt heimbleiben, Andres, auf den Aerger. (Hilft ihm das Tuch um den Hals binden.)

Wilkens.

Und Er ſieht nicht, daß Er abſolut Unrecht behalten muß? Er iſt mit ſehenden Augen blind?

Paſtor.

Des Abſetzens wegen wollen Sie klagen? Das können Sie nicht.

Förſter (der ſich unterdeſſen den Hirſchfänger angeſteckt).

Das kann ich nicht? So iſt's recht, daß er mich abſetzen will?

Paſtor.

Unbillig iſt's gewiß, unrecht vor dem Herzen, aber nicht vor dem Gericht.

Förſter.

Was vor dem Herzen recht iſt, das muß auch vor den Gerichten recht ſein.

Paſtor.

Wenn Sie ſich's erklären laſſen wollten —

Förſter.

Erklären? Hier iſt Alles klar bis auf Ihre Hirngeſpinnſte da, womit Einen die Herren eintreiben möchten, daß man an ſeinem eignen Verſtand irr werden ſoll. Mit Aber und Wenn, das kenn' ich. Die Aber und Wenn die kommen ganz oben aus dem Kopfe; da weiß das Herz nichts davon; das ſind Praktikenmacher. Nun gut, Herr Paſtor, erklären Sie doch einmal.

Aber mit Ja und Nein. Was drüber iſt, das iſt vom Uebel. Die Aber und Wenn ſind vom Uebel. Der Herr Stein will mir meine Ehre nehmen; meine Treu und Rechtſchaffenheit will er mir mit Schande vergelten; in meinem fünfundſechzigſten ſoll ich daſteh'n als ein Schurke. Nun, Herr Paſtor auf Ja und Nein: iſt das recht?

Paſtor.

Auf Ja und Nein? — Freilich; recht iſt's nicht im gewöhnlichen Sinne, aber —

Förſter (fällt ein, ſiegreich).

Alſo recht iſt's nicht? Und wenn's nicht recht iſt, ſo muß es unrecht ſein. Und dazu ſind die Gerichte da auf der Welt, daß Unrecht nicht geſchehen ſoll. Mich ſoll kein Menſch irr' machen an meinem guten Recht; und der iſt mein Freund geweſen für immer, der mir noch das Wort vom Nachgeben ſpricht. Amen. Wenn's nur ein Aber brauchte, Unrecht aus Recht zu machen, ſo wollt' ich lieber unter den Wilden leben, ſo wollt' ich lieber das erbärmlichſte Thier ſein auf Gottes Erdboden als ein Menſch. Seid Ihr fertig, Jungens?

Andres und Wilhelm.

Ja.

Förſter.

So kommt, Jungens. Alles Andere kann zum Teufel geh'n, Herr; aber Recht, Herr, Recht muß Recht bleiben!

(Indem er geht und die Andern folgen, fällt der Vorhang.)

Ende des zweiten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Grenzschenke.

Erster Auftritt.

Lindenschmied. Wirth. Möller tritt herein; nach ihm Frei.

Möller.

Herr Wirth, ein Glas. (Für sich.) Wird ja nunmehr seinen Weg vollends heimfinden, der Buchjäger. Von der Mühle da am heimlichen Grund hat er kaum eine Viertelstunde nach Haus. — Einen guten Abend.

Frei (nach außen).

Ein Glas im Vorübergeh'n. (Tritt ein.) Da hinüber in's Herzogliche. Da geht's lustig zu.

Wirth.

Gott behüt' uns vor der Sorte Lustigkeit. Wohl bekomm's, Herr Buchhalter!

Möller.

Eine schöne Gesellschaft!

Wirth.

Wollen Sie sich nicht setzen, Herr Buchhalter?

Möller.

Danke. Ich muß noch nach dem Hochofen den Abend;

meine Leute ſind ſchon voraus. (Für ſich, indem er das Glas an den Mund nimmt.) Auf glückliches Zuſtandebringen der Heirath mit Löhlein und Compagnie.

Frei.

Da drüben weiß man ſchon nicht mehr, was oben und was unten iſt, und bei uns geht's heut' oder morgen noch los. Der Erbförſter hat ſich ſchon in ſeinem Jägerhaus verbarricadirt.

Wirth.

Dummes Zeug. Der! Die Gewiſſenhaftigkeit ſelbſt!

Frei.

Man iſt ſo lange gewiſſenhaft, als es geht. Ein Hundsfott, der's eine Stunde länger iſt. Den Buchjäger will er oder ſeine Leute erſchießen, wo ſie ihn finden. (Geberde.) Und der Erbförſter fackelt nicht; da kenn' ich den alten Teufelskerl mit ſeinem weißen Schnauzbart.

Lindenſchmied (heiſer lachend).

Oho!

Frei (ſieht ſich nach ihm um).

Wollt Ihr etwa dem Buchjäger ſeine Partei nehmen? Was, Lindenſchmied?

Lindenſchmied (wie vorhin).

Dem Buchjäger ſeine —

Frei.

Weiß jedes Kind, wie lieb Ihr den habt.

Lindenſchmied (mit Geberde, wie vorhin).

Haha!

Frei.

Der Weiler hat's den Erbförſter ſelbſt ſagen hören. Und ich ſag' Euch, was der Erbförſter ſagt, das iſt ſo gut, als hätt's ein Anderer ſchon gethan.

Lindenſchmied.

Wird ſich hüten, der — Erbförſter. — (Gedämpft.) Wenn Die, nicht wären, Die am grünen Tiſch. Und Der nicht wär', der — (deutet pantomimiſch an, daß er den Nachrichter meint.)

Frei.

Der hat aufgehört. Der —. Denn jetzt iſt's (ſchlägt auf den Tiſch) Freiheit! Der Erbförſter ſoll leben! Und wer's ſchlimm mit ihm meint — ich zeig' auf Niemanden —

Möller (eilig).

Hier, Herr Wirth. Schon faſt acht.

Wirth.

So eilig Herr Buchhalter?

Möller.

Im Hochofen warten ſie auf mich.

Wirth.

Sie bekommen —

Möller (ſchon an der Thür).

Laſſ' Er nur. Ich behalt' es gut auf morgen. (Ab.)

Zweiter Auftritt.

Vorige, ohne Möller.

Frei (ſteht auf; die Faust hinter ihm her ballend).

Nichts ſollt Ihr gut behalten, Du und Deinesgleichen da. Es ſoll Euch Alles bezahlt werden. Lindenſchmied, geht Ihr mit da hinüber in's Herzogliche?

Lindenſchmied.

Hab' meinen Weg für mich. (Kommt vor.) Die hinter ihrem grünen Tiſch! Daß ein ehrlicher Kerl erſchrickt, wenn ein Blatt rauſcht, und hinter ſich ſieht, ob nicht der Büttel hinter ihm drein iſt.

Frei.

Wird umgeworfen der, der grüne Tiſch — ſag' ich Euch.

In zehn Jahren soll's Niemand mehr erfragen können, was so'n Büttel 'mal für ein Ding gewesen ist. Jetzt ist Freiheit und die Ordnung hat aufgehört; Jeder kann machen was er will. kein Büttel mehr, kein grüner Tisch mehr, sag' ich Euch; kein Thurm, keine Ketten. Hätt' der Herrgott die Hasen expreß für den Edelmann gemacht, so hätt' er ihnen gleich sein Wappen in den Peiz gebrannt. War eine Kleinigkeit das für einen Mann wie der Herrgott. Das wissen die Menschen jetzt, daß die in den Zuchthäusern verehrungswürdige Dulder sind, und die Vornehmen sind Spitzbuben, und wenn sie noch so ehrlich wären. Und die Fleißigen sind Spitzbuben; denn die sind schuld, daß die braven Leute, die nicht arbeiten mögen, arm sind. Das könnt Ihr in den Blättern gedruckt lesen. Und wenn der Erdförster den Buchjäger vornimmt (Pantomime), so kann ihm Niemand was anhaben drum; denn der Buchjäger hat die ehrlichen Leute in's Zuchthaus gebracht, wenn sie gestohlen hatten.

Lindenschmied.

Und wird nicht gestraft? Nicht? Und auch ein Anderer nicht, wenn er's thut?

Frei.

Und auch ein Anderer nicht, sag' ich Euch. Da drüben haben die ehrlichen Leute das Schloß angebrannt und geplündert; mehre Menschen sind dabei verunglückt; kräht kein Hahn danach. Wer jetzt so was auszuretzen hat. Und der Ulrich braucht nicht weit zu laufen; der Buchjäger torkelt da im heimlichen Grund herum, hat den Hut verloren —

Lindenschmied (fährt krampfhaft hastig in die Taschen).

Und nichts — gar nichts — nicht ein stumpfes Messer bei mir!

Dritter Auftritt.

Andres. Vorige.

Andres (hereintretend).

Ist das heiß hier! (Er nimmt sein Tuch ab.) Guten Abend. (Wickelt das Tuch um das Flintenschloß und lehnt die Flinte neben sich an.) Daß sich Niemand da vergreift; die Flinte ist geladen. (Zum Wirth.) Ich weiß nicht, was das ist. Wird mir auf einmal so elend da herum. Ich wollte auf meinen Bruder warten an der Grenze.

Wirth.

Machen Sie sich's bequem, Herr Forstgehülfe.

Andres.

Noch kommt der Wilhelm wohl nicht. (Er wirft sich auf eine Bank, legt bald die Arme auf den Tisch und den Kopf darauf.)

Frei (schlägt sein Glas auf den Tisch auf.)

Noch Eins, Wirth. Und das ist Gnade, daß ich jetzt bei Ihm trinke, wo's noch was kostet. In acht Tagen muß Er schaffen und kein ehrlicher Mensch braucht Ihm mehr einen Pfennig zu bezahlen dafür, sag' ich ihm.

Lindenschmied

(sieht nun ganz unverwandt bald nach Andres, bald nach der Flinte schielend).

Wenn er einschlief einmal — der da! (Neben den Tisch gelehnt zu Frei heimlich.) Da im heimlichen Grund, sagt Ihr? — Und meint Ihr auch gewiß, Frei, daß nichts mehr gestraft wird?

Frei.

Vorurtheil, sag' ich Euch. Wenn Ihr was anstellt und sie hängen Euch, sollt Ihr mich einen Schuft nennen Euer Leben lang. Seht Ihr. Was man sonst einmal Treu' und Ehrlichkeit genannt hat, das haben uns die alten Weiber weiß gemacht. Und ein Kerl, der sein Wort hält, das ist ein Schuft und so

einem trau' ich nicht über die Thürschwelle. Das Volk ist ehrlich an und für sich, weil's das Volk ist. Ihr sollt nur die Herren da reden hören; war ein Professor dabei, der muß es wissen.

Lindenschmied (führt ihn fort).

Aber mit dem Gewissen? Und von wegen mit dem da drüben?

Frei

Vorurtheil. Nichts weiter, sag' ich Euch.

Lindenschmied.

Hab's immer gedacht das; aber sonst durfte man so was nicht sagen.

Frei.

Dem Volk haben sie von Himmel und Hölle weiß gemacht, damit der gnädige Herr seine Hasen allein behalten sollte. Den armen Leuten haben sie von Kind an ein Gewissen eingetrichtert, damit sie sich's gefallen lassen sollten, wenn die Reichen herrlich und in Freuden lebten.

Lindenschmied.

Und er ist im heimlichen Grund? (Der Wirth wird aufmerksam.)

Frei.

Wer?

Lindenschmied.

Der — (knöpft sich ein.)

Frei.

Wo wollt Ihr hin?

Lindenschmied.

Schulden bezahlen, eh' die Welt neu wird. (Während er Andres verstohlen beobachtete mit der Linken in der Westentasche um den Wirth zu bezahlen.) Kann's nur nicht heraus kriegen da mit der —

Frei.

Eure Finger an der Linken und steif —

Lindenschmied (mit Geberde).

Die an der Rechten werden noch krumm.

Frei.

Habt Ihr einen Fluß gehabt?

Lindenſchmied (heiſer lachend).

Ja, einen bleiernen. Zwei Loth Pulver und drei Schrot. (Er ſpricht immer gedämpft, um den Andern nicht zu wecken.) Ein Denkzettel von dem da im heimlichen Grund —

Frei.

Vom Buchjäger?

Lindenſchmied.

Weil ich Thaler ſchlug aus dem Strahlauer Herrn ſeinen Rehen. Lief ungemünztes Geld genug im Wald herum.

Frei.

Noch eins, Wirth' (Gibt dem ſein Glas.)

Lindenſchmied (in ſich verloren, allein im Vordergrund).

Sechsmal lief ich hinaus, wo er vorbeikommen ſollte; aber er kam mir nicht. Damals war das Gewiſſen noch Mode. Da dacht' ich: jetzt ſoll's nicht ſein, und verſchob's, wenn er mir einmal von ſelber käme, ſo daß ich ſeh'n müßte, es ſollte ſein. Nächte lang hat's mich gewürgt wie der Alp und von meinem Blut gezehrt, daß ich nicht an ihn ſollte, und jetzt — ha ha ha! (Lacht krampfhaft kurz, weckt ſich damit aus ſeinen Gedanken und ſieht ſich betreten um.)

Frei.

Habt Ihr gelacht, Lindenſchmied?

Lindenſchmied.

Weiß nicht, ob ich's war.

Frei.

Ihr habt eine kurioſe Lache. Geht Ihr mit, Lindenſchmied? In's Herzogliche?

Lindenſchmied (ſchlägt ihn auf die Schulter).

Mann, jetzt iſt Freiheit! Hab' meinen eig'nen Weg.

Frei.

Meinetwegen! (Tritt in den Hintergrund zum Wirth.) Was' hab' ich zu zahlen zu guter Letzt? Hier; gebt heraus.

Wirth.

Da ſind drei, vier —

Lindenſchmied

(hat den Augenblick benutzt, wo Niemand ihn beobachtet, Andres Hirte verſtohlen hinwegzunehmen, und eilt mit derſelben ab).

Frei.

Welche Zeit, Wirth?

Wirth.

Achte durch.

Frei (im Abgehen).

Adies!

Vierter Auftritt.

Wirth. Andres.

Andres (ſteht auf).

Acht? — Nun kann der Wilhelm kommen.

Wirth (macht ſich Andres ängſtlich).

Sie ſind ein braver Menſch; Ihnen kann ich meine Angſt ausſchütten. Das iſt eine gräuliche Brut, die da eben gingen. Worte ſind gefallen! Der Buchjäger iſt betrunken im heimlichen Grund und der Lindenſchmied, ſein Todfeind, ihm nach. Unter Reden! Er ſprach von Fingerkrummmachen. Und der Menſch iſt zu Allem fähig.

Andres.

Er meint, der Lindenſchmied will dem Buchjäger an's Leben?

Wirth.

Aber geſagt hab' ich's nicht. Wenn ich's anzeige, brennen die mir das Haus über dem Kopf zuſammen. Und wenn ich nichts thu' — (macht Schritte).

Andres (wollte aufſteh'n, ſetzt ſich wieder).

Um den? — Mag ihm geſchehn, was Gott zuläßt. Um den geh' ich nicht.

Wirth (wie vorher).

Was ich nur anfang' da?

Andres.

Der Vater ſagt: wenn's Hülfe gilt, muß jeder tüchtige Menſch einſteh'n und nachher erſt fragen: wem hab' ich geholfen?

Wirth.

Ob ich's doch anzeige? Aber —

Andres (ſehr raſch entſchloſſen auf).

Ich gehe. Ich will ſeh'n, ob ich ihn finde, den Buchjäger. Dem Wilhelm wird ja nichts geſcheh'n. Sind nur die paar Schritte bis heim. Was ſuch' ich da nur? Mein Tuch. Da in den Schläfen hämmert's und ſauſt. Wo hab' ich's doch? — Ich hab's um die Flinte gebunden. (Da er ſie nicht findet.) Aber wo iſt meine Flinte?

Wirth.

Ihre Flinte fehlt?

Andres.

Hier hatt' ich ſie angelehnt. Die mit dem gelben Riemen.

Wirth.

Die hab' ich erſt noch lehnen ſeh'n.

Andres.

Hat Er ſie vielleicht aufgehoben?

Wirth.

Ich? Nicht angerührt. Allmächtiger Gott! Wenn der Lindenſchmied — Sie lagen und ich zählte juſt — Was iſt da zu machen?

Andres.

Nichts. Ich geh' ohne Flinte. Ich hab' nicht Zeit, erſt eine andere zu Hauſe zu holen.

Wirth.

Aber unbewaffnet —

Andres.

Laß Er nur. Wenn mir nur nicht noch ſchlimmer wird da auf der Bruſt. (Zu der Thür.) Wenn ich nur nicht zu ſpät komme! (Draußen.) Gute Nacht, Meiſter Wirth. (Sie ſind beide unterdeß abgegangen.)

Verwandlung.

Im heimlichen Grund.

Pittoreske Waldſchlucht; hinten querüber der Bach, jenſeits deſſelben Felſen, an welchen ein ſteiler, ſchmaler Weg mit dem Bach gleichläuft; Dämmerung.

Fünfter Auftritt.

Robert (hat eine Flinte umhängen). **Kathrine.**

Kathrine.

Wie ſchauerlich das hier iſt! Wir ſind ſchon ſo weit vom Schloſſe. Wo ſind wir nur, Herr Robert?

Robert.

Im heimlichen Grund, Kathrine.

Kathrine.

Im heimlichen Grund? Wo's ſo unſicher iſt? Wo immer die Wilddiebe aus dem Herzoglichen —? (ſieht ſich ängſtlich um.)

Robert.

Ohne Sorgen, Kleine; wir haben einen ſichern Begleiter bei uns. (An ſein Gewehr ſchlagend.) Siehſt Du dort?

Kathrine.

Etwas ſchimmern wie eine weiße Wand und dunkle Laden daran —

Robert.

Das iſt das Jägerhaus.

Kathrine.

Wirklich? Ja, Gott ſei Dank! Jetzt ſeh' ich das Hirſchgeweih oben am Firſt gegen den Abendhimmel.

Robert.

Hier iſt der Brief. Aber ſo frei in der Hand darfſt Du ihn nicht tragen. — Haſt Du auch einen Vorwand? Wenn der Alte Dir begegnen ſollte?

Kathrine (verſchämt und ſelbſtzufrieden lächelnd).

Ach, Herr Robert, ſollte ein Mädchen ſo dumm ſein? Da machen Sie ſich keine Sorge. Meine kleinen Schweſtern lernen ſtricken und näh'n bei der Mamſell — da —

Robert (macht den Brief zuſammen, in den er ſah).

Nun hier, Kathrine. Aber nur in Mariens oder ihrer Mutter Hände gibſt Du den Brief, Niemandem ſonſt, auch Andres und Wilhelm nicht. Nur in ihre eigenen oder in ihrer Mutter Hände. —

Kathrine.

Aber ſo weit ſoll ich noch allein?

Robert.

Kaum zwei Büchſenſchüſſe weit. Mich darf Niemand in der Nähe des Jägerhauſes ſeh'n. — Heimwärts gehſt Du die Straße. Nur wenn Du den Brief nicht haſt anbringen können, kommſt Du hierher zurück.

Kathrine.

Aber daß Sie auch nicht fortgeh'n.

Robert.

Nein, Kathrine. Hier bleib' ich.

Kathrine (ab).

Sechſter Auftritt.

Robert allein, dann der Buchjäger, zuletzt Möller mit zwei Arbeitern.

Robert (hebt Katharinen eine Weile nach; dann Schritte).

Ob ſie kommen wird? Ob ſie ihren Vater laſſen wird um mich? (Bleibt ſtehn.) Als ein Jäger geh' ich in die Welt. Ich bin jung, kräftig und verſteh' mein Handwerk aus dem Grund — warum ſollt' es nicht glücken? (Sich in Gedanken verlierend.) Und dann — ſo aus dem Walde heimkommen — ſo kräftig müd' vom Tagewerk im Freien! Und ſie hätte ſchon nach mir umgeſeh'n — und käme mir entgegen — und nähm' mir die Flinte ab — um auch etwas zu tragen — und hinge ſie um — und ſo ſtände mein Jägerhaus wie das dort — ſo rauſcht' es in den Bäumen, und ich umſchlänge ſie und jubelte: nur das Glück iſt ein Glück, das man ſich ſelber dankt! — Und dann —

(Ein Schuß fällt und weckt ihn.)

Buchjäger (noch in der Scene, aufſtöhnend).

Schurke!

Robert.

Was iſt das?

Buchjäger

(kommt auf die Scene getaumelt; Robert eilt auf ihn zu und faßt den Sinkenden.)

Ich — bin — hin —

Robert.

Gottfried! Um's Himmelswillen! Iſt auf Sie geſchoſſen worden? Heda! Niemand in der Nähe? Heda! zu Hülfe!

Möller (in der Scene).

Schnell, Leute, dort hinüber! Vom Steg her kommt das Rufen!

Robert.

Dort kommen Menſchen. Hierher! Hierher! Zu Hülfe!

Möller (wie vorhin.)

Das iſt Herrn Robert's Stimme.

Robert.

Wenn hier Rettung möglich iſt, muß ſie ſchnell kommen. (Oeffnet des Stöhnenden Rock und Weſte.)

Möller.

Ja, Sie ſind es, Herr Stein. (Tritt auf mit zwei Arbeitern.) Aber —

Robert.

Möller — Sie ſind es? Seh'n Sie, was hier geſchehen iſt. — Leben Sie noch Gottfried?

Buchjäger.

Noch — aber —

Möller (hinzutretend).

Der Buchjäger. Barmherziger Gott!

Robert.

Meuchlings erſchoſſen. Die Kugel ging durch den Rücken.

Möller.

Gottfried reden Sie; wer hat's gethan?

Buchjäger.

Er hatt' — die Flinte — mit dem gelben Riemen —

Robert.

Andres' Flinte?

Buchjäger.

Er hat — mir's — gedroht —

Robert.

Es iſt nicht möglich!

Möller.

War's der Andres, Gottfried?

Buchjäger.

Der — Andres — ja —

Möller.

Er ſtirbt. (Pauſe.) Leute, nehmt ihn auf. Und Sie, Herr Stein — das iſt eine Mörderguhe dahier. Kommen Sie! Kommen Sie! Es lauern noch mehr dahier herum; nur erſt be-

gegnete uns der Weiler mit dem Gewehr — der boshafte Menſch; der ſpionirte; das iſt klar. Das iſt eine förmliche Jagd. Kommen Sie! Aber um Gottes willen, warum wollen Sie nicht —

Robert.

Geh'n Sie nur.

Möller.

Aber was haben Sie nur vor? Und Ihr Herr Vater — wenn ich Sie allein in der Gefahr laſſe — wenn ich Sie nicht mitbringe. Wie ſoll er mir glauben, daß ich Ihnen zugeredet habe?

Robert.

Sie haben ja Zeugen hier bei ſich. Ein Wort für Tauſend — ich bleibe hier. (Macht wenige Schritte.)

Möller.

Nun ſo kommt, Leute; ihr habt's gehört. (Im Abgehen.) Allmächtiger Gott! Was wird das noch werden.

(Die Arbeiter haben die Leiche aufgenommen; Möller mit ihnen ab.)

Siebenter Auftritt.

Robert allein, ſpäter **Andres**, zuletzt **Lindenſchmied**.

Robert.

Schändlich! Schändlich! Einer ſolchen Rache wär' Andres fähig geweſen? Und ich muß es glauben — ich muß! Der Sterbende ſagt' es; er hatt' es gedroht — es war ſeine Flinte — und Alles iſt wirklich — hier ſtarb der Gemordete — hier iſt — er ſchrieb's mit ſeinem Blut in den Raſen, damit ich nicht zweifeln dürfte. Und ſolche Menſchen ſteh'n zwiſchen mir und meinem Glück? Steh' feſt, Robert, hier gilt's das Aeußerſte! Du haſt's mit Menſchen zu thun, die keine Unthat ſcheu'n. —

Wer kommt dort? — Er iſt es ſelbſt — Andres — (Dem Andres, der noch nicht ſichtbar, entgegen.) Nur heran! Wenn Du mich ſuchſt, Mörder. Mich findeſt Du nicht wehrlos und ungewarnt wie den Buchjäger —

Andres (indem er bleich und wankend auftritt.)

Der Buchjäger —?

Robert.

Dort tragen ſie ihn hin. Er iſt gemordet und Du haſt es gethan.

Andres (aufwallend).

Ich, Robert?

Robert.

Der Gemordete hat Dich erkannt und Deine Flinte — und Dein Gewiſſen zeichnet Dich.

Andres.

Hör' mich — um Gotteswillen —

Lindenſchmied (kommt hinten über den Felsweg geſchlichen.)

Robert.

Flieh', Mörder. Jeder Schritt trägt Dich dem Blutgerüſt entgegen. Hier iſt das Blut, das Dich anklagt, und Du ſelbſt trägſt das bleiche Geſtändniß vor Dir her; das Fieber, das Dich rüttelt, zeugt gegen Dich.

Andres.

Das Fieber über Dich, ſchändlicher Lügner! Die Flinte ſtahl mir der Lindenſchmied, der dem Buchjäger aufpaſſen wollte. Ich eilte nach, wie ich's erfuhr; ich wurd' ohnmächtig — riß mich mit Gewalt aus der Ohnmacht auf und —

Robert.

Der Lindenſchmied hätte —

Andres.

Glaubſt Du mir nicht, ſieh dorthin nach dem Felſenweg —

Robert.

Mörder, ſteh'! Oder ich ſchieß Dich nieder.

Lindenſchmied (eilt auf dem Felswege über die Bühne).

Robert (folgt ihm unten).

Andres (wankt ihm nach).

Sieh' Dich vor, Robert! Der Menſch iſt verzweifelt — es geht um Tod und Leben!

Lindenſchmied (hinter der Scene).

Bleibt zurück; ich ſchieße!

Robert (ebenſo).

Die Flinte weg und ſteh'!

Andres.

Er ſchlägt an — ſpring' ſeitwärts, Robert! (Es fallen zwei Schüſſe nacheinander.) Da iſt's geſcheh'n! (Er verſchwindet in den Büſchen.)

Verwandlung.

Schloß.

Achter Auftritt.

Stein unruhig herein; dann Baſtian, ſpäter der Paſtor.

Stein.

Ob der Möller vergeſſen hat, den Robert ſuchen zu laſſen? Oder ob der Junge — der Zwiſt mit dem Andres! Baſtian!

Baſtian (in der Thür).

Stein.

Wo iſt der Buchhalter?

Baſtian.

Gegen Abend noch nach dem Hochofen gegangen.

Stein.

War mein Robert nicht wieder zu Hauſe ſeit heut' Mittag?

Baſtian.

Der Herr Robert haben ſich reiſefertig gemacht und ſind dann mit Kaſtellans Kathrine weggegangen.

Stein (winkt).

Baſtian (geht).

Stein.

Und der Paſtor — könnte nun auch längſt zurück ſein —

Baſtian (an der Thür).

Der Herr Paſtor —

Stein.

Wie gerufen.

Paſtor (tritt auf).

Stein (gibt ihm die Hand).

Endlich! Endlich! Bringen Sie gute Nachricht?

Paſtor (achſelzuckend).

Sie könnte beſſer ſein.

Stein.

Sind Sie dem Hitzkopf, dem Robert begegnet?

Paſtor.

Nein.

Stein.

Ich hofft' es ſchon — weil Sie ſo lange blieben, Sie würden ihn mitbringen.

Paſtor.

Ein Kranker, zu dem man mich von meinem Weg hierher abrief, hat mich bis jetzt aufgehalten.

Stein.

So denken Sie nur, Sie kommen vom Kranken zum Kränkeren. Wenn Ungeduld, Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt, ſchlimme Befürchtungen Krankheiten wären, ſo wär' ich ein gefährlicher Patient. — Aber die Antwort. — Ich laſſe Sie auch nicht einmal zu Athem kommen. (Deutet ihm an, Platz zu nehmen; ſetzt ſich, ſteht gleich wieder auf.) Wenn ich nur wenigſtens ſitzen könnte. Sechs Mal ſchon hatt' ich den Hut mechaniſch in der Hand; ſo reizt mich die alte Gewohnheit des Zuſammenlebens mit dem Förſter

in Händen und Füßen, ſchlimmer als das Podagra. Unterdeß hatt' ich einen Gedanken — aber erſt: wie iſt's mit dem alten Eigenſinn?

Paſtor.

Ich kam eben nicht zum beſten bei ihm an mit Ihrem Anerbieten. Und doch, wer weiß, ob er ſich nicht noch dazu verſtanden hätte, wenn nicht unglücklicherweiſe die Geſchichte mit dem Andres —

Stein.

Mit dem Andres? welche Geſchichte? (Springt auf). Er iſt doch nicht mit dem Robert zuſammen gerannt?

Paſtor.

Dasmal nur mit dem Buchjäger —

Stein (ſetzt ſich wieder).

Sie ſeh'n, ich zitt're vor Ungeduld —

Paſtor.

Der Buchjäger, betrunken wie gewöhnlich, hat ihn wie einen Holzdieb behandelt, ihn ſchlagen laſſen —

Stein (ſpringt wieder auf).

Paſtor.

Da war's denn kein Wunder, daß der Alte auf nichts mehr hörte und Jeden, der außer Ihnen mit dem Gewehre in den Forſt kommt, als einen Wilddieb behandeln laſſen will.

Stein (der Schritte gemacht).

Baſtian!

Baſtian (in der Thür).

Stein.

So wie Möller kommt — die Canaille wieder abgeſetzt — eingeſperrt ſoll die Beſtie werden — hörſt Du?

Baſtian.

Der Buchhalter?

Stein.

Der Buchjäger — und der Möller mit, wenn er — Kommen Sie, Paſtor! (Nimmt Hut und Stock.)

Baſtian (ab).

Paſtor.

Sie wollen —

Stein.

Sie fragen? — Hin zum Alten! Die Grillen wegweiſen, allen Wilkens und Möllers zum Trotz!

Paſtor.

Recht ſo! Ich bin dabei. (Er ſteht auf.)

Stein (bleibt ſteh'n).

Warten Sie noch, Paſtor. Soll ich vergebens den guten Gedanken gehabt haben? Hören Sie, was mir vorhin einfiel — wie vom Himmel herunter. Paſtor! wenn ich dem Robert heut' noch Düſterwalde abträte? Als ſelbſtändiges Eigenthum? Er könnt' ihn mit allen Ehren wieder einſetzen, den Alten, und Niemand wär' blamirt. Augenblicklich ſetz' ich die Ceſſion auf. Sie ſchnell in's Jägerhaus, Paſtor —

Paſtor.

Mit dieſer Botſchaft —

Stein.

Eh' der Alte oder die hitzigen Jungen oder alle drei einen Streich machen, der — (Er macht ſich zum Schreiben fertig.)

Paſtor.

Und morgen —

Stein.

Als wär' kein Heute geweſen —

Paſtor.

Kommt Herr Stein wie gewöhnlich um die Jägerhausecke und pocht an's Fenſter und der weiße Schnauzbart drinn ſchnarcht ſein Gleich —

Stein.

Und wenn Sie den Robert treffen —

Paſtor.

Bin ich der erſte, der dem neuen Gutsherrn von Düſterwalde gratulirt —

Stein.

Und heute bringen Sie Alle mit, den Alten, die Jungen, die

Mutter und die Braut, dann (kommt zum Pastor nach der Thüre) brechen wir zum Vorfest meinem älteſten Johannisberger den Hals. — Was iſt aber da draußen? Wer ſtürmt da die Treppe herauf? (An der Thüre.) Was iſt paſſirt?

Neunter Auftritt.

Vorige, Möller, ſpäter **Baſtian.**

Möller (außer ſich herein).

Gräßlich! Gräßlich!

Stein.

Aber was iſt denn?

Möller.

Ein Mord! Ein entſetzlicher Mord!

Stein.

Aber ſo ſagen Sie doch —

Möller.

Der Herr Robert —

Stein.

Mein Sohn! (Sinkt in einen Stuhl).

Paſtor.

Robert iſt gemordet? (Tritt beſorgt zu Stein).

Baſtian (tritt ein).

Möller.

Noch nicht; noch, hoff' ich, nicht. Aber — ich bin ganz außer mir. — Den Buchjäger hat er ſchon erſchoſſen, Ulrichs Andres. Die machen förmlich Jagd auf ihre Feinde, die vom Jägerhaus. Den Buchjäger ließ ich heimſchaffen. Der Menſch ſieht

gräßlich aus; die Kugel ging links am Rückgrat ein. Er iſt in Herrn Roberts Armen geſtorben. Ich fragt' ihn noch: war's der Andres, Gottfried? „Der Andres war's", ſagt' er, — „der Andres war's" — und ſtreckte ſich und aus war's mit ihm. Ich bat Herrn Robert, um Gotteswillen mit heimzukommen; er war ganz außer ſich und wollte nicht. Und keine zweihundert Schritt war ich mit den Leuten, da fielen wieder zwei Schüſſe hinter uns.

Stein (ſteht auf: außer ſich).

Augenblicklich zu Pferde — Sie können's todt reiten — nur ſchnell — Militär aus der Stadt — den ganzen Wald beſetzen — die Mordbande einfangen da vom Jägerhaus. Du, Baſtian, ſchnell meine Lütticher, die geladene — dann die Arbeiter zuſammenrufen — ſich bewaffnen — nach — wo war's, Möller?

Möller.

Beim erſten Lautenſteg — im heimlichen Grund, kaum eine halbe Viertelſtunde über'm Jägerhaus drüben.

Paſtor.

Gott gebe nur, daß das Schlimmſte noch zu verhüten ſteht.

Stein (ſtampft mit dem Fuß).

Baſtian! Baſtian! Und was ſtehen Sie noch da? So eilen Sie doch!

Möller (ab).

Stein.

Und ich — während — Baſtian!

Baſtian (bringt die Flinte).

Stein (reißt ſie ihm aus der Hand).

Ich komme! Robert; halte Dich! — ich komme!

(Alle ab. Vorhang fällt).

Ende des dritten Aufzugs.

Vierter Aufzug.

Jägerhaus.

Dämmerung.

Erſter Auftritt.

Wilkens. Die Förſterin.

Wilkens.

Ihr Mann iſt abgeſetzt; da beißt die Maus nicht den Faden ab. Und wenn er bleiben will, iſt's juſt der verkehrte Weg, den er da einſchlägt; durch Aufruhr darf ſich's ſchon der Stein nicht abtrotzen laſſen. Der Buchjäger iſt jetzt Förſter. Hm. Der Buchjäger iſt ein brutaler Mann; aber hier iſt er im Recht. Wenn ſie nun zuſammenrennen, Ihr Mann und der Buchjäger? Und jeder den Andern als Wilddieb behandeln will? Oder der Buchjäger noch einmal über den Andres geräth? Und der thut, was ihm ſein Vater befohlen hat? Oder der Andres und der junge Stein gerathen an einander? Hm. Und im beſten Fall ſo iſt der Ulrich ein abgeſetzter Mann, den kein Menſch wird in ſeinen Dienſten haben wollen nach dem offenen Aufruhr, den er ſich hat zu Schulden kommen laſſen. Und was ſoll dann aus Ihr werden und aus Ihren Kindern?

Förſterin.

Der Herr Vetter Wilkens wird ſeine Hand nicht von uns abzieh'n. Wenn der Herr Vetter nur noch einmal mit ihm ſpräch'.

Wilkens.

Nach dem Trumpf, den er darauf gesetzt hat? Und wenn der nicht wär'; einem Tauben zu predigen, da ist mir meine Lunge zu lieb dazu. — Sie muß von ihm weg mit den Kindern. Das sagt' ich mir unterwegs vorhin und gab mir die Hand darauf, daß ich's durchsetzen wollte, und kehrte wieder um, damit ich's Ihr sagte. Eh' Sie eine Leiche oder einen Mörder im Hause hat.

Försterin (schlägt vor Schreck die Hände zusammen.)

So schlimm wird's ja nicht werden!

Wilkens.

Hm. Sie will's drauf ankommen lassen; Sie ist mir auch eine kuriose Mutter. Ich bin aber nicht so gleichgültig wie Sie und will kein Unglück auf meinem Gewissen haben, wenn ich's verhüten kann. Ich habe noch den weit'sten Weg. Kurz und gut: läßt Sie den und kommt mit Ihren Kindern zu mir, so soll's zur Stunde gerichtlich gemacht werden, daß Sie und Ihre Kinder meine Erben sind. Bis morgen Mittag kann Sie ein Langes und Breites überlegen. Ist Sie morgen Mittag bis Zwölf in der Grenzschenke, da will ich Sie erwarten, so geh'n wir auf der Stelle in die Stadt zum Notar; ist Sie's nicht — auch gut. Aber ich bin ein Schurke meines Namens — und Sie weiß, dem Wilkens sein Wort wiegt sein Pfund — und die Hand an mir soll verflucht sein, die Ihr oder Ihren Kindern dann noch den Bissen Brod abschneidet. (Geht.)

Försterin (erst überwältigt, indem sie ihm ängstlich eilig folgt.)

Aber, Herr Vetter! Herr Vetter Wilkens —!

Zweiter Auftritt.

Marie allein, dann die Försterin zurück.

Marie (hat ein Briefchen in der Hand.)

Daß ich's doch genommen hab'! — Bis ich mich besann

— und da hatt' ich's schon in den Händen — und die Kathrine war auch so schnell wieder fort. — Ich hätt's nicht nehmen sollen.

Försterin (aufmerksam.)

Die harten Männer! Da hilft kein Bitten. Was hast Du da, Marie?

Marie.

Einen Brief von Robert.

Försterin.

Wenn den Dein Vater säh'!

Marie.

Ich weiß auch gar nicht, wie ich ihn genommen hab'. Aber der Robert dauerte mich so sehr. Die Kathrine sagte, er ständ' unten im heimlichen Grund und wartete. Da fiel mir auch mein Traum ein von heute Nacht.

Försterin.

Ein Traum?

Marie.

Da war ich dort am Quell bei den Weiden an meinem Lieblingsplätzchen und saß in den bunten Blumen und sah nach dem Himmel hinauf; da stand ein Gewitter und mir war so schwer, daß ich vergehen wollte. Und das Kind, weißt Du, das bei mir gewesen war vor vierzehn Jahren, wie ich mich verirrt hatte, das saß neben mir und sagte: Arme Marie! und zog mir den Brautkranz aus dem Haar und steckte mir dafür eine große, blutrothe Rose an die Brust. Da sank ich hinter mich in das Gras zurück, ich wußte nicht, wie. Drüben im Dorfe läuteten sie, und das Singen der Vögel, das Zirpen der Grillen, die leise Abendluft in den Weiden über mir — das Alles war wie ein Wiegenlied. Und der Rasen sank mit mir tiefer und immer tiefer und das Läuten und das Singen klang immer ferner — der Himmel wurde wieder blau und mir wurde so leicht — so leicht —

Försterin.

Ein eigener Traum. Hast Du den Brief aufgemacht?

Marie.

Nein, Mutter; und ich will's auch nicht.

Förſterin.

So laß ihn wenigſtens den Vater nicht ſeh'n. — Ach! Marie, wir werden fort müſſen vom Vater!

Marie.

Vom Vater? Wir?

Förſterin.

Er kommt; laß Dir nichts merken. Steck' den Brief ein. Nimm die Bibel da vor Dich, daß er Dir nichts anmerkt. Ich will's noch einmal verſuchen — wenn er denkt, wir gehen ſonſt, gibt er doch vielleicht nach und wir können bleiben.

Dritter Auftritt.

Die Bühne wird immer dunkler.

Der Förſter. Die Vorigen.

Förſter.

Der Wilhelm noch nicht da?

Förſterin.

Ich hab' ihn noch nicht geſeh'n.

Förſter (tritt an's Fenſter und trommelt gedankenvoll daran.)

Förſterin (beginnt einzupacken.)

Marie

Aber, Mutter —

Förſterin.

Stille jetzt, Marie, und meng' Dich nicht in's Geſpräch.

Förſter (hat ſich gewandt und eine Weile ſeiner Frau zugeſeh'n.)

Was machſt Du da?

Förſterin (ohne aufzuſehn.)

Ein paar Kleider pack' ich ein — wenn ich fort muß —

Förſter.

Wir müſſen nicht. Dafür gibt's ein Recht.

Förſterin (kopfſchüttelnd.)

Dein Recht? (Fährt fort.) Ich werde fort müſſen mit den Kindern.

Förſter (überraſcht.)

Du wirſt —

Förſterin.

Wenn Du nicht Frieden machſt mit dem Stein.

Förſter

Wenn —

Förſterin.

Du brauchſt Dich nicht zu ereifern, Ulrich; Du kannſt nicht anders und ich auch nicht. Ich mache Dir keinen Vorwurf; ich ſage nichts, gar nichts. Du willſt für Deinen Feind anſeh'n, wer Dir zum Nachgeben räth — laß mich nur ausreden — und der Vetter Wilkens will die Kinder enterben, wenn Du auf Deinem Kopf beſtehſt und ich nicht mit den Kindern bei ihm bin bis morgen Mittag; ich kann da nichts thun, als — ſchweigend geh'n.

Förſter (tief athmend.)

Du willſt —

Förſterin.

Ich will nichts; Du willſt und der Vetter Wilkens will. Ihr harten Männer macht das Schickſal und — wir müſſen's erdulden. Wenn Du nachgäbſt, ja, dann könnten wir bleiben. Glaubſt Du, ich geh' gern? Für mich — ich wollte aushalten bis zum Tod. Aber um die Kinder — und um — Dich mit.

Förſter (ſinſter.)

Wie ſo um mich?

Förſterin.

Du biſt abgeſetzt, Du haſt kein Vermögen; und einen andern Dienſt in Deinem Alter — nach Deiner Geſchichte mit dem Stein — Du könnteſt —

Förſter (heftig.)

Almoſen nehmen? Von Frau und Kindern?

Förſterin.

Ereifere Dich nicht. Ich ſage ja nicht: Gib nach; ich will Dir ja nichts aufdringen. Du kannſt nicht nachgeben und ich — kann nicht bleiben — wenn Du nicht nachgibſt. — Müſſen wir aus einander (ihre Stimme zittert) — ſo wollen wir's im Guten. Wir wollen einander verzeih'n, was das Andere uns zuwider thut, oder (mit leiſem Vorwurf) — wovon das Andere denkt daß man ihm zuwider thut.

Förſter.

Du willſt alſo zum Wilkens?

Förſterin.

Ich muß.

Förſter.

Und die Kinder ſollen mit?

Förſterin.

Um die iſt's, daß ich's thu'.

Förſter.

Wollt Ihr nicht auch den Nero mitnehmen? draußen? den Hund? Was ſoll er länger bei ſeinem abgeſetzten Herrn, der Hund? Nehmt ihn mit, den Hund. Und wenn ich Recht behalte, wie ich Recht behalten muß — und als kein Schurke mehr daſteh' vor der Welt — dann — kann er ja wiederkommen, der Hund. Ihr meint, er geht nicht von mir? Wird doch die Beſtie nicht dümmer ſein, wie die Menſchen ſind. Weib und Kinder ſind klug und ſo'ne arme Beſtie will allein dumm ſein? Man muß der Beſtie einen Tritt geben für ihre Dummheit. Ein alter Mann — ein ruinirter Mann, der als Schurke daſtänd', wenn's dem Stein nachging', in ſeinen weißen Haaren, und ſo'ne Beſtie will nicht Vernunft annehmen? Fünfzig Jahre redlich gedient und aus dem Dienſt als ein Schurke, weil ich kein Schurke ſein will — hab' das Meine zugeſetzt dabei, und die arme Beſtie will in ihrem Hundehaus dankbarer ſein, als der reiche Stein in ſeinem Schloß? Da ſollte man doch das ganze Beſtienzeug vor den Kopf ſchießen, wenn's zu weiter nichts da wär', als daß ſich der Menſch vor ihm ſchämen müßte. —

(Schritte; er kehrt ſich zu ihr, weicher.) Wir ſollen Zwei ſein? Nach fünfundzwanzig Jahren? — Gut. So mag Jedes allein tragen von nun an — ſo lang' das Herz hält.

Förſterin.

Ulrich — (Sie muß Marien immer abhalten, die zum Förſter ſtürzen will.)

Förſter.

Wir ſind Zwei von nun. Geht, geht. Der Willens iſt reich und ich bin ein armer Mann trotz meinem Recht. Ihr zieht dem Gelde nach. Ich halt' Euch nicht. Aber wenn Ihr ſagt, Ihr habt recht gethan — dann — Und nun iſt's abgethan. Nicht mehr das Wort davon.

Vierter Auftritt.

Wilhelm. Die Vorigen.

Förſter (ſitzt rechts.)

Komm her, Wilhelm. Wo haſt Du den Andres gelaſſen?

Wilhelm.

Ich hab' an der Grenzſchenke eine Viertelſtunde lang auf ihn gewartet.

Förſter.

Hat er gedacht, Du kommſt ſpäter —

Förſterin (für ſich.)

Der Andres iſt nicht mit? Des Ohms ſeine Reden kommen mir nicht aus den Gedanken.

Marie

(zündet die Lampe an und ſetzt ſie auf den Tiſch zum Förſter.)

Förſter.

Haſt Du den Advokaten gefragt, bis wenn die Sache aus ſein kann? Daß ich mein Recht hab'?

Wilhelm.

Er will keine Klage machen.

Försterin (nachdenkend für sich)

Das wär' noch eine Hoffnung —

Förster (steht auf, ganz verwirrt)

Er will —

Wilhelm.

Du wärst nicht im Recht, Vater.

Förster.

Nicht im Recht —? (muß sich setzen.)

Försterin (wie vorhin.)

Daß er doch noch nachgäb'.

Wilhelm.

Die Staatsdiener wären, die könnten nicht abgesetzt werden, nn's ihnen nicht zu erweisen stünd', daß sie's verdient tten. Aber Du wärst keiner; Dein Herr wär' nicht der Staat, dern der, dem der Forst gehörte, der Gutsbesitzer.

Förster (verbissen.)

Also wenn ich ein Staatsdiener wär', dann dürfte mir der ein nicht Unrecht thun. Und weil ich keiner bin, so darf er ch zum Schurken machen? — Du hast ihn nicht verstanden, ilhelm.

Wilhelm.

Er hat mir's dreimal vorgesagt.

Förster.

Weil Du ihm die Sache nicht vorgestellt hast, wie sie ist. aß Dein Urgroßvater schon Düsterwalder Förster war, und ein Großvater nach ihm, und daß sie mich schon vierzig Jahr r Erbförster heißen im ganzen Thal.

Wilhelm.

Das, sagt' er, gereichte Herren und Dienern zur Ehre, aber r Gericht darauf zu gründen wär' nichts.

Förster.

Aber er weiß nicht, daß der Stein mich absetzen will, weil für sein Bestes war, daß der Forst gegen Mitternacht und end offen liegt. So ein Advokat weiß nicht, daß so ein Wald

wie ein Gewölbe iſt, wo immer eins das andere hält und trägt. So hält's alle Gewalt aus, aber brecht nur ein Dutzend Steine mitten heraus, ſo holt's der und jener.

Wilhelm.

Dazu zuckt' er nur die Achſeln.

Förſter (immer eifriger).

Und das Meine, was ich hineingewendet hab'? Und daß ich die Bäume alle ſelber gepflanzt hab'? Was? Die der Wind nun um nichts und wieder nichts zuſammenknicken ſoll?

Wilhelm.

Dazu hat er nur gelächelt. Du möchteſt ein recht braver Mann ſein, aber vor Gericht gält' das nicht.

Förſter (ſteht auf).

Wenn einer brav iſt, das gilt nichts? So muß einer ein Schelm ſein, wenn's was gelten ſoll vor Gericht? — Aber der Rupert von Erdmannsgrün! Was? Wilhelm?

Wilhelm.

Der wär' eben ein Staatsdiener geweſen. Nachher ging ich noch zu einem andern Advokaten; der lachte mir geradezu in's Geſicht. Aber dem hab' ich's geſagt, wie ein Jägerjunge.

Förſter.

Gut. Aber der Andres? Was?

Wilhelm.

Wie der Andres in den Wald gegangen wär', hat er geſagt, wärſt Du ſchon abgeſetzt geweſen. Das müßteſt Du ſelber wiſſen, daß kein Fremder in einem Forſt Pflanzen herausnehmen dürfe, ſo mir nichts, dir nichts, und ohne des Förſters Wiſſen und Willen. Der rechtmäßige Förſter wär' aber da ſchon der Buchjäger geweſen und ſo hätt' der Andres ſich's allein zuzuſchreiben, wenn er wie ein Holzdieb behandelt worden wär'. Und da würd' er ſelber einſeh'n, daß er beſſer daran thät', wenn er die Zurechtweiſung ruhig ertrüg' und nicht weiter an die Sache rührte und froh wär', daß er noch ſo davon gekommen wär'.

Förſter

hat ſich wieder geſetzt; eine Pauſe; dann pfeift er und trommelt vor ſich auf dem Tiſch.

Försterin (ihn ängstlich beobachtend).

Wenn er ſo ruhig wird —

Förſter.

Alſo ich muß ein Schurke bleiben vor der Welt? Gut. — Warum packt Ihr nicht ein, Weiber? Wilhelm, hol' mir eine Flaſche Wein.

Försterin.

Du willſt Wein trinken? Und weißt, er thut Dir kein gut, Ulrich? Und noch dazu in den Aerger hinein —

Förſter.

Ich muß andere Gedanken haben.

Försterin.

Du wirſt allemal ſo außer Dich auf den Wein, Du kannſt Dir den Tod darin trinken.

Förſter.

Beſſer den Tod trinken, wie als ein Schurke leben. Und n Schurke muß ich bleiben vor der Welt. Wilhelm, eine Flaſche nd ein Glas. Bin ich ſchon nicht mehr Herr im Haus? Vorärts!

Wilhelm (geht).

Försterin.

Wenn Du Dir noch einen andern Gedanken faßteſt; aber u thuſt's nicht und — ich muß fort.

Förſter.

Das iſt abgethan, Weib, und mein Gedanke iſt gefaßt. Lantirt mir nicht. Morgen geht's fort. Wenn ich ſchon kein taatsdiener bin und — heut' will ich noch einmal luſtig ſein.

Wilhelm

ringt Wein; der Förſter ſchenkt ein und trinkt öfter, jedesmal ein volles Glas; dazwiſchen pfeift und trommelt er.)

Förſter.

Thut mir das Licht da weg, daß ich meinen Schatten nicht ſeh'.

Wilhelm

t die Lampe auf den Tiſch der Frauen, ſetzt ſich zu dieſen und nimmt die noch offene Bibel vor ſich).

Förſterin (für ſich und zu Marien).

Der Andres kommt immer noch nicht, und 's iſt ſchon ſo lang' dunkel. Und ich muß geh'n morgen. Jetzt ſag' ich wohl: ich muß geh'n, und weiß noch nicht, wenn's dazu kommt, ob ich's auch kann. Wenn man zwanzig Jahr zuſammengelebt hat in Freud' und Leid. Und vom Wald Abſchied nehmen, der den ganzen Tag ſo grün zu allen Fenſtern hereinguckt. Wie ſtill's uns vorkommen wird, wenn wir das Rauſchen nicht mehr hören und den Vogelgeſang und den Axtſchlag hallen den ganzen Tag. Und die alte Schwarzwälderuhr dort — ſo ging ſie ſchon, wie ich noch eine Braut war, und nun biſt Du ſchon eine geweſen. Dort in jener Ecke ſtand'ſt Du zum erſten Mal' auf und lieſſt, Marie, drei Schrittchen weit, und da, wo der Vater ſitzt, ſaß ich und weinte vor Freude. Iſt das das Leben? Ein ewig Abſchiednehmen? Wenn ich doch bliebe? Wenn ich d'ran denke, was der Ohm ſagte, daß Alles geſchehen könnte! Wenn der Brief vom Robert — Wilhelm, geh' doch in den Garten. Ich muß das Trinkglas beim Born vergeſſen haben, oder in der Laube oder ſonſt da herum.

Wilhelm (geht).

Fünfter Auftritt.

Vorige ohne **Wilhelm.**

Förſterin und Marie vorn an der Lampe arbeitend. Der Förſter bald hinten ſitzend, bald am Tiſche vorbei Schritte machend an's Fenſter.

Förſterin (nachdem ſie gewartet, bis Wilhelm hinaus iſt).

Wenn Du ſäheſt, Marie, was der Robert ſchreibt.

Marie.

Ich ſoll's öffnen, Mutter?

Förſterin.

Vielleicht läßt ſich noch Alles gut machen und der Robert ſchreibt uns, wie. Wenn Du's nicht öffnen willſt, gib mir's. Wenn ich's thu', brauchſt Du Dir nichts vorzuwerfen. (Sie öffnet). Wenn ich leſen könnte bei Licht! Wenn ich die Brille nähm', müßt' er's merken. Lies mir's vor, Marie.

Marie.

Ich ſoll's leſen, Mutter?

Förſterin.

Wenn ich Dir's heiße, kannſt Du's wohl. Da leg's neben ie Bibel. Und wenn er näher kommt oder wenn er aufmerkſam ird, ſo lieſ'ſt Du aus der Bibel.

Marie.

Aber was?

Förſterin.

Was Dir zuerſt in die Augen fällt. Wenn ich huſte, lieſeſt u aus der Bibel. Zuerſt das Briefchen.

Marie (lieſt.)

„Liebe Marie. Ich hab' Dir ſo viel —"

Förſterin.

Er ſteht ſchon wieder auf von ſeinem Stuhl; lies aus der ibel, bis er am Fenſter iſt.

Marie.

„Um Schade, Auge um Auge, Zahn um Zahn. Wie er nen Menſchen hat verletzet, ſo ſoll man ihm wieder thun."

Förſter (trommelt am Fenſter).

Förſterin (ihn immer beobachtend).

Nun den Brief, Marie; bis ich huſte.

Marie.

„Ich hab' Dir ſo viel zu ſagen. Komm den Abend oder e Nacht in den heimlichen Grund an den Quell unter den Beiden; da will ich Dich erwarten. Komm, Marie. Morgen üh geh' ich in die Welt, Dir und mir ein Glück zu erwerben. ommſt Du nicht, ſo weiß ich, wie Du's meinſt, und Du ſiehſt e wieder —"

Förſterin.

Er will fort? in die Welt? Für immer, wenn Du nicht gehſt? Dann wär' Alles verloren!

Marie.

„Du ſiehſt nie wieder Deinen Robert."

Förſterin

(huſtet, da der Förſter ſich eben vom Fenſter wendet).

Aus der Bibel, Marie.

Marie.

„Wie er einen Menſchen verletzet hat, ſo ſoll man ihm wieder thun. Es ſoll einerlei Recht unter Euch ſein, den Fremden und den Einheimiſchen, denn ich bin der Herr, Euer Gott."

Förſter (iſt aufmerkſam geworden, bleibt ſteh'n).

Was iſt das da vom Recht?

Marie.

„Es ſoll einerlei Recht unter Euch ſein —"

Förſter.

Es ſoll einerlei — Wo ſteht das da?

Marie.

Hier, Vater; da links oben.

Förſter.

Leg' was darauf, wo das anfängt, was Du da geleſen haſt vom Recht. — Seht Ihr nun, daß ich Recht hab'? Wenn ſchon ich Unrecht behalten muß. Daß das alte Herz dadrinn kein Lügner iſt? „Es ſoll einerlei Recht unter euch ſein." Nicht eins für Staatsdiener apart. — Damals war das Recht noch geſund, da wohnt' es noch nicht in den ſtaubigen, dunſtigen Stuben. Unter den Thoren, im Freien wurd' es gehalten, wie man da lieſt. Wenn ich zu ſagen hätte, müßten die Gerichte im Walde ſein; im Walde bleibt dem Menſchen das Herz geſund; da weiß man, was recht iſt und was unrecht iſt ohne Wenn und Aber. Mit ihrem heimlichen Karten haben ſie's verabert und verwennt, in ihren dumpfen, ſtaubigen Stuben, da iſt's krank und ſtumpf geworden und iſt's welk geworden, ſo daß ſie's kneten können, wie ſie wollen; und nun muß beſiegelt werden und muß verbrieft

en, was recht iſt, ſonſt ſoll's nicht recht ſein; nun haben ſie Manneswort die Geltung genommen und einen Spitzbuben s gemacht, ſeitdem man nur das zu halten braucht, was beſchworen hat und beſiegelt hat und verbrieft, und haben dem alten guten Recht einen Achſelträger gemacht, daß ein Mann, der nicht das Federchen an ſeiner Ehre gelitten als ein Schurke daſteh'n muß vor den Menſchen — weil ihren Stuben zwei Rechte haben ſtatt eins.

(Er ſetzt ſich und winkt.)

Förſterin.

Es wird immer dunkler und der Andres kommt nicht. Und lchen Reden wird einem erſt recht angſt. Wenn Du zum rt gingeſt —

Marie.

Zum Robert? Aber was denkſt Du denn, Mutter?

Förſterin.

Daß das ein Gottesfinger iſt — das da mit dem Robert Brief.

Marie.

Ich ſoll zum Robert? Jetzt? Nach dem heimlichen Grund?

Förſterin.

Und was wär's? Fürchten thuſt Du Dich nicht.

Marie.

Fürchten auch! (ſtolz). Ulrichs Mädchen!

Förſterin.

Wie oft biſt Du tiefer in der Nacht draußen geweſen!

Marie.

Aber der Vater wußt's auch. Wenn's der Vater will und weiß ich, ſteht hinter jedem Baum ein Engel. — Und der ſagte: wenn ich die Marie nicht kenn' —

Förſterin.

Ich kann nicht ſo gut fort wie Du, ohne daß er's merkt. konnte Alles noch gut werden — aber — es ſollte ein. Und Dein Traum? Dir wurde ſo leicht, der Him- urde ſo blau — Siehſt Du, im heimlichen Grunde, am

Quell unter den Weiden, da ſoll Dein und unſer Aller Gram aufhören.

Marie (den Kopf ſchüttelnd).

Meinſt Du, Mutter?

Förſterin.

Wenn Du gingſt. Wir könnten dann beim Vater bleiben, der Robert redete noch einmal mit ſeinem Vater, der Ohm Wilkens gäb' auch nach und der Brautkranz ſollte Dir zum zweitenmal noch ſchöner ſteh'n.

Marie.

Ich ſoll den Vater betrügen, Mutter? Dann glaubt' ich, mir könnt's nie wieder gut geh'n auf der Welt.

Förſterin.

Gingſt Du doch für ihn. Vielleicht wenn er morgen hinaus muß ins Elend oder wenn ſie ihn einſetzen in den Thurm oder noch was Schlimmeres geſchieht —

Marie.

Dem Vater? —

Förſterin.

Ja. Dann wirſt Du vielleicht zu ſpät denken, wär' ich doch gegangen!

Marie.

Aber, Mutter, wenn ich nun im Walde wär' und der Vater begegnete mir? Oder träf' uns beiſammen?

Förſterin.

Wir müſſen ihn fragen, ob er heim bleibt.

Marie.

Ich kann ihn nicht anſeh'n, ohne daß mir das Herz zerſpringen will.

Förſterin.

Frag' ihn wegen der Suppe.

Marie.

Ich will ihn gleich fragen. (Sie nähert ſich dem Förſter ängſtlich, ſteht neben ihm, ohne daß er ſie bemerkt).

Förſterin (aufſtaunend).

Sei kein Kind!

Marie (leiſe.)

Vater. (Sie beugt ſich über ihn; außer ſich vor Mitleid). Vater, armer Vater! (Sie will ihn umſchlingen).

Förſter (ſteht ſich um; rauh).

Was gibt's? Ohne Lamentiren!

Förſterin (da Marie ohne Faſſung ſteht).

Die Marie —

Marie (bezwingt ſich).

Gehſt Du heut' noch in den Wald?

Förſter.

Warum?

Marie.

Weil —

Förſterin

(fällt ein aus Furcht, Marie möchte die Wahrheit ſagen).

Der Suppe wegen; ob ſie die wärmen ſoll?

Förſter.

Nein. Und was willſt Du noch, dummes Ding? (Wendet ſich ab. Da Marie zögert, rauh) Hörſt Du?

Marie (zur Förſterin zurück).

Mutter, er hat geweint! Ich ſah eine Thräne an ſeiner Wimper hängen, Mutter! und ich will ihn betrügen.

Förſterin.

Er weint, daß er in ſeinem Alter noch in's Elend ſoll. — Und Du — mußt ja nicht geh'n.

Marie

Wenn Du ſo ſprichſt, Mutter! — Ich gehe ja.

Förſterin.

So ſag' gute Nacht; Zeit iſt's nunmehr. Ich helfe Dir dann aus dem Fenſter ſteigen. Jetzt wartet der Robert ſchon, Du kannſt bald zurück ſein.

Marie.

Ja, Mutter, ich will geh'n. Aber nicht um den Robert, Mutter, und um mich; nur für den Vater. Ich will's ihm ſagen. Robert, will ich ihm ſagen, Du findeſt noch ein Mädchen,

ſchöner und beſſer als mich, aber mein Vater findet kein Kind mehr, wenn ich ihn laſſe. Ich will's ihm ſagen; Robert, will ich ihm ſagen, ich will Dich vergeſſen; Gott wird mir's geben, daß ich Dich vergeſſen kann. Bleib' fern von mir, daß ich Dich nicht wiederſeh'. Er wird's, nicht, Mutter? er wird's; ich hab' ihn ja ſo ſehr geliebt.

Förſterin.

Geh' nur; ſag' gute Nacht und laß Dir nichts merken.

Marie (geht beim Förſter).

Förſterin.

Die Marie will Dir gute Nacht ſagen.

Förſter.

Kannſt's nicht ſelbſt, dummes Ding?

Marie (ſich überraſchend).

Gute Nacht, Vater.

Förſter.

Gute Nacht. — Ihr braucht nicht auf mich zu warten morgen, wenn Ihr zum Ohm geht. Ich bin vielleicht ſchon aus. Ich hab' einen Gang; weiß nicht, ob ich wiederkomme — morgen. Und nehmt den Nero mit — und was ſonſt noch da iſt, nehmt Alles mit. Ich brauche nichts mehr — als mein Handwerkszeug, meinen Stutz und — Pulver und Blei. Die andern Flinten könnt Ihr verkaufen. Geh' zum Wilkens Du, armes Ding, der verſchafft Dir vielleicht den Robert noch — wenn ich nur erſt fort bin; wenn die Leute nur erſt vergeſſen haben, daß Dein Vater ein abgeſetzter Mann war.

Marie.

Gute Nacht. (Wendet ſich). Gute Nacht, Vater!

Förſter.

Mädel, das iſt ja eine gute Nacht wie auf ewig. — Haſt recht, Marie. So ein Flecken muß weg, wie ich einer bin auf Euerm guten Namen. Geh', Marie. Hörſt Du, Marie?

Marie.

Du ſollſt bleiben, Vater, und gehſt Du, geh' ich mit Dir.

Förſter.

Was ich für einen Weg hab', den geht man allein. Geh', Marie.

Förſterin.

Leg' Dich, Marie.

Förſter.

Gute Nacht; und nun iſt's gut; Du weißt, ich kann das Lamentiren nicht leiden.

Marie.

Du gehſt nicht ohne mich, Vater, Du kannſt nicht leben ohne mich, Vater; Vater, das fühl' ich jetzt an mir.

Förſter (abwehrend).

Ja doch. Was ſo'n Gelbſchnabel nicht fühlt.

Marie.

Du wend'ſt Dich ab, Vater, damit ich nicht ſeh'n ſoll, daß Du weinſt; Vater, ſtell' Dich wild, wie Du willſt —

Förſter (will ſich losmachen).

Dummes Ding da.

Marie.

Ich geh' mit Dir. Du hältſt auf Dein Recht und ich auf meins und das iſt, das ich Dich nicht laſſen darf. Vater, ich fühl's nur jetzt erſt ſo, daß ich Niemand auf der Welt ſo lieb hab' als mich. Morgen geh'n wir zuſammen — wenn Du gehen mußt. Ich zieh' vom Wilhelm Kleider an. Es gibt ja noch grünen Wald auf der Welt. Und lamentiren hören ſollſt Du mich gewiß nicht: deshalb fürchte Dich nicht. Ich kann ja die Nächte weinen, wo Du's nicht ſiehſt. Aber dann ſiehſt Du mir's am Tage an den Augen an. Ich muß ja gar nicht weinen. Nur lachen will ich und vor Dir herhüpfen und ſingen; die ſchönen Jägerlieder. — Siehſt Du, Vater, das iſt die letzte Thräne um den Robert; und die iſt ſchon trocken, ſiehſt Du? Wir wollen noch noch ein Glück finden auf der Welt — wenn Du fort mußt, Vater. Und wenn's nicht ſein ſoll, ſo wollen wir Gott danken und bitten, wenn er uns nur brav ſein läßt. Dann wollen wir denken: es iſt zu viel verlangt, wenn wir auch noch glücklich ſein wollen. Hab' ich nicht Dich? Haſt Du nicht Dein gutes Recht und Deine Marie? Was brauchen wir mehr?

(An ſeinem Hals).

Förſter

(der ſie immer abgewehrt hat, faſt wild, weil er ſich der Weichheit kaum mehr erwehren kann).

Freilich! Freilich! Dummes Ding. (Ruhiger). Und ein Tiſchchen deck' dich, ein Goldeſelein ſchlag' aus, und das Märchen iſt fertig. Nun leg' Dich, Marie. (Rauh). Hörſt Du?

Förſterin.

Komm, Marie.

Marie

(an der Kammerthür ſieht ſie ſich um, ſie eilt nochmals zu ihm; ihn außer ſich umſchlingend.)

Gute Nacht! Gute Nacht!

(Sie eilt in ihre Kammer. Die Förſterin folgt.)

Förſter (ihr nachſehend).

Mein Mädel, mein armes Mädel. Hier darf's nicht ſein, wenn ich mir ein Ende mach'! — Element, ſchäm' dich, alter —

Sechſter Auftritt.

Weiler. Der Förſter.

Weiler

(grüßt ſchweigend; er iſt ſehr aufgeregt; er hängt die Flinte an den Riegel und macht ſich mit dem Jagdzeug zu thun).

Hm.

Förſter (wird ihn gewahr).

Er? (Fällt wieder in Gedanken).

Weiler.

Ich.

Förſter.

Wo kommt Ihr noch her?

Weiler.

Aus dem Walde. — Am Staket hab' ich Euern Wilhelm geſprochen. Alſo ſeid Ihr doch abgeſetzt.

Förſter.

Weil's zweierlei Recht gibt.

Weiler.

Und das habt Ihr nicht vorher gewußt?

Förſter.

Euern Lohn habt Ihr auf drei Monate voraus.

Weiler.

Und könnt geh'n; das weiß ich auch. Wo iſt denn Euer Wilhelm? Ja ſo; ich bin ihm begegnet. Und Euer Andres?

Förſter (bald abweſend).

Nicht zu Haus.

Weiler.

Aber Ihr wißt doch wohl, wo Euer Andres iſt?

Förſter (ungeduldig).

Was wollt Ihr noch? Laßt mich in Ruh.

Weiler.

Meinetwegen. Mir kann's gleichviel ſein.

Förſter.

Drum denk' ich, Ihr geht.

Weiler.

Alſo der Andres. Und Ihr wißt nicht, wo er iſt?

Förſter.

Immer der Andres! Habt Ihr was, ſo ſeid nicht wie ein Gewitter, das Stunden lang ſteht.

Weiler (geht nach dem Fenſter).

Da unten über'm Lautenberge kommt eins herauf. Die Kibitze kreiſchten ſo ängſtlich. Dacht's vorher. Es war zu ſchwül. — Ulrich, (kommt zu ihm) vor einer Stunde iſt einer erſchoſſen worden.

Förſter.

Ihr wißt, wer?

Weiler.

Ihr wißt's nicht? Wenn Euer Andres zu Hauſe wär' —

Förſter.

Immer vom Andres! Ihr wißt was von ihm.

Weiler.

Hm. Die Büchſe — hört mal, hatt' Euer Andres die mit dem gelben Riemen?

Förſter.

Warum?

Weiler (wie in Gedanken)

Ich kenne doch Eure Büchſe —

Förſter.

Ihr wollt mich confus machen?

Weiler.

Ihr habt ſie nicht zu Haus?

Förſter.

Ich antwort' Euch nicht mehr. Hab' ohnehin Wein getrunken.

Weiler.

Gebt wohl Acht, daß Ihr Euch nicht irrt.

Förſter.

Gebt wohl Acht, daß ich Euch nicht am Kragen faſſe.

Weiler.

's iſt nicht zum Spaß —

Förſter.

Das ſollt Ihr ſeh'n.

Weiler.

Aber ich weiß nichts, als was ich gehört hab' und geſehen hab'. Und ſetzt Euch. Mir iſt's auch nicht, wie lange ſteh'n. Muß ausſeh'n, mein' ich, wie meine Thonpfeife da. (Der Förſter am Tiſche rechts ſitzend; Weiler hat ſich einen Stuhl dicht zu ihm gerückt, erzählt haſtig mit unheimlich gedämpfter Stimme) Wie ich vorhin zum Feierabend von meinen Holzhauern weggeh', hör' ich einen Schuß da, da nach dem heimlichen Grunde zu. Ich denke, wenn Ihr's vielleicht wär't, und geh' darauf zu. Aber es mußt's der Robert Stein geweſen ſein. Der geht Euch da bei dem erſten Lautenſteg hin und her wie eine Schildwache. Denk' ich: Worauf muß denn der lauern? Auf ein Wildpret nicht; denn da läuft man nicht hin und her. Denk' ich, das mußt du abſolviren. Machſt

dich hinter die hohe Eiche. Da ſiehſt du Alles und wirſt nicht geſeh'n. Aber ich bin Euch noch nicht dort, da wird ein Halloh hinter mir. Und was hör' ich da? Euern Andres und den Robert im ärgſten Zank. Ich konnte nichts Ordentliches verſteh'n; aber man hörte, daß ſie auf Tod und Leben hintereinander waren. Ich will mich eben näher ſchleichen; da kommen ſie ſchon gerannt. Der eine drüben auf dem Felſenweg über dem Bach, der andere hüben. Der hüben, das war der Robert, die Flinte am Backen. Zwei Schritt von mir bleibt er ſteh'n. „Steh'! oder ich ſchieß' Dich nieder!" Auf dem Felſenweg kann Niemand ausweichen. Da heißt's: Menſch, wehr' Dich Deines Lebens! Und nun piff paff — zwei Schüſſe hintereinander. Dem auf dem Felſen ſeiner pfiff zwiſchen dem Robert und mir in die Büſche hinein. Aber dem Robert ſeiner — Ulrich; ich hab' manchen Schuß gehört, aber ſo keinen, man konnt's dem Blei anhören, es witterte Menſchenleben. Ich weiß nicht, wie mir's war, wie der drüben zuſammenbrach wie ein getroffener Hirſch —

Förſter.

Der Andres?

Weiler.

Wer ſoll's ſonſt geweſen? Was? Iſt er denn zu Haus etwa? Wißt Ihr etwa, wo er ſonſt iſt? Und der Getroffene hatte die Flinte mit dem gelben Riemen. Die hielt er feſt; der Riemen leuchtete ordentlich wie ein Nothzeichen durch die Dämmerung. Das klang ſchauerlich, wie das Eiſenzeug an der Flinte über die Klippen herunterklapperte und die Leiche noch durch die Büſche knickte und ſchleifte — bis der Bach unten aufklatſcht, als führ' er vor Schrecken zuſammen. Und wie's nun ſo kurios ſtill wurde darauf, als müßt' es ſich ſelber erſt beſinnen, was doch paſſirt wär'; da war's, als jagte mich einer. Ich müßte ſchon eine halbe Stunde da ſein, wenn ich mich nicht verlaufen hätte. Ich, der jeden Baum kennt daherum. Da könnt Ihr Euch nun denken, wie mir's war. Erſt am zweiten Lautenſteg da nach Haslau zu hatt' ich das Herz, einen Augenblick zu verſchnaufen. Dort, wo der Bach in Fels-

ſtücken ſpektakelt. Ich ſeh' zufällig hinunter. Da handthiert der Bach mit einem bunten Lumpen. Da iſt's. Kennt Ihr's vielleicht? (Bringt Andres Tuch zum Vorſchein und hält ihm vor die Augen; der Förſter reißt's ihm aus der Hand).

Förſter.

Lauter Geſtalten vor meinen Augen — der Wein —

(Er hält's bald ferner, bald näher, ohne es ſeh'n zu können).

Weiler (kleine Pauſe.)

Ihr ſeid ſo ſtill. Fehlt Euch was?

Förſter

(ſtößt einen einzigen lauten Athem aus und hält das Tuch immer noch mechaniſch vor ſich hin, ohne es zu ſeh'n).

Weiler.

Euer Geſicht iſt ganz verzerrt. Will Eure Frau rufen.

Förſter

(eine Bewegung, als ſchob' er mit äußerſter Anſtrengung eine Laſt von ſich).

Laßt nur; 'n Bischen Schwindel. Hab' heuer noch nicht zu Aber gelaſſen; der Wein dazu — 's geht ſchon vorüber — Sagt Niemand was davon — (erhebt ſich mühſam.)

Weiler.

So ſind die doch richtig zuſammen gerathen, der Andres und der Robert. Aber was wollt Ihr denn nun thun? Als ein abgeſetzter Mann? Wenn der ſagt: ich hab' den Wildſchütz angerufen; er hat das Gewehr nicht weggeworfen? Ihr wißt's am beſten, dann darf der Jäger drauf brennen. Er braucht nicht einmal zu rufen; wenn er nur richtig trifft, ſo hat er auch recht. Und wer nun vollends wie Euer Andres zwei Stock tief vom Felſen in's Waſſer gefallen iſt, dem ſteht die Zunge ſtill ohne Pulver und Blei. Ihr kennt ja das Recht, wie es heut' zu Tage iſt! Und Euch werden ſie obendrein noch einſtecken wegen Widerſetzlichkeit. Ihr dauert mich. Ich möchte nicht Ihr ſein. Was?

Förſter.

Das Wetter iſt ſchon über dem Lautenberg, hört Ihr? Wenn Ihr lang' macht, erwiſcht Euch der Regen.

Weiler.

Es blitzte ſchon vorhin. Wie ich die Lärchenhöhe herkam,

macht' es die ganze Gegend hell. Da ſah' ich, der Robert geht noch immer hin und her bei den Weiden unten.

Förſter

(geht nach der Thür, damit Weiler ſeh'n ſoll, er wartet auf deſſen Geh'n).

Weiler.

Wollt Ihr nochmal zum Advokaten geh'n? Ja, wenn Ihr ein Staatsdiener wär't. Aber was wollt Ihr ſonſt?

Förſter.

Nichts.

Weiler.

Wer's glaubt —

Förſter.

Narr, der Ihr ſeid; zu Bette gehen.

Weiler.

Iſt noch gar nicht ſo weit.

Förſter.

Die Thür zumachen und die Laden.

Weiler.

Weiler (da er nicht anders kann; gähnend.)

Nun ſo ſchlaft wohl, Ulrich — wenn Ihr könnt.

(Ab; der Förſter hinter ihm).

Siebenter Auftritt.

Die **Förſterin.** Später der **Förſter** und **Wilhelm.**

Förſterin (aus Mariens Kammer).

Nun kann ſie ſein, wo die Weiden anfangen. (Am Fenſter). Er macht die Laden herum. Ich muß der Marie ihren zum Schein ſchließen, damit ſie hereinſteigen kann, wenn ſie zurückkommt. Der Andres noch immer nicht da! Wird mir doch auf einmal, als hätt' ich die Marie nicht fortlaſſen ſollen.

Förſter
(mit Wilhelm eintretend. Die Förſterin geht wieder in die Kammer).

Wilhelm (im Eintreten).

Vater, Kramers Lore kam an's Stacket, der Stein wäre außer ſich; man hätte Schüſſe im Walde gehört — der Robert fehlte und der Stein hätte den Möller in die Stadt geſchickt; der ſollte Soldaten holen. Die ganze Mörderbande im Jägerhaus ſollten ſie gefangen nehmen, hat er geſagt. Der Möller wär' eben im Carrière vor Kramers vorbeigeſprengt. Vor Eins könnten ſie da ſein.

Förſter (indem die Förſterin aus Mariens Thüre tritt).

Was haſt Du noch draußen? (Sieht ſich um).

Wilhelm.

Im Garten, Vater. Mutter, in der Laube war nichts.

Förſterin (bleibt an der Thüre).

So muß es doch hereingekommen ſein. (Zum Förſter). Suchſt Du was?

Förſter.

Ich? Nein. Ja, die Büchſe mit dem gelben Riemen. Wo die herumſtehen muß? Vielleicht in der Marie ihrer —

Förſterin (unwillkürlich die Thür ſchließend, raſch).

In der Marie ihrer Kammer iſt keine Flinte.

Wilhelm.

Die hat doch der Andres mit, wie er mich begleiten ging.

Förſter.

Gut. (Zeigt das Tuch). Hab' ich da ein fremdes Tuch in der Taſche; iſt's Dein, Wilhelm?

Förſterin.

Das roth und gelbe Tuch? Das gehört dem Andres.

Förſter.

Er hat's geſtern liegen laſſen und ich hab's in Gedanken eingeſteckt.

Förſterin.

Geſtern? Heut' erſt, eh' Ihr gingt, hab' ich's ihm gegeben.

Förſter.

Haſt Du's ihm — gut.

Försterin (kommt näher).

Ja! Ja! das iſt Andre's Tuch. (Sie betrachtet's). Hier iſt's gezeichnet.

Förſter (will's ihr nehmen).

Gib her.

Försterin.

Es iſt naß. — Und was iſt das für Blut da an dem Tuch?

Förſter.

Blut? (Bezwingt ſich). Von meiner Hand. Ich hab' mich da am Flintenſchloß geriſſen. Geh' nur!

Försterin (beſchäftigt ſich auf der andern Seite der Bühne).

Förſter.

Wilhelm, komm her. Lies einmal da, da in der Bibel, von da an, wo das Zeichen liegt.

Wilhelm.

Mitten im Kapitel?

Förſter.

Vom Zeichen da. Vorwärts! (Holt ſeinen Hut).

Wilhelm (lieſt).

„Welcher des Herrn Namen läſtert, der ſoll —"

Förſter.

Das iſt's nicht. (Hängt die Flinte um).

Wilhelm.

„Wer irgend einen Menſchen erſchlägt" — iſt's das?

Förſter (ergriffen, tritt einen Schritt näher).

Nein — aber lies nur. (Er ſteht bei Wilhelm; während des Folgenden nimmt er unwillkürlich den Hut ab und faltet die Hände darüber).

Wilhelm.

„Wer irgend einen Menſchen erſchlägt, der ſoll des Todes ſterben. Wer aber ein Vieh erſchlägt, der ſoll's bezahlen Leib um Leib. Und wer ſeinen Nächſten verletzet, dem ſoll man thun, wie er gethan hat. Schade um Schade, Auge um Auge, Zahn um Zahn. Wie er einem Menſchen gethan hat, ſo ſoll man ihm wieder thun. Alſo daß wer ein Vieh erſchlägt, der ſoll's bezahlen. Wer aber einen Menſchen erſchlägt, der ſoll ſterben."

Förſter.

Der ſoll ſterben.

Wilhelm.

„Es ſoll Ein Recht ſein unter Euch, den Fremden und den Einheimiſchen, denn ich bin der Herr, Euer Gott.“

Förſter.

Amen. (Setzt den Hut auf, will gehn; wendet ſich.) Wann könnten die da ſein, Wilhelm?

Wilhelm.

Die Soldaten?

Förſter.

Vor —

Wilhelm.

Vor Eins.

Förſter.

Noch Zeit genug.

Wilhelm.

Wozu, Vater?

Förſter.

Zum — Ausſchlafen.

Wilhelm.

Vater, wie ſiehſt Du mich nur an?

Förſter.

Zu Bett', Wilhelm. (Da die Förſterin eintritt.) Gib der Mutter die Hand.

Förſterin (überraſcht).

Willſt Du noch fort, Chriſtian?

Förſter.

Ja.

Förſterin.

Hat der Weiler vielleicht den Hirſch wieder geſpürt?

Förſter.

Ja. Kann ſein.

Förſterin.

Wie Du ausſiehſt! Man könnte ſich fürchten vor Dir, wenn man nicht wüßte, wie's wird, wenn Du Wein getrunken haſt.

Förſter.

Drum will ich in's Freie.

Förſterin.

Dann ſiehſt Du Alles anders, wie's iſt. Du kannſt in die Schlucht ſtürzen.

Förſter.

Dann ſchneid'ſt Du das Blatt dort aus der Bibel und legſt mir's mit in den Sarg.

Förſterin.

Was das für Reden ſind!

Förſter.

Zu Bett, Wilhelm. (Wilhelm ab). Bete — oder bete nicht —

Förſterin.

Was iſt mit Dir, Chriſtian? Warum wird mir ſo angſt? Bleib', um Gotteswillen bleib'! Dein Geſchäft wird ja noch Zeit haben!

Förſter.

Nein; es muß heute noch gethan ſein. (Er geht).

Förſterin (will ihm nach).

Ulrich —

Förſter

(in der Thür ſich wendend, leiſe vor ſich hin).

Aug' um Auge — Zahn um Zahn. (Ab).

Förſterin.

(vor dem Schein des Wetterleuchtens zurückweichend, der durch die geöffnete Thür dringt).

Gott ſei uns gnädig! (In der Thür). Ulrich! (Trompeten verklingend). Ulrich!

(Vorhang fällt).

Ende des vierten Aufzugs.

Fünfter Aufzug.

Jägerhaus.

Nacht. Kurze Zeit das Theater leer, dann

Erster Auftritt.

Die Försterin allein, kommt mit einer Lampe herein, leuchtet in **Marien's** Kammer hinaus, stellt die Lampe auf den Tisch, geht an das Fenster, öffnet den Laden, durch welchen der Schein des Wetterleuchtens hereindringt, sieht hinaus; dann schließt sie beides wieder, nimmt die Lampe wieder und leuchtet abermals in die Kammer. Dazwischen horcht sie manchmal auf und zeigt große Angst.

Noch immer nicht! Wenn er ihr begegnet wär'! Wenn er sie beisammen getroffen hätte! Nun müßte sie da sein. Daß ich sie auch fortgelassen hab'! Und der Andres kommt auch nicht. Und die schwüle Wetternacht dazu!

(Sie horcht auf).

Das war sie doch? Endlich! Gott sei gelobt!

(Leuchtet in die Kammer).

Nein; sie ist's nicht. Der Wind stieß den angelehnten Laden auf.

Zweiter Auftritt.

Wilhelm in Hemdärmeln. Förſterin.

Wilhelm.

Sind die Soldaten da, Mutter? (An Marien Kammerthür.) Mutter, wo iſt der Vater?

Förſterin (erſchrickt und ſchließt die Thür ſchnell.)

Wilhelm.

Und die Marie? Sie iſt nicht in ihrer Kammer?

Förſterin.

Was Du Dir einbild'ſt.

Wilhelm.

Ihr Bett iſt noch wie friſch gemacht.

Förſterin (horcht erſchrocken).

Iſt das der Vater? Wilhelm, ſag' nichts davon vor dem Vater!

Wilhelm.

Ich bin's auch, der den Angeber macht. Aber Du mußt mir ſagen, wo die Marie iſt.

Förſterin.

Nach dem heimlichen Grund. Um den Robert zu bitten —

Wilhelm.

Mutter, wir betteln bei Niemand. Ich hole ſie.

Förſterin.

Bei dem Wetter?

Wilhelm (zieht ſeine Jacke an).

Das wär' mir auch mein Jägerjunge, der ſich aus ſo'nem Bischen Blitzen was machte. Sag' mir nur, welchen Weg die Marie gegangen iſt. Den untern am Waſſer? Gut. Sie iſt nicht wie die andern, aber ſie iſt doch nur ein Mädchen. Und das fürchtet ſich. (Ab.)

Dritter Auftritt.

Förſterin (allein; ihm nach).

Wilhelm! Wilhelm! (Kommt wieder.) Er iſt ſchon fort. Und das Wetter wird immer ſchlimmer. Unten Ein Nebel und oben das Gewitter immer näher. Und vom Brandsberg her kommt noch eins dazu. Und der Ulrich draußen und keins von den Kindern zu Haus. Und ſo ganz allein in dem einſamen Jägerhaus mitten im Wald und ſo tief in der Nacht —

(Man hört eine Thür zuſchlagen; ſie ſchrickt auf.)

Barmherziger Gott! Er iſt's. Wenn er in die Kammer ſäh' und ſäh' die Marie nicht! Oder —

Vierter Auftritt.

Der Förſter (haſtig herein; bleich und verſtört). **Die Förſterin.**

Förſterin (ihm entgegen.)

Biſt Du's ſchon — (ſich corrigirend) endlich?

Förſter (ſich ſcheu umſchauend.)

Hat Jemand nach mir gefragt?

Förſterin.

Nein. Sind ſie hinter Dir?

Förſter.

Wer?

Förſterin.

Der Buchjäger —

Förſter.

Warum?

Försterin.

Weil Du kommſt wie gehetzt.

Förſter.

Die Soldaten meint' ich. — — Daß ich überall die Marie ſeh'. Im heimlichen Grund —

Försterin (erſchrickt).

Im heimlichen Grund — (für ſich) Großer Gott!

Förſter.

Und auf dem ganzen Rückweg hört ich ſie hinter mir geh'n.

Försterin.

Auf dem Rückweg —

Förſter.

Wenn ich ging, hört' ich ſie hinter mir; wenn ich ſtand, ſtand ſie auch, aber ich ſah nicht um.

Försterin (erleichtert.)

Du ſahſt nicht um?

Förſter.

Ich wußte ja, es war nichts. — Mir iſt, als müßte ſie jetzt noch hinter mir ſteh'n.

Försterin (will ablenken.)

Haſt Du was geſchoſſen? Liegt's draußen?

Förſter (unwillkürlich ſchaudernd.)

Draußen?

Försterin.

Vor der Thür'. Wie ſiehſt Du mich an? — Was iſt das an Dir?

Förſter (wendet ſich unwillkürlich ab).

Was iſt's?

Försterin.

Ein Fleck —

Förſter.

Was Du ſiehſt —

Försterin.

Warum willſt Du's nicht zeigen.

Förſter.

Es iſt nichts. (Er wendet ſich zum Tiſche rechts, legt die Flinte ab.) Die Suppe warm? Die Zunge klebt mir an.

Förſterin

(nimmt einen Teller und Löffel aus dem Schrank, geht damit zum Ofen, wo ſie die Suppe eingießt).

Wenn er in die Kammer ſäh'! Was ich frage, das frag' ich nur in der Angſt, daß er die Marie darüber vergeſſen ſoll. (Sie ſetzt die Suppe vor den Förſter auf den Tiſch zur Rechten; horcht.) Regt ſich's nicht in der Kammer? (An des Förſters Stuhl, um ihn zu beſchäftigen.) Ulrich, meinſt Du nicht, daß der Robert noch Alles wieder gut machen könnte?

Förſter (macht eine Bewegung).

Förſterin.

Was fährſt Du ſo auf?

Förſter.

Weck' mir die Marie nicht. — War nicht Jemand am Fenſter?

Förſterin.

Das iſt der alte Roſendorn draußen, der immer ſo ängſtlich nickt und an's Fenſter pocht, als hätt' er Unglück zu verhüten und Niemand hörte auf ihn.

(Pauſe; für ſich).

Es iſt ſo ſtill. Ich muß nur reden, ſonſt hört er meinen Athem und merkt mir die Angſt an. Und daß er die Marie nicht hört, wenn ſie ins Fenſter ſteigt.

(Oefter dazwiſchen lauſchend).

Den ganzen Abend liegt mir's im Sinn. Geſtern noch ſagte mir der Robert —

Förſter.

Immer der —

Förſterin (hat ſich zu ihm geſetzt).

Wir gingen an den Weiden hin; dort wo das Tannendickicht iſt, unter dem Felſen, im heimlichen Grund —

Förſter (heftig).

Laß den weg —

Förſterin.

Fährſt Du auf! Es war in der Abendſonne; und wie ich mich umſeh', da kommt's hervor unter den Tannen — ſo roth. Ich — erſchrocken — um Gotteswillen, ſag' ich, das iſt doch Blut!

Förſter (wirft den Löffel hin und ſteht auf).

Förſterin.

Da ſpiegelte ſich das Abendroth in dem Waſſer. — Aber was haſt Du nur?

Förſter.

Immer mit Deinem Grund. Was kümmert Dich der Grund?

Förſterin.

Iſt Dir was begegnet dort? Es ſoll nicht richtig ſein dort. Robert hat mir's geſtern erzählt. Es ſoll ein böſer Fleck ſein dort. Da hat einer einen andern umgebr—

Förſter (faßt nach der Flinte).

Was weißt Du?

Förſterin (voll Angſt zurückweichend).

Ulrich! —

Förſter.

Wirſt Du ſchweigen?

Förſterin

(bleibt vor ihm ſtehen: ſchaudernd und ahnend).

Ulrich! Was haſt Du gethan?

Förſter (hat ſich gefaßt.)

Dummes Zeug da. Iſt das eine Nacht für ſolche Geſchichten? (Verſucht).)

Förſterin.

Schieß' zu. Eine Stunde früher, eine Stunde ſpäter; Du haſt mich doch auf Deinem Gewiſſen. (Sinkt in einen Stuhl links.)

Förſter

(Pauſe: dann, während er langſame Schritte macht, mit denen er ihr zögernd allmälig näher kommt).

Ich muß Dir was ſagen, Sophie. – Wenn Du's nicht

ſchon weißt. — Es läßt mir keine Ruh'. — Ich bin im Recht. Aber — und dann weiß ich nicht, iſt's wahr oder iſt's nur ein ſchwerer Traum? — So einer, wo man nicht thun kann, was man will — und ſich abmattet — weil man immer thun muß, was man nicht will. — Komm her. Hörſt Du? Leg' die drei Finger auf die Bibel.

Förſterin.

Großer Gott! was wird das ſein!

Förſter.

Es wär' gräßlich, wenn ich ſie umbringen müßte, und am Ende wär' Alles doch nur — und dann hätt' ich's vergeblich — Sophie — (Ganz nahe; leiſe.) Es ſoll ein Todter liegen im heimlichen Grund.

Förſterin.

Du biſt im Rauſche oder im Wahnſinn.

Förſter.

In meinem Recht bin ich. Sieh' mich an, Weib. Glaubſt Du an einen Gott im Himmel? Gut. Gut. So leg' die drei Finger auf die Bibel, da hierher. Da ſteht mein Recht. Nun ſprich mir nach: „So gewiß ich ſelig werden will —"

Förſterin (matt.)

So gewiß ich ſelig werden will —

Förſter.

„So gewiß ſoll's ein Geheimniß bleiben, was ich jetzt erfahre."

Förſterin.

So gewiß ſoll's ein Geheimniß bleiben, was ich jetzt erfahre. (Sie muß ſich ſetzen.)

Förſter.

Und nun merk' auf. — Es iſt kurz — kein Aber und kein Wenn dabei — es iſt klar wie das Recht — und Recht muß Recht bleiben — ſonſt brauchen wir keinen Gott im Himmel!

(Nachdem er ſchon einigemal angeſetzt, gedrückt und leiſe, indem er ſie verführt.)

Erſchrick' nicht. — Der Robert hat unſern Andres erſchoſſen und ich — ich hab' ihn gerichtet.

Försterin.

Ach Gott! (Sie kann sich kaum mehr halten; sie will nach dem Stuhl; hält sie fest.)

Förster.

Ich hab' ihn gerichtet. Wie's dort steht, Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ich hab' ihn gerichtet, weil die Gerichte nicht recht richten. Sie haben zweierlei Recht und hier steht's: Ihr sollt einerlei Recht haben. Ich hab' ihn nicht gemordet; ich hab' ihn gerichtet.

(Er macht Schritte, versinkt dann wieder an der Stelle, wo er die Försterin noch glaubt, die nach dem Stuhle schleicht.)

Aber ich weiß nicht, ob's auch geschehen ist — das, was geschehen ist. Im Kopf ist mir's so wild und wüst — (besinnt sich mühsam) aber es ist doch wohl geschehen — was geschehen ist — und wie's geschehen sollte — was geschehen ist — da kommt mir die Marie in die Augen, als stellte sie sich vor ihn und winkte mir zurück und schrie: es ist ja der — nun der, den Du weißt. Es war dummes Zeug; es war nur in meinen Augen. Auf den Wein geht mir's allemal so, daß ich Dinge seh', die nicht da sind. Und wenn sie's gewesen wär' — der Schuß war schon nicht mehr in meiner Hand.

Försterin.

Allmächtiger Gott! (Sie schleppt sich mühsam in Mariens Kammer.)

Förster

(hört's nicht gewahr und fährt vor sich hinstarrend fort, als stände sie noch neben ihm).

Sie war's nicht. Wie sollte die Marie dort hinkommen? Es ist eben der Wein, daß ich sie heut überall seh'. Aber ich war doch erschrocken, bis ich sah, es war nur der Rauch gewesen vom Schuß. Es ging Alles im Kreis vor meinen Augen. Aber wie der Rauch weg war — das war ein Augenblick — da sah ich ihn — noch immer dasteh'n wie vorhin, aber nur einen Augenblick — da brach er zusammen, da war's geschehen, was geschehen war. Da faltet' ich die Hände über meinem Stutz und sagte: Dir Recht, Dein Recht geschieht. Und betete: Gott sei seiner armen Seele gnädig. Da flog ein Schwarm Eulen auf und krächzte. Das

war, als ſagten ſie Amen; da ſtand ich wieder ſtraff auf meinen Füßen. Denn das Recht will Gott und Erd' und Himmel und alle Kreatur.

(Er verſinkt in's Brüten.)

Fünfter Auftritt.

Förſter verſunken, allein; dann Stein, der Paſtor, erſt noch in der Scene.

Stein (noch draußen.)

Ulrich!

Förſter (erwachend, mechaniſch).

Stein!

Stein (wie oben).

Hörſt Du?

Förſter (auf einmal im Zuſammenhang.)

Es iſt doch geſcheh'n. (Er faßt nach der Flinte, bezwingt ſich aber.) Nein; nicht den Gedanken mehr als mein Recht!

Stein (eintretend, der Paſtor hinter ihm).

Wo iſt dein Andres, Ulrich?

Förſter.

Was willſt Du von meinem Andres?

Stein.

Meinen Robert von ihm fordern.

Förſter.

Deinen Robert? Von meinem Andres? — Hier ſieh' her. (Zeigt das Tuch.)

Paſtor.

Um Gottes willen! — an dem Tuche klebt Blut!

Stein.

Was iſt das?

Förſter.

Das iſt meines Andres Blut und Dein Robert hat's ver-
offen. Und Du haſt Deinen Möller nach Soldaten geſchickt.
nd Du haſt mich zum Schurken gemacht vor der Welt. Mit
uern zwei Rechten! Daß Ihr's biegen könnt', wie Ihr wollt.
ber hier (auf ſeine Bruſt ſchlagend) giebt's noch ein Recht; das könnt
hr nicht biegen und Eure Advokaten nicht.

Sechſter Auftritt.

Andres (tritt noch traurig). Die Vorigen.

Andres (traurig, leiſe).

Vater —

Paſtor.

Wer ruft?

Stein.

Iſt das nicht Andres Stimme?

Förſter (fortfahrend).

Hier ſteht es: Einerlei Recht ſoll ſein. Und das Recht hat
uch gerichtet. Wer einen Menſchen erſchlägt, der —

Andres.

Vater!

Förſter.

(zitternd nach der Thür ſtarrend, tonlos, mechaniſch.)

Der — der — ſoll — ſterben —

Andres (tritt ein.)

Stein (Andres entgegen).

Gott sei Dank! Andres, Du lebst!

Förster (rafft sich zusammen).

Es ist nicht wahr. Er ist todt. Er muß todt sein.

Andres.

Vater!

Förster (die Hand abwehrend gegen ihn ausgestreckt).

Wer bist Du?

Andres (immer ängstlicher).

Kennst Du Deinen Andres nicht mehr?

Förster.

Mein Andres ist todt. Liegst Du erschlagen im heimlichen Grund — dann sollst Du mein Andres sein, dann ist Alles gut, dann wollen wir jubeln, dann wollen wir singen: Herr Gott, Dich loben wir!

Pastor.

Er ist wahnsinnig.

Stein.

Andres, mein Robert —

Andres.

Sie haben mein Tuch, das der Lindenschmied mir gestohlen hat, eh' er den Buchjäger erschoß.

Stein.

Der Lindenschmied hat den Buchjäger erschossen? Und mein Robert —

Andres.

Robert verfolgte ihn. Er zwang Robert, auf ihn zu schießen.

Förster.

Der? Der hat Deine Flinte? —

Andres

Mit meinem Tuch gestohlen.

Förster.

Und der Robert hat ihn —?

Andres.

Der Lindenſchmidt war nicht tödtlich getroffen; da ließ ich
in der Mühle verbinden und in die Gerichte ſchaffen —

Förſter (immer mehr zuſammenbrechend).

Ich hab' unrecht! (Sinkt in einen Stuhl.)

Andres.

D'rum komm' ich jetzt erſt heim.

Förſter (ſteht auf, geht mit dem Gewehr zu Stein).

Stein, thu mir mein Recht.

Stein.

Was ſoll das?

Förſter.

Aug' um Aug', Zahn um Zahn —

Stein (den Paſtor anſehend).

Was iſt das wieder?

Förſter.

Der Weiler hielt den Lindenſchmied mit der Flinte für mei-
Andres. Dein Robert hat den Lindenſchmied getroffen und
– hab' Deinen Robert dafür erſchoſſen.

Paſtor.

Allmächtiger Gott!

Andres (zugleich).

Den Robert!

Förſter (faſt zugleich).

Schieß' zu.

Stein (hat die Flinte an ſich geriſſen).

Mörder Du! (Der Paſtor fällt ihm in den Arm.)

Andres (ſchnelles Zuſammenſpiel.)

Den Robert, Vater? Der Robert lebt.

Stein.

Er lebt?

Paſtor.

Er lebt?

Förſter.

Er — lebt?

Andres.

Er lebt, ſo gewiß ich lebe!

Förſter.

Es war nur ein Traum? Ich wär kein Mörder? Ich wär ein unbeſcholtener Mann?

Paſtor.

Das ſind Sie, Ulrich. Verſcheuchen Sie den unglücklichen Wahn.

Stein.

Mann, wozu hätt'ſt Du mich verleitet! (Legt die Büchſe weg.)

Förſter.

Du haſt ihn geſeh'n? Wann haſt Du ihn geſeh'n, Andres? Jetzt, Andres. Jetzt erſt, Andres?

Andres.

Nur jetzt, wie ich heimging, begegnet' ich zwei Männern aus der Mühle mit einer Tragbahre. Der Robert hatte ſie eben aus den Betten gerufen; ſie gingen nach dem heimlichen Grund; Robert war ihnen ſchon voraus.

Förſter.

Nach dem heimlichen Grund?

Paſtor.

Mit einer Bahre?

Stein.

Was lauert da noch?

Förſter

(iſt nach Mariens Kammerthür gelaufen: zieht jetzt die Hand vom Drücker wieder zurück).

Gott ſei Dank! (Horchend.) Ich hör' ſie athmen. O ſie hat einen ruhigen Schlaf. Eine Welt von Sorgen und ſie athmet ſie einem weg von der Bruſt. Hören Sie, Herr Paſtor, hören Sie?

Stein.

Der Unglückliche! Sein Wahnſinn kehrt wieder.

Paſtor

(nach einer ängſtlichen Pauſe, in der der Förſter an ſeinem Geſichte hing).

Ich höre nichts. Das iſt Ihr eigner ſchwerer Athem, den Sie hören.

Förſter (beginnt wieder zuſammenzubrechen).

Mein eigner ſchwerer Athem, den ich höre — (Er rafft ſich zuſammen, öffnet.) Meine Augen lügen. Wo ſie nicht iſt, da ſeh' ich ſie, und wo ſie iſt, da ſeh' ich ſie nicht. Herr Paſtor, um Gotteswillen ſagen Sie: dort liegt die Marie. (Er hat den Paſtor krampfhaft beim Arm gepackt).

Paſtor.

Ich ſehe ſie nicht. Das Bett da iſt unberührt, die Fenſter offen — die Frau Förſterin —

Förſter (ſtürzt in die Kammer.)

Weib! Weib! Unglückliches Weib!

Siebenter Auftritt.

Förſterin (geiſterhaft; kann kaum geh'n und ſprechen, vom Förſter mit Gewalt hereingeriſſen). Vorige.

Förſter.

Wo haſt Du mein Kind?

Andres.

Mutter, was iſt Dir? (Er unterſtützt ſie auf der einen, der Paſtor auf der andern Seite.)

Förſterin.

Andres! Doch Einer!

Förſter (ſchüttelt ſie).

Mein Kind! Mein Kind! Wo haſt Du mein Kind?

Förſterin (mit Abſcheu, aber ſchwach).

Laſſ' mich, Du —

Förſter.

Meine Marie!

Förſterin.

Nach dem heimlichen Grunde — Du —

Förſter.

Rabe, Du lügſt!

Förſterin.

Zum Robert —

Förſter.

Ja, ſie iſt mir begegnet — im Nebel — wie ich kam —

Förſterin.

Das war der Wilhelm —

Förſter.

Die Marie war's, Weib, die Marie!

Paſtor.

Sie kann nicht mehr antworten. Sie iſt ohnmächtig.

Stein.

Macht ſie von dem Raſenden los!

Förſter.

Du willſt ſagen, ich hätte mein Kind —

Andres.

Mutter! Mutter! (Er und der Paſtor, um ſie beſchäftigt, am Tiſche rechts).

Stein (der unterdeß den Förſter von ihr abzuhalten ſucht).

Laß ſie los, Wahnſinniger!

Förſter.

Wahnſinnig? Gott gebe, daß ich's bin!

(Es pocht; entſetzt tritt er einen Schritt zurück und ſtreckt abwehrend die Hand gegen die Thür.)

Dummes Zeug! Was wollt Ihr denn? Ihr Alle da? Das iſt ja die Marie. Sie ſteht draußen und traut ſich nicht herein, weil ſie in die Nacht hinausgelaufen iſt. Sie hat das Herz nicht; ich bin ſtreng — o ich bin ſtreng. Dummes Mädel! (Er reißt ſich ſelber auf.) Komme, was da will! (Er ſtürzt nach der Thür; eh' er ſie erreicht, pocht es nochmals; er tritt wieder entſetzt und ohnmächtig zurück.) Das hitzige Fieber graſſirt — weiter iſt's nichts. Das ſind die Vorboten; Zähneklappen und Fröſteln am Rückgrat herab. Holr lunderthee — 's iſt um eine Nacht Schweiß oder zwei. — Was hat das Pochen mit dem Fieber? Warum macht Niemand auf?

Ruf' doch eins herein. Warum ſeid Ihr Alle ſo bleich und ringt die Zähne nicht von einander? Hat eins Märchen erzählt nd Ihr graut Euch? Meine Marie war ein lebendig Märchen — ſie iſt — ſie iſt, will ich ſagen. Daß die Marie todt wär', as thut ſie mir nicht zu Leid. Sie weiß, daß ich nicht leben ann ohne meine Marie. Hört Ihr ſie lichern draußen? Nun ird ſie hereinhüpfen und mir die Augen zuhalten, wie ſie's nacht, und ich darf ihr den Spaß nicht verderben. O es iſt r will lachen und ſchluchzt) — ein (wie außer ſich) — Einmal muß es doch — Herein! (Er wollte nach der Thür, ſinkt aber mit zugehaltenen Augen in ei- n Stuhl links.)

Achter Auftritt.

obert, Wilhelm, dann zwei Männer mit einer bedeckten Bahre, die ſie hin ſtellen und geh'n. Die Vorigen.

Stein.

Robert! (Ihm entgegen.) Siehſt Du, Ulrich? Er lebt!

Robert (ihm in die Arme fallend, bleich und außer ſich).

Vater! Vater!

Stein.

Was iſt Dir?

Robert.

Daß der Mörder mich getroffen hätte! Vater Ulrich, ſei Mann!

Förſter (zuſammengerafft mit letzter Anſtrengung).

Nur zu. Ich will ſeh'n, ob ich einer bin.

Robert (nimmt die Decke weg.)

Stein.

Großer Gott!

Förſterin

(die, von Andres und dem Paſtor unterſtützt, an der Bahre in die Knie geſunken iſt).

Marie!

Andres.

Ach Gott! ſie iſt's, die Marie.

Stein (Zuſammenſpiel Aller).

Wie iſt's geſcheh'n? Erkläre, Robert!

Paſtor.

Mir iſt's entſetzlich klar.

Robert (mühſam ſeine Faſſung erhaltend).

Sie betete: „Gott laß mich nur meines Vaters ſein.“ Ich will ihr ſagen: Marie, Du läßt mich? Da ſpringt ſie auf mich zu, als wenn ſie mich decken wollte mit dem eignen Leib, winkt und ruft nach dem Walde zu. Ich ſehe Niemand; ich verſtehe ſie nicht; ich will fragen: was iſt Dir, Marie? da fällt ein Schuß, ſie bricht mir in den Armen zuſammen, ich ſtürze über ſie, eine Kugel hat ihr Herz getroffen.

Förſterin.

Das war ihr Traum.

Stein (hält Robert in ſeinen Armen, faſt zugleich).

Sie ſtarb für Dich.

Förſter.

Sie ſah mich auf ihn zielen und lief abſichtlich in meinen Schuß. Ich wollte richten und — hab' mich ſelbſt gerichtet. Verbrechen und Strafe mit Eins. Ich betete: Gott ſei ſeiner armen Seele gnädig; ich betete für mich; und die Eulen haben Amen gekrächzt und meinten mich!

Robert (tritt entſetzt zurück).

Allmächtiger — er hat's ſelbſt —!

Stein.

Du haſt's nicht mit Bewußtſein gethan. Ein ſchrecklicher Wahnſinn trieb Dich wider Deinen Willen.

Paſtor.

Nicht ſo ſtarr, Mann. Gott legt nicht den äußern Maßſtab an die That. Unſchuld und Verbrechen ſteh'n an den En-

den des Menſchlichen; aber den Unſchuldigen und den Verbrecher trennt oft nur Ein ſchnellerer Puls.

Förſter.

Gebt mir Worte des Lebens für Euer Hirngeſpinnſt, kein Wenn und kein Aber. Sagt mir was, daß ich's glauben muß. Eure Reden zwingen nicht. Was tröſtet Ihr meinen Kopf? Tröſtet mein Herz, wenn Ihr könnt. Könnt Ihr mein Kind lebendig machen mit Euerm Troſt, daß mir's in die Arme fliegt? Dann tröſtet zu. Jedes Wort, das mein Kind nicht lebendig macht, ſchlägt's noch einmal todt.

Stein.

Flieh' nach Amerika; ich will Dir Päſſe beſorgen; all' mein Geld iſt Dein. Dein Weib und Deine Kinder ſind die meinen!

Förſter.

Hörſt Du, Andres, was der Mann da ſagt? Er will Euch Geld geben. Dafür kauft Euch eine Leierorgel. Damit zieht auf den Märkten umher und ſingt von dem alten Mordkerl, der ſein Kind erſchoß. Um nichts, um gar nichts, auf der Welt um nichts. Ihr braucht kein Bild. Nehmt die alte Frau da mit; ſo malt Euch kein Maler die Geſchichte, wie ſie auf ihrem Geſicht geſchrieben ſteht. Streicht mir das Kind heraus. Beſchreibt ſie ſchöner als ſie war — wenn Ihr das könnt, wie Ihr Euch den ſchönſten Engel denkt, und dann ſagt: Sie war doch noch tauſendmal ſchöner. Und den alten Mordkerl ſtellt mir hin, daß über das Kind ein Waſſerfall kommt von Thränen und auf den Alten jeder Gaſſenjunge die Fäuſte ballt. Das wär' ein Herz, wie's der alte Mordkerl hatte, der's erſchoß, das die Geſchichte hörte und Euch nicht mit klappernden Zähnen den letzten Pfennig gäb', und hätt's zehn verhungernde Kinder zu Haus, und nicht zu Gott betete für das Kind und dem alten Mordkerl fluchte, der's erſchoß. Sagt nicht: der Mann war redlich ſein Leben lang und hat ſich gehütet vor dem Böſen und hat einen Gott geglaubt und hat kein Stäubchen gelitten an ſeiner Ehre, ſonſt glauben ſie's Euch nicht. Sagt, er ſah aus wie ein Wolf, ſagt nicht, ſein Bart war weiß, wie er's that, ſonſt giebt Euch Nie-

mand was. Das glaubt Euch Niemand, daß Einer so alt sein kann und doch so ein Bösewicht. Und unten hin macht noch ein Bild, wo der alte Mordkerl sich erschießt und als Gespenst umgeht bei Nacht. Und wo er's that, da sitzt er wimmernd die Mitternächte hindurch mit seinen glühenden Augen und seinem weißen Bart; und da kühlt kein Lüftchen und da fällt kein Thau und kein Regen; da wachsen giftige Blumen, das ist verflucht, wie er selbst. Und das Thier, das sich hin verirrt, brüllt vor Angst und den Menschen rüttelt's wie ein Fieber. Und einem Engel geht ein Streifen aus dem Mund: da sitzt er, den Gott gezeichnet hat. Abel war ein Mann und Cain nur sein Bruder, aber das war ein Kind, und der's erschlug, war sein Vater. Für den Cain noch eine Seligkeit, aber für den alten Kindesmörder keine — keine — keine! — O einen Trost! Einen Trost! Einen Strohhalm nur von einem Trost. Ich wollt' meine Seligkeit drum geben, wenn ich eine zu erwarten hätte. Gott will ich fragen, ob's noch einen Trost gibt für mich. (er nimmt die Bibel und liest, erst an allen Gliedern zitternd, mit stoßendem Athem.) „Wer irgend einen Menschen" —

Pastor.

Nicht weiter, Ulrich. Lassen Sie mich Ihnen Worte des Lebens zeigen, Worte der Menschlichkeit. „Gott will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bessere und lebe" —

Förster

(der die Bibel festhält und sich losmacht, fast zugleich.)

Laßt mich, Ihr Unmenschen mit Eurer Menschlichkeit. (Er liest weiter, mit jedem Wort wird sein Wesen ruhiger und gewisser, der Ton seiner Stimme kräftiger). „Wer irgend einen Menschen erschlägt, der soll des Todes sterben." (Legt die Bibel hin.)

Stein.

In diesen Worten findet er Beruhigung?

Pastor.

Gönnt jedem den Trost, der ihn tröstet.

Förster

(nimmt die Bibel wieder auf; der Ausdruck seines Wesens steigt bis zur Freudigkeit.)

Das ist Gewißheit, das ist Verheißung, das zwingt; kein

Aber und kein Wenn. Wer irgend einen Menſchen erſchlägt, der ſoll des Todes ſterben; das heißt: dann iſt's gebüßt, dann iſt's ausgelöſcht und er iſt wieder rein.

(Er ſetzt ſeinen Hut auf und knöpft ſich ein.)

Ich geh' in die Gerichte. (Will geh'n.)

Stein.

Und Du meinſt, ſie werden dich tödten?

Förſter (bleibt ſteh'n und wendet ſich).

Paſtor.

Man hat Schuldigere begnadigt als Sie.

Förſter.

Zum Zuchthaus — was? wie den Lentner? der — Ja, ſie ichten nicht recht, nicht, wie's daſteht, in ihren Gerichten; weiß h's doch — aber — gut — gut — (nimmt die Flinte.)

Stein.

Was willſt Du!

Förſter.

Nichts. Die Flinte da muß ich mithaben, womit's geſchehen t. O ſie nehmen's genau damit. — Lebt wohl, Andres, Wilhelm - Haltet die Mutter gut.

(Gibt Allen die Hände).

tein — Herr Paſtor — Robert — Sophie — Sie iſt ohnächtig; Gott wird ſie mir bald nachſchicken. — Begrabt mir ein Kind. Laßt die Glocken läuten; ihren Brautkranz legt f ihren Sarg — o ich bin ein altes Weib — Wenn wir uns iederſeh'n, bin ich kein Mörder mehr.

(Grüßt noch einmal mit der Hand.)

Stein.

Du willſt —

Förſter (wendet ſich an der Thür).

Mein Recht — und dann (zeigt in die Höh') zu meinem Kind.

.)

rze Pauſe, in welcher die Uebrigen mit Verwunderung und Rührung ihm nachſeh'n.)

Stein (von Ahnung ergriffen).

Wenn der andere Lauf noch geladen iſt — ſchnell, eilt ihm nach —

(Vor der Thüre fällt ein Schuß.)

Zu ſpät! — Ich ahnt' es.

Andres, Wilhelm (hinausteilend).

Fast zugleich.

Vater!

Robert

(in der offenen Thür von Schreck und Schmerz feſtgehalten über das, was er ſieht).

Er hat ſein Recht!

Stein (auch an der Thür).

Zum zweiten Mal ſein Richter.

Paſtor (hinzutretend).

Ihm geſchehe, wie er geglaubt.

(Vorhang fällt.)

Ende des fünften Aufzugs.

Das Fräulein von Scuderi.

Schauſpiel in fünf Aufzügen,

nach Hoffmann's Erzählung.

Perſonen.

Louis XIV., König von Frankreich.
Graf Mioſſens.
Serons, ein berühmter Arzt in Paris, der Scuderi Hausfreund.
Degrais, Polizeilieutenant von Paris.
Bontems, Louis' Kammerdiener.
René Cardillac, ein Goldſchmied in Paris.
Olivier Bruſſon, ſein Geſelle.
Meiſter Martin, ein Maler.
Meiſter Lejean, ein verarmter Goldſchmied.
Baptiſte, der Scuderi Kammerdiener.
Jérome, Bedienter des Grafen Mioſſens.
Fräulein von Scuderi.
La Martinière, ihre Kammerfrau.
Madelon, Cardillac's Tochter, Bruſſon's Braut.
Caton, Haushälterin Meiſter Claude Patru's, des Miethsmanns in Cardillac's Hauſe.
Gensd'armen.

Das Stück ſpielt in Paris, Anfangs des achtzehnten Jahrhunderts.

Erſter Aufzug.

Bei der Scuderi.

Einfaches Zimmer. Ein Bücherſchrank, Schreibtiſch mit Papieren, nicht ängſtlich geordnet. Eine Thür im Fond und eine Seitenthür.

Erſter Auftritt.

Graf Mioſſens. Serons (im Geſpräch).

Serons.

Ja, mein Herr Graf von Mioſſens, es ging,
Seit Ihr's verließt, in Frankreich wunderlich.

Mioſſens.

Ich glaube das Unglaubliche nur Euch.

Serons.

Kein Band mehr heilig. Von des Argwohns Eishauch
Des trauten Heerdes letzte Glut gelöſcht.
Der Vater traut den eignen Kindern nicht;
Der Mann ißt nicht von ſeines Weibes Koſt;
Der Bruder ſieht im Bruder ſeinen Mörder.
Und wohl ihm, muß ich ſagen, wenn er's that.
Denn ohne Mitleid wüthete der Giftmord
Wie eine Seuche durch das ganze Land.

Mioſſens.

Das Uebel war verzweifelt und verzweifelt auch,
Ja noch verzweifelter, mein' ich, die Kur.

Ein Tribunal, so unbeschränkt an Macht
Als diese chambre ardente, ist unerhört.
Und dieser unerbittliche la Regni
An seiner Spitze. Spanien hat nun
Nichts mehr voraus vor Frankreich. Der Gerichtshof
Wiegt Spaniens heiliges Gericht noch auf.

Serons.

Wahr ist's; die fernste Möglichkeit genügt,
Das kleinste Wort, das man willkürlich auslegt,
Und frech dringt er ins Innerste der Häuser
Und reißt den Vater aus der Seinen Arm.
Da schützt kein Rang, kein Ruf, kein wohlerworben
Verdienst. Der Henker der Tortur arbeitet
Für den Collegen auf dem Blutgerüst;
Denn eher gibt der Tod ein Opfer wieder,
Als dieser la Regeni. Aus seinen Kerkern
Führt nur Ein Weg: der Weg aufs Blutgerüst.
Und Gnade dem, der laut ein Urtheil wagt
Ueber dies Treiben! Gegen Euch, Herr Graf,
Sonst gegen Niemand thu' ich's.

Miossens.

Meister Serons,
Daß Eu'r Vertrauen ich zu schätzen weiß,
Beweist, daß ich es argwohnlos erwid're.
Denn hier beschützt mich die Geburt so wenig,
Als Euch der Ruf von Eurer Meisterschaft
Als Arzt. Den Pair des Reichs, den Grafen trennt
Kein Vorrecht mehr von dem gemeinen Pöbel.
Die Kammer ist's nicht mehr der Pair's, die ihre
Mitglieder richtet. Vor ein königlich
Tribunal wie den Bürger und den Bauer
Schleppt man den Herzog, Grafen und Baron.
Dem König konnte nichts gelegner kommen
Als dies Verbrechen, das dem neuen Griff
In unser Recht erwünschten Vorwand lieh.

Ein Stückchen Staatskunſt, das dem ſchlauern Schüler
Des ſchlauen Lehrers Ehre macht. Das iſt
Ein Kunſtſtück noch aus Mazarini's Schule.
Damit bricht er des Adels Anſehn vollends,
Und ſichert ſich zugleich des Pöbels Gunſt,
Und ſpielt uns dieſes Werkzeug aus den Händen,
Und wie erſt wir es gegen ihn gebraucht,
Wird er's zu brauchen wiſſen gegen uns.
Der Ananas lebt von gemeinem Dünger —
Und dieſer große Ludwig ward ſo groß,
Weil er es nicht verſchmäht, ſo klein zu ſein,
Dem Kothe ſchön zu thun an ſeinen Sohlen.
Alt, uralt iſt die Wahlverwandtſchaft zwiſchen
Der Hefe und dem Schaum.

Serons.

Und wirklich war es nur des Volkes Gunſt,
Was dies Tribunal möglich machen konnte,
Das ſich herausnimmt, was der König ſelbſt
Nicht wagt, und ſeine Eiferſucht heraustrotzt,
Die keine Macht im Staate ſonſt mag dulden,
Als die wie Strahlen von der Einen Sonne
Ausgehn allein vom Königsdiadem.
Doch ſchon beginnt die leich:geſchürzte Gunſt
Des Volks den alten Günſtling zu verlaſſen.

Mioſſens.

Ein Lied ſcheint jetzt der Günſtling von Paris.
Schon vor dem Thor empfing es mich; bald lief's
Neben mir her, bald kam es mir entgegen.
Ein alter Schuſter brummt' es bei der Arbeit;
Die jungen Herrn — Ihr wißt — die eben nichts ſind
Als jung, begrüßten ſich damit, als wär's
Ihr Bundesgruß; den Kunden gab's der Krämer
Unter den Buden als Zulage drein.

Serons.

Das Volk ſpielt gern mit ſolchem Wort. Es läuft,

Iſt's einmal ausgeprägt, wie eine Münze
Von Hand zu Hand. Wer nicht von ſeinem Eig'nen
Die Schuld der Unterhaltung tilgen kann.
Stutzt ſeine Armuth mit Entlehntem auf.
Ich kenne Manchen, der nicht hundert Worte
Im Vorrath hat, und dennoch ſich was weiß;
Und neun und neunzig ſind geborgt davon.
Die meiſten Menſchen leben von der Phraſe
Und ſind drum ſelber nur lebend'ge Phraſen.
Ein eig'nes Sein wird immer ſeltener.
Solch Wort fliegt wie ein bunter Federball
Hin und zurück durch den Verkehr, bis ſich
Die Farb' vergriffen oder bis ein andrer
Und bunterer des Vor'gen Gönner erbt.

„Liebe ſei der Helmſchmuck ſein
Den nur Tapferkeit ſoll tragen.
Wer vor Dieben kann verzagen,
Iſt nicht werth, geliebt zu ſein."

Das Verschen, das ihr meint: iſt's dieſes nicht?

Mioſſens.

„Wer vor Dieben kann verzagen,
Iſt nicht werth geliebt zu ſein —"

Ganz recht. Das iſt's.

Serons.

Wißt Ihr, wer dieſe Münze
Hat ausgeprägt? Die liebenswürd'ge Dame,
Die wir erwarten hier in ihrem Zimmer.

Mioſſens.

Das Fräulein Scuderi? Bei meiner Seele!
In dieſem Wort weht 'was von ihrem Athem.
Und kommt's von ihr, dann hat dies kleine Lied
Eine Geſchichte, die mich int'reſſirt.
Von ganzem Herzen acht' ich dieſe Dame.

Serons.

Und wenn ſie's nicht verdient, verdient es keine.

Mioſſens.

Bewundernswürdig iſt, ja unbegreiflich,
Wie dieſes Fräulein aus des Alters Schiffbruch
Der Jugend Reize ſich gerettet hat.
Von ſiebzig Jahren zeigen ſich kaum dreißig.
Der ſüße Duft der Mädchenhaftigkeit
Liegt über die Erfahrung hier gebreitet,
Die nur ein langes Leben geben kann.
Und ſo vereinigt ſie, was beide Zeiten,
Den Winter und den Sommer, reizend macht.
Wenn man nur ſie ſieht, meint man, weißes Haar
Gehöre zur vollkommnen Frauenſchöne;
Sie iſt die Anmuth ſelbſt, in weißen Haaren.

Serons.

Der Seele Jugend iſt der warme Boden,
Der dieſes Fräuleins ew'ge Blüthe treibt.
Inmitten dieſer ſittenloſen Stadt
Steht ſie in wunderbarer Reinheit da;
Selbſt die Verläumdung hat es nie gewagt,
Ihr Schwarz in dieſes reine Weiß zu malen.
Arm iſt ſie und doch iſt ſie reich im Geben,
Weil Weisheit ihre Güte unterſtützt.
Kann ſie nur wenig geben, giebt ſie's ſo,
Daß dieſes Wenig Viel den Armen wird.
Denn ſie gibt nicht nur, um zu geben, wie's
Die Reichen thun; nein ſie gibt, um zu helfen.
Bis ſie nach Hauſe kommt von ihrer Andacht
Zu Notre-Dame, verkürzet Euch vielleicht
Die Zeit, zu hören, wie jenes Lied entſtand.

Mioſſens.

Erzählt mir, Meiſter Serons; ſeid ſo freundlich.

Serons.

Trotz Regnal's Strenge, trotz der Schlauheit Degrais',
Des Polizeilieutenants, treibt eine Bande
Von Mördern in den Straßen von Paris

Allnächtlich ungescheut ihr gräßlich Handwerk.
Es hat damit ganz eigene Bewandtniß.
Denn nur den Adel trifft der Meucheldolch,
Nur auf Geschmeide scheint es abgesehn.
Wo ist der Edelmann jetzt in Paris,
Der nicht sein Liebchen hätte, das er Nachts
Geheim besucht? Und wer geht diesen Weg,
Der nicht zuweilen ein Geschenk, sei es
Ein edler Schmuck, ein Ring, ein reiches Armband,
Auf seinem Herzen trüg' für seine Herrin?
Ein böser Geist scheint jener Bande dienstbar,
Der ihr's verräth, so oft ein Cavalier
Mit solchem Schmuck zur Liebsten nächtlich wandert.
Denn früh am Morgen findet man ihn todt,
Und sonst ist nichts ihm als der Schmuck geraubt.
Der schlaue Degrais tobt, daß seine List
Vor einer größern weichen muß. Vergeblich,
Daß die Maréchaussée, ein kleines Heer
An Zahl, die Straßen von Paris allnächtlich
Bei jedem Stundenschlag durchzieht; vergeblich,
Was irgend List ersinnen mag, Verkleidung,
Verstecke — nichts, nichts spürt die Thäter auf
Und ihre Spur erneuert jeden Neumond
Ein und derselbe Dolch — scheint es doch fast
Ein und derselbe Arm; so gleicht sich stets
Des Stoßes Richtung und der Wunde Form.

Miossens.

Und keinem noch gelang's —?

Serons.

Wenn er allein ging,
War er verloren.

Miossens.

Das geschieht noch jetzt?

Serons.

Vor wenig Nächten noch. —

Mioſſens (für ſich).

Dies Wagniß könnte
Mich reizen. Nunmehr iſt der Schmuck wohl fertig,
Mit dem der Narr, der Goldſchmied Cardillac
Mich faſt ein ganzes Jahr hat hingehalten.
Die Nacht noch, wenn es möglich iſt. Ich will
Den Arm doch ſehn, der ſchwerer wiegt als meiner.
Ein Harniſch unterm Kleid —; ich will doch gleich
Zum Goldſchmied ſchicken. — Beſter Meiſter Serons,
Mir fällt ein wichtiges Geſchäft da ein.
Beendigt nur, ich bitt' Euch, die Erzählung.
Vielleicht kommt unterdeß das Fräulein. Sonſt
Erſuch' ich Euch, mich zu entſchuldigen
Bei unſ'rer Freundin, komm' ich ſpäter wieder.

Serons (verneigt ſich).

Die Herrn vom Hofe wandten ſich vor Kurzem
Deshalb in einer Schrift, von Dichterhand
Geſchrieben, an den König. Ein Gericht —
Das war des Schreibens Inhalt — zu beſtellen
Mit größ'rer Vollmacht und Befugniß noch,
Als die von des la Regnie Tribunal.
Das Schreiben wußte Ludwigs Eitelkeit
So wohl zu treffen, daß er ſchon bereit ſchien,
Ihm zu willfahren. Faſt ſchon unterlag ſein
Bedenken, als ſein Auge wie aus Zufall
Auf unſ're Freundin fiel — es war in den
Gemächern der Marquiſe Maintenon,
Und unter andern Herr'n und Damen auch
Das Fräulein gegenwärtig, das der König
Vorzüglich ſchätzt und achtet. Bei ihr bleibt
Er ſtehn und fragt — er fordert ſie zuweilen
Zum Scherz heraus — ſie lächelnd, ob nicht ſie auch
Den Rittern um der edlen Minne willen
Geholfen ſehen möchte. Da erhob
Das Fräulein ſich. Ein Roth, wie's morgenröther

Die ſiebzehnjähr'ge Wang' nicht kleiden kann,
Umwob die edeln Züge; zwiſchen Schaam
Und edlem Zürnen ſprach ſie aus dem Stegreif:
„Liebe ſei der Helmſchmuck fein,
Den nur Tapferkeit darf tragen.
Wer vor Dieben kann verzagen,
Iſt nicht werth, geliebt zu ſein."
Der König überraſcht von dieſer Verſe
Erhabnem Sinn, verneigte ſich voll Achtung,
Und ließ ſofort die vier gereimten Zeilen
Als Antwort ſetzen unter das Geſuch.
Von dieſem aber war nicht mehr die Rede.

Mioſſens.

Nun, Meiſter nehmt den Dank für eure Güte.
Ein wichtiges Geſchäft ruft mich. Empfehlt mich
Dem würd'gen Fräulein und lebt wohl für heut'. (ab.)

Zweiter Auftritt.

La Martiniere. Serons.

Martinière (in der Thür.)

Sie ſind allein?

Serons.

Ich bin's. So eben ging
Der Graf Mioſſens.

(ſie kommt herein).

Seid Ihr krank? Was iſt Euch,
Frau Martiniere? Iſt dem Fräulein 'was?
Ihr ſeid ſo ängſtlich —

Martinière.

Meister Serons, wie
Hab' ich den Augenblick erwartet, Euch
Allein zu sprechen.

Serons.

Nun so sprecht! Wir sind's.

Martinière.

Denkt Euch, die vor'ge Nacht — das Fräulein war
Bei Hof — und ich allein in diesem Zimmer,
Baptiste war in die Nachbarschaft gegangen,
Ich weiß nicht anders, als die Hausthür hat
Baptiste verschlossen — denkt, wie ich erschrecke,
Als ich die Vorhausthüren gehen höre
So hastig, daß ich weiß, Baptist' ist's nicht,
Und eh' ich mich besinne nur warum ich
Doch so erschrecke — Meister Serons! wird
Die Thür hier aufgerissen und ich bin —
Denkt Euch — allein mit einem Manne hier
Mit wildem Blick, von wildem Haar umflattert,
Todtblaß — zwei glüh'nde Augen — „Schweigt" —
so spricht er
Mit droh'nder Stimme, droh'nderen Geberden —
„Schweigt, wenn Ihr Euer Leben liebt!" Ich mußte
Wohl schweigen. An der Kehle packte mich
Der Schrecken fest mit unsichtbarer Hand.
„Wo ist das Fräulein Scuderi?" — Was ich
Auch stammeln mag, er glaubt mir nicht. Bald droht er,
Bald ruft er, wie im tiefsten Jammer weinend:
Die einz'ge Hoffnung sei's in seinem Elend,
Dem Fräulein Scuderi sein Herz zu öffnen, —
Spricht von der Qual, die seit acht langen Tagen
An seinem Leben zehre. Endlich hab' ich
Die Stimme wieder, rufe nach Baptiste.
Die Gasse her lärmt die Maréchaussée.
Das giebt mir meinen ganzen Muth zurück.

Auf seinem Antlitz war es, als erblaßte
Die Blässe selbst; ein Schrei rang stöhnend sich
Aus seiner Brust, der mir das Herz durchschnitt.
Ein Kästchen holt er unter'm Mantel vor
Und stellt's hier auf den Tisch und Hände ringend
Stürzt er davon. Baptiste fand offne Thüren,
Wie er zurück kam. Dann, als heute Mittag
Ich mit dem Fräulein nach dem Hofe fuhr,
Da reißt's den Schlag Euch auf, daß wir erschrecken.
Ein bleich Gesicht, von Haaren wild umflogen,
Sieht Euch herein — es war derselbe, ganz
Gewiß derselbe, der den Schmuck gebracht.
Wir schreien auf vor Schreck. Er gleitet stöhnend
Vom Tritt herab — ich weiß nicht, wo er blieb.
Hat's nicht geschellt? Ja — Gott sei Dank! Da kommt
Mein Fräulein. Ach, Ihr wißt nicht, werther Meister,
Wie mich seit gestern Abend Alles ängstet.
Sie sollte nicht allein geh'n, doch sie thut's.
Beseht einstweilen auch das Kästchen und
Was drinnen ist. Dies Kästchen ist's, das gestern
Der schauerliche Zuspruch hat gebracht.
Entschuldigt mich; ich komme gleich zurück.

Dritter Auftritt.

Serons (allein; betrachtend).

Ein Etui für einen Schmuck, wenn ich
Nicht irre. Und ich irre nicht. (nimmt heraus).
Das ist
Ein Schmuck für eine Königin. So werthvoll
Der Stoff — die Kunst hier überwiegt ihn noch.
Nie sah ich solchen Werth, nie solche Arbeit.

Vierter Auftritt.

Fräulein Scuderi. Martinière. Serons.

Fräulein (gibt Serons die Hand).
Ihr ſeid mir nicht willkommner, alter Freund,
Als ſonſt; das iſt nicht möglich. Doch bedürftiger
Des Freundesrathes fanden Sie mich nie.
Sie wiſſen Alles? Haben auch die Zeilen
Geleſen?

Serons (hat ihr die Hand geküßt.)
Zeilen? — welche?

Fräulein.
Hier, worin
Der unheilvolle Schmuck gewickelt iſt.

Serons.
Hier iſt etwas geſchrieben.

Fräulein.
Leſen Sie
Und iſt es möglich, tröſten Sie mich dann.
Ich habe ſiebzig Jahre leben müſſen,
Um ſoviel Hohn und Schimpf noch zu erleben.

Serons (lieſt).
„Liebe ſei der Helmſchmuck fein,
Den nur Tapferkeit darf tragen;
Wer vor Dieben kann verzagen,
Iſt nicht werth, geliebt zu ſein!"

„Euer ſcharfſinniger Geiſt, hochgeehrte Dame, hat uns, die wir an der Schwäche und Feigheit das Recht des Stärkern üben und uns Schätze zueignen, die auf unwürdige Weiſe vergeudet werden ſollen, vor großer Verfolgung errettet. Als Zeichen unſerer Dankbarkeit nehmt dieſen Schmuck, das Koſtbarſte,

was wir ſeit langer Zeit auftreiben konnten. Wir bitten, d
Ihr uns Eure Freundſchaft und Euer huldvolles Andenken ni
entziehen möget. Die Unſichtbaren."

Fräulein.

Und was ſagt Ihr dazu?

Serons.

Ich weiß nicht, was
Ich denken ſoll. Der wunderliche Baum
Der Zeit wirft Euch die allerwunderlichſte
Von ſeinen Früchten in den Weg. — Wollt Ihr
Den Schmuck behalten?

Fräulein.

Ich? Doch nimmermehr! —
Wär' er nicht gar ſo werthvoll, könnt' ich glauben,
Die Sache rühre von den Rittern her
Als Rache für den unbedachten Scherz.
Ich möchte mit des Himmels Gabe hadern,
Die harmlos mich ſo tief herabgewürdigt,
Daß eine Rotte Böſewichter mich
Für ihren Advokaten halten darf.

Serons.

Deshalb mein Fräulein, zürnt der Gabe nicht,
Die — harmlos, wie Ihr ſelber ſagt — ſo oft
Den Freundeskreis Euch hat entzückt. Was wär'
So herrlich, daß gemeine Bosheit nicht,
Wenn's ihr nur dient, ſich drauf berufen ſollte?

Martinière.

Sie ſind nie billig gegen ſich.

Fräulein.

Was würden
Sie thun an meiner Stelle?

Martinière.

Weg erſt mit
Dem Schmuck hier. Weſſen Blut mag daran kleben!
Geben Sie ihn der nächſten beſten Kirche.

Fräulein.

Das darf ich nicht.

Serons.

Sie dürfen's nicht?

Martinière.

Warum?

Fräulein.

Ich darf nicht fremdes Eigenthum verſchenken.

Martinière.

Wie wollen Sie den rechtlichen Beſitzer
Ermitteln? Mag's die Kirche dann!

Fräulein.

Ich ſeh's
Ihm an den Augen an. Mein alter Freund
Hat etwas ausgefunden.

Martinière.

Denn Sie können
Die Sache doch zum Stadtgeſpräch nicht machen.
Wenn Degrais was davon erfährt. Das wäre
Genug, Euch in La Regeni's Hand zu liefern.

Fräulein.

Laß unſern Freund —

Serons.

Was ich davon verſtehe,
Gibt's einen Goldſchmied nur, der das kann machen,
Nicht in Paris allein, nein, in ganz Frankreich,
In ganz Europa. René Cardillac
Iſt dieſes Schmucks Verfertiger. Laßt ihn
Her zu Euch kommen; laßt den Schmuck ihn ſehn.
Er muß es wiſſen, wem er ihn gemacht,
Und dieſem gebt ſein Eignes dann zurück.

Fräulein.

Nun ſiehſt Du, Martinière, Serons denkt
Wie ich. Und war Baptiſte ſchon bei dem Goldſchmied?

Martinière.

Er fand ihn nicht daheim. Zu Saint-Sulpice
Fand er den Meiſter. Der will kommen, wie
Er ſeine Andacht nur beendigt hat.
Ihr könnt ihn jeden Augenblick erwarten.

Serons.

Erſchreckt mir nicht, mein Fräulein, wenn er kommt.
Er iſt ein ſeltſamer Geſell. So wie
Es Menſchen gibt, die unter Engelslarven
Den Teufel bergen, ſo gibts Menſchen auch,
Die Teufel ſcheinen und doch Engel ſind.
Zu dieſen ſtellt den Cardillac. Nie barg
Eine rauh're Nuß Euch einen ſüßern Kern.
Ein langes, frommes, tadelfreies Leben
Voll Biederkeit und jeder Bürgertugend
Steht für die wunderliche Larve ein.
Er iſt ein Künſtler, der ſo ganz verſunken
In ſeine gold'nen Träume iſt, daß ihm
Die Wirklichkeit zum bloßen Traum geworden,
Der Traum zur Wirklichkeit. Nachtwandlern gleich
Geht er durch's äuß're Leben und erſchreckt
Die Wachenden.

Fünfter Auftritt.

Baptiſte. Die Vorigen. Dann Cardillac.

Baptiſte.

Der Meiſter Cardillac!
Er hat nicht lange Zeit. Noch in zwei Kirchen
Muß er den Abend, ſagt er.

Fräulein.

Laß ihn kommen.

Baptiſte (abgehend).

Ihr könnt eintreten, Meiſter Cardillac.

Cardillac (tritt unbeholfen ein).

Fräulein.

Seid Ihr der Meiſter Cardillac?

Cardillac (verneigt ſich).

Serons.

So wenig
Kann dieſer Meiſter ſich verleugnen, als
Seine Arbeit. Beide räth man gleich.

Cardillac.

Ihr ſeid
Sehr gütig, Herr.

Fräulein.

Ich ließ Euch, Meiſter, bitten,
Zu mir zu kommen. Eine Frage hab' ich
An Euch.

Cardillac.

Habt tauſend, und antworten will ich.

Fräulein.

Seht dieſen Schmuck und leſet dieſe Zeilen.
Ein Unbekannter brachte geſtern Nachts,
Als ich abweſend war, dies Beides und
Entfloh.

Cardillac (lieſt und beſieht).

Hm! Ja! Das glaub' ich.

Fräulein.

Ihr ſeht nun,
Daß ich das nicht behalten kann, woran
Das Blut des Eigners klebt.

Cardillac.

Klebt Blut daran?
Zeigt doch! Hm! Ich für mein Theil, ich ſeh'

Hier nichts von Blut. Das macht verdammte Flecken.
Das müßt' ich seh'n.

Serons.

Das Fräulein meint's nicht wörtlich.
Man sagt ja wohl: an diesem oder jenem
Klebt Blut, wenn drum ein Mord begangen ist.

Cardillac.

Hm, ja! das sagt man freilich. Und die Frage?
So ist Das nicht?

Serons.

Zwei Fragen sinds. Die erste
Ist: ob Ihr diesen Schmuck gemacht?

Cardillac (wird eifrig).

Ob ich?
Das ist die Frage? Und nun frag' ich Euch,
Wenn Ihr's erlaubt, ob hier noch Frage sein kann?
Warum habt Ihr nicht Euer Aug' gefragt?
Muß man mich fragen, ob ich Das gemacht,
Was Keiner sonst kann machen, als nur ich?
Die Arbeit, Herr, von mir, die Euch nicht selbst sagt,
Wer sie gemacht hat, seht, die nehm' ich so
Und schlag' sie Euch zu Brei. Herr, habt Ihr Augen?
Und fragt mich, was Ihr selber sehen könnt?
Warum fragt Ihr mich nicht, ob Das hier gelb,
Das roth und Das — ei, geht mir doch zum Henker!

Serons.

Ei, Meister, seid Ihr kurz —

Cardillac.

Herr, seid Ihr lang
Mit Euern Fragen. Nunmehr könnt' ich auch
Die zweite wissen.

Serons.

Gut. So sagt dem Fräulein,
Für wen Ihr diesen Schmuck verfertigt habt?

Cardillac.

Ihr fragt ſchon wieder unnütz, Herr. Für wen
Denn ſonſt als für das Fräulein?

Serons.

Habt Ihr mich
Zum Beſten?

Cardillac.

Wem? wenn dem nicht, der ihn hat?

Serons.

Wenn Ihr es ſo nehmt, freilich; wenn ſie ihn
Einmal beſitzen ſollte, war er auch
Für ſie gemacht. Doch ſeht Ihr, daß das Fräulein
Ihn nicht beſitzen will. Deßhalb ja eben
Seid Ihr gefragt. Man will von Euch nun wiſſen,
Wem dieſer Schmuck hier rechtlich angehört,
Wem Ihr ihn auf Beſtellung habt gemacht?

Cardillac.

Den macht' ich, Herr, auf eigene Beſtellung,
Das heißt, — wenn Ihr es hören wollt —: ich ſuchte
Ein's Tags das Schönſte von Demanten aus,
Was ich beſaß. Ich bin ſo arm nicht, Herr,
Daß ich nicht kaufen könnte, was ich mache:
Den Schmuck hier macht' ich mir zum heil'gen Chriſt,
Und als er fertig war, da ſagt' ich mir:
Du biſt ein großer Sünder, Cardillac,
Du willſt den Schmuck zur Buße Deiner Sünden
Den Heil'gen opfern, wenn Du Dich erſt ſatt
Geſehen haſt. Und legt ihn in die Truhe.
Da war er eines Morgens fort — weiß Gott,
Wie es geſcheh'n — der einz'ge Schmuck allein
War fort; ſonſt fehlte nichts. Was iſt Das anders
Als Himmelsſchickung? ſag' ich nun. Mir war
So fromm zu Muth, da ich den Schmuck gehämmert,
Und wie ich nun das edle Fräulein ſeh',
So wird es hell mir vor den innern Augen:

Da weiß ich endlich, daß ich sonst für Niemand
Den Schmuck gemacht, als für das edle Fräulein.

Serons.

Ei seht; Ihr glänzt in allen Farben, Meister,
Trotz Euer'm Schmuck hier. Daß Ihr fromm seid, wußt ich;
Daß Ihr galant sein könnt, trotz einem Hofherrn,
Damit habt Ihr mich überrascht.

Fräulein (verwundert lächelnd).

Hab' ich
Euch recht verstanden?

Cardillac.

Wenn Ihr gütigst mich
Verstehen wollt, bitt' ich Euch nicht vergebens:
Helft meinem frommen Traume zur Erfüllung,
Behaltet gütigst, was nur Euch gehört.

Fräulein.

Nein, Meister, seid Ihr denn —? Was fällt Euch ein?
Wär' ich, was ich gewesen bin, noch jung
Und, was ich nie war, schön; dann, ja; wer weiß,
Was dann geschäh'. Denn wär' ich jung und schön,
Wär' ich auch eitel. Aber, aber, Meister —
Auch abgesehn davon, daß ich nicht weiß,
Wie ich nun eben zu der Gabe komme;
Was soll dem welken Arm der frische Schmuck,
Der nur erinnern wird an das, was fehlt?
Und was dem Halse der Matrone, die
Sich putzt, indem sie ihn versteckt? Ich weiß,
Es ziert ein Schmuck die Schönheit nur allein,
Die schön genug ist, auch den Schmuck zu zieren.
Soll er in ew'ger Ruh begraben liegen?
Nein; eine Sünde wär's an ihm und Euch.

Cardillac

(hat, während das Fräulein sprach, den Schmuck in die Hand genommen und mit Ueberwindung wieder hingesetzt; jetzt faßt er ihn krampfhaft mit zitternder Hand; sein Wesen ist im Kampf; was er spricht, mehr Selbstgespräch).

Ihr wollt ihn nicht. Durchaus nicht. Wollt ihn nicht.
(er ſchiebt ihn mit Gewalt wieder von ſich).
Geb' ich's der Kirche, hat die Armuth nichts.
Doch in des Fräuleins Hand da wuchert es,
Bringt Segenszinſen hundert-, tauſendfach,
Und was ich vorhab', dazu brauch' ich Segen.
Und ſicher bin ich vor dem böſen Geiſt.
Sie iſt ein Kind des Lichts. Aufkommen kann
Er nicht vor ihr. — Nein, nein. Mein edles Fräulein,
Ihr müßt —
(er faßt ihn, um ihn dem Fräulein hinzureichen; wie er ihn in der Hand hat, reut's ihn und er zieht ihn zurück).
Ihr wollt ihn nicht. Bricht mir der Schweiß
Da aus. Ich bitt' Euch, habt Barmherzigkeit
Mit einem Sünder, nehmt ihn hin —
(er nimmt den ſchon hingeſchobenen wieder zurück; ſchwer aufathmend).
Ihr wollt
Ihn nicht — durchaus nicht — wollt ihn nicht? Ah, ah!
Er bleibt mir an den Händen kleben und
Doch brennt er mich.
(er bricht in Schluchzen aus).
Nehmt ihn doch nur. Nehmt ihn.
O, all' ihr Heiligen! — Ich — hm — ja — ich —
Muß ſchnell nach Haus; da fiel mir etwas ein.
(bleibt ſtehn und hebt die Hand nach dem Schmuck; bezwingt ſich).
Ob — ja — nein. Ich muß fort, muß fort. Ja, ich
Muß fort. Hm, ja; da wartet Einer — ſeht —
(bezwingt ſich noch einmal).
Fräulein.
So nehmt doch —
Cardillac (kratzt ſich an den Ohren.)
Iſt das eilig! Iſt das eilig!
(als wenn ihn Jemand gerufen).
Ich komme ſchon!
(in polternder Eile, wie gejagt, ab).

Sechster Auftritt.

Vorige ohne Cardillac.

Fräulein (nach einer Pauſe vertuzt, wie Alle).
Kränkt' ihn die Weig'rung ſo?

Serons
(der die unbehagliche Stimmung durch einen Scherz verſcheuchen will).
Mein Fräulein, nehmt mir Euer Herz in Acht!
Um Euer Herz will Euch der Meiſter bringen.
Das iſt der Fiſch, nach dem der Schmuck hier angelt.

Martinière.
Ja; er iſt raſend, wenn er nicht verliebt iſt.

Fräulein (lachend).
Das wär' mir doch noch eine Goldſchmiedsbraut:
Geſetzt von Jahren und von ächtem Adel.
Wenn er — wir ſcherzen und doch iſt es uns
Kein rechter Herzensernſt mit dieſem Scherz.
Ich will es nur geſtehn, was ich empfinde.
Mich kränkt es, daß ich einem Ehrenmann
So Unrecht thun muß, und kann's doch nicht ändern.
Sein Hierſein preßte mir, ein Alp, die Bruſt
Und kaum barg unter Scherzen ich die Angſt.
Mehr war's als Widerwillen — Grauen war's,
War Schauder, was der Mann mir hat erregt.

Serons (zum Gehen fertig).

Martinière.
Verliebt iſt er. Das laß ich mir nicht nehmen!

Vorhang fällt. Ende des erſten Aufzugs.

Zweiter Aufzug.

Cardillac's Werkſtatt.

Erſter Auftritt.

Olivier ſitzt arbeitend. **Madelon**, von ihm nicht bemerkt, naht ſich ihm; zuweilen hält er inne und ſeufzt auf; wie er das wieder thut, neigt ſie ſich zu ihm; aufſehend ſieht er ihr Geſicht an dem ſeinen.

Madelon.

Schon wieder?

Olivier (ſteht auf).

Madelon?

Madelon.

Wie klingt das kläglich!
Das heißt nicht: Madelon iſt all' mein Glück.
Böſer Olivier, biſt Du ſo falſch?
Du ſagteſt: Madelon, Du biſt mein Ich;
Und weiß Dein Ich allein nicht, was Dich kränkt?

Olivier.

Mein Glück iſt Dein; den Schmerz laß mich behalten.

Madelon.

Gib lieber mir den Schmerz. Den Schmerz vertraut
Man nur dem Freund; das Glück theilt man mit Jedem;
Vertrauſt Du mir den Schmerz, bin ich Dein Freund.

Bin ich Dein Freund nicht? Ach, ſo täuſcht' ich mich!
Dir wollt' ich Alles ſein; und nun gibſt Du
Die beſſ're Hälfte mir zurück. Du denkſt,
Ich bin ein kindiſch Mädchen, gut nur, wenn Du
Erheit'rung brauchſt. Ernſt muß der Freund Dir ſein.
Ich bin nicht kindiſch nur; ich kann auch ernſt ſein.
Wie quält' ich mich! Er überſchätzt mich, dacht' ich,
Hält mich für beſſer, klüger, als ich bin.
Nun ſeh' ich, wie ich irrte, und Du zwingſt mich,
Mich ſelbſt zu loben. Alles Dir zu ſein,
Hofft' ich — und bin Dir nichts.

Olivier.

Du biſt mir — zu viel!

Madelon.

Doch haſt Du recht. Ich bin ein albern Kind.
Gewiß! Sonſt könnt' ich rathen, was Dir fehlt.
Ich kann's nicht, kann nur weinen, kann nur bitten,
Wenn Dich was ängſtet, das Dich treffen ſoll,
Laß mich's mittreffen!

Olivier (thut ſich Gewalt an).

Eine Grille iſt's.
Du würdeſt lachen, wenn Du's wüßteſt. Komm'
Und laß uns ſcherzen.

Madelon.

Sag' mir, iſt's mein Vater?

Olivier (kann eine Anwandlung nicht bergen).

Dein Vater?

Madelon.

Claudes Caton ſagt' es mir.
Er hat Dich hart behandelt meinetwegen,
Armer Olivier! Für Dich nicht hätt' er
Mich aufgezogen — doch was iſt Dir?

Olivier (aus Gedanken aufſchreckend).

Wo-
Von ſprach ich doch?

Madelon.

Von meinem Vater.

Olivier.

Was

Hab' ich —

Madelon.

Wie er Dich aus dem Haus gestoßen,
Weil er erfuhr, daß Du mich liebtest. Ich
Hatt' es ihm selbst gesagt. Olivier,
Nicht wahr? Ein Kind darf seinem Vater nichts
Verschweigen? Wollt' ich auch, ich könnt' es nicht.
Und er ist gut, wenn er auch manchmal zürnt.
Das einemal schien all' mein Flehn umsonst,
Doch in der Nacht —

Olivier (wieder aus Gedanken aufschreckend).

Was weißt Du von der Nacht?

Madelon.

Du närrischer Olivier; wie du fragst!
Hatt' er sich's anders überlegt. Da fiel
Ihm bei, wie Du so fleißig doch und wie
Geschickt Du bist. Früh kam er vor mein Bett
Und sagte: „Wohin denkst Du, daß so früh
Ich gehe?" „Auf den Markt wohl?" — „Albern Kind!
So früh? Ich gehe zu Olivier Brüsson
Und will er, seid Ihr Bräutigam und Braut."
Da litt mich's freilich auch im Bett nicht mehr.
Du schrickst? Ich hör's am Tritt. 's ist Claudes Caton;
Sie darf uns nicht beisammen sehn, sonst zieht
Sie uns mit ihren Scherzen auf.

Zweiter Auftritt.

Caton. Vorige.

Caton (noch in der Thür).

Weil ich
Doch just vorbeigeh'. Guten Tag herein!
Wo Liebesleute sind, braucht's nicht den Wunsch.
Ich muß mich setzen, wenn Ihr mir's vergönnt.
Vor Schrecken zittern mir die Knie. Stets mächt'ger
Wird der Gottseibeiuns. Ei, ei, ei, ei!
's geht nirgends toller zu, als auf der Welt.

Madelon.

Ihr habt doch stets 'was Neues.

Caton.

Ja; das Neue,
Gott sei's geklagt. Seit vierzig Jahren hab' ich
So vieles Neue nicht erlebt, als nun
In einem Monat. Hm; das Neue, das —
Ist neu; das Alte aber ist das Gute.
Und doch ist jetzt nichts neuer als das Gute.
Doch das ist's nicht, was ich zu sagen kam.
Ja, braver Meister Cardillac, jetzt müssen
Die Frommen sich zusammenthun. Denn soll
Die Welt Ein Jahr noch halten, kostet's Knieen
Und Beten, Fasten, Beichten, Händeringen. —
Der fromme Meister — in der Kirch' ist er
Gewiß. Wo sollt' er anders sein? Ganz recht,
's ist seine Zeit. O ja, in dieser Zeit
Ist's endlich Zeit, auf Nichts mehr Zeit zu wenden,
Als daß bei Zeit — du lieber Gott! bin ich
Da in die Zeit gekommen — was doch — ja,

Mich wundert gar nichts mehr; i Gott bewahre!
Die Welt geht jetzt ſo raſch, daß man ſich nicht
Verwundern darf, will man zurück nicht bleiben.
Der Meiſter Cardillac — kenn' ich ihn vier
Und zwanzig Jahr? Wie ſo? Und war ſein Ja
Nicht mehr, als wenn ein Andrer ſchwur, ſein Nein
Nicht wie ein eiſern Thor, dadurch kein Aber,
Kein Außer und kein Doch den Weg mehr fand?
Und doch! Heut' ſchilt er laut, das Angeſicht
Zornflammig: Fort mit Dir! Aus meinem Haus!
Für Dich hängt dieſe Frucht zu hoch. Mein Kind
Solch einem Burſchen? Und denſelben Burſchen,
Den er heut' ausgewieſen, führt er ſelber
Mit ſeiner ſelben Hand durch ſelbe Thür
In ſelbes Haus und in die ſelbe Stube,
Zur ſelben Tochter, die er erſt ihm hat
Verſagt. Da möchte man doch ſelber nicht
Den ſelben Augen und den ſelben Ohren —
Ich ſage weiter nichts; auch wollt' ich damit
Gar eigentlich nichts ſagen. Sonſt einmal,
Wenn einem eine Taub' in's Maul geflogen,
Will ſagen: wenn ein Menſch ein Glück gemacht,
So war er fröhlich auch von Angeſicht
Und lobte Gott und die ihm wohlgethan —
Ihr meint, das geht auf Euch? Nun, wen es traf,
Der wird's wohl ſpüren. Aber ſoch ein Bräutlein —
Euch mein' ich nicht, Herr Bruſſon. Ja, des Königs
Erhabene Perſon, wär' er nichts mehr
Als eines Bürgers Kind, dürfte ſechs Kerzen
Von weißem Wachſe ſeinem Heil'gen ſtiften.
Was meint Ihr? René Cardillac's, des bravſten
Und angeſeh'nſten Bürgers in Paris
Erwählter Schwiegerſohn — und ein Geſicht,
Als wär' — ich nenne Niemand, nein; ich nicht!
Doch kommen Einem allerlei Gedanken.

Ein gut Gewiſſen macht nicht bleich — ich meine
Den Mann im Mond — und wenn ein großer Haß
So plötzlich ſich in Lieb' verwandelt, wer
Muß denn auch gleich an Liebestränke denken!
Ein frommer Menſch denkt heut' zu Tag' gar nicht.
Nun bin ich fertig für diesmal.

(Schritte außen; indem ſie öffnet).

Der Meiſter?

Ja. Und der arme Lejean iſt mit ihm.

Dritter Auftritt.

Cardillac raſch herein; hinter ihm Lejean. Die Vorigen.

Cardillac.

Ihr wollt? — Was wollt Ihr? Kommt Ihr mir ſchon wieder?
Hab ich nicht erſt —? Wer ſaugt am Bürger nicht
Sich voll? Der Hof, die Kirche; muß auch ſolch' —
Ihr kommt zu mir, als müßt' es ſein. Zu wem
Geh ich denn nun?

Lejean.

Wärt Ihr ein braver Armer,
So ſagt' ich: Geht zu René Cardillac!
Wenn Gott nicht hilft, ſo hilft der Cardillac.

Caton.

Bei Gott! Er iſt ein Sieb. Von oben ſchüttet
Der Herrgott; unten lieſt das Armuth auf.

Cardillac (als ſollt es Niemand ſehen, daß er giebt).

So; gebt die Hand — ſo, Tölpel. Muß es denn
Jed' Mutterkind mit anſeh'n?

(barſch).

Ich Euch geben
Und immer geben! Fragt doch, ob ich ſolch'
Ein Schwamm bin, den man nur zu drücken braucht.

Lejean.

O, Meiſter —

Cardillac.

Haltet's Maul! — Sie nennen mich
Freigiebig hier? Ich bin's nicht. Ich bin geizig.
Und ſagt Ihr's Jemand — Ueberlaufen wird
Man ohnedem von Freund und Feind. Schon gut.
Noch eins! Wenn Ihr wo ſagen hört: der Mann,
Der Cardillac iſt doch ein geiz'ger Schuft;
Da zuckt die Achſeln, ſagt: das weiß der liebe
Gerechte Gott und ich — ich hab's erfahren!
Sagt Ihr mir irgendwo, daß ich Euch gab —
(wieder barſch).
Nun geht und laßt mich ungeſchoren!

Lejean.

Tauſend
Und aber tauſend —

Cardillac.

Wollt Ihr gehen? frag' ich.

Lejean.

Laßt einen alten Mann —

Cardillac.

Scheert Euch zu dem
Und Jenem —

Lejean.

So nimm Du den Dank, o Gott,
Den dieſer gute Mann —

Cardillac.

Zum Henker! Bringt
In dieſer gotteslästerlichen Zeit
Die Menſchen noch zum Fluchen!

(wieder, als ſollt' es Niemand ſonſt hören).

Seid mir ſparſam
Und jeden Freitag könnt Ihr —

(wieder barſch).

Wart', ich will
Euch Beine machen!

(er kommt mit einem Hammer auf ihn zu).

Lejean (entflieht).

Vierter Auftritt.

Vorige ohne Lejean.

Caton.

Wunderbar! O über
Den Mann, der aller Heil'gen Wunderlichſter
Und aller Wunderlichen Heiligſter!
Ihr ſeid mir ein Johannes in der Wüſte.
Wie jener ſeinen Leib in härenen Kleid,
Verſteckt Ihr Eure Milde hinter Zorn.

Cardillac.

Gieb mir mein Hauskleid, Madelon — Daheim
Iſt doch daheim.

Caton.

Doch, Meiſter Cardillac,
Wo wir auch ſind, ſind wir bei Gott zur Miethe.

Cardillac.

Und mit der Zunge tragen wir ſie ab.

Caton.

Weshalb ich eigentlich gekommen bin —
Laut red' ich nicht davon. Ihr wißt, daß man
Faſt jeden Morgen hier in Gottes liebem
Paris Erſchlagene gefunden hat.

Cardillac.

Und wenn ich's weiß?

Caton.

So wißt Ihr Nichts; ich meine,
Nicht, wer's gethan.

Cardillac.

Und das iſt juſt ſoviel,
Denk ich, als Einer weiß. 's weiß Keiner mehr.

Caton.

Ganz recht. Und Einer weiß es doch. Wißt Ihr,
Der Eine, der das Alles angeſtellt.

Cardillac (wild).

Der Eine? Dumm Geſchwätz! Was wißt Ihr da
Von Einem? Hol Euch Der und Jener! Hat
Man Euch ein Märchen aufgeheftet? Ja?
Mit Euerm Einen! Dichtet ihm doch gleich —
Seid einmal d'rüber — einen Namen an.
Bringt noch unſchuld'ge Bürger ins Gerede
Mit Euerm —

Caton.

Ei, gerathet Ihr in Zorn,
Verblaßt Euch ganz.

Cardillac.

Verblaßt? Ich bin nicht blaß.
Was ſucht Ihr mir da im Geſicht herum?
Was Einer? Nein, ich ſag' Euch: Hundert ſind's,
Hundert zum wenigſten. Es langen hundert
Noch nicht. Und Einer? Warum nicht ein Halber?
Das wär' der Teufel!

Caton.

Freilich doch, nun freilich!
Der iſt's ja eben, den ich meine.

Cardillac.

Was?

Caton.

Ja; der Gottseibeiuns. Das weiß ich so
Genau, als wär' ich selbst dabei gewesen.
Seht Ihr, hätt' ich die Hörner ihm befühlt
Mit meinen Händen, wüßt' ichs nicht genauer.
Warum denn sonst der Lärmen der Patrouillen
Mit Räuspern und mit Stöcken durch die Straßen?
Als wollten sie den Dieb zu fürchten machen
Mit ihrer Furcht? Lärmt auch die Katze, wenn
Sie Mäuse fangen will? Wann war's doch? War's
Vorgestern nicht, daß Euch der schlaue Degrais,
Der Polizeilieutenant — er war vermummt
Und schlich auf allen Vieren durch die Straßen
Im Schatten fort; und wie er in Gedanken
Der Mutter Gottes zwanzig Kerzen stiftet
So dick wie er, wenn sie's gelingen läßt —
Da singt's und tanzt's die Straße her, wie nur
Ein Cavalier, wenn er zur Liebsten schleicht.
Nun — ich vertheid'ge solche Gänge nicht,
Ich nicht. Die Strafe war auch gleich dahinter:
Ein Faustschlag wie ein Donnerschlag. Da liegt
Der Cavalier. Der Polizeilieutnant
Schreit laut: Nun hab' ich Euch, Ihr Mörderbande!
Stößt in sein Horn, oder vielmehr er will's,
Will schreien und will stoßen. Ach, Du heil'ger
Sebastian! Was schreit er und was stößt er?
Er schreit Miau. Vor Schrecken fährt er sich
Hinter die Ohren. Da war keine Haut mehr,
Ich meine, keine Menschenhaut. Er greift
Sich in's Gesicht — ach, nichts und nichts als Hammel-
Und Katzenfell. Der Teufel aber springt
Euch wie ein Hund, so groß als wie ein Kalb,
Mit Augen — hört, mit Augen! na — mit Augen,
Ich sage weiter nichts davon. Hättet

Ihr sie gesehn — na, ich vergesse sie
In hundert Jahren nicht.

Cardillac.

Ha, ha, ha, ha!
Ihr waret selbst dabei?

Caton.

So was man selbst
Dabeisein nennt, so eigentlich nun nicht.
Das weiß doch aber alle Welt, was der
Gottseibeiuns für Augen hat. — Der springt
Auf Degrais los. Der will schnell auf die Beine,
Ich meine, auf die Menschenbeine. Das
Ist Häckerspinnen. Nun, so läuft er denn
Als Katze auf vier Beinen fort. Der Hund,
Groß wie ein Ochse, immer hinterher.
So geht es Straßen auf und Straßen ab.
Die Katz' macht Sprünge groß wie ihre Angst,
Doch der Gottseibeiuns mit seinem langen
Kameelhals immer hinterdrein, bis endlich
Degrais die Genovevenkirch' erreicht, —
Da war er sicher. Der Gottseibeiuns
Sah durch die Kuppelfenster —

Cardillac.

Kuppelfenster?
Das nenn' ich doch in kurzer Zeit gewachsen.
Und Degrais, wuchs der mit?

Caton.

Nein; der ward kleiner.
Durch's Schlüsselloch entkam er in die Kirche.
Da schlug es Eins und Degrais saß, gestaltet
Wie sonst, in einem Beichtstuhl. Doch ihm war's,
Als wär er nur aus einem Traum erwacht.
Der Gottseibeiuns aber war entwichen.

Fünfter Auftritt.

Martin. Vorige. Caton (im Abgehn).

Martin.

Gott grüß Euch. Seid Ihr Meister Cardillac?

Cardillac.

Zuweilen.

Martin.

Wie?

Cardillac.

Ich meine, Meister — Cardillac
Heiß ich nun fünfzig Jahr'. Ihr seht, ich hab'
Zu thun.

Martin.

Ihr überrascht mich nicht. Ich muß es
Gesteh'n: der Ruf von Eurer Seltsamkeit,
Nicht mein Geschäft allein führt mich zu Euch.

Cardillac.

Den Leuten, die wie alle Andern sind,
Däucht Jeder seltsam, der ist, wie er selbst.
Ich bitt' Euch, geht! Wer Kurzweil kommt zu suchen,
Bringt Langeweile mit. Ich merk' schon, Euer
Geschäft ist, einen Narren mir zu zeigen.
Vergebt; ich bin gern grad' heraus.

Martin (für sich).

Was ist
Das für ein Mensch! Welch' stechend unstät Auge!
Ist dieses trocken bied're Wesen Wahrheit,
Hat keine Seele je unpassender,
Als dieses Mannes Seele, hier gewohnt.

Cardillac.

Ihr habt wohl selten ein Gesicht gesehn?

Ich kann's nicht leiden, dieſes Spioniren.
Ihr ſeht, Ihr ſtört mich. Wollt Ihr was, ſo ſagt's
Und geht.

Martin.

Hier bring' ich, Meiſter Cardillac,
Fünf edle Steine, nichts Beſonders eben —

Cardillac.

Seid Ihr ein Kenner? Nichts Beſonders? Hm.
Euch ſoll doch gleich — Wenn Ihr kein Auge habt,
So laßt's die edlen Steine nicht entgelten!
Hm, hm, ei, ei, (indem er ſie in der Hand zuſammenſtellt)
Das macht ſich. Hm; ja. Setzt
Die ſchönſten Mädchenaugen einem Fiſch
An ſeinen Bauch. Was? Augen ſind nicht Schuppen,
Und Euer Goldſchmied war ein Stümper. Hol' ihn
Der Teufel. Schön iſt Alles. Nichts iſt häßlich,
Wenn's nur an ſeiner rechten Stelle ſteht.
Was iſt das Schöne? Was an einem Schmuck?
Die Steine ſind es nicht; das Gold iſt's auch nicht.
Stellt ſie ein wenig anders, als ſie müſſen,
Es iſt daſſelbe Gold, dieſelben Steine,
Doch mit der Schönheit iſt's vorbei. So wie
Des Mondes Abglanz in dem Krug mit Waſſer,
So iſt das Schöne eines Schönern Abglanz,
Das Ihr mit Händen nur nicht greifen könnt.
Ihr könnt nichts weiter thun, als Euern Krug
So ſtellen, daß der Mond ſich drinnen ſpiegelt,
Und ſteht er recht, ſcheint ſchlechtes Waſſer Gold. —
Hm. — Nichts Beſonders. Wartet nur. Ich kenn' Euch!
Der fad'ſte Hanns, der nicht ſein leichtes Handwerk
Begreift, ſpricht man von Kunſt, da reckt er ſich
Und reißt ſich ſelber zur Bewund'rung hin
Mit weiſem Urtheil und mit Lob und Tadel.
Und hätt' er nur nichts Beſſeres zu thun,
Er würd' uns zeigen, wie man's machen muß.

Gebt her und ſagt mir, was es werden ſoll.
Ein Halsband? Armband? Diadem?

Martin.

Ein Halsband.

Carillac.

Recht. Recht. Nun geht zum — daß ich's nicht vergeſſe,
Ihr heißt?

Martin.

Ich heiße Martin.

Carillac.

Martin? Seid —
Ich will doch hoffen —

Martin.

Wohne Faubourg Saint Germain.

Carillac.

Seid Ihr der große Maler, der
Die heil'gen Kön'ge in der Notre-Dame
Gemalt?

Martin.

Was weiter?

Carillac.

Ei, zum Teufel, Herr!
Was weiter? Nichts. Denn weiter geht es nicht.
Seht ich verſtehe nichts von Proportionen
Und von Verkürzungen. Doch für die Farbe
Und für den Schmuck, da hab' ich Sinn für Hundert.
Da an des Mohrenkönigs Säbel habt
Ihr Edelſteine angebracht — man ſieht,
Ihr habt Verſtändniß von der Steine Weſen.
Ihr ſeid ein großer Maler.

(Er bringt ihm ſeine Steine mit heftiger Geberde wieder auf.)

Da — da, nehmt,
Laßt Euer Halsband machen, wo Ihr wollt.

(Er ſetzt ſich wieder zur Arbeit.)

Martin (erſtaunt).
Plagt Euch —? Nur eben wolltet Ihr —
Cardillac.
Ich wollte;
Nun will ich nicht.
Martin.
So ſagt mir wenigſtens,
Warum?
Cardillac.
Wenn Einer erſt ins Fragen kommt.
Warum halt' ich den Hammer mit der Rechten?
Könnt ich ihn nicht auch in der Linken halten?
Wenn ich ihn nun mit meinen Zähnen faßte?
Ihr fragt: warum ich Euch nichts machen will?
Wenn ich nun frage: warum fragt Ihr mich?

Sechſter Auftritt.

Jérome. Die Vorigen.

Cardillac (barſch).
Was giebt's?
Jérome.
Graf Miossens, mein gnäd'ger Herr,
Will ſich nicht mehr gedulden mit dem Schmuck —
Cardillac.
Ah, mit dem Schmuck. Kommt wieder, guter Freund,
In acht — in vierzehn Tagen. Heute iſt
Der erſte; fragt am letzten wieder nach.

Jérome.

Zehn Monde ſchon habt Ihr mich ſo zum Narren.
Jetzt reißt dem Grafen die Geduld. Wenn nicht
Den fert'gen Schmuck, ſo will er ſeine Steine;
Ich geh' nicht eher, bis Ihr mir ſie gebt.

Cardillac.

Hol' Euch der — da, in's Teufels Namen, nehmt!
(Er bringt den Schmuck zum Vorſchein.)

Jérome.

Nun endlich iſt er fertig!

Cardillac.

Fertig? Wißt
Ihr auch davon? Wärt Ihr erſt ſelber fertig!
Und kurz und gut: ich geb' ihn Euch noch nicht.
(Er will den Schmuck wieder wegnehmen).

Martin.

Ein herrlich Stück. Erlaubt. Und das nennt Ihr
Nicht fertig?

Cardillac.

Was? Ein Stuhl, ein Tiſch, ein Sattel,
'ne Pflugſchaar, die wird fertig. Denn das Handwerk
Iſt endlich. Iſt es brauchbar, iſt's gerathen.
Das Schöne wird nie fertig; immer könnt' es
Noch ſchöner ſein. Und Ihr, ein Künſtler, ſprecht
Von Fertigſein?

Martin.

Das Schöne iſt ein Maaß.
Was drunter und was drüber iſt's nicht mehr.

Cardillac (lauernd).

Was, guter Freund? Ihr braucht es doch noch nicht?

Jérome.

Ich ſag' Euch, morgen muß der Graf es haben.

Cardillac.

Was morgen? Uebermorgen. Iſt's denn gar
So eilig?

Jérome.

Ein Geburtstag iſt im Jahr
Nur einmal.

Cardillac.

Ein Geburtstag; hm; 's hat freilich
Zweifachen Werth, kommt es zum rechten Tag.
Und die Frau Gräfin — iſt wohl jung und ſchön —?

Jérome (lachend).

Ja; ſie iſt ſchon zum zweitenmale jung.
Sie war ſchon einmal zwanzig; jetzt wird
Sie's noch einmal dazu.

Cardillac.

Spitzbube Du!
Der Burſch iſt witzig. Gut. Den Schmuck ſchlag' ich
Zuſammen noch einmal. So wie er iſt,
Paßt er für zwanzig Jahre, nicht für vierzig.

Jérome.

So gebt ihn nur; denn — im Vertrau'n — der gnäd'gen
Frau Gräfin wird der nicht zu Theil. Der kommt
Gar nicht ſo weit von hier. Wißt Ihr? — Da um
Die Ecke —

Cardillac.

Um die Ecke —

Jérome.

Von der Straße
Ricaiſe; da gleich bei der langen Mauer —
Da wohnt —

Cardillac.

Was kümmert's mich? Laßt mich zufrieden
Mit Euerm Sündenleben.

Jérome.

Mein Herr Graf
Kommt nur ſoeben aus dem Krieg zurück.
Wer aus der Fremde kommt — ſo iſt's Gebrauch —
Der muß — Ihr wißt ſchon — ſchwitzen —

Cardillac.

Dacht ich's nicht?
Ja; dies Paris; das ist ein neues Sodom.
Da hilft kein Warnen mehr, kein Himmelszeichen.
Und schickt der Herrgott einmal eine Pest,
Muß der Strafengel noch zum Kuppler werden.

Jérome (will fort).

Nun gebt ihn her —

Cardillac.

Kommt morgen wieder, morgen.

Jérome.

Nun gut. Vor zehn Uhr aber, sag' ich Euch!
Punkt Elfe pflegt mein Herr — ist's just nicht Vollmond —
Ihr wißt nun, welchen Weg zu geh'n. Er wird
Mich schelten, daß ich heut den Schmuck nicht bringe. (ab.)

Siebenter Auftritt.

Vorige ohne Jérome.

Cardillac (für sich).

Da um die Ecke — und Punkt Elf' —

Martin.

Ich sehe,
Man hat mich nicht belogen. Zwingen muß
Man Euch, will man zu dem Bestellten kommen.

Cardillac.

Gebt Ihr ein Bild, an das Ihr Euch gewöhnt,
So gern' aus Euern Händen, Meister Martin?
Ein Bild wird erst durch den Beschauer fertig.

So ist's mit Büchern auch. Ein Buch ist schlecht,
Wenn's nicht den rechten Leser findet, der
Im Lesen erst es fertig macht. Es liest
Kein Leser mehr heraus, als er hinein liest.
Dem Andern ist dasselbe Buch ein ander's.
Macht Ihr ein Bild, so ist's die Wirklichkeit,
Durch Euer großes Auge angeschaut.
Der Kluge weiß Euch Dank; indem er sie
Durch Euer Auge schaut, glaubt er die Klarheit,
Die Ruh', die Euerm Anschau'n eigen ist,
Die wohn' in seinem Aug'. Er fühlt sich größer
In Eurer größeren Persönlichkeit;
Das nennt er Kunstgenuß und dankt es Euch. —
Hol' Euch — da der Gedanke macht mich wild:
Mein Werk soll ich hingeben, mich, mich selbst,
So wie's dem Herrn beliebt zu winken!
Hört Ihr? das macht mich toll. Was meint Ihr? Wie?

Martin.

Was hilft's. Ein jeder Stand hat seine Rechte.
So wollt' es Gott. Drum laß ich mir's gefallen.

Cardillac.

Hat seine Rechte? Schwatzt mir nicht so zahm.
Gott schuf das Recht; die Rechte schuf der Teufel.
Ich sag' es Euch nur, Meister: Frankreichs Adel
Ist faul. Dem schönen Frankreich fehlt ein Gärtner.
Der schneidet, schneidet, bis auf's Leben schneidet.
Davon ein andermal. Was, Meister Martin?
Ihr macht den Stuhl, und dürft nicht sitzen drauf.
Ihr schafft, damit ein Andrer schwelgen kann.
Aus Euern Mühen destillirt er Wein. —
Und, trunken von dem Wein, sieht er sich um,
Ob Ihr ein schönes Weib nicht habt; ob er
Nicht der Gesundheit Eures Hauses kann
Das Gift einimpfen, das sein Blut verpestet.
Und was Ihr schuft, was Euerm tiefsten Wesen,

Da es erregt in heißen Wogen ſchwoll,
Entſtieg wie jene Göttin aus dem Meere,
Wovor Ihr ſelber knie'n und ſchmachten möchtet
Ein ganzes Leben lang, — um die verſtumpften Sinne
Empor zu ſtacheln, holt er ſich die Kraft
An Eurem Bild, um Euer Haus zu ſchänden.
Ihr müßt Euch ſelbſt verkaufen. Denn das Bild
Iſt mehr Ihr, als Ihr ſelbſt — denn Ihr müßt leben.
Ihr müßt ihn ſelber waffnen, Euch zu ſchänden
Mit Eurem Heiligſten — denn Ihr müßt leben.

Martin.

Er kauft die Leinwand, doch das Bild bleibt mein;
Er holt es in ſein Haus, doch bleibt's bei mir.
Dem, der es ſchaffen kann, gehört das Schöne,
Der Reiche hat den Marmor — wir den Gott.

Cardillac.

Zum Teufel, nein! ſag' ich. Denn, wenn er will,
Kann er den Marmor, den er kauft, zerſchlagen. —
Mein iſt nur, was ich ſtraflos kann zerſtören; —
Und thut er das, hat Euer Gott ein Ende.
Aus Eurer Göttin macht er ſeine Dirne
Durch frech Betrachten. —

(Er hat den Schmuck in der Hand.)

Dieſe Himmelsfunken,
Die ſüßen, wonn'gen Tropfen meines Herzbluts,
Die ſoll ein And'rer — Herr, was ſagtet Ihr,
Wenn Ihr ſo einen bei der Tochter fändet?
Solch einen Blutvergifter? — Seht, das kann
Mich wüthend machen.

Martin.

Seid Ihr wunderlich!
Ihr liebt den König, weiß ich, und doch wollt
Ihr ihm nichts ſchaffen, habt, ſo hört' ich einſt,
Ihn auf den Knie'n gebeten, ihm nichts ſchaffen
Zu müſſen —

Cardillac.

Ich lieb' ihn, ſchmied' ich gleich ihm nichts.

(fromm)

Erhalt uns Gott den lieben Bürgerkönig,

(für ſich)

Die große Ratte, die die kleinen frißt!

Martin.

Und dann liebt Ihr den Adel nicht und dennoch
Arbeitet Ihr nur für den Adel. Mich,
So ſcheint es, achtet Ihr und dennoch weiſ't
Ihr ſelber mich zu einem andern Meiſter, —
Ich kann nicht denken, welchen Grund Ihr habt.

Cardillac.

Ich lieb' den Adel nicht und dennoch — Muß
Man denn zu allen Dingen Gründe haben?
Genug, ich thu's. Warum trägt einer Luſt
Zu Dem? warum der And're zu was Ander'm?
Warum ſtehlt Ihr nicht und ein Andrer thut's?
Kommt das auf Euch an?

Martin.

Seid Ihr bei Vernunft?
Der böſe Keim liegt freilich in uns Allen,
Doch unſ're Schuld iſt's, überwächſt er uns.
Nur ſelten ſah ich einen Arm wie Euern;
Nicht Ruh', die Arbeit hat ihn ſo geſtählt.
Durch Uebung wächſt das Gute und das Böſe.

Cardillac.

Was da? Was könnt Ihr gegen Eure Art?
Seid Ihr ein Kind des Tag's, liegt Euer Weſen
Am Tag und, was Ihr thut, Ihr wißt, warum!
Und Ihr könnt ſagen: morgen will ich das
Und in zehn Jahren will ich noch daſſelbe!
Das kann der Menſch nicht, den die Nacht regiert.
Es iſt ſich ſelbſt ein Räthſel. Dunkler Drang
Regiert ihn und er kann nicht, wie er will.

Martin.

Pah! Das iſt Euer Scherz nur. Nennt Euch doch
Paris den wackerſten von ſeinen Bürgern;
Zum Wohlthun fleißig, wie zu dem Gebet.

Cardillac.

Drum denk' ich: iſt er ſonſt nur fromm und gut,
So gönnt dem alten Kauze ſeine Launen!

Martin.

So muß ich meine Steine weiter tragen?

Cardillac.

Wärt Ihr von Adel, ſo behielt' ich ſie.
Ihr ſeid es nicht; ſo geht in Gottes Namen!

Martin.

Und fragt mich einer, ſo verſchweig' ich's nicht:
Paris hat keinen ſeltnern Kauz, als Euch. (Er geht).

Achter Auftritt.

Vorige außer Martin.

Cardillac (in Gedanken hin und her).

Punkt Elf — und um die Ecke — zwanzig Schritte
Von hier — ſo mag's. Was ſummt mir ſtets im Ohr?
Ich will's nicht wiſſen. — Hm, Ihr ſeid nicht klug —
Der böſe Keim liegt freilich in uns Allen,
Doch unſ're Schuld iſt's — Was iſt Schuld? Was iſt's?
Der Narr! Die Schuld trägt, der uns ſchuf. Ich hab'
Mich nicht geſchaffen. Wär' ich nicht, ſo wär'
Ich nicht ſo, wie ich bin. Und bin ich nicht,
Wie er mich möchte — warum hat er mich —

Wie kann mich einer ohne meinen Willen
In's Leben ſetzen und beſtimmen noch
Dazu: Du ſollſt Dich plagen, beſſer werden,
Als ich Dich ſchuf. — Hm — alſo punkt elf Uhr —
(verſinkt wieder in's Brüten)
Das was ein Hüben hat, hat auch ein Drüben,
Daſſelbe Ding iſt licht und dunkel, je
Nachdem es ſteht, die Seite bald, bald die.
Gut war nicht ohne Bös; wer's Gute ſchuf,
Der ſchuf das Böſe mit. Und ſchufs ein Gott,
So iſt das Böſe göttlich wie das Gute.
Er kann nichts ſchaffen, was er ſelbſt nicht iſt.
Und hat's ein Andrer — warum litt er's denn?
Und mußt' er's leiden, kann er's auch nicht ſtrafen.
Albernes Zeug. Das Drüben iſt ſo nöthig
Als wie das Hüben. Wie der Tag, die Nacht.
Da um die Ecke — ſtill mit Deinem Summen,
Verwünſchte Weſpe! — zwanzig Schritte nur —
(Er fährt auf und gewahrt Madelon und Olivier, die Beide bei ihrer Arbeit ſitzen.)
Hm, Mit dem Jungen muß ich endlich reden.
He, Madelon, du ſtörſt mich. Geh' hinunter
Zu Claudes Caton. Hörſt Du?

Madelon.

Väterchen,
Ich gehe ſchon. Siehſt Du?
(Sie legt ihre Arbeit in Ordnung und will ihn umarmen.)

Cardillac (abwehrend).

Schon gut. Ich rufe.
Eh' komm' mir nicht. Schon gut. Schon gut. Ja; ja.

Madelon (ab).

Neunter Auftritt.

Cardillac. Olivier.

Cardillac

(Sieht ihr nach; dann macht er Schritte, mit welchen er ſich Olivier nähert. Plötzlich bleibt er bei dieſem, der erſchreckt, ſtehn).

Hör' Du, Olivier, Du biſt mir ſo
Verändert. Biſt nicht der mehr, der Du mir
Vor vierzehn Tagen warſt. Das hat 'nen Grund.
Was fehlt Dir, Junge?

Olivier.

Fragt Euch ſelbſt. Ihr wißt es
Beſſer, als ich.

Cardillac.

Kommſt Du ſo außer dich!
Wie Du mir bleich wirſt. Hm; das muß doch was
Bedrohlich's ſein! Sagſt Du's?

Olivier.

Entſetzlicher!
Auf Euch ſtand all' mein Hoffen. Keinen Vater
Liebt ſo ſein Sohn —

Cardillac.

Das laß bei Seite jetzt.
Jetzt möcht' ich wiſſen, was Du weißt, was Du
Von mir zu wiſſen glaubſt — verſtehſt du? glaubſt?
Ich hab's gern reinlich zwiſchen mir und Andern.
Ein redlich Wort verhütet Mißverſtand.

Olivier.

Sprecht Ihr von Redlichkeit?

Cardillac.

Und ſollt' ich nicht?
Du haſt von mir geträumt jene Nacht —

Olivier.

Geträumt,
Bis jene Nacht mich gräßlich hat geweckt.
Ihr ſeid ein Ungeheuer. In der Fauſt
Zuckt mir's. Fort, Mörder! Fort von mir.

Cardillac (ganz ruhig und kalt).

Kurios.
Sonſt ſeh' ich, wie ein Tiger, ſcharf bei Nacht
Und höre leiſer, als der Haſe hört,
Der bangend ſich im hohen Graſe birgt.
Dich hört' ich nicht, der meinen Schritten folgte,
Nicht eher, als mein ſchauriges Geheimniß
Dir meine That verrieth, das Degrais' Liſt
Und aller Wachen Wachſamkeit verhöhnt.
(Indem er die Thür abſchließt.)
Der Zufall, Du nicht, hat mich Dir entlarvt.
Recht ſo, mein Junge. Recht. So weiß man doch
Nun, wie man ſteht.

Olivier (ſpringt auf).

Was wollt Ihr, Gräßlicher?
Wollt Ihr mich morden? Kommt mir nicht zu nah'.
Ich bin nicht ungewarnt, wie Eure Opfer.

Cardillac.

Zu ſpät entdeckt' ich Dich; und doch noch nicht
Zu ſpät. Es war Ein Sprung, Ein Stoß. Der Löwe
Springt ſich'rer nicht. Der Blitzſtrahl ſchmettert nicht
Mit ungeſtüm'rer Kraft ſein Opfer nieder,
Die Lungen um den einz'gen Schrei betrügend.
Ich ſchone Dich. Warum? — Wenn ich Dir ſage:
Ein Stoß, und mein Geheimniß war begraben
Bis zu dem Tag, der alle Gräber öffnet.
Trotz Deiner Jugendkraft biſt Du ein Kind
Nur gegen mich. — Und wollt' ich noch — was wär's?
Ein armer Burſch wie Du verſchwindet ſpurlos
In dieſer ungeheuern Stadt. — Ich geh'

Zu der Genoſſen einem: Hattet Ihr
Die Steine nicht, nach denen ich geſchickt?
Ihr habt geſchickt? — Nun freilich. Meinen Burſchen.
Und weil ich vieles Geld ihm mitgegeben
Und er nicht heimkommt, mach' ich ſelbſt mich auf.
So geh' ich und der Juwelirer lacht
Mir nach und denkt: wie iſt der Mann ſo ehrlich.
Der einem Burſchen ſoviel Geld vertraut.
Ich frage noch in ein'gen Häuſern nach.
So läuft die Sache mir voraus und komm' ich
Auf's Rathhaus, kommt ſie da mir ſchon entgegen,
Begleitet von Bedauerniß und Warnung
Von wegen der zu großen Ehrlichkeit.
Nun ja. Bin ich nicht René Cardillac,
Das Muſter eines wohlgeſinnten Bürgers?
Derweil im tiefſten Keller Du vermoderſt,
Hetzt Deinen Namen Scherg' und Schande matt.

Olivier.

Sei Du ſo klug und ſtark; aus Furcht nicht ſchwieg ich.
Doch Madelon! — O dreimal heil'ger Gott!
Mir iſt's um Madelon, und thu' ich unrecht,
Thu' ich's um Madelon und nicht um Dich.

Cardillac (heiter lachend)

Um Madelon —

Olivier.

Die Nachricht wär' ihr Tod.

Cardillac.

Wie rührend, wenn's ein Andrer hörte. Mich
Täuſcht Ihr mit ſolchen Phraſen nicht. Aus Liebe?
Der Menſch thut nichts aus Liebe, macht er's auch
Sich ſelbſt und Andern weiß. Ich will's Euch ſagen,
Warum Ihr ſchwiegt. Wenn Ihr Beweiſe hättet
Und Zeugen, ſchwiegt Ihr nicht. Und was denn hättet
Ihr ſagen wollen? Etwa das: Ihr ſucht
Vergeblich jener Bande Spur, die frech

Auf offner Straße Mord und Diebſtahl paart?
's iſt keine Bande. Einer nur thut Alles.
Unmöglich. Und wer wär' der Eine dann?
Der René Cardillac? Der Goldſchmied? Habt
Ihr Zeugen? Oder ſonſt Beweis? Ihr habt
Sie nicht? Ihr ſeid ein Thor, wenn nicht ein Schurke,
Die wunderlich beſchränkte Künſtlerſeele,
In frommen Träumen heim'ſcher denn auf Erden,
Der unbeholfen Kinder lachen macht,
Der jede Laune harmlos walten läßt
Und ehrlich ſagt, was Dümmere verſchweigen,
Der Bettler ſchilt und immer wieder gibt;
Der wär' entſchloſſen wie ein Löwe, ſchnell
Und blutig wie ein Tiger, liſtig wie
Ein Fuchs? Dem hätte jener Schlaukopf Degrais
Vergeblich tauſend Fallen ſchon geſtellt?
Und wußte man, daß ich Dich fortgejagt,
Wie nah dann lag's, der Burſche will ſich rächen?
Ihr hießet vor der Welt und Madelon
Ein undankbarer Böſewicht. — So ſtand's
Noch kürzlich. Da war ich ſicher ſchon,
Als ich den Schmuck Dir heimlich anvertraute —
Und hätt's nicht, wenn das Fräulein ſelbſt zu Haus war.
Zurückgekehrt zu mir, gingt Ihr dann auch
Zu klagen und man glaubte auch, Ihr ſtändet
Nun als mein Helfer da und mein Genoſſe;
Und Madelon —

Olivier.

Ihr wißt, womit Ihr mich
Zu Allem treiben könnt. Um Madelon
Schweig' ich. Ich ſollte ſagen: Madelon,
Dein Vater iſt — Verzeih' mir's Gott, ich kann nicht.
Doch Eures Treibens Helfer werd' ich nicht.
So wahr ich lebe, Niemand ſollt Ihr mehr

Berauben, Niemand tödten mehr; ſoll mich'
Mein Leben koſten oder Euch das Eure.

Cardillac.

(hat Schritte gemacht, nun bleibt er wieder vor Olivier ſtehen; ſein Ton iſt verändert).

Du hältſt mich für ein Scheuſal — und ich bin's.
Du thuſt mir recht und doch thuſt du mir unrecht.

(Stellt Stühle nahe zuſammen.)

Komm', ſetze Dich, Olivier; Du ſollſt
Der Einz'ge ſchaun in meines Buſens Hölle.
Mir iſt, als müßt' es mir das Herz erleichtern.
Und ſieh', ich glaub' an Himmelsſchickungen.
So eine iſt's, die Dir mich hat verrathen.
Zu meiner Beſſ'rung hat ſie Dich geſchickt.
Verworfen bin ich, doch, Olivier,
Elender noch, als ich verworfen bin.
Ich bin ein Elender, weit elender,
Als es der Säufer und der Wüſtling iſt,
Der das verachtet und verwünſcht, dem er,
Kaum daß er es verſchwor, aufs Neu' verfällt.
Das iſt des Böſen ſchwerſte Strafe, daß
Er nicht ganz bös kann ſein. In ſeinem Herzen
Bleibt unverwüſtlich noch ein Stückchen Himmel,
Ihn ewig an's Verlorne zu erinnern,
Ein Stern, vor dem die Nacht ſich ſchaudernd krümmt,
Ein kühler Hauch, der noch die Gluthen anfacht,
Die kein Erbarmen löſcht. — —
Und gäb's für Tugend ſonſt kein Zeugniß mehr,
Das Laſter ſelbſt muß für die Tugend zeugen.
Leiſ' iſt der Stimme Ton, doch unbeſtechlich.
Wenn ich auf meinen Knieen betend ringe
Um Selbſtvergeſſen in der Andacht Taumel,
Dann flüſtert ſie: Du lügſt, Dir iſt's kein Ernſt;
Du möchteſt Gott betrügen und Dich ſelbſt.
Dann fahr' ich auf: es iſt kein Gott! und bau'

Aus Gründen mir ein Bollwerk auf, und schließ' ich
Hohnlachend dann: es ist kein Gott! dann flüstert's
Wie Echo irgend aus des Zimmers Ecke:
Und doch ist einer! — Und so leis' es flüstert,
Es überbrüllten's tausend Donner nicht.
Und kämpft um mich der Himmel und die Hölle,
Kann ich's nicht ändern, wenn die Hölle siegt.
(Eine Pause, während Cardillac einige Schritte macht; sein Ton wieder verändert.)
Eh' ich geboren ward, sechs Monde früher
Warf meines Vaters Herr — er war Leibeigner —
In Ketten ihn. Warum? Weil meine Mutter,
Die ihm gefiel, ihm nicht zu Willen war.
Doch einen Vorwand brauchte man. Mein Vater
Sollt' edeles Gestein zum Schmuck ihm fassen;
Damit er nun nicht in Versuchung komme,
Sei er bewacht, bis er das Werk vollendet.
Meine Mutter war, wie junge Weiber sind,
Nach Schmucke lüstern. Mit des Mannes Arbeit
Und dem Versprechen, dann ihn frei zu lassen,
Bestach der Edelmann des Weibes Tugend.
Den Morgen nach der sünd'gen Nacht war endlich
Mein Vater frei, wie es der Graf versprochen.
Doch kaum in seiner Hütte, als der Graf
Mit seinen Schergen auf dem Fuß ihm folgte.
„Hier," rief der Graf, „dies Weib hat einen Schmuck
Von mir bekommen, weil es mir an Münze
Gebrach, sogleich ihr die Gefälligkeit,
Die Kurzweil einer Nacht nach Werth zu lohnen.
Hier ist das Geld; nun gebt das Pfand heraus!
Gutwillig, oder man entreißt es Euch!
Mein Vater — was der fühlte, denk' Dir selbst.
Meine Mutter — was die that? Sie leugnete,
Bis sie der Schmuck, gefunden, Lügen strafte.
Schnell war mein Vater, doch der Graf war schneller,
Hatt' auch den Dolch zur Hand. — Aus ihrer Ohnmacht

Erwachte meiner Mutter Seele nie
Zur vollen Wirklichkeit. Barmherzig täuſchte
Der Wahn, wo Wahrheit nur Verzweiflung bot.
Bei Tag und Nacht nie dachte ſie was Ander's
Mehr, als den Schmuck. Der Wahnſinn ſpielt wie Kinder;
Er macht aus Allem Alles. Einen Strohhalm
Band ſie um ihren Arm und jauchzt' ihm zu;
Verlor ſie ihn, ſo war der Schmuck geſtohlen,
Im nächſten Strohhalm war er wieder ihr.
Ich wurde ungeboren ſchon der Erbe
Von ihres Wahnſinns Keim. Der Anblick edeln
Geſteins erregte ſchon des Kindes Triebe,
Und kam's aus meinen Augen, war es mir
Geſtohlen, faßte mich ein Schmerz und Grimm
Auf den, der es beſaß, was mein doch war.
Dazu ein Haß auf Alle, die genoſſen,
Ohne zu ſchaffen, während der Arbeiter
Aus ſeinem eignen Schweiß ſein dürftig Brot
Nicht kneten darf, gibt er das Beſte nicht
Dem faulen Dränger hin. —
Der Schein des Bluts
Schlich ſich durch meiner Mutter brechend Aug'
In meiner Zukunft Schlummer als ein wild
Vordeutend Traumgeſpenſt. Da ſchlief es, bis
Der Haß es weckte und des Wahnſinns Erbthum.
Meines Vaters Mörder war der Erſte, den
Es fraß; der Erſte war's, der Letzte nicht.
Nun ſteht's blutroth an meines Bettes Fuß
Und macht mich toll und zeigt die Spangen mir,
Die ich aus meiner Hand gegeben habe —
Läßt mir die Steine blitzen in das Herz
Und wendet ſie bald ſo, bald ſo — wie es
Ein üppig Weib mit ſeinen Reizen thut.
Im halben Wahnſinn faß' ich nach dem Schmuck
Und greife leere Luft. Ich ſchließ' die Augen,

Um nicht zu seh'n. Vergeblich. Seh' ich's mit
Den Augen nicht, so seh's ich's mit dem Herzen.
Dann flüstert's: Fort mit dem, der Dir ihn stahl!
Fort mit dem Dränger! Fort mit dem Verführer!
Zapf' das verdorbne Blut ihm aus der Adern,
Eh' er das Weib, die Tochter Dir vergiftet.
René, auf! Straf' ihn. Räch' an ihm das Elend.
Im Traum eil' ich ihm nach und faß' ihn fest
Und bohr' den Stahl ihm in die Brust; und wieder
Seh' ich ihn geh'n und wieder treff' ich ihn.
Und eher kehrt nicht Ruh' in meine Brust,
Bis, was ich träumte, wirklich ist geschehen
Und meinen Schmuck ich halt' in meiner Hand. —
Hab' ich so das Gespenst mit Blut versöhnt,
Dann ist mir leicht, als hätt' ich Recht gethan.
Doch lange ruht der blut'ge Wahnsinn nicht.
Sieh' her —

(Er öffnet eine geheime Wandthür.)

Die Schmucke hier im Schrein. Bei jedem
Ein Blatt, worauf geschrieben steht, wem er
Auf nächt'gem Gang das Leben hat gekostet,
Damit nach meinem Tod das ungerecht
Erwerb'ne Gut an seinen Eigner kommt. —
Du kennst den Grund von meinem Elend nun,
Doch meines Elends Tiefe weiß nur ich.
Ein Zufall, der die schwangern Mütter schreckt,
Prägt unsern Seelen ihre Zukunft auf.
Das Leben ist nichts Ander's, als die Seele,
Aus sich herausgestellt, ihr Spiegelbild,
Erschien ein Engel meiner schwangern Mutter
Am Ostermorgen beim Geläut der Glocken,
Wär' meine Seele weiß, wie sein Gewand.
So schwankt sie ruhlos in den dunkeln Tiefen.
Mein Aeußeres wär' ihrer Schwärze Bild,
Prägt' ich nicht die Verräther des Gewissens

Mühſam mit eiſerner Beharrlichkeit
Zu ihren Gegentheilen um. Es muß
Der herrenloſe Zuſtand meines Innern,
Wenn meine Seele meiner Fauſt voraneilt
Und Reue ſie vergeblich halten will,
Zerſtreutheit ſcheinen, wie ſie Künſtlern eignet;
Und zwiſchen der Affecte zack'ge Klippen
Breit' ich das Thal erheuchelten Gemüths,
Werf' über meines innern Leibs Gebrechen
Den Schleier allen Greuls, Scheinheiligkeit.
Und ſo erſchein' ich ein gutmüth'ger Volt're.
Bete für mich, Olivier! Ach, bete,
Daß das Geſpenſt mich läßt. O bete, daß
Ich fromm kann werden. Keine Seligkeit
Muß reichen an den frommen Seelenfrieden.
Wie ein Verdammter, ſiehſt Du, könnt' ich heulen,
Meſſ' ich die Himmelshöhe jener Wonnen
An meiner Qualen Höllentiefe ab. —
Der Hoffnung grünes Eiland, ewig grün,
Des Glaubens blauer Himmel drüber hin —

(Er verliert ſich in's Brüten)

Hm ja; Aquamarin läßt ſchon ſich ſehn;
Jubelnder der Rubin; doch der Demant
Hat alle Farben, weil er keine hat,
Iſt die Kokette drunter — — — —

(Wie aus einem Traum auf)

Ja, — der Schmuck —
Der Schmuck, den ich der Scuderi geſandt —

(Sich beſinnend)

Du haſt ihn hingeſchafft, Olivier.

Olivier.

Ihr wißt es doch; ich hab' ihn hingeſchafft.

Cardillac.

Du haſt ihn hingeſchafft. —

(Für sich)

Ich wollte doch,
Er wär' noch da.

Olivier (für sich, ihn beobachtend).

Gott! womit geht er um?

Cardillac (wie vorhin).

Erblassen, dacht' ich, sollte das Gespenst
Vor jener Heil'gen — denn so strahlt sie mir
Wehthuend in der Seele Aug'. Sie ist
Ein Kind des Tags. — Fort, Gespenst! Es geht
Nicht fort. Vielleicht, wenn ich was Ander's in
Die Händ' ihm spiele. Morgen mag der Graf
Nissens —

(Wie erleichtert, reibt die Hände.)

Ja; das hilft; der muß — der muß.
Punkt Elf — da um die Ecke — zwanzig Schritt.
Schon gut. — Der Himmel will mich nicht. Er stößt mich
Zurück. — Und dennoch wollt' ich doch, ich hätte
Den Schmuck noch von dem Fräulein — —
Ah! Du bist
Noch da, Olivier? Es ist schon spät.
Schlaf' wohl. — Läg' er im Meer. — Ich schließ' die Hausthür.

(Ab.)

Zehnter Auftritt.

Olivier allein, später **Cardillac** in der Thür.

Olivier.

Ich weiß nicht, wach' ich oder träum' ich schwer?
Was will er von dem Fräulein Scuderi?
Will er sie morden um den Schmuck? — Wenn ich

Verhindern könnte, was der Unmenſch brütet!
Da leuchtet mir zum zweitenmal der Stern;
Iſt's Gottes Fügung, daß der Teufel ſelbſt
Mich an die Retterin erinnern muß?
Heut' Nacht noch, wenn er ſchläft, mich Niemand ſieht,
Steig' ich durch's Fenſter und durch die
Geheime Thür. Ja; ich muß zu ihr!
Diesmal wird mir's gelingen, ſie zu treffen.
Wenn ich ihr ſage, Anne Guiot's Sohn
Fleht Euch um Rath, um Hülfe und um Rettung —
Behalten darf den Schmuck ſie nicht. — Gewiß!
Sie iſt ſo gut, ſo klug. Gewiß, ſie weiß
Mir Rath, wie Cardillac unſchädlich wird,
Ohne daß Madelon davon erfährt. —

Cardillac (erſcheint in der Thür).

Biſt Du noch auf? Leg' Dich zu Bett. (Ab).

Olivier.

Ja, Meiſter.
Ich geh' zu ihr und ſie wird Hülfe wiſſen. (Ab).

Beim Fräulein von Scuderi.

Eine Thür im Fond und eine Seitenthür.

Elfter Auftritt.

Baptiſte und die Martinière kommen im Streit durch die Fondth

---

Martinière.

Kein Menſch kann durch verſchloß'ne Thüren gehn.
Das kann nur der Gottſeibeiuns.

Baptiſte.

Drum hätten

Sie ſchließen ſollen.

Martinière.

Ich?

Baptiſte.

Sie hatten mir

Die Schlüſſel abgeſchwatzt.

Martinière.

Geſchwatzt? Mit Ihnen

Da ſchwatzt man auch. Ich ſchwatze nicht mit Ihnen.

Baptiſte.

Ich werde wachen.

Martinière.

Sie? O geh'n ſie immer

Zu Bett'. Die Augen fallen Ihnen zu.

Ich glaub', Sie ſchlafen ſtehend ſchon.

Baptiſte.

Madame!

Martinière.

Monſieur!

Zwölfter Auftritt.

Das Fräulein. Die Vorigen.

Fräulein (aus der Seitenthür).

Ei, Kinder! Lebt ihr ſtets im Krieg?

Martinière.

Der Herr hier —

Baptiſte.

Dieſe Dame hier —

Martinière.

Er will —

Baptiſte.

Sie denkt —

Fräulein.

Schon gut. Schon gut. — Was Euch entzw
Ihr wunderlichen Kinder, ſollt' Euch einigen.
Ich weiß, es iſt die Lieb' und Treu' für mich.
Du, lege Dich, Baptiſt. Ich weiß, Du haſt
Die ganze vor'ge Nacht gewacht. Und Du,
Martinière, hilf mir mich entkleiden.

(Da Baptiſte zögert)

Ei was! Ihr müßt mir folgen, junges Volk.
Schlaft. Ihr bedürft's. Was fürchtet Ihr für mich?
Ein armes Fräulein, das nichts hat, als Bücher
Und etwas Staat, darin an Hof zu gehn,
Das iſt, ſo hoff' ich, doch vor Räubern ſicher.

Baptiſte.

Geh'n will ich; aber ſchlafen? Gnädig's Fräulein —

Martinière.

Mein Gott, ſo gehn Sie nur.

Baptiſte.

Sie — Sie — o Sie —

Fräulein (giebt ihm die Hand).

Kehr' Dich doch nicht an die. Schlaf' wohl, Baptiſt'.

Baptiſte.

Die heil'ge Frau thu', was Baptiſt' nicht kann.

(Küßt ihr die Hand und geht.)

Dreizehnter Auftritt.

Das Fräulein. Die Martinière.

Fräulein.

Heut' Nacht träumt' ich zweimal von Anne Guiot.

Martinière.

An was man denkt, das träumt man. Sie verdient nicht,
Die Undankbare, daß Sie an sie denken.

Fräulein.

Wie hart Du bist.

Martinière.

Was Sie an ihr gethan,
Die rechte Mutter that es nicht. Sie nahmen
Das Mädchen von der Straße auf, in Lumpen
Gehüllt, vor Frost und Hunger zähneklappend;
Erzogen sie mit Muttertreu' und Sorgfalt,
Und als ein braver Werber sich gefunden,
Entblößten Sie sich selbst, um sie zu kleiden.

Scuderi.

Wer weiß, welch' traurig Schicksal sie verhindert,
Ein Zeichen ihres Lebens mir zu geben,
Wenn sie noch lebt. Ich müßte mich erkund'gen.

Martinière.

Und haben Sie das nicht gethan?

Fräulein.

Ja. Doch
Wie einer nur, der etwas thut, damit
Er sich nichts vorzuwerfen haben will.

Martinière.

Ich leid' es nicht, daß Sie sich unrecht thun.
Sie thaten, was Sie konnten.

Fräulein.

Zwanzig Jahr'
Nun müßt' Olivier ſein, wenn er noch lebt,
Das arme, liebe Kind; wer weiß, wo es
Jetzt darbt und ich leb' hier im Ueberfluß.

Martinière.

Nun freilich. Und nun fehlt nur, daß Sie ſagen:
Sie ſind an ſeinem Unglück ſchuld.

Fräulein.

Vielleicht,
Wenn ich es ſagte, ſagt' ich nur die Wahrheit.
Ich ließ ſie zieh'n mit ihrem Mann.

Martinière.

Er hatte
Das Heimweh. Wollen Sie den Schweizer halten,
Wenn ihn das Heimweh faßt? Das wär' ſein Tod.

Fräulein.

Du biſt ein guter Anwalt, wenn es mich
Vertheid'gen gilt. Nun geh'. Daß Du nicht wachſt!
Die Straße wird nicht leer von Degrais' Wächtern.
Schlaf' wohl. Vielleicht gibt mir's ein freundlicher
Engel im Traum, wo Anne Guiot lebt.

(Martinière küßt ihr die Hand.)

Martinière.

Ich ſchließe nur die Thüren.

Fräulein (geht ab durch die Seitenthür).

Martinière.

Sie iſt ſelbſt
Ein Engel. Und die Martinière fleht,
Der Himmel ſoll ihn noch der Erde gönnen,
Bis ſie ihn einſt begleiten darf.

(Sie geht. Gleich darauf kommt:)

Vierzehnter Auftritt.

Olivier außer sich; die **Martinière** hinter ihm.

Martinière (erst noch in der Scene).

Baptiste!
Schnell rufen Sie die Wache! Räuber! Mörder!

Olivier.

Ich muß sie sprechen. Still! wollt Ihr nicht sterben.

Martinière
(hat ihm die Seitenthür abgewonnen, die sie mit ihrem Rücken deckt).

Versucht's! Doch lebend lass' ich Euch nicht zu ihr.

Olivier.

O Gott! So nah dem Ziel und sollt' es nicht
Erreichen. — Habt Erbarmen! Die Verzweiflung
Trieb mich, den Dolch zu zieh'n. Ich muß sie sprechen.
Frau Martinière, denn das seid Ihr doch; —
Hier liegt mein Dolch. Ist Euch ihr Leben lieb,
Laßt mich zu ihr. Ich bin —

Fünfzehnter Auftritt.

Das Fräulein. Die Vorigen.

Olivier.

Da ist sie selbst.
O Gott sei Dank.

Fräulein.

Wer rief nach mir?

Martinière.

Laßt ihn

Euch nicht ſo nah. Dank ſei der heil'gen Jungfrau —
Hört ihr die Waffen? und Baptiſte's Stimme?
Die Wache kommt!

Olivier.

So muß ich eilen, Fräulein,
Bei Gott und allen Heil'gen flieh' ich Euch,
Schickt morgen jenen Schmuck an Cardillac,
Den Ihr zu Nacht erhieltet. Schickt ihn hin,
Er ſoll die Steine anders faſſen. Mehr
Kann ich nicht ſagen. Mich vertreibt mein Schickſal.
Schickt, Fräulein, ſchickt. — Eu'r Leben hängt daran. (ab)

Sechszehnter Auftritt.

Vorige ohne Olivier.

Fräulein.

Was wollte dieſer Menſch?

Martinière.

Nach Euch verlangt' er.
Der Schreck! Die Angſt! Nun die Gefahr vorbei iſt,
Nun fühl' ich erſt, wie ich erſchrocken bin.
Ob ſie ihn haben? (an der Thüre.)
Nein; da eilt er hin,
Der Böſewicht.

Fräulein.

Die Haare flogen wild
Ihm um die bleiche Stirn; es zuckten ihm
Die Lippen fieb'riſch, doch im Auge ſelbſt
Lag etwas freundlich Frommes. Faſt erinnert'
Er mich an Anne Gniot —

Martinière.

Freilich, was
Das Herz erfüllt, das kommt uns in die Augen.
Sind wir betrübt, gleicht Alles unſerm Kummer.
Ich ſah ihn ſchon einmal; es iſt derſelbe,
Der von den Räubern Euch den Schmuck gebracht.

Fräulein.

Nicht möglich!

Martinière.

Darum ſprach er von dem Schmuck.
O gebt ihn weg, den unglückſel'gen Schmuck.
Es iſt kein Segen dran. — Da kommt Baptiſte.

Siebenzehnter Auftritt.

Baptiſte. Vorige.

Martinière.

Nun? Haben Sie den Menſchen? Ja; Sie ſind
Der Rechte!

Baptiſte (keuchend).

Er war ſchon zu weit. Er hatte
Zuviel Vorſprung.

Mariniere.

Zwei Schritte.

Baptiſte.

Wenigſtens

Zweihundert.

Fräulein.

Laſſ' es gut ſein, ehrlicher

Baptiſte. Sie neckt doch nur. Sie macht's nicht anders.
Du kennſt ſie ja. Dafür iſt ſie ein Kind
Auch noch.

Baptiſte.

Ein Kind von fünfzig Jahren.

Martiniere.

Fünf

Und vierzig erſt, wenn Sie erlauben, Herr.

Fräulein.

Da biſt Du fünfzehn älter, mußt drum klüger
Auch ſein, Baptiſt. — Ja, Jugend hat nicht Tugend.
Man hat ſeine Noth, in Ordnung Euch zu halten,
Ihr junges Volk. Nun geht; geht. Gute Nacht.

(Alle gehen).

Vorhang fällt. Ende des zweiten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Cardillac's Werkstatt.

Erster Auftritt.

Cardillac (allein; arbeitend).

r kommt da? Ach; der Graf von Miossens
rd schicken nach dem Schmuck.

(Er holt den Schmuck herbei.)

Hol' Euch der Teufel,
Lastervolk!

(Betrachtet den Schmuck.)

Dich wollen sie mir nehmen,
in Kleinod! Meine Seele! So wie dich,
t' ich noch keinen. Und dich, armes Herz,
l man mir nehmen, einer Dirne hängen
den verbuhlten Hals. — Du mußt es dulden,
armes Ding. Doch ich, ich will's nicht dulden!
ß ich an jenen denke, den die Scuderi
hat, das ärgert dich. Ich wär' ein Narr,
ht' ich an jenen. Du bist tausendmal
schön. Recht! Aeugle, Schelm, mit mir, daß ich
en vergesse. —

Eine Heil'ge ist
Fräulein; ihr Ein Haar möcht' ich nicht krümmen,
dieser — Graf und Seinesgleichen! Ja;

Der Himmel will mich nicht, und dennoch schon' ich
Und schäume nur den Moder oben ab.
Kein heilsam Kraut, langhälf'ge Gräser nur
Reut' ich, die frech die Kräuter überwuchern.
(Schritte in der Scene.)
Das ist der Graf Miossens selbst. Was solch'
Ein Fußtritt sich herausnimmt. Wie ein Herold
Zieht er voran und ruft: Platz da, Gesindel!
Hier kommt des Herrgotts feinstes Backwerk! Doch
Will ich den Hochmuth dulden. Er ist noch
Bescheiden gegen jenen Hochmuth von
Herablassung. Läßt Gottes Kuchen sich
Soweit herab, zu Gottes Schwarzbrod sich
Herabzulassen; wie läßt sich das Lächeln
So gnädig dann herab, dem Glücklichen,
Der die Herablassung erdulden muß,
Bis auf den Zoll die Tiefe vorzurechnen,
In welche sich der gnäd'ge Herr so gnädig
Herabgelassen, um zu thun, als wär' er
Nichts, als ein bloßer Mensch, nichts, als Canaille.

Zweiter Auftritt.

Miossens. Cardillac.

Miossens.

Bin ich hier bei dem Goldschmied Cardillac?

Cardillac.

Ist's Euch gefällig; nun so denkt, Ihr seid's.

Miossens.

Mein Schmuck ist fertig. Gebt ihn.

Cardillac.

Wißt Ihr das,

Herr Graf?

Mioſſens.

Ich höre: will man ſein Beſtelltes
Von Euch, ſo muß man ſelbſt es holen. Gebt.
Die Rechnung wird mein Diener morgen holen.

Cardillac.

Ihr meint, wenn Ihr befehlt, muß man gehorchen.
Sonſt bät' ich Euch: Herr Graf, ſeid nicht ſo kurz.

Mioſſens.

Meint Ihr, Graf Mioſſens ſoll mit Euch ſchön thun?
Meine Hände ſind zu ſchwer dazu. Ich bin
Zu ſtreicheln nicht gewohnt und rath' Euch Gutes,
Herr Bürger.

Cardillac.

Euer Rath, Ihr wißt's wohl, iſt
Zu gut für einen Bürger. Drum behaltet
Ihn ſelbſt.

Mioſſens.

Ihr wollt mir trotzen? Wagt, mir ſo
Zu kommen, Ihr elender Knecht? Her mit
Dem Schmuck.

Cardillac.

Ja, ja! Hier. Hier. Nehmt ihn und — geht.
Dies Zimmer hier iſt mein. Begreift Ihr das?
Ihr edler Herr, Ihr gnäd'ger Graf? Seht Ihr,
So werf' ich Euch die Trepp' hinab; Ihr hoch-
geborner Herr! Was unterfängt ſich nicht
Solch ein elender Knecht! Denn ſeht, ſolch einer
Hat Arme juſt wie Ihr. Daran habt Ihr
Wohl gar noch nicht gedacht? Ihr meintet wohl,
Ihr Herren nur ſeid Menſchen und habt Köpfe,
Habt Arme, Beine und dergleichen mehr?
Ich will Euch zeigen, daß wir Arme haben,

So gut und beſſ're noch als Ihr.

Mioſſens.

Fort mit
Der Hand, verrückter Knecht! Solch ein Verrückter
Hat mehr als Menſchenkraft. Heiß' ich Mioſſens,
So kommt Euch theuer dieſes Thun.

Cardillac.

Verzeiht,
Mein gnäd'ger Herr, wenn ich in allertiefſter
Demuth Euch hier beim gnäd'gen Kragen packe
Und Euch in tiefſter Unterwürfigkeit
Die Trepp' hinab — 's iſt eines Knechtes Treppe,
Und drum nicht werth, daß Ihr hinunter geht —
Wollt Ihr das nicht, ſo packt Euch huldreichſt ſelbſt!

Mioſſens.

Wahnſinniger, ich gehe ſchon. (Ab.)

Dritter Auftritt.

Cardillac (allein).

Ha ha,
Ha ha ha ha. —
(Pauſe, dann fährt er auf.)
Er geht mit meinem Schmuck.
Halt' ich ihn auf? Laß ihn nur. Laß ihn nur.
Er wird nicht weit geh'n. — Da — Da um die Ecke —
Punkt Elf. — Gott ſei's gedankt. Das war ein Stein
Vom Herzen; das betrügt den wilden Geiſt
Da drinn. — Statt jener werf' ich den ihm vor.
Was wär' das eine Schurkenthat geweſen,
Das Fräulein morden, das ein Engel iſt.
Verbrecher morden, das iſt kein Verbrechen.
Thut's doch der Richter auf dem Richterſtuhl,

Auf den ihn Gott gesetzt. Er thut es freilich
Nur an den Kleinen. Große Missethäter
Zerreißen ihm sein Netz. Um das, worum man
Das Schächerlein hängt an das große Kreuz,
Hängt man ein Kreuzlein an den großen Schächer.
Das machen ihre angebor'nen Rechte.
Ha, ha; mein Thun ist mir auch angeboren,
So mach' ich draus ein angeboren Recht
Und bin der Herr von Adelshaß, der Ritter
Vom Dolch, ha, ha! der Graf von Straßenmord.
Der Straßenmord, der ist ihr altes Recht,
Davon ist dies Paris ihr Pergament,
Und fleißig haben sie's mit Blut besiegelt.
Warum, was sie Jahrhunderte gethan,
Warum nicht ahmen das wir ihnen nach,
Wie wir's mit Kleidern und mit Sitten thun?
Scheint sich der Bürger doch ein Bauer, geht er
Nicht wie ein Herr gekleidet. Was? — Schlag Elf —
Nun ist es Zehn erst, und kaum das. — Das ist
Mein Morgen; da wird meine Seele frisch
Und stark. Ein Anderer bin ich bei Nacht.

(Schritte; Geberden, zuweilen ein Gelächter; sein Selbstgespräch wird mälig wieder lauter.)

Ha ha — ja doch — hm ja. Was ist's? Was ist's?
Ein Leuchten wie von faulem Holz; ein — ja doch —
Ein Krampf, der durch des Dunkels Wimpern zittert,
Am todtenfahlen Blei der bunte Moder;
Der Ausschlag böser Säfte; wie der Pilz,
Die Blatter auf der kranken Haut der Erde,
So bunt und seltsam und so flüchtig auch.
Die offne Wunde an dem stummen Nichts
Und wir die Maden drinn, und eine macht
Die andre Made fürchten mit Vergeltung,
Dem nebligen Popanz; so macht das Nichts
Im Nichts das Nichts mit künft'gem Nichts zu fürchten.

Je schärfer man's beschaut, je kleiner wird's
Und endlich schwindet's; 's ist im Auge nur,
Nicht außer ihm und in der Wirklichkeit,
Krankheit des Aug's und schwindet mit der Krankheit — —
Diese Zofe der Verwesung, unermüdlich
Mit Schmink' und Putz; wie bunt und frech — es bleibt
Der alte Tod; er wechselt nur die Kleider.
Schmink' ist das Leben auf der Wang' des Todes
Und weiter nichts. Und doch ist ein Geschrei,
Wenn einer, der der Narren Narr nicht ist,
Ein Tröpfchen Schmink' verwischt. Ho! ein Geschrei
Von Tugend, Glauben, Liebe. Seifenblasen,
Von weitem Weltensterne, in der Näh'
Zwei Tropfen Seifenwasser, wenn der kalte
Verstand sie anhaucht. Kommt mir an, ihr Blasen,
Bastarde ihr vom Tag, dem Milliontheil
Des Augenblickes Leben; kommt mir an!
— Der Tag ist nur die krankgeword'ne Nacht,
Nur ein Erbleichen auf der Mohrin Antlitz,
Das kaum die Wang' ihr mit dem Fuß berührt.
Tag ist's, so lang' die Nacht sich nicht besinnt.
Da kommt 'ne Blase. Tugend? Ja, dich kenn' ich:
Wenn Müdigkeit des Menschen wirkliche
Natur einmal einnicken macht, dann steigst
Du auf und Narren rufen: Welche Tugend!
Dann ist der edele Entschluß gefaßt,
Das nicht zu nehmen, was man nicht mehr mag,
Und just so lang hält der Entschluß, wie du!
Noch eine Blase? — Wie 'ne rothe Mütze.
Von Gottes Gnaden war hier Ein Tyrann,
Nun sind es Hundert in der Freiheit Namen.
Die Thaten nicht, die Thäter wechseln nur.
Ob Einer sie besitzt, ob Hunderttausend —
Wer die Gewalt hat, der mißbraucht sie auch.
Noch eine Blase? Her damit. Es ist

Arbeit. Ha ha! Eine Krücke kommt
logen; drum ein Heil'genſchein von Seife.
h fremden Göttern rafft um ſich die Ohnmacht,
ſich nicht ſelber Gott kann ſein, und tauſcht
s Lebens wilden, ſturmdurchbrauſten Baum
dürres Holz, 'ne Krücke. Eine Krücke
r Lahme nennt man Glauben. Ha ha ha!
um liebt er ſeinen Glauben, ſeine Krücke,
d haßt den Starken, der ſie nicht bedarf,
d wüthet, wenn man nach der Krücke faßt.
Noch eine Blaſe? Eine noch? Die Liebe;
ſtolzes Schifflein auf der Jugend Welle,
d falſche Schwüre blaſen in die Segel.
r Zwitter, oben Geiſt und unten Vieh.
s Feuer liebt das Holz, das Holz das Feuer.
s Mannes Lieb' iſt Herrſchſucht. Wie das Feuer
's Holz, ſchlägt er verzehrend ſeinen Arm
des Weibes Selbſt und ſchlingt es gierig in ſich.
d iſt nichts zu verzehren mehr, dann ekelt
n vor der Aſche und er flackert weiter.
s Wolfes Liebe iſt, das Lamm zu freſſen;
s Lammes Liebe, ſich vom Wolfe freſſen
laſſen. — Und die Menſchenlieb', die Milch,
n der der Menſchheit Brei ſo ſüßlich ſchmeckt,
e Kinderſpeiſe für entnervte Magen?
ß iſt der wilde Athem der Natur;
ß iſt der Athem in der Menſchenbruſt,
r ſie zu markiger Geſundheit ſchwillt,
d Liebe nur ihr lungenſüchtig Keuchen.
mpf iſt des Thieres Leben. Die Vernichtung
nährt uns; wir ernähren die Vernichtung.
e Lunge frißt, ein gierig Thier, die Luft;
s Auge ſchlingt die lichten Strahlen ein;
e Argliſt lauert dem Vertrauen auf;
r Wille ſucht die Willen zu verſchlingen.

Und wenn wir nicht die Dinge mehr vernichten,
Vernichten uns die Dinge. Fried' und Ordnung
Sind für die Schwäche; denn da ist der Schwache
Der Starke, und der Starke ist der Schwache.
Still da, du Stimm' im Busen, wildes Thier;
Daß du mir nicht die Vorsicht überschreist. —
Punkt Elf — da an der Mauer hin. Huscht nur,
Verbuhlter Luftzug, an dem Busentuch
Der stillen, traumversunk'nen Gäßchen hin.
Die Nacht läßt leben, hält ihr Ohr gern zu.
Ihr habt die dunkeln Straßen gern; ich auch.
Nur zu — nur zu — Ihr kommt mir schon. Ich will
Meinen Schmuck schon haben. — Klirrt nur mit den Sporen
Besorgt Eu'r eigen Grabgeläut'. Still — still —
Die Nacht hält ihren Athem an — ihm nach —
Treu wie sein Schatten — lautlos leicht wie er —
Dem trüben Blick einsamer Lampen, die
Vor Langweil' nicken und sich mühsam nur
Einmal aufrecken und dann wieder nicken —
Jetzt biegt er ein — schnell hinterher — die Mauer
Entlang — des Vorsprungs Schattenmantel um
Die Brust geworfen — flink an ihm vorbei,
Denn ihm zuvorzukommen gilt's. Hier hinter
Das Heil'genbild — das Heil'ge ist gefällig,
Deckt das Unheil'ge gern — und nun nicht athmen —
Schon recken sich des Armes Muskeln — still —
Noch fünfzehn Schritt — noch zehn — so; nun den Arm
In die Höh'; der andre drückt den schweren Athem
Zurück — noch fünf — noch drei — noch zwei — noch —

(Ein Sprung beschließt die Vision und ein Stoß mit der Hand, in der er den Dolch zu haben meint.)

So

Nun ist's geschehn. Und nun den Schmuck, den Schmuck;
Her mit dem Schmuck. Nun hab' ich —

(Er erwacht wie aus einem Traum, matt.)

Nein — ich hab'
Ihn nicht. 's war nur ein Traum. — Ich hab' ihn nicht,
Meinen Schmuck. Ich hab' ihn nicht. — He, munter! munter! —
Es lauscht doch Niemand? Nein. Verwünschtes Träumen!
Ich schließ' die Thüre. Meine Leute müssen
Zu Bett. — Die Caton lauscht mir so umher.
's ist hohe Zeit. Kommt Jemand? Ja. Bewahr' —
(Er singt)
Bewahr' uns unser besser Theil,
Bewahr' uns unser Seelenheil.
Laß es dem Satan nicht gelingen,
Daß er uns fängt in seinen Schlingen.

Vierter Auftritt.

Olivier. Cardillac.

Cardillac (unterbricht sich im Singen).
Kommst Du, mein Junge? Wo ist Madelon?
Zeit ist's, zu schließen. Ich bin schläfrig.
Olivier (für sich).
Nein.
Er täuscht mich nicht. Er geht mit etwas um —
Cardillac (hat für sich fortgesungen; gähnend).
Was meinst Du? Ah, ah. Sagtest Du nicht was?
Olivier.
Ich? Nein. Ich sagte nichts.
Cardillac.
Nun, so schlaf wohl,
Mein Junge. Diese Nacht hab' ich geträumt:
Ich war ein andrer Mensch. Ich will es werden.

Schwer iſt es, doch wenn man nur wollen will,
So kann man können. Leg' Dich. O, es iſt
Ein Wohlgefühl, das fromme Wollen. Tugend
Geht über allen Schmuck — den Schmuck — er hat
Ihn noch — den —

(Er reißt ſich mit Gewalt los.)

Wie geſagt — wie? ſagt' ich's nicht?
Daß ich — nun freilich; ah, ich bin ſchon halb
Im Schlaf; bin heute müd' geworden. Voll
Eine Stunde hab' ich in Notre-Dame gekniet.
Ich ſchließe. Leg' Dich. — Gute Nacht, mein Junge.

(Er geht, ein Licht in der Hand; man hört ihn ſingen und gähnen.)

Fünfter Auftritt.

Olivier allein; gleich darauf **Madelon.**

Olivier.

Daß mit dem Fräulein wieder mir's mißlang.
Gott! ſie hat nichts geſchickt, hat meine Warnung
Verachtet, und der Unmenſch — o, es iſt
Nur zu gewiß, er brütet ihren Tod.
Was thu' ich? Nein, er darf es nicht. Dann wär' ich
Sein Helfer, ſein Genoſſe. Um Madelon
Schweig' ich, doch nicht, daß er —

Madelon.

(iſt eingetreten und während der letzten Worte, ohne darauf zu hören, von hinten nach ihm zugeſchlichen und hält ihm die Augen zu).

Rath', rath', wer's iſt?

Olivier.

Du —

Madelon (immer noch mit veränderter Stimme).

Nein. Ich nicht. Es iſt Herrn Claudes Caton.

Olivier (will ſich nichts merken laſſen).

Du, wart' —

(Geräuſch; er erſchrickt.)

Madelon.

Erſchrickſt Du? Fährſt Du auf um nichts?
Es war das Thor, das in den Angeln kreiſchte.
Der Vater ſchließt's. —

Olivier (für ſich).

Daß ich ihn nicht verfehle!

Madelon.

Dich wundert's auch —

Olivier (wie vorhin).

Ging ich vor ihm, er merkt' es.

Madelon.

Er iſt ſo eigen ſonſt und ſpart kein Oel,
Und läßt das durſt'ge Thor doch immer ſchrei'n.
Was pocht da noch? Gewiß iſt's Claudes Caton.
Was die nur immer auf den Treppen ſchleicht.

(Während ſie öffnet und Caton eintritt, ſpricht)

Olivier.

Ich will ihm nach. An der geheimen Thür
Wart' ich auf ihn. Bin ich nicht jung und ſchnell?
Er ſoll nicht! Nein, ich duld' es nicht. Wie geſtern
Steig' ich aus meinem Fenſter. Gott, laß mir's
Um Madelon gelingen!

(Er eilt ab, ohne Caton zu bemerken.)

Sechſter Auftritt.

Caton. Madelon.

Caton.

Na, das heiß' ich
Es eilig haben. — Keine gute Nacht —
Nichts. Im Vorbeigeh'n, dächt' ich, gute Nacht,

Angenehme Ruh' oder sonst was zu sagen,
Das könnt' die schnellste Eile noch erlauben;
Guten Tag, gute Nacht, Mamsell Caton. Hat er's
Doch sonst gekonnt. — Ich will nicht lange stören.
Die Lamp' wird's ohnehin nicht lang' mehr machen.
(Sie löscht ihre Lampe aus und stellt sie hin.)
Die junge Welt — wenn ich was loben kann,
Thu' ich's; das weiß die ganze Welt. Wo Caton
Die Achseln zuckt, da schlagen and're Frau'n
Die Hände schreiend über'm Kopf zusammen.
Na — na; ich sage nichts. Wenn ich nicht täglich
Den Meister Cardillac mit Augen sähe —
Das ist ein Trost noch, solchen Mann zu seh'n.
Ich kam an seinem Kämmerlein vorbei
Und hörte seine frommen Seufzerlein.
Der Mann — Gewalt thut er dem Himmel an;
Gott selber kann sich seiner nicht erwehren.
Horcht nur —
(Sie öffnet die Thür; man hört Cardillac singen.)
Hört Ihr?
(Sie singt mit:)
Daß er uns fängt in seinen Schlingen.
Dich fängt er nicht, Dich nicht, Du frommer Mann.
Ich aber bete für Dein armes Kind.
Behüte Gott die liebe Madelon.
Denn, fürcht' ich, fürcht' ich schier, der Satan sinnt,
(Sie bekreuzt sich, singend:)
Wie er sie fängt in seinen Schlingen.

Madelon.

Es ist schon spät, Frau Caton —

Caton.

Eine Seele
Zu retten aus des Gottseibeiuns Klauen,
Ist's nie zu spät.

Madelon.

Der Vater hat's nicht gern,

Wenn ich nach ihm noch auf bin.

Caton.

So? Und er
Iſt ſtreng; ich weiß es. Ja, ich möchte nicht
Mit ihm zuſammenkommen anders, als
In Fried' und Frömmigkeit. Ich zünde nur
Mein Lämplein wieder an.

(Sie beginnt, kann aber nicht damit fertig werden.)

Ich ſage nur:
Die Menſchen leben froh und unbekümmert
Und laſſen Gott den guten Vater ſein;
Warum muß ich denn nur den Böſen ſehn,
Wo ich nur hinſeh'? und mich drob ereifern?
Die Andern, o wie ſind ſie glücklich blind;
Warum muß mich denn nur der Geiſt regieren,
Daß ich mich über Alles ärgern muß
Und überall Gottloſigkeit entdecken,
Daß ich drein ſchlagen möcht' mit Hand und Füßen?
Ich denke, Gott hat etwas mit mir vor.
Ich gehe ſchon. Nur eins. Ich ſage nur —
Ich weiß, Ihr hört's nicht gern; doch ſprechen muß ich,
Wenn mich der Geiſt regiert. Ich frage nur:
Was kann ein junger Menſch darunter haben,
Bleich auszuſehn, wenn er ſein gutes Eſſen,
Sein Trinken hat und ſeine rechte Ordnung
In allen Dingen, nicht für Wäſche braucht,
Noch für Geleuchte, Betten, Knecht und Vieh,
Noch ſonſt für was zu ſorgen? Was? Wie kann er
Sich unterſteh'n da, blaß zu ſein? Und da vorbei
Mir nichts und dir nichts ſtürzen, als wär' ich
'ne Nadel, und das bin ich, Dank Gott, nicht.
Ein gutes Auge kann mich noch erkennen.
Ich ſage nur: was hat er blaß zu ſein?
Kann er nicht ſagen: Guten Abend; wie?
Und daß ich's Euch nur ſage: was ſteigt er

Aus ſeinem Fenſter Nachts? Kann er das nicht
Den Herren laſſen? — Nicht, als lobt' ich die —
Und hat ein Bräutchen wie ein Nelkenſtöcklein!

Madelon.

Ihr ſcherzt, Frau Caton; das iſt Eure Art ſo.

Caton.

Meint Ihr, Unart ſei meine Art? Da ſchlüg' ich
Doch noch in meinem Alter aus der Art.
Ich ſag' Euch: das iſt eine Art von dem
Gottſeibeiuns. Nehmt Euch vor dem in Acht.
Ich ſag's ihm ſo noch, daß es eine Art hat.
Ei, mag er klettern doch ſoviel er will,
Was geht das mich an? Aber zu verſchwinden,
Spurlos verſchwinden, ſag' ich Euch, rein von
Der Gotteserde wegverſchwinden, ganz und gar
So mir nichts, Dir nichts und, weiß Gott, wohin?
Das geht Euch nicht mit rechten Dingen zu.
Was iſt er bleich und ſagt nicht guten Abend?
Als wenn er mich nicht ſäh'? Hat ſeinen Grund:
Der Gottſeibeiuns mag von mir nichts wiſſen;
Er weiß, ich bin ihm immer auf dem Dach.
Na, nichts für ungut. Ja; Ihr glaubt mir nicht.
Ihr ſeid verliebt; da ſeht Ihr freilich nicht.
's iſt eine wilde Nacht heut', ſchaurig, ſchaurig,
Ueber die Maßen ſchaurig. Nun, wir ſteh'n
Und reden hier im warmen Kämmerlein,
Derweil vielleicht da draußen auf der Straß' 'nem
Vornehmen Mutterkind der kalte Dolch
In's warme Herz fährt —

Madelon.

Macht Ihr mich zu fürchten.
Sprecht nicht ſo garſt'ge Dinge, böſe Caton.
Gewiß ſteck' ich die Nacht bis an die Stirn
Unter der Decke. Daß ein Menſch ſo was
Soll können; doch ich glaub's Euch nicht.

Caton.

Ich glaube,
Ihr glaubt, es glaubt es Jemand gern? — Für heut'
Nun weiter nichts, als eine gute Nacht.
Schlaft Ihr nur. Schlaft Ihr nur. Wir wollen deſto
Munterer ſein. Die Maréchauſſé — hört
Ihr ſie? — die iſt mein Adjutant; ein frommes Lied dazu —
Nun laßt den Böſen bellen. — Gute Nacht.
Schlaft nur. Denn Gott und Claudes Caton wacht.
(Ab.)

Siebenter Auftritt.

Madelon (allein).

Was die nicht ſieht! Ich zitt're ordentlich
Vor Furcht. Daß es ſo böſe Menſchen gibt!
Wie glücklich bin ich doch, du lieber Gott,
Daß ich ſo guten Menſchen angehöre.
Man ſagt: ſo fromm wie René Cardillac.
Da muß ich dankbar ſein, ſo lang' ich lebe;
Könnt' ich nicht eines böſen Menſchen Kind ſein? —
Ob ſolche böſe Menſchen Kinder haben
Und Bräute? Und was könnten die dazu?
Ach, das iſt ſchrecklich, wenn man ſich's nur denkt!
Ich will's nicht denken, krank könnt' ich ſonſt werden
Vor bloßer Furcht. Nein, ich will beten. Gott,
Ich kann es nicht dem Vater danken, daß er
So gut iſt und ſo brav. Hörſt Du ein Kind,
O ſo vergilt Du's ihm! Und meinen Bräut'gam —
Ich weiß nicht, was ihm fehlt, doch iſt's kein Unrecht,
Das weiß ich ſo gewiß — laß' wieder ſein
So froh und heiter, als er ſonſt es war. —
Wird das ſo ſeltſam ſein, wenn man mich Frau nennt,

Und ich nicht mehr im bloßen Kopf kann geh'n,
Ein Häubchen tragen muß. Wie ich mag ausieh'n?
Ach, ich muß lachen, wenn ich nur dran denke.
Und schämen werd' ich mich zuerst. Warum?
's wird ja nicht anders, als es jetzt schon ist —
Was ist's denn weiter, wenn's Frau Brusson heißt?
Das ist schon wahr. Und doch werd' ich mich schämen.
(Sie geht mit ihrer Lampe durch die Seitenthür, nachdem sie das Licht ausgelöscht.)

Achter Auftritt.

Einige Zeit bleibt das Theater leer, dann Schritte und das Werda der Marechaussée auf der Straße. Dann bringt **Olivier** den verwundeten **Cardillac** mehr getragen als geführt.

Cardillac.

Oh — hierher — hierher — oh. Der Teufel selbst
Hat ihm die Hand geführt. — Langsam — nur langsam —
Ich bin des Todes.

Olivier.

Setzt Euch in den Stuhl hier.
Gott! ich bin ganz verwirrt — so wie im Traum.
Sagt nur, was ich beginnen soll?

Cardillac.

Meinen Schmuck!
Meinen Schmuck!

Olivier.

Ist das entsetzlich, wie er stiert!
Und mit den Händen tastet in der Luft.
Was thun? Was thun? Kommt zu Euch, Meister, sagt,

Ich bitt' Euch, Meiſter, ſagt, was ich beginne?
Fahrt Ihr ſo fort, ſo tödtet mich die Angſt.

Cardillac.

Es wär' ein Gott? Es wär' ein Gott? Du lügſt.
Ich ſoll nicht ruhig ſterben.

Olivier.

Meiſter, ich
Hab' nichts geſagt.

Cardillac.

Nein, nein. Du biſt's auch nicht.
Und doch ſpricht's immerfort. Sieh' hin, ſieh' hin
In jene Ecke; dort kommt's her. Sieh' hin,
Wer dort iſt?

Olivier.

Dort iſt Niemand.

Cardillac.

Aber hier
In dieſer; oder dort. — „Es iſt ein Gott."
Hörſt Du, Olivier? „Und doch iſt einer,
Und doch!" Wahnſinnig könnte man da werden.
Sieh hin an's Fenſter Du. Vielleicht ſpricht Jemand
Durch's Fenſter: 's iſt ein Gott und doch iſt einer!

Olivier.

Spräch' Jemand, Meiſter, ſo hört' ich's doch auch.

Cardillac.

Wie's flüſtert: 's iſt ein Gott und doch iſt einer —
Und doch! und doch! und immer, immer, immer:
Es iſt ein Gott! Es iſt ganz nah' herum —
's iſt in mir ſelber, glaub' ich. Wie das brennt
In meiner Seele Ohr. Wie wird mir angſt.
Nimm mir den ſchwerſten Hammer, ſchlag' damit
Den Ambos, bis er weißlich glüht. Laß! Laß!
Bräch' ſelbſt der eh'rne Himmel müd' zuſammen,
Kreiſchten die Stern' in ungeölten Angeln,
Und ging' der Donner mit dem Reiter durch

Und ſchlüg' den Huf der Wolk' in ihren Rücken
Daß ſie aufſtöhnte hunderttauſendſtimmig —
Das Flüſtern übertönt' es nicht: „Es iſt
Ein Gott!“ O, brüllt' es ſelbſt mit Sturmpoſaunen
Daher, ſo wär' es doch zu tragen noch;
Vor einem Lärmen kann die Seele flüchten
Unter der Betäubung Vampyrflügel. Dieſem
Entſetzlich leiſen Flüſtern muß ſie ſteh'n.
Das hält ſie feſt und leuchtet unbarmherzig
Ihr alle Falten aus, ſo daß ihr ſelbſt
Vor ihrer wüſten, leeren Tiefe graut.
„Und doch iſt einer!“ Hörſt Du? „Doch iſt einer!“
Ha ha ha! „Doch iſt einer — doch iſt einer.“
Wär' ich wahnſinnig, dann wär' Alles gut.

Olivier.

Die Seele, angſtverwirrt, vergreift ſich, mengt
Die Gegentheile ſchaurig lächerlich.
Der Jammer flucht und die Verzweiflung jubelt,
Das Lachen weint, das Weinen lacht. Und mir
Reißt Schwindel hier an dieſes Abgrunds Kluft
Die Stütze der Beſinnung aus der Hand.
Ach, großer Gott, wie bin ich rathlos.

Cardillac.

Schaff'
Mir Madelon. Vielleicht, wenn ich ſie ſeh' —

Olivier (pocht an Madelons Thür).

He, Madelon! Hörſt Du mich, Madelon?
Steh' auf! Steh' auf! Dein Vater —

Cardillac.

Nimm den Dolch
Mir aus der Bruſt. Verſteck ihn. Sag' ihr nicht,
Daß ich gemordet bin. Deck' mir was über
Die Bruſt, daß ſie das Blut nicht ſehen kann.

Olivier

(ſteckt den Dolch in die Taſche, bedeckt Cardillac die Bruſt und pocht wieder.)

Sie hört mich nicht.

Cardillac.

Solang' man jung iſt, hat
Man guten Schlaf und jeder Traum iſt ſüß
Vom Zucker der Gewiſſensruh'.

Olivier.

Hörſt Du?

He, Madelon!

Madelon (erwachend).

Was iſt?

Olivier.

Schnell komm' heraus.

Madelon.

Ich komme ſchon. Ich zieh' mich nur ſchnell an.

Olivier.

Eil' Dich.

Cardillac.

Meinen Schmuck! Meinen Schmuck!

Olivier.

Wie ſchauerlich!

Das Fieber rüttelt ihn ſchon wieder.

Cardillac.

Gib
Mir meinen Schmuck, und Du ſollſt leben bleiben.
Ich will Dir einen andern ſchaffen. O,
Ich weiß ſchon, wie man Schmucke ſchafft. Still doch,
Wenn ich Dir was erzählen will. Hör' Du,
Warum iſt roth das Gold und weiß das Silber?
Still doch; ſo was ſagt man nicht gerne laut.
Das Gold iſt roth von all' dem rothen Blut,
Das drum gefloſſen iſt; das Silber bleich
Vor Schauder über das, wozu es lockt.
Sie ſchliefen ſüß unſchuld'gen Kinderſchlaf —

So heißt's, wenn man noch keine Träume hat —
Am Erdenherzen, bis das Raubthier Menſch
Der alten Mutter in das Eingeweide
Die Klauen ſchlug. Die arglos Schlummernden,
Sie mußten Räuber, Kuppler, Mörder werden;
Nun rächen ſie ihre Unſchuld am Verführer;
Aus Knechten werden ſie des Menſchen Herr
Und treiben ihn zu allem Gräßlichen.
Alles iſt gut, was noch nicht Menſchen dient,
Dem ſchlauen Feind der Unſchuld der Natur.
Die ew'gen Sterne ſelbſt am Himmel dort,
Wenn ſie des Menſchen Gier erreichen könnte,
Die müßten ſeiner Lüſte Kuppler werden. —
Her mit dem Schmuck. Fort mit dem Schmuck. Fort! — Her! —
Die Steine brennen. Bunte Flammen ſind's,
Die durch das Aug' mit glüh'nden Zungen züngeln
Und, durſt'ge Vampyre, an dem Hirn mir ſaugen.
Das brennt! Das brennt! Das brennt! Daſſelbe, was
Des Menſchen Himmel iſt, iſt ſeine Hölle.
's gibt Menſchen, die nur beten dürfen, und
Ablaſſen muß der böſe Geiſt von ihnen.
Ich kann der Kirche ſchenken. Die Kirch' iſt feil.
Für Geld verkauft der Prieſter mir den Himmel.
Für Geld iſt Erd' und Himmel feil. Ha ha!

Olivier.

Ein jedes Haar bäumt einzeln ihm die Angſt
Und Schauer kräuſeln flüchtig ſeine Haut,
Wie Wirbelwind den Staub am Boden hin.
Aufzuckt Entſetzen jeder Nerv an ihm,
Ein jeder Nerv ein Menſch im Todesringen.
Jetzt faltet er die Hände. Welch' ein Beter.

Cardillac.

's könnt' Jemand lauſchen; Claudes Caton etwa —
(Er ſingt:)
Und laß dem Satan —

Hol' euch die Peſt, ihr Blutvergifter — halt' ihn!
Mir nach, Olivier, ſchnell! halt' ihn! halt' ihn!
Halt' ihn! Da läuft er fort mit meinem Schmuck.
Mach' mir die Füße frei, Olivier;
Eine Spinn' umſpinnt ſie mir — da fall' nicht über
Den rothen Faden — ich lauf' und lauf' und lauf'
Und komm' nicht von der Stelle — und muß dort ſein
Punkt Elf — da an der Mauer. Gib die Schmucke;
Hörſt Du, Olivier? Laß Meſſen leſen.
Dann hol' ich mir ſie wieder. — So was kommt
Nicht alle Tage vor; die werden lachen;
Was ſteht ihr da und ſchüttelt euch! Bin ich
Der Cardillac nicht mehr, der fromme Bürger?
Ha ha ha ha; die Guten ließ ich leben,
Hab' nur die Schurken abgethan. Ha! ha!
Hörſt Du? hörſt Du? wie's hämmert hier? Ha ha,
Und hin- und herächzt in der Nerven Kreuzgang?
Wie's angſtvoll an die leeren Zellen pocht?
Wie's ruft, wie's trippelt hin und her und ſtöhnt?
'ne arme Seel', die ſoll begraben werden
Und hämmert jetzt ſich ſelber ihren Sarg.

(Singt:)

O du heilig ewig Gut,
Nimm uns Du in deine Hut!

Ich will Euch — Harniſch unter'm Koller tragen,
'nen tugendhaften Mann zum Narren haben,
Mit meinem eignen Dolche mich bedienen —!

Olivier.

Sie kommt. Gott! wenn ſie ſeine Reden hört,
Wenn ſie erfährt —

Cardillac.

Ich will Euch, Schurkenpack!
Halt' ihn! Halt' ihn! Halt' ihn! Olivier!
Er hat meinen Schmuck noch. Bohr ihm durch den Harniſch!
Such' ſeine Seele mit dem Dolch! Halt feſt,

Und laß ſie nicht! Die Seelen ſind wie Luft,
Wie Blaſen. Halt' ſie feſt! Nagl' ihm die Seele
An's Herz! Häng' ſie an ſeinen Därmen auf!
Halt' ihn! Halt' ihn! Zapf' ab! Zapf' ab! Zapf' ab!
(Singt:)
Und faſſen uns des Todes Wehen,
Laß Deine Engel um uns ſtehen.

Neunter Auftritt.

Madelon im Nachtkleide und aufgelöſten Haaren; mit einem Licht.
Die Vorigen.

Cardillac.

Was iſt da — da — da — da? — ein weißer Engel?
Er thut mir in der Seele Augen weh.
Ich kann das Weiße nicht — hat er meinen Schmuck?
Und wenn's ein Engel iſt, meinen Schmuck ſoll er
Mir geben.

Madelon (vom erſten Schreck erholt).

Vater! Vater! Was iſt Dir?

Cardillac.

Ich hab' ein Kind? — Ach, ſo ein frommes Kind.
Dein Athem kühlt mit ſüßem Veilchenduft —
Das wäre ſchön, wenn nicht — jetzt faßt er mich,
Der Tod — Laß — laß — oh — oh —
(Er kann nicht mehr ſprechen.)

Olivier.

Siehſt Du? Er winkt.
Die Hand ſollſt Du ihm geben —

Madelon.

Vater, ſtirb
Mir nicht! Ach, ſtirb mir nicht! Was hab' ich Dir
Gethan, daß Du mir ſtirbſt?

Olivier.

Er legt Deine Hand
In meine — ſieht nach dem Schranke — wie? was meint Ihr?
Er deutet — macht ein Kreuz — ja, ich verſteh' Euch.
Ja; ja; er zuckt! es iſt vorbei. —

Madelon.

Nein! Nein!
Er ſoll noch leben! Nein, er muß noch leben!
Laß ihn nicht ſterben! Liebſt Du mich, laß ihn
Nicht ſterben! Wenn Du Mitleid haſt mit mir —
Ich will Dir Alles, was Du willſt — nur laß ihn
Nicht ſterben! —

Olivier.

Madelon! Mein armes Mädchen!

Madelon.

Gott, hier iſt Blut — iſt — Hülf'! er iſt ermordet!

Olivier.

Um Gottes willen, ſchweig'! — Wenn's Jemand hörte!

Madelon.

Olivier! Hülfe! Hülfe!

Olivier (außer ſich).

Du ſollſt ſchweigen!
Die Wache zieht vorbei. Ach, Madelon,
Komm' zu Dir!

Madelon.

Du? Du biſt's? Und hätt' ich mich
Verloren, hier in Deinem Aug' fänd' ich
Mich wieder. Ach, Olivier, könnt' ich
Nur weinen!

Olivier.

Horch! Was iſt das?

Madelon.

Nun hab' ich
Nur Dich noch auf der Welt, nur Dich allein!

Olivier.

Um Gottes willen! horch; da auf der Treppe —
Es klingen Sporen. Gott! wer wird mir glauben!

Madelon.

Was fürchteſt Du? Iſt nicht mein Vater nun
Ein Engel? Fühlſt Du's nicht? Mir iſt, es weht
Um uns wie leiſer, lauer Flügelſchlag.
Nun bet' ich noch um eins ſo gern zu Gott.
Bei ihm iſt ja der gute Vater nun!

Zehnter Auftritt.

Caton, Degrais, Gensdarmen, erſt noch in der Scene. **Die Vorigen.**

Caton (draußen).

Hierher, Herr Polizeilieut'nant Degrais!
Hier war's, hier oben. O, ich kenne noch
Den Gottſeibeiuns; der macht Claude's Caton
Nichts vor.

Degrais (weiter entfernt, als Caton).

Nicht einen Fußbreit dieſes Hauſes
Laßt undurchſucht.

Caton.

Wenn Eure Leute nur
Stand halten.

Degrais.

Ihr ſeid ſicher.

Caton.

Meinetwegen?
Mit meinem Roſenkranz und frommen Sprüchlein
Nehm' ich's allein auf mit dem Gottſeibeiuns.

Laßt ſehen, wer den Andern ſchützen wird.
Ihr mich oder ich Euch? Nur hier herauf.
Kein Wunder, daß Ihr nicht den Böſen fangt;
Der wird Euch leichter fangen, als Ihr ihn.
Er hat Euch ſchon. Das Liebeln, Trinken, Spielen,
Das Fluchen und das weltliche Erzeugen,
Das ſind die Henkel, dran er Menſchen faßt.
Nehmt's nicht für ungut, Herr, doch ich muß ſprechen,
Wenn mich der Geiſt regiert. Wie kommt Ihr mir?
Ihr wäret mir die rechten Himmelsfechter.
Wozu das Schwert? Einen Weihwedel hängt
An Eure Seiten. Ein Gebetbuch faßt
Anſtatt des Stabs in Eure Hand. Was ſoll
Dies weltliche Gekrös von Poſamenten?
Hängt's Paternoſter um. Das iſt Euch beſſer.
Dann fangt den Satan Ihr; ſo fängt er Euch.

Degrais.

Gut iſt's, Frau Caton, was Ihr ſprecht. Doch beſſer,
Wenn Ihr jetzt ſchwiegt.

Caton.

Glaubt Ihr, ich kann nicht ſchweigen?
Doch muß ich ſchweigen, bin ich unnütz hier.

Degrais.

Wir brauchen Euch, Frau Caton.

Caton.

So; Ihr braucht mich?
Ich brauche Niemand. Doch — wenn Ihr mich braucht,
Claude Patru iſt mein Herr; ich weiß nicht, ob er
Euch kennt? — Nein, Gott ſei Dank, er kennt Euch nicht.
Und ging' ich, nicht um Euretwillen ging ich,
Denn ſeht: ich ſteh' in Gottes Namen hier.
Doch Ihr ſollt' ſehen, daß ich ſchweigen kann. —
Nur immer hier heran. Hier iſt die Thür',
Hier in der Stube war der wilde Zank.
Ich wohne gleich darunter. Hier iſt vorhin

Geröchelt worden. Hier herein, ſo fangen
Wir den Gottſeibeiuns in ſeinem Neſt.
Ich habe nicht umſonſt gewacht. Ich wußte:
(ſie tritt ein mit ihrer Lampe)
Der Herrgott hatte Großes mit mir vor.

Degrais (tritt ein; Gensdarmen beſetzen die Thür).

Im Namen des hochpeinlichen Gerichtshofs
Chambre ardente; was iſt hier geſcheh'n?

Caton.

Ihr fragt noch, Herr? Seht Ihr nicht hier? Da liegt er,
Der tugendhafte Mann — doch ich kann ſchweigen.

Degrais (unterſuchend).

Gemordet? Leuchtet her.

Caton.

Gott ſei uns gnädig!

Degrais.

Ha, endlich. Gott ſei Dank!

Caton.

Seid Ihr ein Heide?
Wollt Ihr uns alleſammt — doch ich kann ſchweigen.

Degrais.

Dieſelbe Wunde. Endlich, endlich ſind wir
Der Mörderbande auf der Spur. Wer iſt
Der Burſche hier?

Caton.

Olivier Bruſſon, ſein
(auf die Leiche zeigend)
Geſelle.

Degrais.

Seht, wie er erbleicht.

Olivier.

Herr, wenn ich
Erbleiche, ſo iſt's nicht aus Schuld. Ich bin
Unſchuldig. Bleich macht der Gedank' mich nur,
Daß ich als ſchuldig Euch erſcheinen muß.

Degrais.

Müßt Ihr? Das mein' ich eben.

Olivier.

Ihr müßt glauben:
In dieſem Zimmer ſei die That geſcheh'n,
Und ich der Thäter.

Degrais.

Ja; das muß ich denken,
Bis Ihr mir, daß es anders iſt, beweiſt.
Frau Caton, ſprecht: Habt Ihr an dieſem Burſchen
Bemerkt, daß er jähzornig iſt? daß er
Im Streit mit ſeinem Meiſter war?

Caton.

Hm ja;
Jähzornig? Nun, das weiß ich ſelber nicht.
Noch vor acht Tagen, das weiß ich gewiß,
War er ein and'rer. Wie 'ne Taube, ſeht,
'ne ausgeſtopfte Taube, luſtig, roth
Von Wangen — ei, er war ein hübſcher Junge.
Ein Hammerſchlag, ein munt'rer Ton und wieder
Ein Hammerſchlag: ſo ſchmiedet' er ein Lied
Und eine Arbeit miteinander fertig,
Und Lied und Arbeit, beides war gerathen.
Ja, damals hatt' er ſtets ein freundlich Wort,
Ein guten Tag, Frau Caton; und ſeit geſtern,
Glaubt Ihr, daß mich der Böſewicht nur einmal
Gegrüßt hat? — Und wie ich Euch ſchon geſagt,
Der Meiſter jagt' ihn fort und bracht' ihn doch
Den nächſten Morgen ſelbſt in's Haus zurück.

Olivier.

So wahr ich lebe und ſo wahr Ihr lebet,
In dieſem Haus iſt's nicht geſcheh'n. Der Meiſter
War ausgegangen —

Caton.

Ausgegangen? Seht doch!
Euch wird ſchon noch der Lügenathem ausgeh'n.

Olivier.

Und in der Straß' Nicaiſe ſtach ihn einer
An meiner Seite todt. Ich trug ihn heim.

Caton.

Ihr trugt ihn heim? Durch's Fenſter? Durch den Schornſtein?
Ihr trugt ihn heim?

Degrais.

Nach Euern Worten ſcheint es,
Es führt kein zweiter Eingang in das Haus.

Caton.

So wenig als zwei Wege in den Himmel.
Und dieſen einen Weg hielt ich belagert
Mit allem Sturmgeſchütz der Frömmigkeit.
Hab' mit den Augen hier den Seligen
Die einz'ge Thür verſchließen ſeh'n; bin dann
An ſeinem Schlafgemach vorbeigekommen,
Da ſang er einen gottesfürcht'gen Vers —
Es iſt noch keine Stund' vorbei ſeitdem —
Und bin ſeitdem nicht von der Trepp' gekommen.
Und wär' er ausgegangen, was doch nicht iſt,
So müßt' er mir vorbeigekommen ſein —
Das wär' er nimmer ohn' ein freundlich Wort;
Und müßt' die Thür alsdann geöffnet haben —
Denn durch verſchloſſ'ne Thüren geht kein Menſch.
Und nur vorhin hab' ich den Seligen
Mit ganz erſtickter Bruſt hier röcheln hören:
„Halt' ihn! Halt' ihn!" Und, Herr, wie klang Euch das!

Degrais.

Was ſagſt Du nun? Wie, Burſche?

Olivier.

Herr, ſo wahr

Ein Gott im Himmel iſt, der Meineid ſtraft,
Ich kann nicht anders ſagen, als ich ſagte.
Vor meinen Augen ſtach ihn einer todt.

Degrais.

Geſchah's, ihn zu berauben?

Olivier.

Herr, ich weiß nicht.

Degrais.

Und Du hielt'ſt nicht den Mörder ab? Du ſtand'ſt
Dabei und ließeſt es geſcheh'n? Stand'ſt ruhig
Dabei? rief'ſt nicht um Hülfe?

Olivier.

Herr, zum erſtern
Kam ich zu ſpät. Und Hülf' herbeizuholen,
Verbot der Meiſter ſelbſt. Ich durft' es nicht.

Degrais.

Wenn Ihr wollt lügen, lügt wahrſcheinlicher.
Und was hatt' er ſo ſpät in jener Gaſſe
Zu thun?

Olivier.

Ich weiß nicht.

Degrais.

Was Du ſelbſt?

Olivier.

Ich kann's Euch
Nicht ſagen.

Degrais.

So? Kommt mir doch etwas näher.
Ihr blutet wohl zuweilen aus der Naſe?
Oder habt Euch geritzt?

Olivier.

Als ich ihn trug,
Da floß das Blut von ihm auf mich herab.

Degrais.

Und ließ, der ihn erſchlug, den Dolch zurück?
Nahm er ihn mit ſich?

Olivier (verwirrt).

Herr, das weiß ich nicht.

Degrais.

Es ſcheint, wir wiſſen mehr als Ihr. Er nahm
Ihn mit ſich. Wußt' er, daß der That Genoſſe
Auch ihr Verräther würde ſein —
(mit feierlich erhobener Stimme)
He! Ihr,
Olivier Brſſon;
(Er reißt ihm raſch den Dolch aus der Taſche und hält denſelben ihm vor die Augen.)
woyon iſt der Dolch
In Eurer Taſche blutig bis an's Heft?

Olivier.

Ich bin verloren! Ohne Schuld verloren!

Degrais (unterſucht).

Das Meſſer und die Wunde hier verleugnen
Sich nicht. Mit dieſem Dolch iſt es geſcheh'n.

Olivier.

Der Meiſter wollt' es ſo, daß ich den Dolch
Ihm aus der Wunde nahm und ihn verſteckte;
Er wollte nicht, daß es ſein Kind erführe —

Degrais.

Er wollte? Ihr, Ihr wolltet's nicht. Genug.
Faßt ihn und legt ihm Ketten an die Hände.
Vielleicht, wenn er die ſpan'ſchen Stiefel trägt,
Fällt dann ihm ein, was jetzt ihm iſt entfallen.

Olivier.

Gott! Die Tortur! Allmächt'ger Gott! Sie werden
Mich zwingen, zu geſteh'n, was ich nicht weiß.
La Regnie läßt kein Opfer aus den Händen.
Feſſelt mich nicht — und ich bekenn' Euch Alles.
Ich bin unſchuldig, doch —

Degrais.

Und doch unſchuldig?
Hört man Euch Buben ſelbſt, ſeid Ihr nie ſchuldig.

Olivier.

Ich will Euch nichts verſchweigen. Ihr ſollt ſeh'n,
Daß ich der Schuldige nicht bin. Zwei Thüren nur
(mit einer Bewegung nach dem geheimen Wandſchrank hin.)
Brauch' ich zu öffnen, und Ihr müßt mir glauben.
Unglücklich bin ich; ſchuldig bin ich nicht.
Laßt mich, und Ihr ſollt ſeh'n.

Degrais.

Wohlan, ſo laßt ihn;
Zeig' uns, daß Du unſchuldig biſt, und Du
Biſt frei.

(Sie laſſen ihn.)

Olivier.

Was thu' ich?
(Nach Madelon blickend, um welche, da ſie ohnmächtig, Gaten beſchäftigt iſt.)
Madelon! — Ich darf's nicht.
Nein. Führt mich fort

(Sie halten ihn wieder.)

Nein, laßt mich! Großer Gott!
(Er ſinkt auf die Knieen.)
Was thun? Was thun? O Gott, erleicht're mir
Den Kampf. — Hier ſterben, ſchmerzens-, ſchreckensvoll,
Und doch unſchuldig — dort, o Madelon,
Meine arme Madelon! Es wär' ihr Tod.
Wie haſt Du ſo entſetzlich mich verlaſſen!
Und doch, ſterb' ich, ſo muß ſie mich verfluchen —
Und trag' ich Alles, das ertrag' ich nicht.
Ich will ſie fragen. Madelon!
(Sie fährt aus ihrer Lethargie auf und umſchlingt ihn leidenſchaftlich.)
Kann ich
Sie laſſen? Ich muß leben! Ich muß leben!
Dies Auge ſoll ich nicht mehr ſeh'n, wie's Frieden
Und Ruh' mir in die trübe Seele blickt —
Na; ich will leben! Ihr ſollt ſeh'n, daß ich

Unſchuldig bin. Ich bin der Mörder nicht.
Ich will Euch zeigen, wer der Mörder war.

Madelon.

Mein frommer Vater, hilf uns doch vom Himmel!
Olivier, ſei unverzagt. Er iſt
Ja dort und wird Dir helfen. O, ich weiß es!

Olivier.

Du weißt es, daß er dort iſt? — Ja; ſo muß
Ich ſterben. Eins nur, Madelon, nur eins,
Eins laß mich fragen: Hältſt mich Du für ſchuldig?
Wenn ſie mich tödten —

Madelon.

Dich, Olivier?
Wenn ſie Dich tödten, will ich auch nicht leben.

Olivier.

Glaubſt Du an meine Unſchuld?

Madelon.

Wie an Gott
Und meinen Vater.

Olivier.

Ja; es muß! — So führt mich,
Wohin Ihr wollt. Ich bin bereit, zu ſterben.
Verdien' ich's, iſt es nicht um dieſen Mord.
Schuldig bin ich — und doch bin ich unſchuldig.

Degrais.

Schließt ihn und führt ihn fort. Wer iſt dies Mädchen?

Caton.

Des Sel'gen Tochter, Herr. Ein Engel.

Degrais.

Weiß
Sie von der That?

Caton.

Ich ging nur erſt von ihr.
Sie legte ſich zu Bett.

Olivier.

Als ich sie weckte,
War Alles schon geschehn.

Caton.

Seht Ihr, wie sie
Sich schämt, daß Ihr sie so betrachtet?

Degrais.

Vorwärts.

Madelon (an Olivier hängend).

Ich, Herr, nehmt ihn mir nicht! Ich habe Niemand
Mehr auf der Welt, als ihn. Er ist unschuldig.
Recht, wenn er schuldig wär', liebt' ich ihn nicht.
Er ist so brav, so gut. Ach, Herr, warum
Sollt' ich das sagen, wenn es anders wäre!
(Auf ein Zeichen von Degrais bewegt sich der Zug.)
O Gott, Ihr hört mich nicht. Ihr wollt ihn tödten.
Ich aber laß ihn nicht. Erst tödtet mich.
Wenn Ihr ihn tödtet, tödtet Ihr mich mit,
Und wenn Ihr's nicht wollt. Führt mich mit!

Degrais.

Das könnte
Noch werden. — Vorwärts.

Madelon.

Führt mich mit! Wo er ist,
Muß ich sein. Wo er nicht ist, kann ich ja
Nicht sein, kann ich nicht leben. Habt Erbarmen!
Ihr tödtet mich doch einmal, trennt Ihr uns.

Degrais.

Zurück!

Olivier (indem er weggeführt wird).

Ach Madelon! arme Madelon!
Meine arme Madelon!

Degrais.

Vorwärts!

Madelon

(will zu Olivier; dieser aber ist so von Gensdarmen umgeben, daß sie nicht zu ihm kann.)

Olivier!

(Sie sinkt um; Caton bemüht sich um sie.)

Olivier

(an der Thür schon, hält mit Gewalt an.)

Ihr zürnet mir, Frau Caton. Nicht um mich
Erfüllt mir eine Bitte. Schützt die Arme,
Die stützenlos nun in der Welt soll steh'n.
Betet für mich, denn ich muß sterben, weiß ich.
Ihr haltet mich für einen Bösewicht;
Und ich nur weiß, daß ich unschuldig bin.

(Auf erneuten Wink Degrais' drängen die Gensdarmen ihn mit sich fort. Indem fährt Madelon aus Catons Armen auf, sieht sich wild um und eilt außer sich nach. Einige tragen den Leichnam ab.)

Vorhang fällt. Ende des dritten Aufzuges.

Vierter Aufzug.

Bei der Scuderi

(wie früher)

Erſter Auftritt.

Serons und **Martiniére** im Geſpräch; ſie ſprechen leiſe, um **Madelon** nicht zu wecken, die auf einem Ruhbett ſchlafend liegt.

Martiniére.

a ſchleppte man den Mörder eben fort.

Serons.

en Mörder Cardillac's?

Martiniére.

Den Leichnam trugen
wei Männer nah genug an uns vorbei,
aß ich erkennen konnte, wer es war;
bgleich nur eben erſt die Sonne aufging.

Serons (auf Madelon zeigend).

as Mädchen aber —

Martiniére.

Hing wie außer ſich
em Mörder um den Hals; und als man ihn

Gewaltſam von ihr trennte, ſchlug ſie nieder
In Ohnmacht auf das Pflaſter. Wie ſie das ſah,
Da ließ mein Fräulein halten. Alles war
Vergeſſen, Landpartie und Freundin — Alles.
Das war ſo Waſſer auf des Fräuleins Mühle,
Die Jagd auf die Verlaſſenen macht. Sie nahm
Das Mädchen von dem Pflaſter in den Wagen;
Zurück ging's und wir waren wieder hier,
Von wo wir kamen.

Serons.

Und das Fräulein?

Martinière.

Damit
War's nicht zu Ende. Recht ging's nun erſt an.

Serons.

Die Kleine blieb dabei, ihr Bräutigam ſei
Der Mörder nicht —

Martinière.

Ja. Und mein Fräulein hat
Sich's nun geſchworen, unverſucht will ſie
Nichts laſſen, was den Menſchen retten kann.

Serons.

Das ſieht dem Fräulein ähnlich, wie das Mitleid
Den Engeln. Doch vergeblich müht ſie ſich.
Eh' windet ſie dem Satan eine Seele
Aus der Hand, als dieſem la Regnie ein Opfer.
Und gegen ihren Schützling ſpricht zu viel,
Als daß man ihre Meinung theilen könnte.

Martinière.

Nun ging's ſechs Tage lang von Pontius zu
Pilatus, zu la Regnie, zu — weiß ich's?
Sie ißt nicht, ſchläft nicht — und da hilft kein Wort.
Jetzt eben iſt ſie wieder auf der Straße
(Nach Madelen zeigend.)

Wär's nicht ein gar ſo liebes Kind, ich könnte
Der Kleinen dort in vollem Ernſte gram ſein.

Serons.

Da kommt ſie ſelbſt.

Zweiter Auftritt.

Fräulein. Martinière. Serons. Madelon (ſchlafend).

Martinière.

Und ganz erhitzt.

Serons.

Mein Fräulein.

(Küßt ihr die Hand.)

Fräulein.

Mein alter Freund, willkommen.

Serons.

So erhitzt —

Martinière (ſtellt ihr einen Stuhl).

Ruh'n Sie erſt aus, bevor Sie ſprechen.

Fräulein (betrachtet erſt Madelon liebevoll).

Ruh'n?

La Regnie ruht nicht.

Serons.

Laſſen Sie doch den.

Was geht Sie der an?

Fräulein.

Seht, er weiß noch nicht,

Daß ich ein Advocat geworden bin.

Ei, das verſteht Ihr nicht, ihr jungen Leute;
Ein junger Anwalt, der muß rührig ſein.

Serons (will ihr den Puls fühlen).

Sie müſſen —

Fräulein (immer im Scherz).

Dacht' ich's nicht? Er will den Puls
Mir fühlen. Ja, das iſt ſo hergebracht.
Wenn man das Rechte will mit rechtem Ernſt
Und nicht blos auf die eig'ne Ruhe denkt,
Dann fühlen uns die Leute an den Puls.

Serons (ebenſo).

Wenn Jemand will Unmögliches erzwingen,
Dann iſt's am Platz. Sie, beſtes Fräulein, ſollten
Sich ſchonen.

Fräulein.

Schonen. Ja; das iſt das Wort.
Man muß das Unrecht dulden, wo es ſei,
Wenn's uns nur nicht betrifft; das heißt: ſich ſchonen.
Ich dachte ſchon, Serons, auch Euch zu werben
Zu einem Kämpfer der bedrohten Unſchuld.
Ihr geltet was beim König und man hört Euch.
Hab' ich die Rechnung ohne Wirth gemacht?
Helft Ihr mir, Freund? Oder müßt Ihr — Euch ſchonen?
Wie?

Serons (bedenklich).

Fräulein —

Fräulein (ahmt's ihm nach).

Fräulein — O, nun iſt's ſchon gut.
Incommodirt die Zunge mir nicht weiter.
Antwort genug hab' ich an dieſer Probe.

Serons.

So machen ſie's, die Ritter von dem Recht;
Niemand iſt ungerechter — um das Recht.

Fräulein.

Und Ihr ſeid ein Beſonnener, der vor

Besonnenheit nicht zur Besinnung kommt.
An Euch, ich seh's schon, darf ich mich nicht wenden.
Was ich bedarf ist Hülfe, wack're That.
Ich weiß, was man bei Euch, Ihr Klugen, findet:
Rath, der nicht räth, und Hülfe, die nicht hilft.
Ihr, die Ihr bis zur Unbesonnenheit
Besonnen seid, geht mir, geht. Einen brauch' ich,
Der sich vergessen kann. Das könnt Ihr nicht.

Serons.

Und doch — gesetzt —

Fräulein.

Ja, wenn und in dem Fall
Der Fall vorfiele, daß, im Fall der Fall wär' —
Die einz'ge Antwort, die ich brauchen kann,
Die heißt: Ja oder Nein. Ich will, will nicht.
Ithem vergeudet, wer die That will sparen.
O, Ihr Besonnenen, so zeigt mir doch
Das Große, was Ihr auf der Welt gethan?
Das Größte, was geschah, — die Klugheit nicht,
Die Einfalt that's in edelm Selbstvergessen
Und die Besonnenheit — hat zugeseh'n.
Vielleicht thu' ich Euch Unrecht und Ihr seid
Noch nicht verloren, seid noch zu entflammen.
(Sie führt ihn vor das Ruhebett.)
Sieher, Serons, hier kommt mir her und seht
Dies Antlitz. Seht es noch einmal und wagt
Mir nur mit eines Zweifels Hundertheil
Die Wahrheit dieser Stirne zu verläumden.
Ihr sollt dem Mund nicht glauben, wenn er wacht;
Euch will ich's glauben, Mund und Wachen lügt.
Doch Aug' und Stirn und Schlummer lügen nicht.
Seht her und wagt's zu sagen: Dieses Mädchen
Liebt einen Mörder. — Wär' es; ja, dann traut' ich
Mir selbst nicht mehr. Und sagt mir einer dann:
Der Meister Serons hat's gethan, Ihr selbst

Habt ihm geholfen — dann — dann glaub' ich's ihm;
Dann glaub' ich Alles, wär's auch noch so toll;
Dann ist der Schöpfer selber der Verfälscher.

Serenus.

An dieses Kindes Reinheit zweifl' ich nicht.
Doch Alles, was man weiß, spricht gegen ihn,
Ihr seid's allein, die seine Sache führt.

Fräulein.

Die Welt ist hart; sie glaubt das Schlimme lieber.
Der Angeklagte ist den meisten Menschen
Schon ein Gerichteter. Was gegen ihn spricht,
Das weiß man; weiß man auch, was für ihn spricht?
Was ihn verdammen kann, drum müht sich Jeder,
Da weiß Der was und Der; zu seinem Besten,
Ach, da hat Niemand Lust und Niemand Zeit.
Ihr seid, wie Alle. So spricht der la Regnie,
So Degrais. Ach, an Härte sind die Menschen
Sich Alle gleich.

Dritter Auftritt.

Baptiste (ängstlich). Vorige.

Fräulein.

Was fehlt Dir?

Baptiste.

Nur erschreckt
Mir nicht; ach, gnäd'ges Fräulein —

Fräulein.

Närrischer

Baptiſte; warum ſagſt Du nicht: Erſchreckt mir?
Denn Beides ſagt daſſelbe. Und nun ſprich,
Warum?

Baptiſte.

Der Polizeilient'nant —

Martinière.

O Himmel!
Was will der bei Euch?

Baptiſte.

Degrais will Euch ſprechen.

Fräulein.

Seid Ihr ſo kindiſch noch und fürchtet Euch
Vor einem Titel? Laß ihn ein.

Baptiſte.

Es iſt
Nie etwas Gutes, was der bringt. Und einen
Verhängten Wagen führen ſie mit ſich.

Fräulein.

So iſt er nicht allein?

Baptiſte.

Am Wagen unten
Da halten vier Bewaffnete.

Fräulein.

Laßt ihn
Nicht warten.

Baptiſte (geht kopfſchüttelnd).

Vierter Auftritt.

Degrais. Vorige.

Degrais.

Edles Fräulein, Ihr entschuldigt
Mein Kommen mit des Präsidenten Auftrag.

Fräulein.

Entschuldigt, daß ich sitze, Herr, und thut
Das Gleiche, dann —

Degrais.

Mein Auftrag lautet nur
An Euch.

Fräulein (zu Serons).

Mein werther Freund —

Serons (küßt ihr die Hand und entfernt sich).

Fräulein (zur Martinière).

Geh', Martinière, nimm die Kleine mit Dir.

Martinière

(macht die Madelon, bedeutet sie, und Beide gehen durch die Seitenthür ab).

Fünfter Auftritt.

Fräulein. Degrais.

Fräulein.

Und nun sind wir allein. Nun sprecht. Ich höre.

Degrais (hat auf ihren Wink Platz genommen).

Der Präsident la Regnie würd' Euch nicht

eläſtigen, mein Fräulein, kennt' er nicht
ure hohe Tugend, Euern edeln Muth.
s liegt in Eurer Hand das letzte Mittel,
er Sache Wahrheit an den Tag zu bringen,
ie Euch ſo wichtig ſcheint als uns.

Fräulein.

Ihr ſprecht
on dem Olivier Bruſſon. Redet weiter.

Degrais.

r dringt in uns mit flehentlichen Bitten,
hm zu erlauben, daß er Euch, mein Fräulein,
ein Herz entdecke. Alles will er Euch
eſteh'n. Laßt Euch herab, mein gnädig's Fräulein,
d Ihr erſpart vielleicht ihm die Tortur.

Fräulein.

h ſoll —

(Sie ſteht auf, ernſt.)

Mein Herr, hab' ich Euch recht verſtanden?
h zweifle noch, ob man es wagt, mir eine
emeinheit zuzumuthen ſolcher Art.
shorchen ſoll ich den Unglücklichen?
oll ſein Vertrau'n mißbrauchen und verrathen?
d wär' er auch der Mörder, der er ſcheint,
d hört' ich ihn, ſo ruhte ſein Bekenntniß
ir als ein Beichtgeheimniß in der Bruſt.

Degrais.

elleicht, mein Fräulein, änderte ſich dann
er Entſchluß. Erinnert Euch Ihr batet
n Präſidenten ſelbſt um Menſchlichkeit.
r ſollt allein ihn ſprechen. Niemand ſoll
horchen, was er Euch vertrauen wird.
r könnt es dann entdecken, könnt's verſchweigen,
nnt ſoviel davon ſagen, als Euch gut dünkt;
s Alles hängt von Euerm Willen ab.
daß Ihr nichts zu fürchten habt von ihm,

Dafür ſteh' ich mit meinem Leben ein;
Er ſpricht von Euch mit brünſtiger Verehrung.

Fräulein.

Ihr habt ihn bei Euch?

Degrais.

Sprecht Ihr Ja, ſo ſteht er
Den Augenblick vor Euch. Und ſprecht Ihr Nein,
So geht die Unterſuchung ihren Gang,
Und die Tortur —

Fräulein.

O Gott!

Degrais (zuckt die Achſeln).

Wir müſſen ein
Geſtändniß haben —

Fräulein.

Ein Geſtändniß; ja,
Und wär's ein falſches, ein Geſtändniß nur!
Geht, geht, Ihr Helfer der Gerechtigkeit;
Ihr machtet einen Engel zu dem Mörder,
Nur, daß Ihr nichts vergebens habt gethan!
(Nach kurzem Beſinnen).
So laßt ihn kommen.

Degrais (aus der Thür).

Olivier Brüſſon, kommt
Herein!

Sechſter Auftritt.

Olivier Vorige.

Degrais.

Ich mache Platz.

Fräulein (wie ſie den Olivier ſieht).

Was ſeh' ich? Laßt mich
Mit dieſem Menſchen nicht allein. Gott! iſt
Es Der? — Hört, nehmt ihn fort. Den Menſchen will ich
Nicht ſprechen.

Degrais.

Kommt denn, Burſche.

Olivier.

Großer Gott!
Auch diesmal ſoll mir's nicht gelingen?

Fräulein.

Geht!
Geht! Hört Ihr?

Degrais (mit Olivier ab).

Siebenter Auftritt.

Das Fräulein allein, bald darauf Madelon. Martinière.

Fräulein.

O ſo iſt es doch! iſt doch!
Es iſt derſelbe, der das Käſtchen — Gott,

Warum durft' ich nicht ſterben, eh' ich das
Erfuhr!

Madelon (ſtürzt herein).

Martinière (ſucht vergeblich ſie zurückzuhalten).

Madelon.

O Mutter! Meine zweite Mutter!
Er iſt gerettet! Nicht? Ach nein. Ihr weint.

Fräulein.

Geh' — geh' —

Madelon.

Was iſt Euch? Hab' ich Euch gekränkt?
Was hab' ich Euch gethan?

Fräulein.

Nichts. Nichts. Das Herz
Gebrochen — weiter nichts.

Martinière.

Was iſt Euch nur?

Fräulein.

Geht! Geht mir! Ihr ſeid Alle falſch. Ich mag nicht
Mehr leben.

Martinière.

Gott! Was iſt hier nur geſcheh'n?

Fräulein.

Und hätt's ein Engel mir geſagt, — die Schrift
Auf dieſes Mädchens Stirn' iſt nachgemünzt.
Die Thränen fließen nicht des Vaters Tod,
Sie fließen ſeinem Mörder, dem Gedanken
Der eignen Schuld, der Furcht vor eig'ner Strafe,
Vor — Gott! wohin gerath' ich da!

Madelon.

Ihr ſeht
Mich nicht mehr an. Und ich weiß nicht —

Fräulein (die ſich mühſam gefaßt zeigt).

Geh', tröſt'
Ueber den Mörder Dich, den ein gerechtes

Gericht verfolgt. Und mög's die heil'ge Jungfrau
Verhüten, daß nicht auf Dir ſelbſt ein Theil
Der Blutſchuld laſte.

Madelon.

So iſt Alles, Alles
Verloren! (ſie ſinkt um; die Martinière um ſie beſchäftigt.)

Fräulein.

Meine Welt iſt mir zerbrochen,
Meine Welt voll hoher, edeler Geſtalten;
Die Scherben ſtechen mir die Seele wund.
Und in la Regnie's Welt ſoll ich nun leben.
Wie bin ich hülflos, ſchwach und ganz verlaſſen
In dieſer kalten, ſchauerlichen Welt!
Wenn ich nicht unbedingt mehr trauen darf —
Wo fängt der Zweifel an? wo hört er auf?

Madelon (kniend).

Ach Gott! Mein Vater, der Du nun bei Gott biſt,
Biſt Du nicht mehr ſo gut? liebſt mich nicht mehr,
So wie Du mich geliebt, da Du noch lebteſt?
O, iſt der Himmel Dir ſo ſchön, daß Du
Dein armes Kind vergißt, das Du auf Erden
Zurückgelaſſen haſt in Noth und Zagen?

Fräulein

(die ſich erſt von Madelon wegwenden wollte, um nicht beſtochen zu werden, kämpft mit dem Eindruck).

Hör' auf. Hör' auf. Zerreiß' mir nicht das Herz
Noch vollends. — Wer kann dieſe Töne hören.
Und doch mißtrau'n? — Und muß ich denn? Wer kann
Mich zwingen? Hab' ich ſiebzig Jahre der Tugend
Gelebt, nur um im einundſiebzigſten
An ihrem Daſein zu verzweifeln? Nein!
Vertrauen, Lebensathem meiner Seele,
Dich will ich athmen, bis ich nicht mehr athme.
Du Martinière, ſchnell! Baptiſte ſoll eilen,

Degrais zu ſagen, daß er wiederkehre (da Martinière ſprechen will.)
Nein. Geh' erſt, und dann rath' mir ab!

Martinière (ab).

'Achter Auftritt.

Vorige ohne die **Martinière**.

Fräulein.
(kann ſich nicht mehr bemeiſtern; ſie nimmt Madelon in die Arme).
Mein Kind!
Meine Madelon. Mein liebes, armes Kind.

Madelon (umſchlingt ſie leidenſchaftlich.)
Ach, nun iſt Alles gut. Sie liebt mich wieder!

Fräulein.
Muß ich auch noch Dich ängſten, liebes Weſen?

Madelon.
Ja, Du wirſt helfen, meine zweite Mutter!

Fräulein.
Vertrau' mir nicht ſo. Roth' werd' ich, ich fühl's,
Wenn Du mich ſo beſchämſt. Nur kaum, daß ich
Die Welt geſchmäht um ihrer Härte willen,
War ich ſchon ſelber hart. — Ach, ſchon ſein Namen —
Olivier Bruſſon — mußte mich zur Milde
Bewegen. Gott, nun fällt mir ein, was mich
So eigen anſprach in des Menſchen Zügen,
Es war etwas von Anne Gniots Antlitz.
Es war ihr Aug'. Wie konnt' ich nur —! Sie ſelbſt
Hab' ich von mir gewieſen in dem Armen.
Gewiß, nur Schmerz ſprach aus den milden Zügen.

Sie kommen ſchon. (Zu Madelon).
Mein liebes Leben, geh' jetzt,
Laß' mich allein.
Madelon (umarmt das Fräulein leidenſchaftlich und geht).

Neunter Auftritt.

Martinière. Degrais. Fräulein. Dann Olivier.

Degrais.
Mein edles Fräulein, Ihr
Befahlt —

Fräulein.
Entſchuldigt, daß ich mich ſo kindiſch
Benahm. Ich habe mich gefaßt und will
Ihn ſprechen.

Degrais
(wartet, bis Martinière auf des Fräuleins Wink in die Seitenthüre ab, welche das Fräulein ſelbſt verriegelt, dann öffnet er die Mittelthür).
Kommt herein, Olivier Bruſſon.
Anderthalb Stunden Zeit durft' ich Euch gönnen.
Davon iſt ſchon ein großer Theil verſtrichen.
Drum faßt Euch kurz. — Ich gehe (zum Fräulein).
Ein Glockenzug
Ruft mich, wenn Ihr mich braucht. (Ab).

Zehnter Auftritt.

Olivier. Fräulein.

Fräulein.

Unglücklicher,
Nun sprecht; wir sind allein.

Olivier.

Verehrtes Fräulein,
Erschreckt nicht vor mir. Mit dem rechten Namen
Nanntet Ihr mich. Und bin ich schuldig, bin ich
Weit unglücklicher, als ich schuldig bin. —
Ach, kennt Ihr mich denn gar nicht mehr? Ist Euch
Mein Antlitz stumm? Spricht nicht mein Auge mehr
Die Sprache, die Euch wiedertönt im Herzen?
Ihr meintet selbst, wie ich so klein noch war —

Fräulein.

So trog's nicht. Ihr seid Anne Gniots Sohn.
Sie war's, die mich aus diesen Augen ansah.
Und lebt sie noch, die gute Anne?

Olivier.

Nein.
Ein gütig Schicksal schloß ihr Aug', daß sie
Nicht seh'n muß, was aus ihrem Kind geworden.

Fräulein.

Die Anne todt? Und Euch, mein Kind und Annens Kind,
Muß ich so elend wiederseh'n?

Olivier.

Wie gern'
Erzählt' ich Euch von meiner Mutter. Wie sie
Undankbar schien, zudringlich nicht zu scheinen;
Wie ich — doch meine Worte sind gezählt,

Und reden muß ich Euch von andern Dingen.
Die Welt hält mich für meines Meisters Mörder
Und für ein Glied von jener Räuberbande,
Will mich zur Auskunft zwingen über sie.
Ich weiß, mein Fräulein, ich allein, wer jene
Verruchten Thaten alle hat begangen,
Mein Leben könnt' ich retten, nennt' ich ihn.
Doch will ich sterben, und nur Ihr, nur Ihr
Sollt wissen, was mit mir begraben wird.
Ihr sollt mich nicht verkennen. Weiß ich nur,
Daß Ihr verschweigen wollt, was ich Euch sage —

Fräulein.

Das will ich, meiner Anne armes Kind;
Könnt' ich mehr thun für Dich, als das!

Olivier.

So hört.
Es sind die Worte eines Sterbenden,
Die Ihr vernehmen werdet. Sterben will ich.
Was ich Euch sage, — mich zu retten, sag'
Ich's nicht. Weshalb sollt' ich Euch drum belügen?
Doch Eilen gilt's. Degrais zählt die Minuten.
Darum verschweig ich's, wie zu Cardillac
Ich als Geselle kam. Genug; da war ich,
Und Madelon, des Meisters Tochter, war
Mir hold; wir liebten uns. Deshalb stieß mich
Der Meister eines Tages aus dem Haus;
Denn nicht für mich hab' er sein Kind erzogen.
Nun denkt Euch, was die Zeit mir nicht zu sagen
Erlaubt, denkt meinen Schmerz. Euch wird's nicht wundern,
Wenn ich die Nacht hindurch verzweiflungsvoll
Das Haus umirrte, das mein Liebstes barg.
Mein Schicksal wollt' es so. In dieser Nacht
Sollte der Zufall mir enthüllen, was
Selbst Degrais Scharfsinn unenthüllbar blieb.
Da stand ich an der Wand, die fensterlos

Vom Hauſe Cardillacs nach einem engen
Und dunkeln Gäßchen weiſt. Da hör' ich's knarren
Sechs Schritt von mir, und — denkt Euch mein Erſtaunen —
Ein Heiligenbild, die einzige Verzierung
An dieſer Wand bewegt ſich, dreht ſich leis
Wie eine Thür nach innen, und heraus
Kommt Cardillac geſchlichen. Tiefer Schatten
Verbirgt vor ſeinen Lauerblicken mich.
Nun eilt er flüchtig und auf leiſen Sohlen
Hart an den Häuſern hin. Ich — eil' ihm nach
Ohn' einen andern Grund, als dunkle Ahnung:
Ich könnte, eilt' ich nur, etwas Entſetzliches
Verhindern. Gott! Die Ahnung trog nicht, inſofern
Sie das Entſetzliche vorausempfand.
Doch zum Verhindern kam ich ſchon zu ſpät.
Ich ſah nur noch den Tigerſprung, ſah lautlos
Das Opfer fallen, ihm den Schmuck entreißen,
Und ſchon verbarg der Schatten jenen wieder.
Ich warf mich auf das Opfer, ihm zu helfen
Und es zu retten, wenn noch Rettung möglich.
Es war ein junger, ſchöner Cavalier;
Doch furchtbar ſicher war der Stoß geweſen.
Nun rannt' ich durch die Straßen; das Entſetzen
Hinter mir her. Erſt ſpät zwang Müdigkeit
Mich, in der Herberg mir ein Bett zu ſuchen
Ich ſchlief noch nicht, als mit der Sonne früh
Ein Mann zu mir herein in's Zimmer trat.
Gott! wie erſchrak ich. Es war Cardillac,
Und mit gutmüth'gem Poltern, wie's ihm zu
Gebot ſtand und als wäre nichts geſchehn,
Hieß er mich aufſteh'n und nach Haus ihm folgen,
Wo Madelon, die einmal ohne mich
Nicht leben könne, mich als Braut erwarte.
Dann ſagt' er mir, er ſei ein großer Sünder,
Durch mich jedoch gedenk' er ſich zu beſſern.

ch ging mit ihm. Da gab er ſpäter mir
inen Schmuck; es war derſelbe, den ich Euch
uf ſein Geheiß gebracht —

Fräulein.

Nun wird mir klar —

rzählt nur weiter.

Olivier.

Als er Euern Namen
usſprach, da war mir ſchon, als wär' geholfen.
ch dachte mir: dem Fräulein ſagſt Du Alles,
Was Dich bedrängt, und ſie wird Hülfe wiſſen,
Wird wiſſen, wie der Cardillac unſchädlich
u machen iſt, ohne daß Madelon
Die Schande des verruchten Vaters theilt
nd je erfährt, was ſie — ach, theures Fräulein,
Sie ſieht in ihrem Vater einen Heiligen,
nd Wahnſinn oder Tod brächt ihr das Wiſſen.

Fräulein.

a; leidenſchaftlich, wie ſie iſt —

Olivier (freudig überraſcht).

Ihr kennt ſie?

Fräulein.

ch ſah ſie neulich.

Olivier.

O, ſo wißt Ihr ſelber,
Daß ſie ein Engel iſt, o, ſo begreift Ihr,
Warum ich lieber ſterben will, als ſie —
Seht, theures Fräulein; ſollen die Gerichte
Ihres Vaters Leichnam aus dem Grabe reißen
nd die vermoderten Gebeine noch
Brandmarken? — Madelon wird mich beweinen
Als den unſchuldig Hingerichteten.
Die Zeit wird dieſen Schmerz ſie tragen lehren.
Doch tödtlich, nimmer heilbar tödtlich müßte

Verzweiflung über ſie die Wahrheit bringen.
Drum will ich ſterben.

Fräulein (ihre Rührung bemeiſternd).

Und Du trafſt mich nicht.
Du ſuchteſt mich noch einmal auf; auch da
Gelang Dir's nicht. An meines Wagens Schlag —

Olivier.

Ich war's; ich war der Elende, der Euch
So oft erſchreckte, ohne daß es ihm
Gelingen ſollte, Euch ſein Herz zu öffnen.
Mein böſes Schickſal wollt' es ſo; denn anders
Ständ's nun um mich, gelang mir's, Euch zu ſprechen.

Fräulein (wie vorhin).

Und Cardillac? — Er war —

Olivier.

Er war's allein.
Nicht eine Bande war's von Mördern. Ihn
Trieb angeborner Wahnſinn zu dem Aergſten.
Ihn quälten wilde Träume, hetzten ihn,
Bis er den Schmuck, den er gefaßt, dem Eigner
Gewaltſam heimlich wieder abgenommen.
Eines Tags erzählt' er's mir. Er öffnete
Einen geheimen Schrein mir in der Wand.
Drinn hängen all die Schmucke, die er gewaltſam
Durch Mord gewonnen, und bei jedem ſteht
Auf einem Zettel Jahr und Tag und Namen,
Wem er und wann das Leben hat gekoſtet.

Fräulein.

Entſetzlich! Ja, ſo trog ſein Anſehn nicht,
Trog nicht der Schauder, der mich damals faßte,
Als — doch erzähle weiter.

Olivier.

Heilig hatt'
Ich mir verſprochen, zwar um Madelon
Den Schleier nicht zu lüften, der des Vaters

Unthaten barg; doch — sei es mit Gefahr
Des eig'nen Lebens — neue Greuel zu
Verhindern; sonst war ich sein Mordgenosse.
Da zeigte sein Gespenst ihm Euern Schmuck.
Was hab' ich da gelitten! Ganze Nächte
Lag ich versteckt bei der geheimen Thür.
Ich warnt' Euch, meine Warnung war vergebens.
Er ging. Ich eilt' ihm nach. Doch diesmal galt es
Dem Grafen Miossens. Zum erstenmal
Gelang der Stoß ihm nicht. Ihn selber traf
Das Schicksal, das den Grafen treffen sollte.
Ich trug ihn eilend heim auf meinen Schultern —
Den Sterbenden — durch die geheime Thür.
Hier legt' er röchelnd uns're Hände noch
Ineinander, dann — Ihr wißt, wie man mich bei
Dem Todten fand und für den Mörder nahm.
Alles sprach gegen mich und was für mich sprach,
Das Dasein der geheimen Thür, des Schrankes
Mußt ich verschweigen wegen Madelons. —
Noch Ein's drückt mich. Der Sterbende hat mich,
Da er schon sprachlos war, mit Blick und Zeichen
Beschworen, das geraubte Gut der Kirche
Zu übergeben. Ach, vielleicht wird Euch
Es möglich, sein Begehren zu erfüllen. —

Pause. Das ganze Gefühl seiner Lage kommt über ihn; er sinkt weinend mit vor das Gesicht geschlagenen Händen in die Kniee. Die Scuderi weint auch. Er faßt sich und erhebt sich).

Ich weiß, was mich erwartet. — Ihr, Ihr seid
Gewiß von meiner Unschuld überzeugt.
Nichts hab' ich sonst gethan, als daß ich schwieg;
Doch keine Marter soll mir das entpressen.
Und nun, — ach, hört die Bitten Anne Gniots;
Sie ist's, die Euch in meinem Jammer fleht. —
Und nun, ach! hört mich, hört die Bitten Eines,
Der sterben muß so jung und ohne Schuld:

Erbarmet Euch der armen Madelon,
Und dankbar will ich Euch noch sterbend segnen!

Fräulein (umarmt ihn, kann kaum sprechen).

Mein armes Kind!

Olivier.

O, wie Ihr mich beseligt,
Wie Ihr das Sterben mir erleichtert!

Fräulein.

Gott!
Das Sterben! Ist kein Weg denn mehr, Dich zu
Erretten. Ach! wenn ich verspreche, Alles
Zu thun, um Dich zu retten, was ich kann —
Wie ist das ein geringer Trost! Was kann ich,
Die arme Greisin, ich, das schwache Weib,
Als weinen, beten und vor Jammer sterben. (Sie besinnt sich).
Eins kann ich doch. Kann eine Freude Dir
Bereiten. Höre; Du sollst Jemand seh'n.
Räthst Du den Jemand? (Sie ruft durch die entriegelte Thür).
Madelon!

Olivier.

O Gott!
Sie ist's? Sie hier? Sie soll ich sehn?

Elfter Auftritt.

Madelon. Vorige.

Madelon (stürzt in seine Arme).

Olivier!

Olivier.

Du bist's? Mein Einzig's?

Madelon.

Biſt Du's denn? Ich kann Dich
Vor Thränen noch nicht ſeh'n.

Olivier.

Ich hab' Dich wieder!

(Weinend und lachend)

Ha ha, ich hab' Dich wieder, meine Seele!

Madelon.

Ach, Du biſt bleich, Olivier; mein armer
Olivier!

Olivier.

Ich bin nicht arm jetzt. Nein.
Ha ha, ich will den ſeh'n, der reicher iſt!

Fräulein (ebenſo glücklich wie die Liebenden)

Sein Ich hält der Verdorb'ne krampfhaft feſt;
Er hat nichts weiter auf der Welt. So ſelig
Vergeſſen kann ſich nur das reine Herz. —
Den kalten Degrais hör' ich ſchon. Ihr müßt
Euch trennen, Kinder. Madelon! Sie iſt
Ohnmächtig. Hilf, Olivier; wir tragen
Sie da hinaus. Ach, arme, arme Kinder!

(Es geſchieht; ſie ſchließen die Thür)

Martinière, ſorg' für das arme Kind.

Zwölfter Auftritt.

Degrais Die Vorigen

Degrais.

Entſchuldigt, edles Fräulein, wenn ich ſtöre.
Die Friſt iſt um, die mir der Präſident

Bewilligt hat. Olivier Bruſſon —
(Aus der Thür ſprechend).
Legt ihm
Die Ketten wieder an — Ihr müßt nun geh'n.
Olivier.
Mein Fräulein, heißen Dank — und lebet wohl! (Er geht).
Fräulein.
Lebt wohl, Olivier Brüſſon! Hört mich Gott,
Sag' ich Euch nicht zum letztenmal Leb'wohl.
(Zu Degrais, der ſie fragend anſieht).
Mein würd'ger Meiſter, der Beklagte hat mir
Glaubwürdig ſeine Unſchuld dargethan,
Und nur ein edelmüthiger Entſchluß,
Die Unſchuld ſelbſt nicht zu vernichten, hält ihn
Zurück, Euch ſein Geheimniß zu entſchleiern.
Ein Entſchluß, den Ihr ſelbſt bewundern würdet,
Der um ſo edler iſt, als er geheim bleibt.
Degrais (Fein lächelnd voll Höflichkeit).
Den Präſidenten wird es freu'n, wenn es
Bruſſon bei ſeiner hohen Gönnerin
Gelungen, ganz ſich zu rechtfertigen.
Doch was den edelmüthigen Entſchluß
Mit dem Geheimniß anbetrifft, wird's ihm
Unendlich leid thun, daß die Chambre ardente
Dergleichen Edelmuth nicht würd'gen kann,
Der ihr ein Vorwand nur erſcheinen darf;
Und ſich, bis das Geheimniß ihr bekannt,
Sich an das Nichtgeheime halten muß.
Zum Beiſpiel daran, daß, ſolange nun
Olivier Bruſſon in Verwahrung iſt,
Der Straßenmord ſchon feiert —
Fräulein.
Haltet ein.
Um Gotteswillen folgert nichts daraus,
Daß Bruſſon nun — ich darf nichts ſagen. Wüßtet
Ihr — Soviel nur kann ich Euch ſagen: Er

Iſt nicht der Mörder Cardillacs; er iſt
Unſchuldig an dem Straßenmord. Ein böſes
Geſchick zwingt ihn, der Schuldige zu ſcheinen
Und was, ihn retten könnte, zu verſchweigen.

Degrais (immer ſehr verbindlich).

Der fromme Glaube, der Euch ziert, dem Richter
Würd' er ſchlecht anſteh'n. Gut, Ihr ſagt, mein Fräulein:
Er muß verſchweigen, was ihn retten kann,
Und Edelmuth iſt's, was dazu ihn treibt; —
Mein Fräulein, dieſe Worte ſprach er ſelbſt,
Als ich ihn griff: „Ich bin bereit zu ſterben.
Verdien' ich's, iſt es nicht um dieſen Mord."
Und worum ſonſt? Wenn nicht um dieſen, doch
Um andre? — Ging' der Edelmuth ſo weit,
Muß er verſchweigen, was ihn retten kann,
Daß er noch ſpricht, was ihn verderben muß?

Fräulein.

O, dieſes unheilbringende Geheimniß,
Was für ihn zeugen ſollte, klagt ihn an.
Und doch —

Degrais

(achſelzuckend, macht ſich zum Gehen bereit, immer ſehr höflich).

Der Präſident that, was er konnte.
Des Richters Pflicht iſt Unſchuld, oder Schuld
An den Tag zu bringen. Weil nun, wie Ihr ſagt,
Nur des Geheimniſſes Entſchleierung
Die Unſchuld ihm beweiſen kann, ſo weiſt Ihr
Den Weg uns ſelbſt, der zu dem Ziele führt.
Wir ſind ſo unbeſcheiden nicht, in Euer
Vertrauen uns zu drängen. Uns bleibt immer
Ein Mittel noch.

Fräulein.

Ihr lächelt? Gräßlich iſt
Das Lächeln wie das Mittel. Geht; mich ſchaudert.

Degrais.

Auch könnt' es sein, daß wir des Todten Tochter —

Fräulein.

Was wollt —

Degrais.

Bedürften bei dem weiteren
Prozeß. Den Präsidenten würd' es schmerzen,
Da er es weiß, daß Ihr Euch ihrer annehmt,
Wenn die Nothwendigkeit unvorbereitet
Euch träfe —

Fräulein.

Sie —? O, Ihr seid keine Menschen.
Was wollt Ihr mit der Armen? Wollt Ihr sie
Noch ärmer machen? noch unglücklicher?
Wollt Ihr — vor Euerm eisernen Gesicht
Erstarrt mein Blut! Nein — ich will nicht vergebens —
Gut — thut, was Ihr — Ihr dürft ja Alles thun,
All' das, weshalb Ihr Andere bestraft.
Doch glaubt nicht, daß sie schutzlos ist, bin ich
Auch nur ein Weib. Geht, geht, mein Herr.

Degrais (immer ruhig und äußerlich höflich).

Deshalb,
So bittet er inständig Euch, mein Fräulein,
Daß Ihr mit dem Gedanken Euch vertraut.
Denn schmerzen würd's ihn, wenn Ihr ihn verkenntet.

(Verbeugt sich tief und geht).

Dreizehnter Auftritt.

Fräulein allein. Dann Baptiſte.

Fräulein.

Nein; ich verkenn' Euch nicht. Glaubt' ich, Ihr wär't
Ein Menſch mit einem Herzen; ja, dann thät' ich's.
Und was nun — was nun thun? Und was nun laſſen,
Die Unſchuld aus des Molochs Arm zu retten?

Baptiſte.

Der Graf von Mioſſens.

Fräulein.

Es thut mir leid.
Ich kann ihn jetzt nicht ſprechen. Ich bin krank.
Bin —

Baptiſte.

Um Olivier Bruſſon —

Fräulein.

Was ſagſt Du?

Baptiſte.

Käm' er. Nothwendig ſei's, daß er Euch ſpreche
Wegen des Bruſſon.

Fräulein.

Wie noch Einer, der mich
Ermahnen will? Und doch — war's nicht der Graf
Mioſſens, der — vielleicht — er iſt willkommen.

Vierzehnter Auftritt.

Graf Mioſſens. Das Fräulein.

Mioſſens (küßt ihr die Hand).
Ich will nicht lange ſtören, theures Fräulein.
Ihr ſeid, ſo hör' ich Bruſſons Gönnerin;
Und ihn betreffend, kann ich eine Nachricht
Euch geben, die vielleicht ihm nützlich iſt.
Von Euerm ritterlichen Spruch begeiſtert:
„Wer vor Dieben kann verzagen,
Iſt nicht werth, geliebt zu ſein.—"
Beſchloß ich, einen Harniſch unter'm Rock,
Mit einem Schmuck allein auf nächt'gem Wege,
Dem Harniſch und dem ſichern Arm vertrauend,
Das blutige Gezücht der Nacht zu treffen.

Fräulein.
Und das gelang Euch.

Mioſſens (nachdem er ſie einen Augenblick angeſehn).
Es gelang mir. Ja.
Doch wär' mir's ohne Harniſch nicht gelungen,
So übermenſchlich war des Räubers Kraft
Und ſo entſetzlich ſeiner Muskeln Schnelle.
Noch rang ich mit dem Einen, als ein And'rer
Ihm beizuſtehen kam. Der Eine ſtürzt
Zur rechten Zeit. Ich kann den Degen noch
Gegen den Andern zieh'n. Da tönen Schritte
Und Waffenklirren Straß' herauf. Ich floh,
Um nicht la Regnie in die Hand zu fallen.

Fräulein.
Der Andre aber —

Mioſſens.

Eilte zu dem Leichnam —

Fräulein.

Und raffte ihn auf und trug ihn fort —

Mioſſens.

Ihr wißt —

So ſah ich recht; ſo war's derſelbe, den
Degrais jetzt hat an mir vorbeigeführt.

Fräulein.

Jetzt ſaht Ihr recht, doch neulich nicht. Der Jenem
Zu Hülfe, wie Ihr meint, herbeigeeilt,
Der kam, um Jenes Frevelthat zu hindern.
O Gott ſei Dank! Nun tagt es endlich! endlich!
Euch ſendet Gott mir, der die Unſchuld ſchützt;
Denn Euer Zeugniß muß den Armen retten.

Mioſſens (tritt einen Schritt zurück).

Mein Fräulein, mißverſteht mich nicht —

Fräulein.

Wer Euch
Für edel hält, der mißverſteht Euch nicht.

Mioſſens.

Euch ſagt' ich, was ich ſagte; Niemand ſonſt.

Fräulein.

Euch glaub' ich, was Ihr ſagt; nur nicht das Eine
Womit den eignen Muth Ihr wollt verläumden.

Mioſſens.

Graf Mioſſens weicht keinem Gegner, der
Mit ſeinen Waffen ficht. Doch gegen Ränke,
Spitzfind'gen Schein, der mit der Schwere des
Geſetzes ſich bewaffnet, kann ich nichts
Und bin ein wehrlos Opfer, wie ein Andrer.
Und wagt' ich's doch, müßt' es ein andrer Preis,
Als eines ſolchen Menſchen Rettung ſein.

Fräulein.

Eines ſolchen — wie Ihr das verächtlich ausſprecht!

Gilt's ſeinem Rufe? Gilt es ſeiner Herkunft?
Gilt es der letztern, ſag' ich Euch: Ihr ſteht
So hoch, nicht um den Niedern zu zertreten.
Ihr ſteht ſo hoch, den Niedern zu beſchützen,
Wenn Unrecht ihn bedrängen will. Heißt Ihr
Ein Edler darum, daß Ihr's nicht zu ſein braucht?
Wollt Ihr ein Ritter ſein, ſo ſeid ein Retter.
Seid Ihr ein Mann, ſo ſeid Ihr es, damit
Ein Weib nicht wünſchen muß, ein Mann zu ſein.
Gilt's ſeinem Rufe nur, ſo ſag' ich Euch,
Ich, die Ihr nie als Lügnerin gekannt,
Daß er unſchuldig iſt an alledem,
Was man ihm ſchuld gibt.

Mioſſens (ausweichend).

Doch iſt's nicht das Sein.
Mein Fräulein, nur der Schein, der hier verdammt.

Fräulein (öffnet die Seitenthür).

Und ſeht dies Mädchen dort. Dies Mädchen liebt ihn,
Wie wärmer nie ein Mädchenherz geliebt;
Liebt ihn —

Mioſſens.

Welch' wunderbare Aehnlichkeit!
Es iſt die Herzogin von la Valliere,
Um vierzig Jahre jünger nur. — Ja; jetzt
Begreif' ich wohl, warum der König noch
Nach ſoviel Jahren der Zerſtreuung kann
Mit Wehmuth ſeiner Jugendliebe denken.

Fräulein (ſchließt die Thür wieder).

Was ſagt Ihr nun? Wenn Ihr mit Euerm Ruhme,
Mit Euerm Rang —

Mioſſens.

Mein Fräulein, wißt Ihr nicht
Wie lang' dieſer la Regnie jenen tapfern
Herzog von Luxemburg, den Stolz von Frankreich,
In der Baſtille Kerker ſchmachten ließ,

Und um ein Horoscop, um weiter nichts,
Das er sich stellen lassen? Was half ihm
Ruhm und Verdienst? Und meine Lage wär'
Ungleich gefährlicher. Ich traf den Mörder
In jener Nacht mit seinem eig'nen Dolch.
Nun denkt, in welchem Rufe Cardillac
Von Frömmigkeit und Bürgertugend stand.
Freigebig gleicht des blut'gen Todes Unrecht
Die allgemeine Meinung durch Verklärung
Des Lebens aus, das ihm vorhergegangen.
Und selbst geringe Aussaat solchen Lebens
Bringt solchem Tod oft hundertfache Ernte.
Ich bin der Lebende; er ist der Todte.
Was man dem Todten zuviel giebt, das nimmt man
Dem Lebenden. Vom allgemeinen Zorn
Borgt sich die Klage Macht und schüchtert die
Vertheid'gung ein. — Und nun bedenkt, was an
Den Dolch sich knüpft. Wer dieses Dolches Herr,
Der so genau in all' die Wunden paßt,
Dem läd't Verdacht die Morde sämmtlich auf.
Und sagen: diese eine That hab' ich,
Heißt sagen: alle hab' ich sie gethan. — — —
Zu Einem will ich mich erbieten, wenn
Daran Ihr G'nüge finden könnt. — Was Ihr
Durchsetzen wollt, als recht könnt' Ihr es nicht
Durchsetzen vor la Regnie's Richterstuhl,
Und wollt' ich opfern, was ich nicht will opfern.
Ihr müßt Euch an den König wenden, nur
Auf seine eig'ne Ueberzeugung, sein
Gefühl, das, wo der Richter strafen muß,
Das königliche Gnadenrecht darf üben,
Euch klug berufen. Dazu will ich Euch,
Mein edles Fräulein, helfen, das ich achte,
Mehr, als ich irgend Jemand Andern achte.
Ihr sollt Euch bei dem Könige geheim

Auf mich berufen, und — ich will nicht fehlen.

Fräulein.

Ja; Ihr habt mir den einz'gen Weg gezeigt.
Ihn will ich geh'n an Eurer Hand. Dank Euch.

Mioſſens (faßt ihr die Hand und geht).

Fünfzehnter Auftritt.

Fräulein allein. Dann die Martinière.

Fräulein (durch die Seitenthür, die ſie dann ſchließt).

Schnell, Martinère, daß ich nicht die Zeit
Verſäume, wo den König ich allein
Bei der Marquiſe Maintenon kann treffen. (Wieder durch die Thür).
Baptiſte ſoll eine Sänfte holen. Dann
Hilf mir mich kleiden. (Schließt wieder).
Den unſel'gen Schmuck
Von Cardillac leg' ich heut' an. Das muß
Den König ſelbſt auf die Geſchichte bringen.

Martinière

(kommt durch die Seitenthür; ſie möchte gern abrathen; das Fräulein läßt ſie nicht zu Wort kommen in ſchelmiſcher Eilfertigkeit).

Fräulein.

Schnell putze mich. — Ja; das iſt eine Kunſt,
Solch einen alten Menſchen aufzuſtutzen,
Der Müh' nicht werth, die man ſich gibt —

Martinière

(während des Anziehens, kommt endlich vom Zeichen zum Wort).

Allein —

Fräulein.

Und aller Putz, mit dem die Alten sich
Aufdonnern —

Martiniere.

Aber —

Fräulein.

Zeigt nur eben, daß es
Vergeblich Mühen ist.

Martiniere.

Doch —

Fräulein.

Doch? — Schon gut.
Ich seh' die Aber all' in Deinen Augen.
Was sollst Du Deinen Mund bemüh'n! Du weißt,
Wer Recht behalten will, behält auch Recht.
Drum laß mich gehen; mir ist nicht zu helfen —
Es muß gelingen. Muß! Und drum gelingt's. —
Daß ich so alt sein muß, jetzt, wo ich jung
Sein müßte. Muß ich's auch? Muß ich denn alt sein?
Und müßt' ich's, hab' ich keine Zeit dazu.
Ich kann nicht alt sein; denn das kostet Zeit!

Vorhang fällt. Ende des vierten Aufzuges.

Fünfter Aufzug.

Wieder bei der Scuderi

(wie im vorigen).

Erster Auftritt.

Das Fräulein liegt in einem Sessel krank, die Füße in Decken gehüllt auf einem Tabouret; diese umschlingend sitzt schlafend **Madelon. Serons** sitzt neben dem Fräulein auf einem Stuhl. Die **Martinière** bei einer weiblichen Arbeit, von welcher weg sie immer nach dem Fräulein sieht.

Fräulein (mitleidig auf Marclon blickend)

Das arme Ding! Rück' ihr das Köpfchen doch
Ein wenig höher, gute Martiniere,
Doch weck' sie nicht. (Sie gehorcht.)
Das Lächeln, das ihr freundlich
Ein süßer Traum auf ihre Lippe zaubert,
Soll vorschnell nicht die Wirklichkeit verscheuchen.
So. — Noch etwas. — Das arme Mädchen hat
Die ganze Nacht gewacht in dieser Stellung,
Bis sie den Morgen früh nach Kinderart
Ueber dem Weinen eingeschlafen ist. —
Ja, lieber Meister Serons, huldreich hörte

Der König mich, verſprach, was ihm nur möglich,
Woll' er für meinen Schützling thun. Und hat
Nur Moiſſens das Seine auch gethan,
Hoff' ich das Beſte.

Serons.

Zweimal ſchon war er,
So hört' ich, bei dem König. Einmal blieb
Er eine Stunde voll mit ihm allein. —
Noch etwas. Heute morgen war ich in
Cardillac's Haus, um etwas zu erfragen,
Wenn's möglich, was für Euern Schützling ſpräche.
Frau Caton, Meiſter Patru's, dort des Miethmanns,
Haushälterin, erzählte mir von Wundern.
Zwei Nächte ſchon ſei über ihrer Wohnung
In Meiſter Cardillac's eh'mal'ger Werkſtatt
Ein Schreiten und ein lebhaftes Geſpräch
Geweſen. Da es bei verſchloſſ'ner Hausthür
Geſcheh'n und ſonſt kein Eingang mehr in's Haus,
So ſei kein Zweifel, daß der Gottſeibeiuns
In eigener Perſon der Redner ſei.
Sie fürchte nun den Gottſeibeiuns nicht,
Sei drum dem Treiben einſt ſo nah als möglich
Geſchlichen, und wenn ſie nicht wüßte, daß es
Nur eitel Blendwerk damit ſei, ſo würde
Sie ſchwören, daß ſie den Olivier Bruſſon
Und Degrais miteinander ſprechen hören.

Fräulein (erheitert).

Ei, das kommt immer beſſer. Seht mich nicht
So fragend an, warum, was Ihr erzählt,
Mich ſo erfreut —

Serons.

Mein Fräulein, Ihr vergeßt
Die Hausthür, die geſchloſſen war. Das Reden
Klang eben nur in der Frau Caton Hirn,
Sonſt nirgend's.

Fräulein.

Doch versichr' ich Euch, es klang
Wo anders noch — Still, still! ich sag' zuviel.
Horch, Martinière, schellt es nicht im Vorhaus?

Martinière.

Ich hörte nichts.

Fräulein.

Doch ich. So silbern klang mir's,
Als hätt' es gute Nachricht mir zu melden.

Martinière (ab).

Fräulein.

Daß ich hier liegen muß. So Freud' als Kummer
Drückt doppelt auf den Liegenden. So was
Hülfloses ist im Liegen. Alter Freund,
Laßt mich nur auf sein und Ihr werdet sehn,
Nur schneller dann genes' ich.

Serans.

Ruhe muß
Der Unruh' Folge tilgen. Zuviel war's,
Was diese Tage Eure Seele hat
Dem Körper zugemuthet.

Fräulein.

Und nun muthet
Der Körper noch weit mehr der Seele zu.
Doch muß ich Euch gesteh'n: einmal schon hab' ich
Versucht heut, aufzustehn, und konnt' es nicht.

Martinière

(freudig herein, einen Brief in die Höhe haltend).

Hier ist's! Hier! Hier!

Fräulein.

Ei junges Volk, was giebt's

Martinière.

Vom Hof, mein Fräulein.

Serons.

Ihr verfärbt Euch; seht,

Ich ſollt' es nicht erlauben, daß Ihr jetzt
Euch um die Sache kümmert —

Fräulein.

Beſſer, jetzt
Erblaſſen, als nachher erröthen. Gib. Das iſt
Die Hand der Maintenon. — Wie mir das Herz pocht.
Nur junge Mädchen, dacht' ich, hätten Herzen.
Nun weiß ich's beſſer. Sieh; ich kann das Blatt
Vor Zittern nicht erbrechen. Brich und lies.

Martinière.

Geht mir's doch nicht viel beſſer. Gott, nun iſt
Ja Alles gut! (Sie lieſt:)

„Ich bedaure, mein ſehr würdiges Fräulein, daß ich in der Euch bewußten Sache nichts thun kann. Das Volk will des Angeklagten Tod. Es gilt, dem Volke die Gerechtigkeit ſeines Königs zu zeigen. Ihr wißt, wie der König in dieſem Punkte denkt; ebenſo, daß ich, Euch zu gefallen, ſchon zu weit über meinen Grundſatz hinausgegangen bin: mich auf keine Weiſe in die Geſchäfte zu miſchen." (Eine Pauſe der Betretenheit.)

Martinière.

Ach, Ihr verblaßt Euch ganz.

Fräulein.

Schlimm, ſchlimm genug,
Daß ich nichts Beſſer's weiß zu thun. Jetzt, wo
Geholfen werden muß. — Sie ſagt ſich los,
Und Alles in dem Brief iſt hoffnungslos.
Und ich — hier lieg' ich —

Martinière.

Nein; Ihr werdet mich
Im ganzen Ernſt nun böſe machen! Habt Ihr —

Fräulein.

Was hab' ich? Nichts hab' ich gethan. Wer nicht
Genug gethan hat, der hat nichts gethan.

Martinière.

Ach ja. Euch ähnlich ſieht's. Warum packt Ihr

Euch nicht die Schuld noch auf, daß es mißlang?
Bis jetzt hab' ich geduldig zugeseh'n.
Nun aber wird's zuviel. Ich leid' es nicht,
Daß Sie noch etwas thun in dieſer Sache.
Sie haben nun das Ihrige gethan.

Fräulein.

Dir iſt das Grund genug, weil Du nur mich
Entſchuld'gen willſt. Du kannſt das, aber ich
Darf's nicht. Ich darf mich nicht entſchuldigen.
Was kommt da noch? Das iſt Baptiſte.

Zweiter Auftritt.

Baptiſte. Vorige.

Fräulein.

Was iſt?

Serons (will Baptiſte abhalten von dem Fräulein).

Sie haben Schlimmes —

Martinière.

Schweigen Sie.

Fräulein.

Sprich nur,
Baptiſte; ich heiße Dir's.

Baptiſte.

Heut' noch, heut' noch
Soll die Hinrichtung ſein.

Fräulein.

Von wem?

Baptiſte.

Von —

Martinière.

Daß Sie uns

Das Fräulein tödten? Sie —?

Baptiſte.

Mein Gott, was ſoll

Ich denn nun thun?

Fräulein.

Laß Dich nicht irre machen,
Mein ehrlicher Baptiſte. Und ſprecht mir leiſe,
Daß Ihr das arme Kind nicht weckt. Es iſt
Ihr Urtheil, fürcht' ich, was Du ſprechen willſt.
Das Reſtchen Traum, das ihr Geſicht umlächelt,
Vielleicht, vielleicht iſt es ihr letztes Lächeln,
Denn ſeine ſich're Rettung träumt ſie noch.
Heut' ſchon will man ihn tödten? Gott und wann?

Baptiſte.

Den Abend noch. La Regnie hat geſchworen,
Kein Engel ſoll ihn retten.

Fräulein.

Großer Gott!

Baptiſte.

Das Volk iſt ganz empört.

Fräulein.

Empört? Was ſagſt Du?
Worüber denn empört, wenn er ſoll ſterben?

Baptiſte.

Darüber eben, daß er ſterben ſoll.

Fräulein.

Und haſt Du recht gehört?

Baptiſte.

Da braucht man nicht
Sehr aufzuhorchen. Hört man's doch von hier
Wie ferne Wellen brauſen. „Nieder mit

La Regnie", ſchreit das Volk," der König lebe!
Der König ſoll uns ein Gericht ernennen
Gegen den Mörder Regnie!" Keinen mehr
Will es hinrichten laſſen, den la Regnie
Verurtheilt.

Fräulein.

Und doch ſchreibt die Maintenon
Das Gegentheil?

Serons.

Sie ſchreibt, wie ſie's erfuhr.
Der König iſt ein Haupt, das ſeinen Augen
Und Ohren ſelten trauen darf. Und eh'
Der Ruf des Volks in ſeine Höh' gelangt,
Iſt er oft ſo undeutlich ſchon geworden,
Daß es nur kleiner Müh' bedarf, aus ihm
Sein Gegentheil zu deuten. Eben ſo
Umlagert in unruh'ger Zeit das Volk
Ein Haufe feiler Schmeichler, der, was ihm
Vom Throne kommt, verfälſcht. Sicher iſt's: Das,
Was Ludwig für des Volkes Stimme hält,
Iſt Regnie's nur und ſeiner Kreaturen.

Martinière.

Was? Ihr wollt aufſteh'n? Jetzt? Bei Eurer Schwäche?

Fräulein.

Jetzt
Darf ich nicht ſchwach ſein.

Martinière.

Doch Ihr ſeid's. Und Ruhe
Nur kann Euch helfen jetzt.

Fräulein.

Wo jetzo muß
Geholfen werden, hilft die Ruhe nicht,
Da hilft nur Thätigkeit.

Martinière.
Und was denn wollen
e thun?

Fräulein.
Zum König gehn. Den König sprechen,
m König sagen, wie man ihn belügt.

Serons.
e kommen nicht zu ihm.

Fräulein.
Um dieſe Zeit
ginnt der Staatsrath in der Maintenon
mächern.

Serons.
Doch Sie kommen nicht dahin.
e Schwäche läßt ſie nicht. Und wären's nicht
Regnie's Ränke. Glauben Sie, er wird
e vor den König laſſen?

Fräulein.
Was la Regnie
rd thun, das weiß ich nicht. Ich weiß nur, was
thun muß.

Serons.
Welchen Gegnern werfen Sie
n Handſchuh hin?

Fräulein.
Der Gegner nicht, das Recht iſt's,
s man bedenken muß.

Serons.
Der Muthigſte
Frankreich wagt nicht, was Sie wagen wollen.
iſt la Regnie, iſt der allgewaltige
niſter Louvois, ſein Buſenfreund!

Martinière.
Himmel! Säh' ich nicht, wie es muß kommen!

Ich ſeh' es, was das End' wird ſein. Des Königs
Ungnade —

Fräulein.

Und Du meinſt, die koſtet mir
Den kleinen Jahrgehalt, von dem ich lebe?

Martinière.

Von dem ſo viele Arme leben; ja.

Serons.

Vielleicht noch mehr. Die Rache des la Regnie kann
Sie bluten laſſen —

Fräulein (lächelnd).

Nun, da käm' ich ja
Ueber die Ungnad' weg mit beſter Art.

Serons.

Die Aufregung ſchon kann ſie tödten.

Fräulein.

Seht doch!
Da ſchlüpft' ich dem la Regnie aus der Hand.

Martinière.

Und die paar Jahre, die Ihr Alter Ihnen
Noch gönnt, ſo hinzuwerfen!

Fräulein.

Iſt's ſo wenig,
So iſt's auch nicht ſo großer Schonung werth.
Und werf' ich ſie denn hin für nichts? Such' ich
Sie für den höchſten Preis nicht loszuſchlagen?

Martinière.

Und ſelbſt die Maintenon hat Sie verlaſſen.

Fräulein.

So nöth'ger iſt es, daß ich ſelber handle.
Schnell, Martinière, gib mir den Mantel um.
Und Du, Baptiſte, bring' ein Sänfte her.
Sagt, Serons, ſeht auch Ihr die Aehnlichkeit
Zwiſchen dem Mädchen und der la Vallière?

Serons.

Sie kann nicht größer ſein — doch —

Fräulein.

Hör', Baptiſte
Zwei Sänften bring', und ſchnell. Nun, Meiſter Arzt,
Wo iſt die Schwäche denn? Steh' ich nicht ſtraff,
Wie Ihr?

Serons.

Der Körper borgt noch von der Seele —

Fräulein.

Dann mag die Seele von dem Körper borgen.
Ich muß ſie wecken nun. He, Madelon,
Wach' auf! — Wir können uns nicht putzen erſt.
Dem Veilchen ſteht nichts ſchöner, als ſein Laub,
Der Frucht nichts ſchöner, als ihr leiſer Duft.
Nicht ein Gedanke von Gefallſucht darf
Dies ſchöne Bild der Reinheit heut' entſtellen.
Wach' auf!

Madelon (erwachend).

Ja, meine Mutter. Ach, ich glaube,
Doch war ich eingeſchlafen. Zürne nicht.

Fräulein.

Sagt ihr noch nichts. Vielleicht iſt ihr der Schmerz
Noch zu erſparen.

Martinière.

Ach, Sie denken nur
An And'rer Schmerz —

Fräulein.

Das beſte Mittel iſt's,
Den eig'nen zu vergeſſen. — Sei nicht böſe;
Auch Du mußt mit. Wenn ich einmal beſchwere,
Dann thu' ich's ordentlich. Ich weiß nicht, was
Mir widerfahren kann. Und Du, Baptiſte,
Bleibſt heim.

Baptiſte.

Ich nicht, mein Fräulein. Der Baptiſte
Bleibt nicht daheim. Er geht mit Euch zum König.
Ging's in den Tod, der alte Baptiſte ließ
Euch nicht allein.

Seronè.

Erlaubt's ihm, Fräulein, und
Erlaubt's auch mir. Erlaubt mir, daß ich über
Eure Geſundheit wachen darf.

Fräulein.

Still! Still!
Ihr böſen guten Menſchen. Wollt Ihr mich
Zum Weinen bringen jetzt mit Eurer Liebe?
Ihr ſollt mir doch — bei Gott, ich müßte weinen,
Hätt' ich die Zeit dazu. Nun ſeht Ihr nicht,
Daß ich muß helfen, wo ich kann? Wie ſoll ich
Denn ſonſt Gott dankbar ſein für Eure Liebe?
(Sie ſtützt ſich auf Martiniere und Madelon; im Gehen.)
Es geht noch langſam. Doch laßt das nur gut ſein.
Komm' ich erſt in den Gang, dann überhol' ich
Euch alle. Und nun vorwärts. — Hat er ein
Und ſiebzig Jahr' gehalten mir bis jetzt,
Der alte Leib, wird er auf Einen Tag
Mehr oder weniger nicht intereſſirt ſein.
Kommt, Kinder, kommt. Schon geht's was beſſer. Kommt.
(Alle ab).

Verwandlung.

In den Gemächern der Marquiſe Main tenon.

Eine Mittelthür. Zwei Seitenthüren vorn.

Dritter Auftritt.

Das Fräulein, geführt von der **Martinière** und **Madelon**, durch die Mittelthür. **Serons.**

Fräulein.

Da wären wir. Dies iſt das Zimmer. Hier
Kommt er vorbei.

Serons.

Die Maintenon ſtellt Euch
Dies Zimmer zur Verfügung. Doch ihr ſelbſt
Möchte vergönnt ſein, wegzubleiben. Sie
Will Euch nicht hindern; doch Ihr ſollt auch nicht
Auf ſie zählen.

Fräulein.

Kommt nicht Jemand? Ja. Nun geht,
Ihr lieben Menſchen. Laßt mich nun allein.

Martinière.

Ihr zittert.

Fräulein.

Es iſt kühl hier. Sonſt um nichts.
Du, Madelon, mußt an der Thüre bleiben,
Daß ich Dich gleich —

Madelon.

Ja, Mutter; ich will nah ſein.

Fräulein.

Heut bin ich eine wichtige Perſon.
Ich fühl's bis in die Füße. Gebt mir doch
Einen Stuhl. — Hier muß ich auf der Lauer liegen.
Dorther kommt mir mein Wild. Sollt' ich's erlaufen,
Da wär es ſicher heut vor mir.

(Der Stuhl wird ihr nahe an die rechte Seitenthür geſetzt.)

Nun geht. (gibt Allen die Hand.)

Vierter Auftritt.

Das Fräulein allein.

Bis jetzt hab' ich geſcherzt, die lieben Menſchen
Mir heiter zu erhalten, die um mich
Sich ängſten. Und nun wird mir ſelber bang.
Muß ich die Thür hier lang' anſeh'n und denken:
Hier wird er kommen, geht mir's wie dem Kranken,
Dem m n das Meſſer vor die Augen hält,
Das ihm ſoll helfen. — Iſt dies auch ein Kampf?
M in alter Leib, nur jetzt verlaſſ' mich nicht,
Wo Alles mich verlaſſen hat und ich
Allein auf mich muß ſtehen — oder ſitzen!
Ich muß verſuchen, über dieſe Spanne
Voll ſchwerer Spannung mich hinwegzuſcherzen.
Der gute Gott ſoll dieſes freundliche
Geſchenk mir nicht umſonſt verliehen haben.
Er ſelbſt iſt ja ein heit'rer Gott und Alles,

Was er geſchaffen, iſt ſein heit'rer Spiegel.
Scheint einem Menſchen dieſer Spiegel trüb',
Iſt's nur ſein eig'nes trübes Angeſicht,
Was ihm daraus ſo trüb' entgegenſieht.
Der gute Wille lächelt, Frömmigkeit
Und Tugend, Glaube, Liebe, Hoffnung lächeln;
Die gute That hat keine finſt're Stirn.
Heiter iſt alles Gute; doppelt gut,
Wenn's doppelt heiter iſt. — Nun komme, was
Da will! —

(Schritte; ſie ſchrickt zuſammen und ſteht auf.)

Fünfter Auftritt.

Bontems. Fräulein.

Fräulein.

Das iſt Bontems, der Kammerdiener
Des Königs, nicht der König ſelbſt.

Bontems.

Mein Fräulein,
Erwartet Ihr den König?

Fräulein.

Sonſt wär' ich
Nicht hier.

Bontems.

Ihr ſeid es um des Bruſſons willen —

Fräulein.

Um der Unſchuld willen, Freund.

Montems.

So gut die Sache
Erſt ſtand, unwiderbringlich iſt ſie nun
Verloren. Seine Majeſtät, der König
Wollte den Bruſſon ſelber ſeh'n. Schon iſt er
Hiehergeführt und wartet auf den Wink.
Wenn ihn der König einmal ſah, war er
Gerettet. Denn wie Licht und Wärme von
Der Sonne, geht der Strahl der Gnade von
Der Majeſtät aus. Aber la Regnie
Kam dem zuvor. Bei der Gerechtigkeit,
Deren Bild die Majeſtät ſoll ſein, beſchwor er
Den König, ſtellt' des Volkes Wuth ihm vor,
Wenn dieſer Sünder, deſſen Tod das Volk
Zu ſeiner eig'nen Sache macht und laut
Zum König aufſchreit um ein ſtrenges Beiſpiel,
Begnadigt würde. Das iſt ſeine Seite,
Wo er verwundbar iſt. Im Kampfe gegen
Den Adel muß er auf das Volk ſich ſtützen.
Jetzt eben führt man den Unglücklichen
Zurück in die Gewalt der ſtrengen Richter,
Und ſeinen Tod kann Niemand mehr verhindern.
Der König iſt ſo ungehalten auf des
Bruſſon's Vertheidiger, daß er kein Wort
Für ihn mehr hören will; ja, nicht den Namen
Des Bruſſon darf ihm Jemand nennen, der
Den höchſten Zorn nicht auf ſich laden will.
Mein Fräulein, laßt Euch rathen; gebt es auf,
Alles in dieſem Spiel zu wagen, wo
Ihr nichts gewinnen könnt. Wollt Ihr, ſo nah'
Dem Grab, ſo ſchwere Laſt noch auf Euch laden,
Den Zorn des Königs und jenes la Regnie
Allmächt'ge Rache? Nein mein edles Fräulein.
Ich kann etwas bei ſeiner Majeſtät,
Und wo es ſonſt mag ſein, glaubt meinem Wort,

Dürft Ihr auf meine Dienſte ſicher rechnen.
Doch hier — des Königs Zorn iſt noch zu neu,
Und dieſer Richter Rächerarm zu eilig. — —
Er kommt. — Der König kommt. — Sie wollen dennoch — ?
Mag Gott Sie ſchützen bei dem kühnen Wagniß.
(Er zieht ſich zurück.)

Sechster Auftritt.

Das Fräulein allein, gleich darauf der **König**.

(Das Fräulein erhebt ſich; der König tritt ein aus der rechten Seitenthür; wie er das Fräulein ſieht, verfinſtern ſich ſeine Züge; er ſchwankt einen Augenblick, ob er nicht wieder umkehren ſoll; er will ſchnell vorbei; um das Fräulein nicht zu Wort kommen zu laſſen, ſpricht er während des Gehens.)

König.

Ah. Seht. Mein edles Fräulein Scuderi.
Ich habe dringende Geſchäfte —

Fräulein.

Majeſtät,
Das dringendſte Geſchäft für einen König iſt
Gerechtigkeit!

König (bleibt verwundert ſtehen).

Die rufen Sie an? (will gehn).

Fräulein.

Majeſtät,
Im Namen Ihres Volks ruf' ich ſie an.
Im Namen Ihres Volks Gerechtigkeit!

König.

Die ſoll dem Volke werden. Doch uns däucht,
Die wir gewähren wollen, iſt die nicht,
Um die Sie bitten.

Fräulein.

Hören müſſen Sie!

König.

Wohlan; ich will Sie hören. Einen Namen
Nur nehm' ich aus. Wie Sie den Namen nennen —

Fräulein.

Den ſollen Sie nicht hören. Einen Fremdling
In dieſen Zimmern bring' ich, wenn ſein Name
Auch oft genannt wird —

König.

Muthen Sie mir jetzt
Nicht zu, ſpitzfind'ge Räthſel aufzulöſen —

Fräulein.

Das Volk, mein König, ruft zu Euch um Recht
Gegen die Mörder —

König.

Das wird ihnen ſchon.

Fräulein.

Nicht gegen die, mein König, die bei Nacht
Und heimlich morden; nein, mein König. Recht
Gegen die Mörder, die bei Tage morden
Und öffentlich, und die dem Recht zum Hohn
Sein heilig Schwert zum Mörderdolch entweih'n;
Gegen die Mörder, die, was ſie verletzen,
Zum Vorwand ſelber nehmen der Verletzung;
Die unter'm Namen der Gerechtigkeit die
Gerechtigkeit verhöhnen; die dem König
Des Volkes Lieb' entfremden. Darum ruft
Das Volk, das ſeinen König lieben will,
Recht gegen die Entfremder, die Entweiher,
Recht gegen die la Regnie!

König.

Fräulein, Ihr
Seid kühn.

Fräulein.

Ich weiß es, was ich wage, daß ich
Den Fremdling hier einführen will: die Wahrheit.
Ihr wollt das Recht, mein König, doch la Regnie
Will's nicht. Ihr wollt, das Volk ſoll Euch vertrauen,
Seinen Vater in Euch ſeh'n; Ihr wollt es, aber
La Regnie will es nicht. Ihr wollt die Wahrheit,
Ihr ſeid ſo groß, die Wahrheit nicht zu haſſen.
Selbſt wenn ſie Euch nicht zeigte, was Ihr wünſcht;
Ihr wollt die Wahrheit, doch la Regnie will
Sie nicht. Mein König, gebt dem Volk, was Ihr,
Nicht, was la Regnie will.

König.

Die Klage will beweiſen,
Verdächtigung will nur ſchaden.

Fräulein.

Majeſtät,
Ich ſteh' am Grabe. Mich erwartet ſchon
Ein höh'rer Richter, als Ihr ſelber ſeid,
Der Richter, der auch Euch einſt richten wird,
Der zwiſchen uns entſcheiden wird. Glaubt Ihr
Nicht mir, ſo ſendet Boten, doch nicht jene,
Die in la Regnie's Solde ſteh'n. Denn die
Geſchöpfe loben ihren Schöpfer. — Mich
Führte mein Weg durch große Haufen Volks.
(Auf einen Wink des Königs Bontemps ab.)
„Nieder la Regnie! Doch der König lebe!
Der König ſoll uns ein Gericht ernennen
Gegen den Mörder Regnie. Keinen mehr
Soll dieſer Schlächter ſchlachten!" Solche Worte
Hört' ich von Hunderten, und nicht allein
Vom Pöbel, der nur, um zu ſchreien, ſchreit.
Wuth gegen den la Regnie und Vertrauen
Zu ſeinem väterlichen König ſpricht
Von jedem Mund. Rechtfertigt, Herr, das letzte,

Indem der ersten Ihr ihr Recht verschafft.
Sie wollen nicht zwei Kön'ge, sagen sie,
Sie wollen nur den einen, gottgesetzten,
Den König, den sie lieben, der sie liebt,
Und der vom andern sie befreien wird,
Den Alle hassen und der Alle haßt!

König (steht sinnend).

Fräulein (holt Madelon).

Siebenter Auftritt.

Madelon. Vorige.

Fräulein (Madelon an der Hand).

Sag' Du's ihm, Unschuld, was sein Volk begehrt
Von seiner Liebe. Fleh' im Namen aller
Unmünd'gen um das Recht der Unschuld, um
Der Schwäche Schutz! Sag' ihm in ihrem Namen:
Kein Alter, kein Geschlecht, kein schwer erworben
Verdienst, kein Ruf schützt vor la Regnies Schergen.
Das Geständniß ist schon fertig vor der Frage.
Das Vorgesagte zwingt die Henkerqual,
Dem — Richter nachzusprechen, und die Unschuld
Gesteht Verbrechen, die sie nicht dem Namen
Nach kennt. Aus seiner Kinder Armen reißt er
Auf bloße Möglichkeit den Vater. Der
Weiß nicht, warum? Das braucht's ja nicht. Man wird's
Ihm auf die Zunge legen schon, was er
Gestehen soll. Er wird es gern. Denn das
Geständniß lohnt der Tod, der endliche
Befreier aus der Kerker-Modergruft
Und — (sie wird immer schwächer.)
aus der Quäler Händen —

Bontems (der unterdeß wieder erſchienen).

Ha! wie ſchlau!
Die la Vallière ſelber —

König (macht eine Bewegung zu gehn).

Fräulein (wankend).

Recht, mein König! —
Mein König — Recht — Ich ſterbe — mir wird übel —

König (zu Madelon).

Schnell, rufen Sie um Beiſtand —

(Er fängt die Sinkende auf; Bontems ſtellt ſchnell einen Stuhl, worauf ſie der König gleiten läßt. Der König geht bis zur andern Seitenthür, wohin Bontems auf ſeinen Wink ihm folgt; dort bleibt er ſo lange ſtehen, bis er Madelon mit der Scuderi Leuten zurückkommen ſieht).

Achter Auftritt.

Das Fräulein, die Martinière, Madelon, Serons.

Fräulein.

Ich muß ſterben
Und — hab' — nicht — (will aufſteh'n und dem König nach).
Recht, mein König!

(Sie fällt der Martinière ohnmächtig in die Arme).

Martinière.

Ach! ſie ſtirbt!

Madelon (aufſchreiend).

Sie ſtirbt? Ich laß Dich nicht! Du darfſt nicht ſterben!

Martinière.

Ach! iſt ſie todt, nimm mich mit ihr, mein Gott!

Serons (um ſie beſchäftigt).

Noch ſtirbt ſie nicht, macht uns noch nicht zu Waiſen.
Reibt ihr die Stirn mit dieſen Tropfen. So.
Seht Ihr, ſchon wirkt's.

Neunter Auftritt.

Olivier. Vorige.

Olivier (erstaunt.)

Meine Mutter? Madelon? Ich
Bin frei! Gott, ich bin frei! Ich muß nicht sterben!
Ich muß in Regnie's Kerkern nicht verschmachten.
Frei bin ich! Keine Kette rasselt mehr
Und weckt mich aus dem goldnen Freiheitstraum
Zur Verzweiflung auf. Noch immer fürcht' ich, jetzt,
Jetzt wird sie klirren. Nein, es ist kein Traum! Ich
Bin frei, frei wie der Vogel in der Luft,
Frei wie der Fisch im Meer. Hab' ich nur erst
An den Gedanken mich gewöhnt, — Meine Madelon,
Hier laß uns danken! Hier zu ihren Füßen
Der Retterin. Hier danken, weinen, jubeln!

Fräulein (öffnet die Augen).

Wo bin ich? Wenn ich nicht im Himmel bin?

Olivier.

Ihr seid ein Engel. Wo Ihr seid, da ist
Der Himmel.

Fräulein.

Meiner Anne Gniot Sohn —

Olivier.

Ist frei durch Euch, frei wie des Himmels Wolken!

Fräulein.

Ihr, Serons — Martinière — Madelon — (gibt Jedem die Hand).
Ja; ich bin in der Maintenon Gemächern,
Wo ich den König — doch wo ist der König?
Ohnmächtig war ich wohl? Ihr lieben Menschen
Seid so bekümmert, und um mich. Daß ich
Euch soviel Sorgen mache.

Martinière (bei ihr knieend, faſt zürnend).

Ewig ſieht
Sie nur das Wenige der Andern; für
Ihr eig'nes Viel hat ſie kein Aug'. Ein Jeder
Thut ihr genug; ſie ſelber nur kann nie ſich
Genug thun.

Fräulein (abwehrend).

Still! Wer kommt?

Zehnter Auftritt.

Bontems. Vorige.

Bontems.

Mein edles Fräulein,
Ihr habt geſiegt. Von Herzen meinen Glückwunſch.
So eben fliegt der Bote fort. Die Chambre
Ardente hat aufgehört. Mit Regnie's Reich
Iſt's aus. Schon habt Ihr Euern Schützling wieder.
In Frankreichs Namen dankt der König Euch.
Es ſei kein Wunder, ſagt' er; weſſen Sache
Die Tugend ſelber führt, der muß gewinnen.
Hier ſendet er an Euers Schützlings Braut
Einen Abſchlag nur von Dem, was Frankreich ſchulde,
Sie auszuſteuern, wie's der Braut geziemt
Von Euerm Schützling. Beide ſollen aber
Von dieſem Augenblick das Land verlaſſen
Und ſich in ſeine Heimath Genf zurückzieh'n,
Wo ſie der König nicht vergeſſen wird.
Doch allen Dank verbittet ſich der König.

(Er verbeugt ſich und geht ſchnell ab.)

Elfter Auftritt.

Vorige ohne Bontems.

Fräulein.

So geht, Ihr Kinder. Gott und dieſer Kuß
Mit Euch.

Olivier.

Ihr wollt allein uns ziehen laſſen?
Nein. Ihr geht mit uns.

Madelon.

Mutter, Ihr zieht mit.

Fräulein.

Ihr dummen Kinder, denkt Ihr denn, es iſt
'ne Kleinigkeit —? Denkt nur die hundert Schachteln;
Meine Tauben und den alten Staar — ei ja,
Ihr junges Volk wißt, was dazu gehört,
Wenn ſolch ein altes Fräulein reiſen ſoll,
Und gar im Augenblick. — Geht; geht, Ihr Kinder,
Und dankt dem König durch Gehorſam. Laßt
Nunmehr die Raupe ſich einſpinnen, wo ſie
So lang gewohnt. In meinem Alter reißen
Die alten Fäden nicht ſo leicht und ſpinnen
So leicht ſich neue an. Geht, Kinder, geht!
Und wird's Euch wohl, wenn Ihr die neue Heimath
Erblickt, bin ich's, die Euch entgegen kommt
Von dort. — Thut mir die Liebe! Nein. — Kein Wort mehr.
Doch Eins! Olivier, komm' noch einmal.
Der Biſchof von Paris wird jene Schmucke,
Als ihm von einem reuig Sterbenden
Dazu vertraut, den Eig'nern wiedergeben.

Olivier.

O meine —

Fräulein.

Stille! Still! Kein Wort jetzt mehr,
Wenn Ihr mich liebt. Lebt wohl.

Madelon.

Lebt wohl. Doch kommt
Uns nach!

Olivier.

Denn ohne Euch iſt unſer Glück
Ein halbes nur! (Olivier und Madelon ab).

Zwölfter Auftritt.

Vorige ohne **Olivier** und **Madelon**; bald hernach **Baptiſte.**

Fräulein

(zu Serons; man merkt, daß ſie ſich in Gegenwart der eben Abgegangenen Gewalt angethan hat).

Gut, daß ſie gehen müſſen,
Bevor ich ſie betrüben mußte —

Serons.

Meint Ihr —

Fräulein.

Ich mein' es nicht; ich weiß es, wußt' es ſchon
Vorher. Mein letztes Haus darf ich beſtellen.
Meine Seele hat dem alten Leib zuviel
Geborgt. Nun iſt ſie bankerutt wie er. —
Nun geh' ich gern.

Martiniere.

O ſprecht nicht ſo.

Fräulein.

Ich denk'
Euch wenig Sorgen mehr zu machen. Hoff' ich doch,
Mein heiter Leben ſchließt ein heiter Ende.

Baptiſte (echauffirt herein).

Fräulein.

Was iſt, Baptiſte? Wo haſt Du Deinen Athem
Gelaſſen?

Baptiſte.

Fräulein! Ach, mein gnädig Fräulein!
Das iſt mein ſchönſter Tag in dieſem Leben.
Wenn Ihr — ach, ganz Paris iſt Euch ein Sprachrohr
Für dieſen Einen Ruf: das Fräulein Scuderi!
Die Retterin! Die Helferin! Die — (ſchluchzend.)
ich —
Ich überleb' die Freude nicht. Die Chambre
Ardente ſei aufgelöſt. Den Boten trugen ſie
Auf ihren Schultern. Ach, mein Fräulein, geht
Jetzt nicht, denn ſie zerreißen Euch vor Lieb'
Und Dankbarkeit.

Fräulein.

Das Schickſal mußte mir
Was Bitt'res miſchen in das allzuſüße
Getränk. Muß ich das Stadtgeſpräch noch werden?
Was hab ich denn gethan für ſolchen Preis?
Soviel als von dem Beifall das Verdienſt
Ueberſteigt, ſoviel verliert der Beifall ſelbſt
An ſeinem Werth. Zu große Ehre macht
Sich ſelber wohlfeil. Und ein ſtiller Blick
Des Gleichverſtehn's ehrt Geber und Empfänger
Mehr, als der Straßen lärmendes Gepränge.
Ein ſolcher Dank würdigt allein vor Gott
Sich ſelber nicht herab. Die Maintenon
Wird mir den Aufenthalt bei ihr vergönnen,
Bis dieſe guten Menſchen wieder ruhig
Genug ſind, mich nicht ſchamroth mehr zu machen.

(Sie wendet ſich, auf die Martinière geſtützt, zu gehn. Die Andern folgen.)

Vorhang fällt. Ende des Stückes.

Otto Ludwig's gesammelte Werke.

Zweiter Band.

Otto Ludwig's
gesammelte Werke.

Mit einer Einleitung von Gustav Freytag.

Zweiter Band:

Die Makkabäer.
Die Torgauer Haide.
Der Engel von Augsburg.
Tiberius Gracchus.
Gedichte.

Berlin, 1870.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Die Makkabäer.

Trauerspiel in fünf Akten.

Personen.

Antiochus Eupator, Antiochus Epiphanes' Sohn, König von Syrien.
Gorgias, } syrische Feldherren.
Nikanor, }
Mattathias, ein jüdischer Priester zu Modin.
Lea, sein Weib.
Simon,
Judah,
Jonathan,
Eleazar, } Beider Söhne.
Johannes,
Joarim,
Benjamin,
Naemi, Judah's Weib, Boas' Tochter.
Jojakim, Sohn eines jüngern Bruders Mattathias.
Simei, ein jüdischer Priester zu Modin.
Amri, sein Sohn.
Boas, Simei's Bruder, Judah's Schwiegervater.
Aaron, Sohn eines andern Bruders Simei's.
Issaschar, ein Aeltester von Modin.
Uriel, ein jüdischer Hauptmann.
Nathan, ein jüdischer Krieger.
Josuah,
Eliab,
Michael, } Bürger von Modin.
Ruben,
Aemilius Barbus, römischer Gesandter an Judah.
Ein jerusalemitisches Weib.
Ein Greis, ihr Vater.
Ein syrischer Hauptmann.

Syrische, jüdische Hauptleute und Krieger. Gefolge des Barbus. Volk von Modin und Jerusalem. Mägde Lea's. Bekränzte Kinder, Frauen und Helle Jungfrauen mit Flöten und Zymbeln.

Die Scene vor den Thoren von Modin, einmal im dritten Akt ein Hügel bei Ammaus, im vierten bei Rahel's Grab und in Jerusalem, im fünften im Lager des Antiochus vor Jerusalem.

Die Zeit zwischen den Jahren 167 und 161 vor der christlichen Zeitrechnung.

Erſter Akt.

Vor den Thoren der Bergſtadt Modin im Gebirge Judah.

Rechts vom Schauſpieler die Häuſer der Familie Simei, links die des Hauſes Mattathias, rechts führt ein Felſenweg aus dem Thale herauf, das den Berg, auf dem Modin liegt, umgiebt; die daher Kommenden werden erſt mit den Häuptern, dann allmälig ganz ſichtbar; links vorn mündet eine Felſenſchlucht aus. Hinten ein Thor der Stadt Modin; über der Stadtmauer, die meiſt aus natürlichen Felſen beſteht, die Häuſer der Stadt, und über dieſen fern und ferner die zackigen Hörner des Gebirges Judah; der Horizont hoch angenommen. Palmen und Terebinthen den Thalweg herauf und ſonſt verſtreut. Links vorn ein ſteinerner Tiſch und Felſenbänke.

Lea, den Thalweg herunterſteigend. **Joarim**, [illegible] mit einem Reiſeſack. **Benjamin**, [illegible]

Joarim (indem er lebhaft [illegible] auf die Ferne hin und in das Thal hinabdeutet.)

Da — dieſſeits in dem Thal der Terebinthen
Lag Saul, dort Goliath mit ſeinem Heer,
Dort aus dem Bach nahm David ſich den Kieſel —
Iſt's nicht ſo, Mutter?

Lea.

Bei der Eiche dort
Traf er auf Goliath.

Joarim.

Und schlug ihn nieder.
Und Saul und unsers Volkes Krieger jagten
Die Brüder Goliaths durch's ganze Thal
Bis an das Thor von Ekron und von Gaza.

Benjamin.

Von Salomo erzähl' mir, Joarim.

Joarim.

Da Saul gestorben war, ward David König,
Und nach ihm Salomo, sein Sohn. Da war
Israel groß — nicht, Mutter?

Benjamin.

Da war's groß?

(er läuft zu Lea)

Was heißt das, Mutter? Sag' mir: wer ist groß?

Lea.

Der, den man fürchtet, auch wenn er nicht droht.

Benjamin.

Und so war Salomo?

Lea.

Er war's; es knie'ten
Fünf Heidenkönige um seinen Stuhl,
Froh, ihm zu dienen.

Joarim.

Schiffe ließ er bau'n —

Lea

(im wachsenden Eifer versucht sie anzuschauen und nähert sich mit Benjamin dem Joarim. Beide hinter ganz Ohr.)

Und seine Segel trugen seinen Ruhm
Das Meer entlang, so weit als Menschen wohnen.
Bis an Aegypten dehnte sich sein Reich,
Von Typhsa bis gen Gasa zahlten ihm
Die Könige Tribut. Die Tochter Pharao

Erkannt' es für ein Glück, sein Weib zu sein,
Und bracht' ihm Gasa zu in Kanaan.
Er saß auf elf'nem Stuhl mit Gold bedeckt,
Und pur von Gold war all sein Trinkgefäß.

Benjamin (ausbrechend.)

O, daß ich groß wär'!

Lea (lächelnd).

Du?

Benjamin.

Damit, wenn Du
Von mir erzähltest, Deine Augen glänzten,
Wie wenn Du uns von Salomo erzählst,
Und Du nicht weintest mehr, daß Israel
Zerfiel und schwach ward und des Fremden Knecht,
Und nun der Syrer sitzt auf Davids Stuhl.

Joarim.

Ich weine nicht. Was würde Judah sagen!
Ein Mann und weinen?! Pfui!

Lea.

Bist Du ein Mann?

Joarim.

Nein; werden will ich's, daß Du nicht mehr traurig
Mußt sagen: Israel hat keinen Mann!

Lea (ihn liebkosend.)

Das willst Du? Du?

Benjamin (von der andern Seite sich beschmiegend.)

Ich auch; doch Du mußt froh sein.

Lea.

O, hielte stets der Mann dem Kinde Wort,
Wer dürft' es mehr als ich? Doch so ist's nicht.

Joarim.

Warum auch weinen? Kommt nicht einst der Retter,
Der Israel befrei'n wird und erhöh'n?
Zum großen Volk uns wieder machen, hoch
Auf Zion herrschend, wie's einst David that?

Das hat der Herr verheißen, unser Gott,
Da er noch zu den Menschen redete.
Drum laß den Gram und sei uns fröhlich, Mutter,
Will er aus Judah's Stamm ihn doch erwecken,
Aus David's Haus, und bist doch Du auch, Mutter,
Aus Judah's Stamm und von des David Haus!

Eleazar (kommt von Thalweg herauf).

Benjamin.

Sieh, hier kommt Eleazar.

Lea (Eleazar entgegen).

Ist die Schafschur
Beendet schon? Kommt Euer Vater?

Eleazar (er ist heftig und aufgeregt).

Mutter,
Hilf uns von hier!

Lea.

Was ist Dir? Bist Du nicht
Vom Vater mir gesandt? Was solltest Du? —
Daß er nicht zürne. Ihr da,
(sie hebt zu Simeon) zu den Mägden;
Helft Kränze winden zu des Vaters Fest. (sie gehorchen)
Nun, Eleazar? (sie tritt zu ihm).

Eleazar.

Vor dem Hause will
Er essen und schon sind sie auf dem Weg'.

Lea.

Wen bringt er mit zu Gaste?

Eleazar.

Judah's Schwäher,
Den Baal, dessen Bruder Zimri
Und Amri —

Lea.

Fremde, Mattathias würdig?
So weis' er im Gesetz, im Leben ist
Er's nicht. Ein Kind durchschaute diese Heuchler,

Doch ihn macht seine eig'ne Treue blind.
Ist Judah bei der Schafschur?

Eleazar.

Wußt' ich nicht,
Nach Judah würd'st Du fragen? Wär ich Judah,
Nach Eleazar hätt'st Du nicht gefragt.

Lea.

Was ist Dir? Bist Du krank?

Eleazar.

An Judah krank' ich.
Nur eben erst da an dem Felsensteig:
„Wer ist der schlanke Knab' mit Feueraug'
Und stolzem Wesen?" „„Von des Judah Brüdern
Ist's einer."" „Judah? Kennst Du den?" „„Ich sollte
Nicht kennen, der die einz'ge Hoffnung ist
Des Volks?"" „Ja, einen Mann laß' uns erschaffen,
So sprach der Herr und Judah ward. Er, der,
Nun Lamm, nun Löwe ist, und wieder Lamm,
So wie der Augenblick ihn heischt; so stolz
Im Denken, stark im Thun und schlicht von Wort.
Ist er der Mann nicht, Israel zu retten,
So ist es keiner!" So wetteifert Zung'
Mit Zung', ihn lobend; Eleazar ist,
Der Gegenwärtige, vergessen, jeder
Lebt im Abwesenden. Und sollt' er nicht?
Judah nur ist etwas und Eleazar
Ein Namenloser, einer, der nichts wäre,
Wär' er des Allgenannten Bruder nicht.
Laß mich von hier!

Lea.

Wohin?

Eleazar.

Gleichviel; nur wo
Ich nicht mehr Judah's Bruder heißen muß.

Lea.

Wollt Ihr mich Beide lassen, böse Knaben?

Eleazar.

Mich wirst Du nicht vermissen, bleibt nur er.

Lea.

Judah? Verließ er nicht die Mutter schon,
Wie er sich an die Simeoniter hing,
Die niedre Magd, des niedern Hauses Tochter,
Vom jüngsten Sohn des jüngsten Aarons?
Das unter'm Heuchelschleier Abfall birgt?
Der Herr will Mattathias' Haus erhöh'n
Und durch des Mattathias Haus sein Volk;
Den König wählt er sich, den Helden wählt er,
Der jenem krönen soll, aus diesem Haus
Und —

Eleazar.

Was sprichst Du? Wer ist es, den der Herr
Zum König sich erwählt? Ist's Judah?

Lea.

Nein.
Ihn zog ich auf zu seines Volkes Helden,
Zum Retter aus des Fremden Drängerhand —

Eleazar.

Ein König — sagtest Du — aus unserm Haus?

Lea.

Der Gram verrieth, was Hoffnung heimlich hegte.

Eleazar.

Wer ist er? wer der König, den Du meinst?

Lea.

Du bist er.

Eleazar.

Ich? — Doch woher sprichst Du das?

Lea.

Frag nicht; laß Dir genug sein, daß ich's sprach.

Eleazar (stumm).

Ja. — Du hast mir, da ich ein Kind noch war,
Schon einmal so gesprochen. Um den Stolz
Gegen die Brüder hatte Mattathias
Mich streng' bestraft; ich saß und weinte; da
Trat'st Du zu mir; nun Einen Augenblick,
Damit der Vater es nicht merkte; streicheltest
Die nasse Wange mir — als sprächst Du's jetzt,
Hör' ich Dein Wort: Vergiß Dein Weinen, Kind;
Die Zeit wird kommen, wo Du stolz sein darfst.

Vea.

Das merktest Du?

Eleazar.

Ich? mich selbst vergessen?
Eh' lernt' ich alle Weisheit dieser Welt,
Eh' daß ich dieses einz'ge Wort vergäße!

Vea.

Soll ich's ihm sagen? Taubt aus seinem Eifer
Doch Trost, er wird nicht sein, wie Judah ist'
Weil Mattathias mir's verbot? Der Weisheit
Soll man gehorchen, nicht dem Mund. So höre —
Doch Deinen Mund verwahre kluges Schweigen:
Vor zwanzig Jahren, da, als ich mit dir
Gesegnet, las ich einst im Jesaias,
Wie ich gewohnt war schon von Kindheit auf,
Da, wo er von des Retters Zukunft spricht,
Der wieder David's Stuhl erhöhen soll;
Da faßte mich der ganze Schmerz des Falls
Des Hauses David, meines Väterhauses,
Und seiner Knechtschaft unter fremdem Arm,
Der ganze Schmerz um meiner Söhne Schmach,
Da zu gehorchen, wo sie herrschen sollten,
Um Dich, die Knospe, die noch nicht geöffnet,
Im Mutterschooße schon die Ketten trug.
Und Asche streut' ich auf mein Haupt und schloß

Mich einſam in's Gemach und faſtete
Und hielt den Schlummer fern drei Nächte lang.
So lang' ſchrie ich zum Herrn um ſeine Hülfe:
Herr, mich laß weinend in die Grube fahren,
Doch meine Kinder laß den Retter ſeh'n
Dein Volk erhohen vor der Erde Völkern
Und ihren Stuhl erhöhen vor dem Volk,
Wie's Fürſtenkindern ziemt. Ja — weiter ging ich —
Herr, ſchrie ich endlich, wecke deinen Retter
Aus meinem Samen! — Da, wie ich ſo ſchrie —

Eleazar.

Wie Du ſo ſchrie'ſt, da — was geſchah da?

Yea.

Da
Fiel Müdigkeit vom Herrn auf mein Gebein
Und — das Geſicht des Herrn kam über mich.

Eleazar.

Des Herrn Geſicht? — Doch wie —

Yea.

Es brannten rings
Die Wände, wie um Moſeh einſt der Buſch,
Und oben — wich die Decke weit und weiter
Und dehnte ſich und wie ein Saphir war's.
Und durch den unermeßlich weiten Raum
Ging erſt ein Donner,
Dann eine Stimme, ſäuſelnd wie die Luft,
Wenn ſie bei Nacht in Palmenwipfeln ſäuſelt,
Und rieſelnd, wie ein Quell in Wüſten rieſelt,
Und ſprach, doch ich verſtand nicht, was ſie ſprach,
Und doch wußt' ich, ſie ſprach: erheb' dein Auge.

Eleazar.

Und Du erhobſt Dein Aug' und ſahſt — was ſahſt
Du da?

Yea.

Aaron's Hut ſah ich ſich langſam

Herniederlaſſen. Ueber meinem Schoos
Hielt er im Schweben wie ein Adler, der
Mit ausgeſpannten Flügeln auf der Luft
Zu ruhen ſcheint — ſo lang', als ſprachlos ich
Und wie gelähmt zurückgeſunken lag —
Und um
Den Hut lief wie ein Kranz die Krone David.

Eleazar.

Die Krone David? Um Aarons Hut
Lief wie ein Kranz die Krone David? um
Den Hohenprieſterhut —

Lea.

Die Königskrone.

Eleazar.

Und ſchwebte über Deinem Schoos und Du,
Mit mir warſt Du geſegnet, nicht mit Judah?

Lea.

Mit Dir.

Eleazar.

Doch dann! doch dann!

Lea.

War es verſchwunden
So plötzlich, wie ein Wolkenſchatten ſchwindet,
Und ich ſank auf die Knie' —

Eleazar.

Das war's, was mit
Geſang zu Nacht im Thal der Terebinthen
Einſt vor mir herzog wie Prophetenruf!

Lea.

Schon naht Dein Vater uns

Eleazar.

Ja, Alles eint
Sich, um zu rufen: ein Geſicht war's und
Kein Traum! Den nächſten Anſpruch hat zur Würde
Des Hohenprieſters nach dem Haus Omas',

Der jetzt den Hut auf seinem Haupte trägt,
Des Mattathias, meines Vaters Haus —
Doch — welche Welt von Hindernissen legt
Sich in Onias' Söhnen, seinen Enkeln
Dem raschen Glauben in den Weg!

Lea.

Du glaubst
An Hindernisse? Hindernisse findet
Nur der, der an sie glaubt.

Eleazar.

Was heißt das?

Lea.

Nichts.
Wenn Du mich nicht verstehst, so sprach ich nicht
Zu Dir. Komm'.

Eleazar (kämpfend.)

Nur besonnen laß uns bleiben!

Lea.

O freilich! Fasten und durchwachte Nächte
Und Jesaias' flammend Wort — ist's denn
Ein Wunder dann, zu seh'n, was nirgend ist
Und dem Besonnenheit den Glauben weigert?
O so besonnen sein, das kostet wenig
Besinnen! Doch schon kommt Dein Vater. Birg',
Was Dich bewegt. Wir reden mehr davon.

Judah (kommt einen todten Löwen über der Schulter.)

Lea.

Du, Judah?

Judah.

Friede sei mit meiner Herrin.

Lea.

Zu Deines Vaters Fest kommst Du allein?

Judah.

Hier bring' ich einen Gast, der ungebeten

einſprach; (er wirft ihn in die Oeffnung der Felsschlucht)
's iſt ein ſonderbarer Kauz;
mal mußt' ich ihn nöth'gen.

Lea.

Wußt' er nur
Demuth ſeine Tücke zu verhüllen,
n —

Judah.

Dann war er kein Löwe. Ganz gewiß.
mt dort nicht Mattathias?

Lea.

Warum kommſt Du
in?

Judah.

Du ſiehſt, ich komme nicht vom Haus;
käm' ich auch vom Haus, ich ſparte Dir
haßten Anblick, ihr Demüthigung.

Lea.

h Deinem Haus erſpart's Du dieſe nicht,
—

Judah.

Laß das abgethan ſein, bitt' ich, Herrin.

Lea.

Judahs Liebe zu der Mutter iſt,
abgethan, wie Judahs großes Streben,
abgethan, wie all der Große Saat,
Thränen in die Seele Dir geſtrömt,
einer Demuthslarve falſchem Lächeln!
Judah harrſt Du ſo des Herren Ruf?
Stunde ſo, mein irrgelocktes Kind,
Mattathias' Haus erhöhen ſoll,
Du, Du ſelbſt, der es erhöh'n ſoll, es
iedrigſt? Komm' zurück zum Herrn, zur Mutter,

Trenn' dies'en Ehbund, wirf die Heuchlerin
Zurück in ihres Looses Niedrigkeit!

Judah.

Kein Loos ist niedrig, das die Seele adelt.
Und wahrlich, Mutter, nicht hinab, hinauf
Seh'n muß ein solch gewohnlich Menschenaug'
An ihr als Deines Judah ist. So hoch
Erhebt sie ihrer Demuth Niedrigkeit,
Als nicht des Stolzes kühnstes Wagen schwindelt,
So rein — doch wozu zwingst Du mich? Ich lobe,
Was mein ist. Gut, daß mich kein Fremder hörte,
Sonst sah' er mich erröthen.

Lea (wollte antworten; da sie die Kommenden hört, schweigt sie.)

Simei, Mattathias von Johannes geführt, Boas, Amri, Simeon, Jonathan kommen von Thalweg herauf. Judah begrüßt die Kommenden.

Simei (sobald er sichtbar wird.)

Was beklagst Du,
Was Deine Schuld nicht ist?

Judah (vor sich.)

Schon wieder jammernd!

Mattathias (wird sichtbar.)

Die Schuld der Väter ist der Kinder Schuld.

Boas (eben so.)

Allem Ergebung hilft sie leichter tragen.

Amri.

Hat Dich Dein Gott mit voller Hand gesegnet,
Daß über fremdes Leid Du klagen sollst?

Mattathias.

Ist mir mein Bruder fremd? mein Volk ein Fremder?

Simei.

Wahr ist's, es könnte besser sein, wie's ist.

Judah (vor sich.)

Könnt's wirklich?

Simei.

Doch zu unsrer Väter Zeit
War's noch weit schlimmer. Sind wir nicht im Lande
Von Jakobs Erbtheil mindstens? Haben wir
Nicht unsern Hohenpriester noch?

Judah (wie vorhin.)

So lang' er
Des Syriers Schatten ist.

Simei.

Und unsern Gott?

Judah (wie vorhin.)

So lang' der Syrier ihn wohnen läßt
Bei sich zur Miethe.

Simei.

Sind wir so zu sagen
Nicht noch ein Volk für uns? Antiochus,
Der Aeltere ist ein Tyrann, doch hält ihm
Der Herr die Hand gebunden wider uns.
Sein Sohn Antiochus, der Jüngere,
Der in Jerusalem jetzt sitzt, ist uns
Gewogen.

Judah.

Ja, er sucht uns abzuschmeicheln,
Was uns sein Vater noch nicht abgetrotzt.
Herr, wenn aus andern Gründen auch, doch rath' ich
Dir Simei, laß' Deinen Kummer fahren.
Meinest Du mit dem Weinenden — nun das
Begriff' ich, doch Du weinst um Den, der lacht,
Du weinst im Haus, das eine Hochzeit feiert.
Du siehst im Geiste, Herr, ein ander Volk.
Das Volk sitzt nicht mehr unter Thränenweiden
Und Jeremias' Harfe, Herr, hat längst
Von keine Saiten mehr. Das Volk ist nicht mehr
Im Volke Jesaias' gleich, so abgegriffen
Und von den vielen Händen sein Gepräg',

Durch die es ging. Du seufzest nach dem Retter,
Der Alles wiederbringen soll? Die Zeit
Geht vorwärts; todt ist das Vergangene,
Und Volk und Kinder greifen nach dem Neuen.
Herr, ziehst hinauf Du nach Jerusalem —
Daß Du's nicht geht wie mir! Ich stand verdutzt.
Rings griechische Gewänder! — ist's auch noch
Die alte Davidsstadt? — und Alt und Jung
Wie auf verdrehten Knie'n! — Wie gottgesandt
Kam mir da Joel, unser alter Gastfreund,
Entgegen. Joel! rief ich; vor dem Ruf
Erschrak der Mann und wich vor mir; ich nach,
Und erst in einem kleinen Gäßchen, nah'
Am Schafthor, blieb er ganz verlegen steh'n.
„Ich bitte Dich: nenn' mich nicht Joel mehr,
Denn Menelaus heiß' ich jetzt, so, wie
Onias' jüngster Bruder. Freund, man merkt,
Daß Du vom Lande kommst; ich bitte Dich:
Sprich griechisch oder laß mich geh'n. Nennst du
Verdrehtes Bein das angezog'ne Knie,
Mit dem die Griechen ihre Götter bilden,
Das so weit schöner ist, als unser jüdisch
Gemeines Steh'n auf straffem Bein? Ja, Freund,
Solch' alter Vorurtheile wie dies Steh'n
Auf straffen Beinen sind wir voll; das kommt
Von unserm Eigensinn, mit dem wir uns
Dem Strom der griech'schen Bildung abgeschlossen,
D'raus alles abgestorb'ne Völkerthum
Des Morgens neues Leben trinken muß.
Doch Jason wird uns retten!" Jason? Was
Soll uns der Grieche? fragt' ich. „Nun beim Zeus!
Entgegnet er, Modin liegt aus der Welt.
Onias' Bruder ist's, des Hohenpriesters —
In der gestreckten Kniezeit hieß er Jakob —
Er ist's, der uns die Fechterschulen baut,

uns zu Menschen machen wird, so bald
n Onias' Stelle sitzt. Schon hat er
ochus vierhundert Zentner Silbers
ten, daß er ihn nicht hindern soll,
n er sich mit Onias' Krone krönt.
schon —

Mattathias.

Halt ein! Der Mund müsse verstummen,
lachend so ein frommes Ohr zersticht,
Pfeil des Unglücks noch mit Hohn vergiftet! —
Unglückselge wirft den frommen Namen,
dem sein Vater ihn genannt, von sich!

Boas.

Sprache, die der Herr geheiligt, da er
Sinai zu seinem Volk sie sprach!

Mattathias.

on's Priesterhut macht er zur Waare:

Judah.

man beim Syrierkönig kauft —

Mattathias.

Er lockt
Volk mit griech'schem Greu'l vom Herren fort!

Boas.

gehst mit Deinem Volk Du zu Gericht!

Simei.

sag' Euch: Thorheit ist's, 's ist Lüge von
n — Menelaus oder wie er sonst heißt.
rhundert Zentner Silber! wie käm' Jason
zu?

Judah.

Der Tempelschatz ist reich, mein Ohm,
Schlüssel giebt's wohl zu dem Heiligsten.

Mattathias.

m Schatz des Herrn! Der Wais' und Wittwen Armuth!
setzlich! mehr, als eine Zunge kann

Ausſprechen, mehr als hören kann ein Ohr
Doch Fromme giebt's noch in Jeruſalem,
Gewiß noch Männer in der Davidsſtadt,
Die eng' um das Geſetz des Herrn ſich ſchaaren;
Sie werden Schulter ſich an Schulter ſtemmen—

Judah.

Herr, ſie verfluchen ſich einer den andern,
Der ſo abſcheulich thut, daß im Geſetz
Er Einen Buchſtab anders lieſt als er.
Die Einen nennen ſich die Heiligen,
Die Andern die Gerechten. Beide macht
Die Wuth des Haſſes blind fur's Allgemeine.
Der Jane höhnt, der Syrier lächelt — Herr
Sieh' hin, das iſt das Volk, um das Du klagſt.

Mattathias.

Herr, ſende Deinem Volk bald einen Retter!

Judah.

Herr, ſende Deinem Retter bald ein Volk!

Mattathias.

Zweifaches Weh häufſt Du auf Deinen Knecht.
Sein Volk hat ſich von Dir gewandt und der
Die Blüthe ſeiner Hoffnung war, iſt nun
Ein Höhner, der des eig'nen Volkes Schmach
Herzlos verſpottet, wie der Spötter Ham
An Noah einſt, dem eig'nen Vater that!

Judah.

Und ſoll ich ächzen? Meiner Väter Gott!
Gäb's keinen andern Weg zu Deiner Gnade
Als nur durch's Aechzen — außen müßt' ich bleiben;
So wenig iſt von einem Junikätzchen
Im Judah.

Simei

(zu Mattathias, der ſich von Judah ab nach hinten wendet).

Er iſt ſcharf wie Bergesluft.
's iſt Jugend, von ſich ſelber überfüllt,

Und Kraft, die mit sich selbst nicht weiß, wohin?
Laß ihn nur, Alter; oft hab' ich's erlebt:
Die wildsten Knaben wurden mit der Zeit
Die zahmsten Männer.

Lea.

Herr, irr' nicht zu früh
Im eig'nen Kind. Haßt er das Volk, so haßt er's
Aus Liebe. Diesen Haß und diese Liebe
Laß für ihn bürgen. — Nur des Diamants
Harrt dieser Stahl, der würdig ist, den Funken
Zu wecken, der in seiner Kühle schläft.
Den großen Mann in ihm zu wecken, braucht's nur
Den großen Augenblick. — Laas und Simei
Und Amri, Mattathias lud Euch ein,
So wünscht er, daß ich Euch willkommen heiße.
Und nun, Herr, wirf die Sorgen weg. Schön sitzt
Sich's unter dieser Palme Schatten heut';
Ein Lüftchen, kühl vom Schnee des Libanon,
Erfrischt die Sinne. Was von Sorge noch
Und Last des Tags Dich drückt, — sieh' hin: dort nah'n
Bekränzte Dirnen, mit dem Saitenspiel
Und leichten Tanz es Dir hinweg zu scherzen.

(Sie gehn nach hinten; Mägde ihnen mit Kränzen tanzend entgegen.)

Simei (zu Amri).

Sie heißt willkommen uns, weil er es wünscht.
Gleichviel! ihr Mahl ist besser als ihr Gruß. (beide lachen).

Jojakim (wird den Thalweg herauf kommend sichtbar).

Jojakim.

Weh' über Israel!

Mattathias.

Was für ein Ruf?

Jojakim (bleibt wie entsetzt stehn, wie er das Bekränzen sieht).

Ist das des Mattathias Haus?

Mattathias.

So fragt
Des Mattathias Brudersſohn?

Jojakim.

Der Zorn
Des Herrn auf Iſrael, und Mattathias
Hält Feſte? Iſrael in Sack und Aſche,
Und Mattathias kränzt ſein Haupt? Dort Stöhnen,
Hier Saitenſpiel?

Mattathias.

Eh' Du uns zürnſt um etwas,
Das wir nicht wiſſen, meld' es uns. Iſt's von
Onias?

Simei.

Wie? er war' entſetzt?

Jojakim.

Entſetzt,
Meinſt Du, und ſtehſt ſchon bleich? was willſt Du thun,
Vernimmſt Du, was ihm wirklich iſt geſchehn?
Fort mit den Kränzen! Staub auf Euer Haupt!
Todt iſt Onias!

Mattathias (wie Alle erſchrocken).

Todt?

Simei.

Todt?

Lea.

Todt, ſagſt Du?
Hörteſt Du's, Eleazar?

Eleazar.

Staunend —

Lea.

Schweig';
Ruf' all' Dem Leben jetzt in's Ohr.

Jojakim.

Ich ſagt' es —

Gemordet — Herr der Rache, weck den Rächer
Für Deinen Knecht und Deines Knechtes Haus!

Mattathias.

Sein Haus?

Boas.

Was lauert mehr noch?

Eleazar.

Auch sein Haus?

Lea.

Ich athme kaum —

Jojakim.

Des Greisen spärlich Blut
Genügte seinen Mördern nicht; sie wollten sich
In Blut berauschen. Alle sieben Söhne
Onias' — ja, als lebte noch der Greis
In jedem seiner Enkel fort — das Blut
Des ganzen Hauses schreit zum Rächer auf.

Lea (zu Eleazar).

Zweifelst Du noch?

Eleazar.

Woran? an meiner Seele?
Den Königsreif fühl' ich schon um die Stirn.

Lea.

Vor Dir send' ich, der Dir den Weg bereitet.

Mattathias (der wie die Uebrigen überwältigt gestanden).

Onias todt? Weint, Töchter Israels!

Boas.

Er war ein Quell im Thale Israel —

Jojakim.

Und Menelaus zieht herauf.

Lea.

Auch der?
Er will Onias rächen?

Jojakim.

Nein; er will
Von Jasons Haupt, er, den der Herr verfluche,

Die Kron' entreißen des Verfluchten Haupt,
Sich ſelbſt damit zu krönen.

Simei.

So beſtiehlt
Der Dieb den Dieb.

Lea (zu Eleazar).

Und treibt uns ſelbſt zur Eil',
Ihm zu begegnen.

Simei (ſie haben ſich mit den Augen verſtändigt).

Amri, komm'; wir geh'n.

Lea.

Da mit Verwirrung ſo die Zeit uns droht,
Die Stadt Modin verlangt von Euch ein Beiſpiel —
Beſchließt dr'um, Männer, wie Ihr handeln wollt.

Simei (für ſich).

Soll ich die Stufe ſein für fremden Fuß? —
Nun ſo beſchließ' ich, daß es wenig taugt,
Sich ſelber das Geſind' zu überlaſſen. (zu Boas.)
Komm', denn Du fehlſt ſo gut als ich daheim.
(Simei geht mit Amri.)

Mattathias.

Ihr geht? Nun Rath und Hülfe nöthig, laſſen
Die Freunde mich? Boas, auch Du?

Boas.

Was iſt
Boas, daß er ein Beiſpiel geben ſollte?
Der Mann der Demuth? Welch' ein Beiſpiel kann
Modin von Boas fordern, als Ergebung
In Demuth? Sei der Herr mit Dir, mein Bruder!
(Umarmt Mattathias und geht.)

Lea.

Laß ſie; denn der Verluſt iſt ein Gewinn.
Ließen uns Alle, die den falſchen Sinn
In Demuth hüllen. Alles laß'! Denk' jetzt
Nur an den Anſpruch, an der Söhne Recht.

Mattathias.

Bist Du berauscht? So wie dem Trunk'nen glüht
Die Wange Dir.

Yea.

Von Mutterseligkeit
Denn wär' ich trunken; doch ich bin es nicht.
Die Mutterſorge heißt mich mich beſinnen,
Denn nur Beſonnenheit führt zu dem Ziel.

Mattathias.

Du ſprichſt von unſer'm Anſpruch?

Yea.

Soll ich nicht?
Nun da kein Hinderniß —

Mattathias.

Vergiſſeſt Du
Onias' Brüder?

Yea.

Die durch ihre Schuld
Längſt ſelber dem Vergeſſen ſich geweiht?
Kann auch der Abgefall'ne Prieſter ſein?
Ihr Anſpruch liſcht in ihres Abfalls Greu'l,
Dein Anſpruch ſteigt voll Reinheit leuchtend auf,
Ein Stern, nach dem ſich alle Blicke richten.

Jojakim.

Ja, Herr, nach dem Geſetz bührt Dir der Hut.

Yea.

Dir hält das Alter ſchon den Fuß gebunden;
Send' einen Deiner Söhne denn hinab,
Was man von Deinem Anſpruch denkt, zu hören.
Die Gleichgeſinnten gilt's dann zu vereinen,
Das Volk ſich zu gewinnen ohne Aufſeh'n
Und ſcheinbar ohne Zweck; klug dann abwarten,
Bis des Onias Brüder ihre Kraft
Und die Geduld des Volkes ſelbſt vergeudet
Und Alles, von Verwirrung überſättigt,

Im andern Zustand schon den bessern sieht.
Dem Syrier selbst wird es gelegen kommen,
Kann Ruh' er schaffen und den Schein doch wahren.
Schnell sende, Herr, eh' uns die Hast der Zeit
Verliert und unsre Reu' vergeblich nachweint.
Du siehst Dich um und wählst? Den Ueberleg'nen, der
Verwirren kann und selber fest doch steh'n
In der Verwirrung. — Sieh', ob ich vorhin
Zuviel sprach. (zu Judah, der in sich kämpfend dasteht, feierlich.)
Judah! Mattathias Sohn!

Judah.

Es rief? und Du warst's, Herrin?

Lea.

Ich? Die Stunde rief,
Die Große selbst: Auf, was in Judah Mann ist!

Judah.

Den Schakal? —

Lea.

Träumst Du jetzt vom Jagen?

Judah.

Bis
Der Löwe kommen wird, und — kommen wird er.

Lea.

Verträumtest, was die Todten wecken müßte?
Du weißt nicht, was geschehn?

Judah.

Doch, doch; ich weiß es.

Lea.

Der Mann in Judah fände seine Stunde,
Die Stunde nicht in Judah ihren Mann?

Judah.

Ich bin ein Freund der Ruhe — und was sollt' ich —
Hier wo es Worte künstlich setzen gilt,
Ein feines Spiel zu spielen — was soll da
Der ungelenke Judah? Den Gewinnenden,

Den Glänzenden, den Redner sende, Herrin,
Send' Eleazar!

Mattathias.

Siehst Du Deinen Judah?

Lea.

Hat dieses Weib ihn mir schon so verderbt?

Mattathias.

Sein Hohn verschont des eig'nen Bruders nicht.

Judah.

Ihn sendet, er hat Ehrgeiz: Judah, wißt Ihr,
Hat keinen.

Lea.

Herr, folg' ihm.

Mattathias.

Der Leichtverführte
Ist's, der Euch Weiber leicht verführt. Klug ist er,
Allein ihm fehlt die Festigkeit des Mann's.

Lea.

Herr, ist Dir das Gesicht, das mir der Herr
Einst sandte, noch ein Traum? da wundervoll
Für seine Wahrheit schon Erfüllung zeugt?
Hat nicht der Herr den Ungebornen schon
Erwählt? und meinst Du, seinem Boten wird
Der Herr nicht geben, was er braucht? Und sieh:
Ist er nicht schon ein Andrer, als er war?
Wie jetzt der Größe Schwing' ihn trägt — Herr, sieh'
Ihn an — wo ist die Krone, Herr, die ihm
Mehr Glanz zu leihn vermag, als er der Krone?
Nun kommt herein, daß —

Eleazar.

Nicht die Schwelle, Herrin,
Vom Vaterhaus beschreitet Eleazar,
Eh' er des Herren Botschaft ausgeführt.
Laß meinen Stab mir holen.

Lea (winkt).

Joarim!

Joarim (in's Haus).

Lea.

Sieh, wie der Eifer ſeine Stirn vergoldet,
Daß ohne Krone ſchon er König iſt.
So bleib', mein Kind!

Eleazar.

So, Herrin; kleiner nie
Als meine Größe. Nie ſoll Eleazar
Sich Größe leih'n von Etwas außer ihm,
Und wär's die Krone.

Mattathias.

Herr, verſchließ Dein Ohr!

Lea.

So ehrt Dein Denken Deiner Mutter Ahnen.
(Joarim bringt den Stab.)
Hier nimm den Stab; wär's ſchon das Scepter Davids!
Nun ſegn' ihn, Herr, und heiß ihn zieh'n.

Mattathias.

Iſt das
Dein Segen? Iſt das einer Mutter Segen?
Die Mutter ſoll das Kind vor Leidenſchaft
Behüten, die den Reifern oft dahinreißt, —
Und Du, Du ſelber füllſt des Knaben Hirn
Mit Schwindelbildern? Reizeſt ſeinen Stolz
Zur Ueberhebung, Deiner gleich? Weh' Dir!
Daß Dich der Herr nicht an dem Gegenſtand
Der Ueberhebung ſtrafe, daß Du nicht
Dem Liebling fluchen müſſeſt!

Lea.

Iſt's denn beſſer
Zum Abſchied zürnen? Sieh', noch ließ ich keinen
Von meinen Söhnen in die Fremde zieh'n;
Soll ich ihn niederdrücken, wenn er geht?

Eleazar.

Herr, laß mich zieh'n und gieb mir Deinen Segen.

Lea.

So leicht läßt Du die Mutter? — Geh' und kehr'
Dich nichts an mich; das Mutterherz iſt thöricht.

Mattathias.

Geleit' ihn, Jojakim, ſei ſein Gewiſſen!

Lea.

Vorſichtig, Kind, ſei mit dem Syrier.
Sei freundlich mit dem Niedrigſten; ein Lächeln,
Das nichts Dich koſtet, tauſcht Dir Herzen ein.

Mattathias.

Sei oft in ſeinem Hauſe, halte Dich
Zu ſeinen Knechten —

Lea.

Sei aufmerkſam, daß Du
Geſund bleibſt. Schwerer iſt die Luft da unten
Und man wird leichter krank. O daß ich Dich
Mit dieſem Kuß verſiegeln könnte wie
Ein Kleinod, daß Dich keine rauhe Hand
Berühren könnte und kein gift'ger Hauch,
Bis daß Dich Größ' erbräch' und leuchtend hoch
An ihrer Stirn' hieß glänzen. Leb' — leb' wohl!

Mattathias.

Nimm dieſe Lehren noch: Thu' mehr als noth,
Und denk', Du hätteſt weniger gethan.
Siehſt Du, daß And're falſch ſind, ſei Du ſelbſt
Gerecht, ſo mußt an der Gerechtigkeit
Der Welt Du nie verzweifeln und behältſt
Die Thatkraft unzerbrochen. Laß Dich nicht
Irr' machen am Geringſten im Geſetz.
Denn Zweifel frißt wie Feuer fort und wird
Nur hungriger vom Freſſen. Werde nie
So reich am Geiſt, daß arm Du würd'ſt am Herzen.
Des Menſchen iſt der erſte Schritt, der zweite

Nur halb, der dritte ſo nur, wie ein Schiff
Auf hoher See des Eigners iſt; drum, wenn
Den erſten Schritt Du thun willſt, denke, daß
Du in dem erſten ſchon den dritten thuſt.
Nun geh', mein Sohn, der ſei geſegnet, der
Dich ſegnet, wer Dir flucht, der ſei verflucht.
Leb' wohl, mein Jojakim, ſei, wie Du biſt.

Jojakim.

Dein Auftrag, Herr, ſei Deines Knechtes Seele.

Lea.

Leb' wohl, und laß uns öfter von Dir hören.
Was hilft's, zu zaudern, zu verſchieben, was
Doch einmal ſein muß. Lieber eile, Herz,
Dem Jetzt voraus, vergiß ſein wirklich Geh'n,
Indem Du ihn im Geiſte kehren ſiehſt,
Die Herrlichkeit der Könige mit ihm.

Eleazar.

Nun, Herr und Herrin! Bruder, lebet wohl!
Es heften Flügel ſich an meine Füße.
Der Herr trägt mich auf ſeiner Hand dahin.

Die Brüder.

Leb' wohl!

Lea.

Noch dieſen Kuß nimm, Lea's Sohn,
Und dieſen Gruß, (wirft ſich vor ihm nieder)
Iſraels künft'ger König!

Eleazar (hebt ſie auf).

Nicht ſo. Vor Dir kniet einſt das weite Land,
Zu Deinen Füßen dieſes Landes König.
(Ab. Die Andern folgen, außer)

Judah
(der einen Augenblick den Gehenden nachſieht).

Geh' hin und ſei der Sclav' des Scheins, der Schatten
Des Syriers. Judah will ſein. Ihn treibt

Ein and'rer Ehrgeiz, der das Höchste nur
Sein werth hält; — Einziger Gedanke Du,
Der diesen Busen bis zum Springen schwellt,
Reif in des Schweigens Schatten. Nur die That
Soll Deine Zunge sein.

(Indem er nach der andern Seite geht, fällt der Vorhang.)

Ende des ersten Akts.

Zweiter Akt.

Scene wie im ersten.

Judah, Naemi vom Thale herauf, aus dem Hause Lea; dann Mattathias von Jonathan, Johannes, Joarim, Benjamin geführt

Lea.

Gut, daß mein Bote Dich so schnell getroffen.

Judah.

Dein Bote? Sandtest Du nach mir?

Lea.

Die Hand
Des Herrn fiel plötzlich auf sein Haupt —

(Sie zeigt auf Mattathias, der eben aus dem Hause kommt.)

Judah.

Was seh' ich?

Lea.

Der Todesengel folgt dem muden Schritt
Schon mit gehob'nem Schwert. Bald wird es fallen.
Der Sterbende verlangte nach Naemi,
Der Simeitin —

Naemi (flehend, Judah's Unwillen zuvorzukommen).

Zürne nicht der Mutter
Um dieſes Wort, Herr —

Judah.

Hörſt Du? Mattathias
Verlangt nach Judah's Weib. — Geh zu ihm, Demuth.
(Sie geht nach einem bittenden Blicke auf Mattathias zu; Judah und Lea folgen.)

Mattathias.

Noch einmal ſei mein Stab, Du blühend Reis.

Naemi (indem er ſich auf ſie ſtützt).

Noch tauſendmal, erhört der Herr Naemi.

Mattathias.

Heiß' mich nicht leben. Tagesmüd' bin ich
Und durſte nach der Ruh', ſo wie ein Knecht
Zur Zeit der Aernte nach dem Schatten durſtet
Und nach dem Quell der Wanderer ſich ſehnt.
Hier hin, mein Kind, (geht nach der Bank) hier endet ſich mein Weg,
Hier laßt mich ſitzen, wo mein brechend Aug'
Die Stätten ſieht vom Ruhme Iſraels,
Dort, wo Sennaherib dem Herrn erlag,
Dort, wo Iſais Sohn den Rieſen ſchlug.
Süß, wie der Athem einer jungen Braut,
Weht hier die Luft, und lieblich, wie ihr Mund
Auf ihres Liebſten Mund, liegt kühler Schatten
Auf dieſer Stelle, da ich ſterben will.
(Sie helfen ihm ſich niederlaſſen und unterſtützen den Sitzenden, um ihn kniend).
Gott Abrahams! wie haſt, Barmherz'ger, Du
Den Knecht geſegnet; wie ſo wenig war,
Herr, ſeines Dienſtes und wie reich ſein Lohn!
Herr, zürnſt Du, daß ich, den Du reich gemacht,
Aus eig'nem Trieb ein armer Bettler war?
Daß ich die Freude, die Du täglich reichteſt,
Aus meinen Händen gleiten ließ und nach
Dem Jammer griff, mit dem Dein Volk Du ſchlugſt?
Ach, die einſt herrſchend ſaß, die Königin

Der Völker liegt verachtet nun im Staub,
Vor deren Blick die Völker zitterten —
Zertheilung hat sie schwach gemacht; nun ist's
An ihr, zu knie'n und fremden Hohn zu tragen.
Glied wüthet wider Glied; voll Schadenfreude
Lacht nun der Starke, straflos höhnt der Schwache;
Beut sich die Rechte selber doch dem Feind,
Der Linken Kraft zu fesseln, jubelt doch
Der Fuß dem Feinde zu, drängt der das Haupt.
O Schmach, wenn Kinder Einer Mutter sich
Befeinden! Schmach dem Mann, der ohne Scham
Die Schande seiner eig'nen Mutter mehrt!
Kommt, Söhne, eh' der Tod mein Aug' verlöscht,
Daß ich Euch segne. Wo ist Eleazar?
Ist nicht nach ihm gesandt?

Lea.

Schon muß er kommen.

Mattathias.

Und Judah? — Sendet nicht nach ihm. Soll er
Den Sterbenden verhöhnen?

Judah.

Herr —

Mattathias.

Das ist
Der Arm von Erz, ist meines Judah Arm,
Doch das ist meines Judah Herz nicht mehr.

Judah.

Herr — soll ich prahlen? — jetzt?

Lea.

Herr, reg' Dich nicht
So auf. Erheit're Dich! Wirkt Eleazar
Doch für Dein Volk!

Mattathias.

Für sich, nicht für sein Volk!
Nur für sein Haus, nicht für des Herren Größe.

Was kann des Herren Volke Gutes kommen,
So lang's ein Knecht ist in des Fremden Hand?
Mein Leben frißt der Tod mit meiner Hoffnung,
Daß meine Augen noch den Retter säh'n.
Herr, laß sie brechen, denn Dein Retter ist
Noch fern. Wie wird mir? (sinkt in Ohnmacht.)

Lea.

Seht nach Eleazar!
Kommt er noch nicht?

Jonathan (umschauend).

Herrin, er kommt.

Lea.

So heißt
Ihn eilen.

Jonathan (winkt).

Jojakim ist mit ihm.

Lea.

Wer
Hat Jojakim gerufen?

Eleazar (erst noch in der Scene).

Lebt er noch? (er tritt auf.)
Daß er mich segne.

Jojakim (tritt auf).

Daß er Dich verfluche!

Lea (tritt Jojakim in den Weg).

Willst Du ihn tödten?

Jojakim (will immer Eleazar folgen).

Besser ist's, er stirbt,
Als daß Du länger ihm die Wahrheit birgst.

Lea.

Du nahst ihm nicht! (bis Ihn ab.)

Eleazar (beim Vater knieend).

Schon kehrt sein Geist zu ihm.

Mattathias.

Sind das nicht meiner Söhne Häupter?

Eleazar.

Vater!

Mattathias.

Die Stimme meines Eleazars? Ja; ich seh' ihn.
Noch einmal an des Hauses Fenster tritt
Die Seele, eh' sie es für immer läßt. —
Wie steht es unten?

Eleazar.

Gnade hat Dein Knecht
Gefunden vor dem Aug' Antiochus
Des Jüngern.

Jojakim.

Gnade? Um den Preis der Gnade
Des Herrn.

Mattathias.

Ist das nicht Jojakim?

Eleazar.

Mich höre,
Nicht diesen, Herr! Antiochus ist edel
Und seine Schwester ist ein hehres Weib,
So wie der Grieche seine Herä bildet,
Doch süßer Reiz dämpft lieblich ihre Hoheit.
Sie steigt von ihrem Thron zu mir herab,
Wie Selenä einst zu Endymion.

Lea.

Wer konnte sich erwehren, ihn zu lieben!

Mattathias.

Mußt Du Dein Süß in Bitter hüllen? Was
Schmähst Du mein Ohr und Deinen Mund mit solch'
Unheil'gen Lauten? — Weh'! ich seh's, es wird
Die Tochter Syriens sein schwaches Herz
Zu ihren Göttern lenken!

Jojakim.

Weh' Dir, Mann
Des Todes, stirb', doch fluch' ihm erst. Er hat
Geopfert vor dem Aug' des Syriers.

Mattathias.

Geopfert?

Lea.

Doch nach unserm Brauch'. Siehst Du,
Warum der Herr den Starken nicht erwählt?
Er wollte nicht das Schwert. Das Rosen sollte
Sein Bote sein. Er machte, daß das Herz
Der Tochter Syriens nach Deinem Sohn
Sich sehnte, Freundschaft goß er in das Herz
Antiochus für Deinen Sohn, wie er
In Jonathan's für David goß.

Jojakim (auflachend).

Ha, Freundschaft?

Eleazar.

Ja, Freundschaft! Du zum Trotze und den Deinen,
Dem Neid, der jeden Athem mir belauert. —
Und seines Vaters Tod erharrt er nur,
Der noch die Hand hält über Menelaus,
Damit er mich zum Hohenpriester setze;
Und meine Brüder sollen Fürsten sein.

Jojakim.

Vom Dornbusch Feigen und vom Heiden Freundschaft!
Unseliger, der nur die Angel ist,
Mit der der Heide fängt nach Deinem Volk,
Und die er fallen läßt, hat er den Fisch!
Unsel'ger, der um Flitter, Kindertand
Von Schmeichelei sein eigen Volk verräth!

Mattathias.

Weh' mir! Soll ich dem eig'nen Kinde fluchen?

Lea (mit Vorwurf).

Wenn Du mußt thun, was Dich der Fremde heißt,

Der Neider, dem der Neid die Seele frißt,
Sei blind; sieh' nicht, wie Jesaias Wort:
„Dann wird Aegypten und Assyrien
Zum Herren zieh'n auf seinem heil'gen Berg"
Durch Eleazar sich erfüllen soll;
Flucht ihm, der Jesaias Wort erfüllt,
Dem eig'nen Kind! Was fluchst Du nicht? Mußt Du
Nicht fluchen? Will's nicht Jojakim? (tritt zu Eleazar)
Wohl! fluch' ihm, doch
Mir fluche mit!

Aaron. Simei (kommen voll Angst den Felsweg herauf)

Aaron.

Der Syrier!

Simei.

Weh' uns! der Syrier!
Er kommt!

Aaron.

Es kommen Reisige, vom Zorn
Des Syriers ausgesandt!

Mattathias.

Was überschreit
Den Jammer Mattathias'? Häufst Du, Herr,
Noch mehr auf einen Sterbenden?

Aaron.

Er zieht
Herauf schon gen Modin!

Boas (kommt aus seinem Haus)

Wozu dies Schrei'n?
Ein Haufen Jasonäer, Reisige
Von der Partei des Menelaus, der
Hinabzieht nach Jerusalem. Geht heim
Und fleht in Demuth, daß nicht Schlimm'res komme!

Aaron (in's Thal zeigend)

Herr, sieh' sie selbst!

Simei (ebenso).

Hier sind sie schon. Sie steigen
Herauf —

Judah (hinabsehend).

Nikanor ist's und Gorgias —

Eleazar (ebenso).

Antiochus des Alten beide Hände.

Boas.

Ein Durchzug nach Aegypten ist's —

Simei.

Wer kommt
Da athemlos?

Aaron.

Und gährend wie der Schlauch,
Den zu zerreißen droht sein Inhalt?

Amri (kommt von Thalung herangeführt).

Er
Ist in Jerusalem —

Judah.

Wer?

Amri.

Er — der König
Der Syrier — der Alte — er hat den Tempel
Erbrochen und entweiht! Er hat das Heiligste
Besudelt mit dem Blut unreiner Thiere.

Judah (wenig).

Er hat — o gut! er hat dem Volke endlich
An's Herz gegriffen!

Amri.

Er hat den Schaubrottisch
Geraubt — den Rauchaltar hat er genommen —
Den siebenarm'gen Leuchter weggeführt,
Und aus der Bundeslade hat er das

Geſetz geriſſen und hat es zerriſſen,
Mit ſeiner Hand zerriß er das Geſetz.

Jojakim.

Der Herr reckt ſeinen Arm; ſein Volk, thu' Buße!

Amri.

Geriſſen hat er's aus der Bundeslade
Und hat's zerriſſen; mit den eignen Händen
Zerriß er das Geſetz —

Judah (für ſich).

Und unſre Ketten,
Wenn dieſes Volk noch zürnen kann.

(Nikanor, Gorgias (mit kriegeriſchen Kriegern den Felsweg herauf. Es iſt B
zuſammengelaufen. Eine Pauſe der Erwartung).

Gorgias.

Hier ſorge,
Nikanor, daß der Altar ſich erhebt.
Und ich verkünd'ge den Befehl indeß.

Nikanor.

Dort ſeh' ich Steine haufenweis geſchichtet.
Macht Euch an's Werk, Ihr Krieger!

Simei.

Was ſoll das
Uns werden?

Gorgias

(tritt in die Mitte, ſo oft er den Namen Antiochus nennt, neigen ſich die Syri
die Fremden und welche im Volk).

Unſer Herr Antiochus,
König von Syrien und Babylon,
Armenien, Meſopotamien,
Aſſyrien, Bithynien, Israel,
Von Paphlagonien, der Herr von Pontos,
Von Cappadokien und Pergamos,
Und von Galatia wie von Aegypten,
König von Indien, Antiochus,
Der unſer Aller Herr, thut Euch zu wiſſen:

Nachdem es mir gefallen hat, daß Alle,
Die in dem Schatten lagern meines Stuhls,
Hinfür zu meinen Göttern beten sollen,
Also sollt Ihr auch, Männer von Judäa
Und Israel, in Euern Städten, sollt
Auf Euern Bergen meinerne Altäre
Errichten, meinen Göttern da zu opfern.

Nikanor.

So spricht der König, unser Herr und Euer.
Gehorcht ihm denn, Ihr Männer dieser Stadt.
Helft Steine tragen und den Altar schichten.
Greift an!

Simon (tritt vor).

Herr, das sei fern' von uns. Denn unser
Gesetz verbeut uns, irgendwo 'nen Altar
Zu haben, außer in dem Tempel zu
Jerusalem; wie unser Gott, der Herr,
Ein Einz'ger ist, und keiner neben ihm,
Und hier nicht wohnt und sonst auch nirgendwo,
Als nur im Tempel zu Jerusalem.

Gorgias.

Im Tempel zu Jerusalem wird Zeus
Olympios wohnen; in dem Tempel, der
Sich hier erheben wird, die herrschende
Athenä.

Simei.

Hier ein Tempel?

Aaron.

Hier ein Altar?

Nikanor.

Murrt Ihr, Verstockte, wider Euern Herrn?
Meint Ihr, der Herr der halben Welt entsendet
Uns in dies Ländchen, um mit seinem Knecht
Zu handeln? Er befiehlt. Der Herr gebeut,
Der Sklav' gehorcht. Greift an!

Mattathias.

Herr Zebaoth,
Laß uns so tief nicht sinken!

Gorgias.

Welcher hier
Ist Mattathias?

Eleazar.

Hier der Sterbende.

Simon.

Herr, laß ihn ruhig sterben; sprich mit uns!

Gorgias.

Ihr seid die Söhne Mattathias?

Simon.

Herr,
Du sagst es.

Gorgias.

Und Du heißest?

Simon.

Simon, Herr.

Gorgias.

Nun wohl denn, Simon, Mattathias Haus
Ist angeseh'n beim Volke dieser Stadt
Vor allen; weise geh's denn Allen vor
Mit gutem Beispiel, sich und sie zu retten
Vor'm Zorn Antiochus.

Simon.

Herr, schlimmer wäre
Der Stadt des Herren Zorn, als der des Königs.

Nikanor.

Du zeichnest selbst Dich als des Königs Feind?
Er wird Dich finden.

Gorgias.

Euch, Ihr Uebrigen,
Geb' ich Bedenkzeit, bis das Werk vollendet.

(Auf der Rasenbank links vorn **Mattathias**, von **Naemi** und **Benjamin** gehalten, das Haupt zurückgesunken an des hinter ihm stehenden **Isarim** Brust; die Seinen um ihn gruppirt und zwischen ihn und den Bergang gerückt, ganz vorn **Judah**; dann **Eleazar** und **Lea**; rechts **Simei**, **Amri Boas** und Verwandte berathend; in der Mitte hinter dem Altar, das die Kinder errichten, **Gorgias** und **Nikanor**; sowie der Altar fertig, steh'n die Kinder im Halbkreis hinter ihnen. Das Volk, darunter rechts ganz vorn **Aaron**, hinter ihm Anhänger **Simei's**, auf der rechten Seite **Issaschar**, **Ahiel** und andere Anhänger des Hauses **Mattathias**, umgiebt die drei Gruppen im Halbkreis.)

Judah.

Halt' an Dich, Herz! nicht unreif reiß' die Frucht
Vom Baum der Rettung! Jonathan! Du, eil'
Zu meinem Hause bei den Terebinthen;
Voll ist's von Waffen, bring sie her; und Du,
Johannes, mit Posaunen ruf' das Volk
Der Stadt hierher und auf dem Wege sprich
Mit tausend Feuerzungen zu dem Volk —

Jonathan.

Herr —

Judah (leidend).

Fort.

Johannes.

Bedenke —

Judah.

Erst helft mir's vollbringen,
Dann widerrathet — dann will ich bedenken.

Jonathan, Johannes (ab).

Lea (zu Eleazar).

Siehst Du die Augen glüh'n? den Athem stocken?
Die Fäuste, die sich unwillkührlich ballen?
Die Hände, die nach Waffen in der Luft
Schon suchend greifen, eh' der Kopf noch weiß,
Wozu? Nur eines Wort's bedarf's,
Das diesem Zorn, der nach dem Ausdruck ringt
Und ihn nicht finden kann, die Zunge leiht,
Den dumpfen Drang sich selbst verstehen lehrt —

Und hingerissen sind sie wie im Sturm
Ueber sich selbst aus dem gewohnten Dulden
Zu einer That, die kein Besinnen un-
Gethan mehr machen kann und schwanker Reu'
Den Weg abschneidet, je zurückzukehren;
Und was nicht Muth, das wird Verzweiflung enden.
Der Herr hat selbst den Augenblick gesandt.
Groß sollst Du sein durch Dich, nicht durch die Gunst
Des Syriers; Du sollst der Frommen Zweifel
An Dir beschämen, sollst —

Eleazar.

Doch denkst Du auch,
Israel ist der Saum nur am Gewand
Des Syriers? ein Nichts vor seiner Macht?
Dem Syrier gehorcht die Welt. Und nur
Der Alte ist's, der uns bedräut. Und wird
Er ewig leben? Ein Gewitter braust er
Vorbei und Heit're bringt sein milder Sohn.

Gorgias.

Schon wendet thränenschwer ihr mildes Antlitz
Die Gnade. Einmal noch winkt ihre Hand.

Nikanor.

Weh' Euch, weicht sie dem Zorn, eh' Ihr gehorchtet!

Simei (der sich lebhaft mit den Seinen bewarb).

Was thu' ich?

Amri.

Folg' dem Syrier, so bewahrst Du
Des Volkes Leben vor Verderben; so
Hebst Du Dein Haus vor Mattathias Haus.

Boas.

Demüthig beug' Dich vor des Herren Hand,
In der der Syrier nur die Ruthe ist.

Simei.

Der Mensch will leben, wenn er sonst nichts will!

Gorgias.

Vollendet steht der Altar; hebt das Bild,
Das segenbringende, der Göttin d'rauf!

Jojakim

(Sich wegwendend, das Gesicht in's Gewand verhüllt. Viele thun desgleichen)

Das Auge müsse nie das Heilige
Mehr schau'n im Tempel zu Jerusalem,
Das diesen Gräu'l geseh'n!

Mattathias.

Herr, schlag' mein sterbend' Aug'
Mit Blindheit!

Gorgias.

Jammert Keinen dieser Stadt
Verderben, daß er opf're, sie zu retten?

Nikanor.

So hört, Ihr Rasenden: Wer noch von uns
Israels alten Gott verehrt, muß sterben!
Wer unsers Königs Götter höhnt, muß sterben!

Lea.

Noch immer wählst Du?

Eleazar ([illegible])

Wozu willst Du mich
Hinreißen!

Judah.

Halt! o halt' an Dich, mein Herz!

Nikanor.

Wenn nicht von diesem Altar Opferduft,
Von Einem dieser Stadt entzündet, steigt,
Eh' dieses Stundenglases Sand verrann,
Soll von Antiochus und seiner Rache
Die Stätte predigen bis zum End' der Zeiten,
Das Stoppelfeld vom abgehau'nen Troß,
Und fern im Schweiß vor des Aegypters Pflug
Die Wittwen Euch der Knechtschaft Sonne sengen.

Judah (für sich).

Herr Zebaoth, laß Keinen ihm gehorchen!
O Waffen! Waffen! Eil' Dich, Jonathan!

Simei (sich Gorgias nähernd).

Halt' ein!

Judah (ihm in den Weg).

Was willst Du?

Simei.

Opfern will ich, retten!

Judah.

Verderben! — Und mein eig'ner Ohm! Herr, halt' ihn
Zurück. Soll Einer gehn, so sei's ein And'rer!

Simei.

Geh' aus dem Weg' mir.

Judah.

Herr, ich fleh' Dich, geh' nicht!

Amri.

Was will der Thor? Geh', Herr, wer darf Dich hindern?

Judah.

Ich. — So wahr Gott lebt, leben soll der nicht,
Der geht, um diese Bubenthat zu thun.

(Die Simeiten stehen unentschlossen.)

Lea (zu Eleazar).

Siehst Du sie zagen? Was ein Mann vermag!
Und kannst es tragen, daß Du keiner bist?

Eleazar (kämpfend für sich).

Ihm nachthun? — Eher trag' ich Vaterfluch,
Eher vergäß' ich Volk und Gott! Er soll
Der Erste wieder sein und Eleazar —

Nikanor.

So wählt Ihr Eurer Stadt und Eu'r Verderben —

Simei.

Du hört'st den Drohenden —

Gorgias.

Antiochus
Vermag nicht, den Gehorsam zu beschützen?

Umgebt ihn schirmend, Krieger, der dem Altar
Gehorchend naht —

Nikanor.

Und haut den Rasenden,
Der ihn zu schrecken wagt, in Stücken!

Naemi

(zwischen Judah und Simei, indem die Krieger mit Verwirrung eine Gasse zu dem Altar bilden).

Herr,
Geh' nicht. Sieh' meine Angst! Geh' nicht, mein Ohm!
O hör' Naemi's Stimme! Wenn Du gehn,
Wer kann dann wissen, wo es endet? Hör' mich!
Und hör' auch Du mich, Herr!

(Er faßt Judah ohnmächtig in die Arme.)

Judah.

Hör' sie!

Simei.

Hör' Du sie!

Judah.

Dein eig'ner Ohm verwirft Dich, armes Weib.
Geh' — (Er winkt ihr.)

Simei.

Herr, ich gehe schon —

Judah.

Zu Dein Verderben!

Mattathias.

Ein Jude geht! So nimm mich zu Dir, Herr!

Simei.

Laß Deinen Diener Gnade finden, Herr;
Wenn er will opfern — wie vollendet er's?
Nie sah er einen Deines Glaubens opfern.

Gorgias.

Knie' hinter dem Altar und heb' die Hände.

Amri, Aaron, Boas.

Er kniet. Gesegnet, der das Volk errettet!

Jojakim (halb brummend).

Thut Buße! Seine Hand ist ausgereckt!

Judah.

So sei sein Blut auf ihm! Ich kann nicht anders.

Gorgias.

Nun heb' die Augen zu der Göttin auf,
Dann bete für Dein Volk —

Judah

(hineilend, durch die Doppelreihe der Krieger brechend).

Bete für Dich,
Abtrünniger! So eiferte Pinchas
Für das Gesetz des Herrn —

(er hat einem Krieger das Schwert aus der Scheide gerissen und erschlägt Simei, der hinter den Altar fällt; dann zerstört er mit den Füßen den Altar.)

Simei (sinkend).

Ich sterbe.

(Einen Augenblick Stille der Ueberraschung.)

Amri

(auf Judah zu, von dessen Blick auf halbem Wege festgebannt).

Nieder mit

fast zugleich

Dem Mörder!

Eleazar

(der Judah einige Schritte nachgeeilt, kann jetzt erst sprechen).

Was thust Du?

Nikanor

(vor Ueberraschung einen Schritt zurückgetreten; die Krieger sind vor Judah auf die Seite gewichen).

Was unterfängst Du Dich
Verwegener!

Judah

(hat die Statue heruntergeworfen, daß sie zerbrach; mit einem Fuß auf der Stirn liegend, das Schwert in der Rechten über seinem Haupte schwingend. Posaunen in der Szene immer näher, in die folgenden Reden).

Der Herr ist Gott allein,
Der Herr, der war, der ist, der ewig sein wird,
Israels Gott, Er, der lebend'ge Gott,
Der Gott, der nicht von Menschenhand gemacht,
Der Mächt'ge, der auf Feuersäulen wandelt,
Und alle Himmel beben, wenn er schilt,
Er spricht: ich bin Dein Gott, und sonst ist's keiner!
Anbeten sollst Du keinen Gott als mich.
Was ich mich unterfange, fragst Du, Heide?
Ich setze meinen Fuß auf Deinen Gott.
Er liegt zertrümmert. Wo ist seine Macht?
Kann er sich selbst nicht helfen, und soll's Euch?
O arme Beter! ärm'rer Gott!

Nikanor.

Zu lang'
Schon dulden wir des Buben Schmäh'n. Greift ihn!
Reißt ihn in Stücken!

Judah.

Volk von Israel,
Ich bin ein Einzelner. Was bäumt denn diese
Zurück unsichtbar? überfüllt ihr Auge
Mit Schrecken, der die ehr'nen Arme lähmt?
Das ist der Gott Jehovah Zebaoth,
Der mich umkreist mit seines Zornes Schrecken.
Er will's! der Herr will's! Wenn der Herr es will,
Wer widerstrebt?

Jojakim.

Er will's!

Simeon, Issaschar, Uriel.

Er will's! Er will's!

Volk (aufwachend).

Er will's! Der Herr will's! Ja, er will's! er will's!

Nikanor.

Auf, Krieger!

Judah.

Heran, Ihr Götzenknechte, kommt!
Ich bin ein Einzelner; was zagt Ihr denn?
Ich hohne Eure Götter — kommt heran!
Ich diene noch dem alten Gotte Jakob,
Dem Gotte, der sein Volk erretten wird.
Er schüttelt meinen Arm, und bleicher Tod
Fällt von ihm nieder wie die Frucht vom Baum
Und Jammer rauscht wie Hagel von ihm nieder!

Volk (immer näher drängend).

Er will's!

Ussiel.

Bringt Waffen!

(Es werden von hier an Waffen auf einen Haufen zusammengetragen, die das Volk auffordert, sich zu bewaffnen.)

Volk.

Waffen! Waffen! Waffen!

Nikanor.

Scheucht ein Verrückter Euch den Muth davon?
Greift ihn! Ha, Schande! Seid Ihr Krieger? seid
Ihr Buben? Muß ich selber Euch beschämen?

Volk

(während die, welche schon Waffen aufgerafft, sich um Judah scharen).

Ha, Waffen! Waffen! Steht zu ihm! Gott will's.

(Jonathan, Johannes, Priester mit Posaunen, Volk.)

Gorgias (Nikanor mit Gewalt zurückhaltend).

Wirfst Du umsonst Dein Leben hin?

Nikanor.

Schmach! Schmach!

Gorgias.

Die Schmach zu tilgen, laß' uns leben.

Nikanor.

Und
Es kommt der Tag!

Judah.

Ihr geht?

Gorgias.

Ja, doch wir kehren

Mit Hunderttausend.

Judah.

Gott allein ist Tausend-

Maltausend!

Nikanor.

Bebt dem Zorn Antiochus!

Judah.

Er soll nur kommen, soll nur holen seinen

Zerbroch'nen Gott!

Gorgias.

Du spottest bald nicht mehr.

Nikanor.

Jetzt höhnst Du, doch Du bebst einst, wenn wir kehren.

Judah.

Vor Lust, ja, wie ein Baum im Regen bebt.

(Die Syrier in's Thal hinab ab. **Boas, Aaron, Amri** tragen **Simei's** Leiche, Tod und Rache rufend, nach ihren Hütten zu.)

(Bis zu Ende des Aktes Waffenbringen und Waffnen, wobei Frauen und Kinder helfen, Abschiednehmen, immer noch Zuströmen des Volkes, und näher und ferner Posaunen und der Ruf: Er will's! in der Ferne.)

Jojakim

(von Einigen aus dem Volke gefolgt, hinter den Syriern her.)

Laßt sie nicht flieh'n! Ergreift sie! Tödtet sie!

Eleazar (will sie halten.)

Unsinnige! Ruft sie zurück —

Judah.

Weh' dem,

Der meine Boten an den König kränkt!

(sie gehorchen ihm; er reißt seinen Mantel ab und in Stücke, die er den Nachstehenden zuwirft, die damit, nachdem sie nach seinem Gebote gethan, abgehen.)

Taucht diese Stücke in des Frevlers Blut,

Tragt sie durch's Land, mit lauter Stimme rufend:

So that der Judah dem Abtrünnigen.
Wer denkt wie er, der sammle sich zu ihm.
In Judahs Felsenwüste harrt der Aar,
Bis ihm zum Flug die starken Schwingen wachsen.
Johannes bleibt Euch, Frauen von Modin,
Der Herr und dieser Felsenveste Schutz.
Nun, Männer, reißt das Liebste von dem Herzen,
Denn, wen der Herr erwählt, den will er ganz.

Lea.

Hört Mattathias, denn der Geist des Herrn
Ist über ihm.

Mattathias (mit Hülfe der Nächsten stehend).

Judah, mein Sohn! mein Herz
Tönt wie die Harfe unter Spielers Hand.
Der Herr rührt mich mit seinem Jubel an,
Daß ich erzitt're wie das Blatt im Sturm
Und klinge, wie der Harfe Saiten klingen.
Zeuch' hin, mein Judah, Streiter Gottes, zeuch'!

(Judah kniet vor ihm; der Alte legt seine Hände auf Judah's Haupt).

Er schickt den Sieg vor Deinen Schaaren her.
Folgt ihm, Ihr Söhne, den Sein Athem treibt;
So wie Ihr Judah folgt, folgt Euch mein Segen,
Doch wer von Judah läßt, der sei verflucht!

(Eleazar, der sich von der ihn zurückhaltenden Lea losgemacht und reden wollend sich ihm genähert, wankt einen Schritt zurück.)

Du hast mir Deinen Retter noch gezeigt —

Eleazar.

Laß mich! Herr, stirb nicht, bis Du mich gehört —

Mattathias.

Nun laß', Herr, Deinen — Diener zieh'n in —

(Er stirbt.)

Judah (tief ernst über ihn gebeugt).

Frieden

Mit Dir, mein Vater!

Lea.

Fliehst Du?

Eleazar.

Muß ich nicht?
Treibt mich sein Fluch nicht fort und Euer Eifer?
(für sich.)
Den ich verdienen muß, da er mich traf. —
Das Volk zu retten kehr' ich einst, das Ihr
Verderbt —

Judah (aufstehend).

Und ew'gen Haß dem Syrier
Und uns nicht Ruh', eh' uns der Sieg sie gönnt!

Ufiel

(reicht ihm eine Lanze und einen Helm).

Eleazar (zu Lea).

Es kommt der Tag, da ich Dich fragen komme:
Ist Judah noch der Größere?

Judah (setzt den Helm auf).

Nun tönt,
Posaunen, in das Kriegsgeschrei: Er will's!

Die Bewaffneten (sich sammelnd).

Er will's! der Herr will's!

Judah (hebt den Speer).

Schwert des Herrn und Judah!

(Posaunen: die Bewaffneten, **Judah, Simon, Jonathan, Ufiel** an der Spitze, ab; **Eleazar** folgt sich von **Lea** los und will ihr folgen; indem die Zurückbleibenden Anstalt machen, **Mattathias'** Leiche aufzuheben, fällt der Vorhang.)

Ende des zweiten Akts

Dritter Akt.

Ein Hügel am Schlachtfeld von Ammaus.

Posaunen und Geschrei: „Sieg! Sieg mit Judah's Schwert!“ in der Ferne.
Es kommen **Simon, Jonathan, Hauptleute, Krieger.**

Jonathan.

Die Syrier flieh'n!

Simon.

Beth Horon und Ammaus,
Ihr kleinen Sterne, kaum beachtet sonst,
Nach Euch wird nun der Blick des Forschers seh'n!

Jonathan.

Beth Horon hat Israel neu geboren;
Ammaus hat es aufgesaugt mit Blut.
Judah kommt mit Lemikius Barbus und Gefolge.

Judah.

Willkommen, wackrer Römer!
(Er winkt zu der Coulisse und spricht hinein.)
Heißt die Reiter
Den Sieg verfolgen! Jenen größern Haufen
Nehmt in die Mitt'; zerdrückt ihn zwischen Fluß

Und Fels und Eurer Wucht! Die kleinen hier
Und dort zerstäubt. (Verschwunden.)
Schnell, Simon, nach Modin;
Jonathan nach Jerusalem mit diesem
Oelblatt von Glück und Sieg und bald'ger Heimkehr!

Simon.

Nicht umsehn will ich auf dem Weg. Lebt wohl! (Ab.)

Jonathan.

Und ich — hilft gute Botschaft eilen, wie
Sich schlimme hindernd an die Fersen hängt,
So maß kein schnell'rer Schritt je meinen Weg.
Lebt wohl! (Ab.)

Judah.

Lebt wohl. (Zu Aemilius.) Verzeih' die Unterbrechung.

Aemilius.

Mich sendet der Senat von Rom zu Dir
Und glücklich fügten es die Götter so,
Daß ich, vom eig'nen Aug' belehrt, daheim
Versichern kann, daß Deines Volkes Größe,
Wie sie es seh'n, nichts der Entfernung dankt.
Doch laß mich Worte sparen —

Judah.

Römisch ist's;
Ich weiß, so sparsam ist der Römer nicht
Mit seinem Herzblut, als mit seinem Athem.
Er achtet nur die That.

Aemilius.

Du sprichst es aus,
Was Roms Senat bewog, mich Dir zu senden.
Denn seinem immer wachen Aug' entging
Kein Zug von Antlitz Deines Heldenvolkes;
Die Kühnheit nicht, die Dein erschlafftes Volk
In ihren Strom hinabriß, hinter ihm
Abschneidend jeden Rückweg seiner Feigheit
Zum altgewohnten Leiden, daß Verzweiflung

Den Muth erſetzen mußte; nicht die Weisheit
Und die Enthaltſamkeit, mit der, indem
Du nie Dein junges Glück auf einmal wagteſt,
Nie Größ'res wagteſt, als Du durfteſt, bis Du
Das Größte wagen durfteſt, aus Verzweiflung
Du Muth ſchufſt; nicht das Zeugniß Deiner Schlachten,
Daß Du die Feldherrnkunſt verſtandſt, zu ſiegen
Und — wie die Hand der ew'gen Götter auch
Die Würfel lenkte — nie beſiegt zu ſein.
Und nun von ſolchem Heldenlauf gewonnen,
Beut Dir die große Roma ihren Schutz.

Judah.

Sag' Rom, das Dich geſendet, Judahs Dank
Für ſeine gute Meinung, wünſcht' er ſchon,
Sie wäre beſſer noch, doch auch verdienter,
Und nicht ſein Lob ſo auf des Volkes Tadel
Gebaut. Denn, wahrlich! dieſes Volk hat mehr
Gethan, als Du von Judah rühmſt; und nur
Des Volkes Meinung ſprech ich aus, ſag' ich:
Der ſoll nicht ſtehen wollen, der es nicht
Auf eignen Füßen kann. Und g'rad heraus:
Wir ſteh'n ganz leidlich. Zwanzig Schlachten hat
Dies Volk geſchlagen und mit dieſem Sieg
Den Weg geöffnet nach Jeruſalem.
Dem Syrier fehlt's an Menſchen und an Geld.
Vergolve, bitt' ich, was ich Dir geſagt,
Zu unſcheinbar ſonſt iſt's mit Deiner Kunſt.
Und nun — Rom bietet ſeinen Schutz — Rom will
Damit, ich weiß es, nicht ruhmredig ſein;
Ich nehm's als eine Form der Höflichkeit,
Wie unter ſeinesgleichen man ſie wechſelt,
Und, ſie erwiedernd, bietet denn durch mich
Das große Iſrael Rom ſeinen Schutz.

Remlins.

Ich sehe, daß die Nähe Dich nicht verkleinert
Wie manche Ruhmesgrößen. Lebe wohl! (Ab mit Gefolge.)

Jojakim kommt.

Judah.

Leb' wohl! — Schon sinkt der Abend. — Gebt das Zeichen
Zum Einhalt den Verfolgern!

(Ein Hauptmann ab; Posaunensignal.)

Laßt die Wachen
Ablösen! Vorsicht sei des Glückes Siegel. (Ein Hauptmann ab.)
Wie stattlich diese Römer. Selbstgenügt,
Wie zierst Du selbst im Uebermaß ein Volk!
Im kleinsten Römer lebt das große Rom.
Wird mir's gelingen, nur die Hälfte Dir,
Die Hälfte nur von Roms Zuviel zu geben,
Mein Volk?
Roms Schützling sein? — Im Stärkern wähle Mensch
Und Volk den Herrn, doch nie den Freund, sonst wird
Der Freund zum Herrn. Hat nur der Fuchs die Pfote
Im Taubenschlag, bald ist er selber drinn.
Geh', stolzer Römer, lieber Feind, als Freund. —
Nun heißt die Krieger lagern, Schaar für Schaar!
Den Vorrath öffnet, geizt nicht mit dem Wein;
Laßt sie des Sieg's sich freu'n!

Jojakim.

Herr, keinen Wein!
Laß sie nicht jubeln, laß sie beten, Herr;
Laß sie nicht trinken, laß sie fasten, Herr!
Laß sie demüthig sein und sich nicht rühmen;
Denn Niemand hat gesiegt, als nur der Herr,
Und überheben soll sich nicht das Werkzeug!
Des Herren Sabbath kommt hereinzubrechen,
Von dem der Herr zu Mosen redete:
Wer nicht an meinem Tage ruht, soll sterben.
Du schicktest Deine Brüder, Herr, zu reisen,

Botſchaft zu bringen; ſende nach, ruf' ſie
Zurück, zwing' ſie nicht gegen das Geſetz!

Judah.

Wenn ich Dir folgte, zwäng' ich nicht die Boten?
Wär's neue Sünde nicht? D'rum, heil'ger Eifer,
Laß es genug ſein an der Einen Sünde,
Und nicht

(Geſchrei in der Ferne: „Fliehet! Fliehet! Nein! Stehet und ſterbet!")

Was ſoll das Schrei'n? Was iſt geſcheh'n?

Nathan (kommt eilig.),

Nathan.

Herr, flieh', denn fürchterlicher naht der Feind,
Als den Du ſchlugſt! Den Abend ſtarrt das Thal
Von Spießen zahllos, und der Schilde Glanz
Im Abendſchein iſt eines Meeres Glanz.

Judah.

Der Feind? — Der Wein iſt Deines Hirnes Feind.
Geh', leg' Dich! Solchen Feind beſiegt der Schlaf,
Und unſ're Wachen ſtehen weit in's Land.

Nathan.

Die Wächter kehrten heim, vom Siege ſicher
Gemacht.

Joſakim.

Vom Siege nicht; nein, weil der Sabbath
Beginnt hereinzubrechen. Herr, ſie thaten
Nach dem Geſetz, und alle Heil'gen lobten's
Und ſagten, daß ſie heilig d'ran gethan —
Denn Niemand mehr ſoll herrſchen, als der Herr —
Und ihrer iſt die Mehrzahl Deines Heeres.

Judah.

Tod über Euch, Ihr Raſenden, iſt's wahr!
Heilig gethan? Heilig? — Ich ſag' Euch: wahrlich!
Ihr hättet heiliger gethan, Ihr hättet
Alles Geſetz des Moſes übertreten
Und meinem Wort gehorcht —

Jojakim.

Ha! welche Laſt'rung!
Herr, Herr, verſchließ' Dein Ohr!

Uſiel (tritt auf).

Judah (ihm entgegen).

Schnell, Uſiel,
Zurück und heiß' ſie ſich zum Rückzug ordnen.

Uſiel.

Zu ſpät, Herr, denn der Feind iſt ſchon zu nah.

Judah.

So heiß' im Rückzug ſie ſich ordnen, kämpfend
Die Hinterſten den Feind abtreiben, bis
Die Nacht uns von ihm ſcheidet!

Uſiel.

Deine Meinung
Sah' ich voraus, doch fehlte der Gehorſam.
Auf Deines Vaters Brudersſohn beruft
Das ganze Heer ſich, denn der Sabbath nahe
Und Keiner dürfe fechten.

Judah.

Keiner dürfe
Der Sabbath — ſie berufen ſich — auf wen?

Uſiel.

Auf Jojakim.

Judah.

Auf Jojakim? Auf dieſen?
Du haſt verkehrt gehört. Judah befiehlt
Und — ſie berufen ſich? — geh', ſcherz mit Andern!
War's Judah, der die zwanzig Schlachten ſchlug
Und ſiegte? Nein! wie ließ' das Volk dann Judah,
Von einem Thoren von ihm fortgelockt,
Der nichts vermag, als eitern; Nein; es iſt
Unmöglich. Geh'! Judah befiehlt, hörſt Du?
Der Judah, der ſein Volk befreit, befiehlt

Dem Volk, zu fechten. Geh'! Kein Wort mehr, eh' Du
Zurückkehrſt!

Jojakim.

Schon' der Deinen Blut. Sieh' hin,
Dem Syrier bieten wehrlos ſie die Bruſt,
Doch Deinen Joel ſchlagen ſie zu Boden,
Der ſie will zwingen zu verfluchter That.

Judah.

So weit ſchon wär's? Was jahrelanges Müh'n,
Was der Gedanke eines ganzen Lebens,
Geſchaffen, ſoll ein Hauch aus Thoren-Mund
Zerwehen können? Sprich Vernunft zum Volk!
Nur dieſen Sieg noch, und es iſt gerettet!

Jojakim.

Iſt dies auch Judah? dies auch Jojakim?
Wenn Eure Mutter Größ' Euch predigte,
Stand Jojakim verachtet unter Euch —

Judah.

Iſt's das? — Hier nimm den Führerſtab; mein Mund
Soll durch den Deinen reden, meine Hand
Durch Deine ſiegen; mein ſei nur die Müh',
Und Dein der Ruhm des Sieges und der Rettung!
Iſt dies Gebot Dir noch zu klein? Komm, laß
Den Handel gelten, heil'ger Neid, Dein Volk
Nicht zu verderben!

Jojakim.

Mund voll Läſterung!
Bin ich wie Du? Herr, Deinen Heiligen
Will er beſtechen, daß um faulen Ehrgeiz
Dein Knecht Dich laſſe. Unglückſeliger,
Weit beſſer iſt's, das ganze Volk verdirbt,
Als daß von dem Geſetz Ein Buchſtab' nur
Werd' übertreten!

Judah.

Weisheit, Du wirſt Unſinn

Im Mund des Schwärmers, und die Thorheit furchtbar,
Ansteckender und sonnenfinsternder,
Als Pest und als Heuschreckenschaaren sind!
So untergeh'n? — so elend lächerlich,
So — Volk, das nach der Schande jagt, wie and're
Völker nach Ehre! — So den Reich am Mund,
Verdursten; die Fattel schon am Gaum, verhungern;
So — an der Spitze schon des Speers den Sieg —
Und — untergeh'n — so, so — als tödtete
Der Tod allein nicht, hälf' nicht Schmach dazu?
Nein! Nein! er soll nicht! hier mit diesen Händen
Erwürg' ich Dich, wenn Du Dein Volk nicht rettest!

(alle Anwesenden scharen sich schützend um Jojakim, außer Hiel.)

Jojakim.

Laßt ihn; er mag's vollenden. Auf die Last'rung
Häuf' er den Mord am Heiligen. Laßt Jojakim,
Ja, laßt ihn sterben für sein Volk!

Die Hauptleute (um Jojakim)

Tod, wer
Den Heil'gen Tod droht!

Judah.

Recht! recht! recht! Druckt noch
Die Schlange, die Euch sticht, fest an den Busen
Und küßt des Löwen Zahn, der Euch zerreißt!
Elendes Volk, zum Werkzeug nur gemacht,
Leih' Dich dem eigenen Verderben dar,
Straf' so Dich selber! Volk, was warst Du, eh'
Dich Judah aufnahm aus dem Staub? Das wirst
Du wieder werden, ärmer denn zuvor.
Du hattest nichts — nichts — gar nichts — selbst der Muth
In Deiner Brust, der Witz in Deinem Hirn
War Judahs Muth und Witz, ich, den Du zwangst,
Dich zu verachten, that der eig'nen Seele
Gewalt um Dich, und — und so vergiltst Du mir?
Verflucht der Arm, der für Dich schlug! verflucht

Dies Herz, verflucht das Aug', das für Euch wachte!
Die Kröte wollt' ich zu 'nem Adler flügeln;
Hin in den Sumpf, der Deine Heimath ist,
Werf' ich Dich wieder! (Es kommen immer mehr Krieger.)

Jojakim.

Hört Ihr? hört Ihr? hört Ihr?
Mein Hirn erschwindelt ob der Lästerung,
Mein Blut schwillt gährend auf wie Most im Schlauch,
Der Herr füllt wider Willen mich mit Eifer.
Er prahlt mit dem, was nur gelieh'n ihm war!
Wir Alle nichts, der Herr nur hat gethan.
Der Böse wie der Gute thut unwissend
Und meinend, nur dem eig'nen Antrieb folg' er,
Des Herren That. Der Herr braucht auch den Bösen,
So lang' er will, zu seiner Zwecke Werkzeug;
Läßt seine That geschehn, bis er ihn hinwirft
Und ihn verdirbt um seiner Absicht Bosheit.
Das neue Syrierheer kommt von dem Herrn.
Er selbst hat es erweckt, uns zu versuchen,
Ob wir ihm folgen oder seinem Feind.

Uſiel.

Was willst Du thun? Du fliehst? Du giebst es auf?
Denn Alles ist verloren.

Judah.

Geb' ich's auf,
Dann ist's verloren — Fliehen? Sterben? Feig
Sich selbst einreden, Tod für Etwas sei
Das Größte? Leben ist's! Was ist's, den Schaum
Vom Kelch des Lebens schlürfen, wenn er braust?
Hinsinken, um in Liedern aufzusteh'n,
Eh' man des Bechers Grund gesehn? Nein, Tropfen
Um Tropfen kosten; so die bitt're Hefe
Auskosten bis zum letzten! Undank tragen,
Verachtung, zerstört zu seh'n und wieder
Zerstört und immer wieder, was man schuf,

Zerstört, durch Die zerstört, für die man schuf!
Und dennoch nicht ermüden! Heuchler, sieh',
Was Du vermagst; schlag' Deine Brust und roll'
Dein glühend Aug', hier leuchtet Juda's Schwert,
Hier ruft die Stimme, die dem Sieg gebeut!

Jojakim.

Der Tod ist Sieg hier und der Sieg ist Tod.
Stirb', Volk, dem Gotte, der den Sabbath schuf!

Judah.

Gott schuf den Sabbath, da er ruhte, doch
Er ruhte erst, da er sein Werk vollendet;
So thu', sein Volk: erst Sieg und dann den Sabbath!
Mir nach, sein Volk, zum Sieg! (Ab. Alle folgen ihm.)

Jojakim.

Mir nach zum Tod! (Ab.)

(Die Uebrigen folgen Jojakim.)

Von der andern Seite kommen **Antiochus, Eleazar, Nikanor,** Gefolge.

Antiochus (zu Nikanor).

Du bringst uns schwere Nachricht, doch Du bringst auch,
Was uns sie leichter tragen machen kann.
Ein Trost ist, bei des Vaters Tod dies Heer,
Das er in Persien warb vor seinem Tode
Und, das in seinem Sinn gebraucht zu seh'n,
Ihm, der ein Gott nun auf uns niederschaut,
Das schönste Sohnesopfer dünken muß.
Mit in sein Grabmal schließ' ich meine Milde
Und seinen Zorn nehm' ich in meine Brust.
Nur solchen soll der Zweig der Milde blüh'n,
Die so wie Du, mein Ajax, freigewillt
Aus ihres Volkes dürrer'm Wahnesmeer
Herauf sich retteten an's heit're Licht
Der Götter ihres Königs.

Eleazar.

Deiner Götter.

Sie waren Deine, und so mußten sie
Auch Deines Ajax Götter werden, Herr.

Gorgias (kommt eilig).

Herr, Nikomedes hat den Kampf begonnen,
Wie Du gebotst.

Antiochus (wendet sich nach der Coulisse).
Der Kampf — ist das ein Kampf?

Nikanor.

Was ist das? Ist's ein Wüstenbild, das hier
Uns äfft? Doch hier ist keine Wüste. Wehrlos,
Den Schild nicht brauchend, lassen sie sich schlachten.

Gorgias.

Noch mehr — unglaublich ist's — die Einen knie'n
Und singen Psalmen, And're werfen sich
Selbst in der Unsern Schwert.

Antiochus.

Als wär's ein Glück,
Sich schlachten lassen, und ein Liebesdienst,
Sie schlachten, von den Unsern.

Nikanor.

Sie berauschen sich
Im Trank des Tod's.

Antiochus.

Nur Einer, mächtig ragend
Wie Ares, kämpft und ruft zum Kämpfen auf.
Ist das nicht Judah, ist's der Kriegsgott selbst!
Er spricht und wirft sich in den Kampf, der Meinung,
Daß sie ihm folgen. Seht, die Unsern weichen
Vor ihm allein. Nur tausend Judah's und,
Mit meinen Hunderttausend wär' ich nicht
Des Sieg's gewiß. Er sieht sich kämpfend um,
Ob sie ihm folgen, eilt zurück und trifft sie
Mit Reden, schärfer, denn ein syrisch Schwert;
Nun mit geschwung'nem Speer stürzt er von Neuem

In's blut'ge Bad — vergebens — wendet nun,
Den Speer — ſo wie der Treiber auf das Vieh
Läßt er die Schläge auf die Trägen regnen.
Umſonſt. Nun droht er mit dem Schwert. Er haut
Den Nächſten nieder; doch der Nebenmann
Erhebt ſich nicht; er will den Tod, komm' er
Vom Judah oder von dem Feind. Dies Volk
Bezwing' ich wohl, doch dieſen Judah nicht.

Eleazar (für ſich).

Verfolgt mich ſeine Größe überall?
Beſiegt ſelbſt, ſiegt er!

Antiochus.

Wer erklärt dies Räthſel?

Eleazar.

Der Sabbathtag, an dem kein Heiliger
Was Anders thut, als ruh'n, bricht eben an.

Antiochus.

Iſt's ſo, benutzt die Thorheit! Gorgias, Du
Wirfſt mit dem halben Heer Dich auf den Feind
Und ſchlägſt die Thoren mit der eig'nen Thorheit.
Wir mit der andern Hälfte ziehen weiter,
Den Schreck der Ueberraſchung vor uns her.

(zu Nikanor).

Du ſendeſt Boten nach Jeruſalem
Im Namen ihres echten Hohenprieſters —
Und daß er's wirklich ſei, nimm ihr Geſetz
Zu Hülfe und der Prieſter Stammregiſter.

(Nikanor ab.)

Uns nennt Tyrannen dieſes Thorenvolk?
Sein einziger Tyrann iſt ſein Geſetz;
Brecht auf. Des nächſten Abends Roth ſieht Ajax
Als Hohenprieſter. Gen Jeruſalem!

(Alle ab.)

Verwandlung.

Scene wie im erſten und zweiten Akt.

Früheſter Morgen. Waffengeklirr und Geſchrei Kämpfender in der Scene. Ein Volkshaufen wirr durcheinander rufend aus der Stadt nach vorn.

Joſuah.

Getöſe wie von Waffen!

Eliah.

Schrei'n vom Felſenpaß!

Miſael.

Und mondenlang von Judah keine Nachricht!

Ruben.

Gott Iſraels! es ſind die Syrier!

Alle.

Wir ſind verloren!

Iſſaſchar (tritt aus der Mündung des Felſenpaſſes).

Nicht, weil Lea lebt.

Volkshaufe (durcheinander).

Wer iſt's? 's iſt Iſſaſchar, der Sohn Medinnah!
Der Aelt'ſte von Modin! Herr, ſprich, was iſt's?

Iſſaſchar.

Ein Haufen Syrier, derſelbe, der
Vor Judahs Annah'n in's Gebirg zurückwich,
Iſt eingedrungen in den Felſenpaß,
Der hier heraufführt aus dem Terebinthenthal.
Verrath hat dieſen einz'gen Weg zur Feſte
Den Feind gelehrt, den nur die Bürger kennen;
Doch Lea's Wachſamkeit vereitelte

Den Bubenſtreich und die Natur des Paſſes,
So eng' und ſteil voll Steingeröll' und Dornen,
In dem ein tapfrer Mann ein ganzes Heer
Abhalten kann — und ſeht! ſchon iſt ſie Sieg'rin.

(Lea mit Anhängern, den gefangenen Aaron in der Mitte, aus der Mündung des Felſenpaſſes.)

Jubelt ihr zu: Ein langes Leben Lea!
Der Mutter von Modin Tag' ohne Ende!

(Johannes mit Gefolge und dem gefangenen Boas aus der Stadt, von einem zweiten Volkshaufen begleitet, der ſich hinter Lea gruppirt.)

Joſuah, Eliah, Miſael, Ruben.

Der Mutter von Modin Tag' ohne Ende!

Miſael.

Fallt vor ihr nieder!

Lea.

Nicht ſo. Nur dem Herrn,
Dem Schutzgott Iſrael's gebührt der Preis
Und Judah, dem Erwählten; dann den Treuen,
Von deren Thun mein Aug' ich Zeuge ſein hieß,
Damit mein Mund vor Judah's Ohr ſie rühme,
Vor Judah, der der That nichts ſchuldig bleibt.
Ich ſeh' ihn, wie ſich ſeine Heldenſtirn'
In Wolken hüllt, vernimmt er, wie Verrath
Modin bedroht, ein Bürger von Modin
Dem blut'gen Feinde ſelbſt den Weg gezeigt,
Bis Sonnenſchein die Nachricht ihm entlockt,
Wie Treue den Verrath beſiegt und den
Verräther ſelbſt gefangen nahm. Zeigt ihn
Dem Volke!

(Es geſchieht.)

Joſuah, Eliah, Miſael.

Aaron!

Ruben.

Der Brudersſohn

Von Simei!

Alle.

Weh' über Aaron!

Johannes.

Herrin, noch mehr hat der Verrath gewagt.
Rückkehrend von den Thoren, die, wie Du
Befohlen, ich mit treuer Hut beſetzt,
Ergriff ich dieſen hier. Er ſprach zum Volke,
Es ſchreckend mit erlog'nem Dräu'n der Zukunft,
Um ſie von Dir hinweg, dem Syrier zu-
Zu ängſtigen.

Yea.

Wer iſt er?

Iſſaſchar.

Tod den Beiden!

Johannes.

Hier iſt er.

Yea.

Boas?

Volkshaufe.

Weh! Weh' über Boas!

Joſuah.

Weh' über Simei's ganzes Haus!

Miſael.

Ergreift ſie!

Iſſaſchar.

Werft ſie vom Felſen ihren Freunden zu!
Eh' iſt nicht Sicherheit für's Volk Modin's.

(Amri, von einem dritten, größern Volkshaufen begleitet, aus der Stadt.)

Amri.

Streut Aſche auf das Haupt!

Dritter Volkshaufe (in großer Aufregung.)

Streut Aſche! Aſche!
Der Syrier kommt!

Yea (tritt vor.)

Volk von Modin —

Amri.

Bist Du
Die Retterin, so rette jetzt!

Dritter Volkshaufe (drohend).

Ja, rette!

Lea.

Volk von Modin, der Syrier dräut nicht mehr.
Und Du, Sohn Simei, Dein Verrath mißlang.
In unſ'rer Hand ſind Deines Plans Geſellen
Und abgeſchlagen iſt der Syrier.

Amri.

Der Syrier? Der Haufe — ha, was hilft's
Den Haufen? Schlag' die Heere von Beth Horon,
Die Heere von Ammaus tilg' uns aus!

Dritter Volkshaufe.

Die Heere von Beth Horon! von Ammaus!

Lea.

Der zwanzig Syrierheere hat vertilgt,
Lebt er nicht mehr, auch dieſe zu vertilgen?

Amri.

Und halt' des Königs Wagen auf, wenn er
Rückkehrt aus Perſien von Elymais,
Da, wo der Tempel ſteht aus purem Gold,
Die Fenſter von Demanten; jeder Zoll
Trägt hundert Krieger. Alles Volk umher
Schickt Sklavenhändler ſeinem Heere nach;
Das Kind im Mutterleib' ſchon iſt verkauft.
Biſt Du die Retterin, ſo rett' uns nun;
Biſt Du erwählt, ſo zeig's jetzt, thu' ein Wunder!

Viele Stimmen aus dem dritten Volkshaufen.

a, rett' uns! Zeig's.

Der übrige dritte Volkshaufe.

Ein Wunder! Thu' ein Wunder!

Erſter Volkshaufe

(indem er, der bis dahin auf der andern Seite ſtand, nach rechts auf Lea's Seite hinüberzieht, um ſich mit dem zweiten zum Schutze Lea's zu vereinigen. Amri und der dritte Volkshaufe zieht ſich aus der Mitte nach links).

Der Herr mit Lea aus dem Stamme David!

Lea.

Schmach auf das Volk Modin's, wenn's Beſſ'res nicht
Will heißen, als der Stimme Tochter des
Verräthers! Lauſt Du ſeine Läſt'rung nach,
Der Dich will reißen in den eig'nen Abfall?
Was hat denn Simei für Dich gethan,
Daß Du die Seele ſeiner Hand vertrauſt?
Wie des Tyrannen Knechte hier den Altar
Erbauten, wie der Syrier Dir griff
Nach Deinem Gott, war's Boas, der Dir half?
War's Amri, der den Altar ſchlug, daß klingend
Das Bild des Greu'ls zerbrach? Nein, er berieth ſich
Und ſprach: ſüß iſt das Leben.

Erſter, zweiter Volkshaufe und Iſſaſchar.

Er berieth ſich —

Weh' über Simei!

Boas.

Herr, wer bin ich,
Daß ich vor Deinem Volke ſprechen dürfte?
Und doch nimmſt Du mir ſelber das Gewand
Der Demuth ab und ſetzeſt mir auf's Haupt,
Wie einen Helm, den Zorn zu zürnen des
Gerechten. Simei, mein Bruder kam
Zu geh'n zu opfern — ging er ſonſt um was,
Als um des Volkes Leben? War Antiochus
Der Aelt're ewig? Hatten wir nicht Ruh',
Bis daß ſein Sohn den Scepter nahm und uns
Zurückgab unſern Gott und ſein Geſetz?
Iſt das nun beſſer, was Dein Judah that,
Daß er begann, was er nicht enden kann,

Daß er die Söhn' uns nimmt und wirft sie hin
Dem nimmersatten Syrierschwert zum Opfer?

Dritter Volkshaufe.

Daß er die Söhn' uns nimmt? Weh' über Judah!

Erster Volkshaufe.

Hosiannah Mattathias' Sohn! Hosiannah!

Lea.

O freilich hatten wir nicht Ruh', wenn Judah
Des Mann's der Demuth Bruder opfern ließ?
Ja, eben so, wie Du demüthig bist,
So, wie Dein Zorn gerecht, so wahr ging jener
Zu opfern, um sein Volk zu retten. Heuchler,
Den keine Scham mehr bändigt, rettet' er
Das Volk, wenn er es lockte von dem Herrn?
Nein; er verdarb's mit ewigem Verderben,
Wenn Judah nicht, den sich der Herr berief,
Das eig'ne Leben hinwarf in die Wage!

Erster, zweiter Volkshaufe und Issaschar.

Weh' Simei und seinem ganzen Haus!

Dritter Volkshaufe (steht unentschl.)

Boas.

Den sich der Herr berief! Hat das der Herr,
Wer dann will Judah schmäh'n? Und hat er's nicht?
Sagt Judah's Mutter nicht: er hat's gethan?
Sitzt nicht ihr Hochmuth mit im Götterrath?
Wer weiß es anders? Hat nicht alles Volk
Gehört, wie Gott den Judah rief? Ist's nicht so?
Ihr sagt: wir haben nichts gehört; es redet
Der Herr von Angesicht nicht mehr mit Menschen,
Nur durch die Schrift und Bücher des Gesetzes?
Nun gut; so steht's geschrieben irgendwo?
Es steht geschrieben: retten will der Herr
Sein Volk zu seiner Zeit; Er will's, der Herr
Will's retten; sonst steht in den Schriften nichts.
Es steht nicht drin: der Judah soll es retten,

Noch irgend wer, denn nur der Herr. Und wenn
Er's will, braucht er den Judah? braucht er sonst wen?
Ist er nicht stark genug, es selbst zu retten?
Ist's Lästerung nicht, zu sagen, daß der Herr
Den Judah dazu braucht, noch irgend wen?

Dritter Volkshaufe und Amri (immer drohender.)

's ist Lästerung! 's ist Lästerung!

Boas.

Nun wenn
Der Herr den Judah nicht bewegt, was sonst?
Hat er aus Lieb' zum Volk ihm vorgegriffen?
Denn vorgegriffen hat er ihm, wenn nicht
Der Herr ihn hat gerufen —

Dritter Volkshaufe und Amri

(immer drohender Lea auf den Leib rückend, indem von dem ersten und zweiten Volkshaufen immer mehr von ihr zurücktreten. Issaschar, Josuah, Eliab, Mikael, Ruben verweilen am längsten bei Lea).

Ja; er hat
Ihm vorgegriffen! hat ihm vorgegriffen!

Lea.

Er hat ihm —

Amri (lachend).

Lieb' zu seinem Volk? Er hat's
Gehaßt, er hat's verspottet, hat's verachtet.

Lea.

Wagt man —

Dritter Volkshaufe.

Er hat's verspottet! hat's verachtet!

Lea.

Sein Leben für den Feind?

Dritter Volkshaufe (immer aufgeregter)

Er hat's! er hat's!

Boas.

Gott selbst gab Israel in Feindes Hand,
Wo's bleiben soll, bis er es selbst errettet.

Mit Scorpionen wird er's züchtigen,
Ausschütten all sein Mark! Weh', weh dem Samen
Von Jacob, weh' dem Volk von Israel,
Kehrt's nicht freiwillig unter seine Hand!

Die Meisten aus dem Volke.

Weh' Jacob! weh' dem Volk von Israel,
Kehrt's nicht freiwillig unter seine Hand!

Lea (steht verlassen.)

Weh' Jakob! weh' dem Volk von Israel,
Folgt es dem Rathe der Abtrünnigen!
Verblendet Volk, hör' meine Stimme —

Amri.

Fort!
Der Syrier steht am Passe; laßt ihn ein!

Volk.

Ja! fort zum Syrier und laßt ihn ein!

Lea (hat ihnen den Paß abgewonnen, Joarim und Benjamin an den Händen).

Zurück! Nie! Nimmermehr! Und sollt' ich selbst
Der Pforte Riegel sein, dahingestreckt
Zur Erde diesen Leib, der Israel's
Erretter trug! Zwei Kinder und ein Weib
Zertretet erst!

Amri.

Noch haltet. Woran wird
Der Syrier in uns den Freund erkennen,
Daß er uns nicht mit seinen Feinden tödte?

Volk.

Ja, sprich, woran?

(In der Scene immer näher kommend Musik von Zymbeln, Flöten, Pauken.)

Lea (reißt die Kinder an sich).

Ha! ich versteh' sein Aug',
Wachs't fest an meiner Brust! Eh' reiß' der Tiger
In Stücken uns, eh' er uns lebend trennt!

Amri.

Bring' ihm des Judah Brüder, daß er sich
An ihnen räche! Ueber ihrem Haupt
Mach' unsern Bund, Herr, mit dem Syrier.

Yea (unterm Amri die Kinder ihr nehmen will).

O nun ein Wunder! Herr, ein Zeichen, bist Du
Mit Yea's Sohn! Ein Zeichen, Herr! sonst war
Ein Traum nur Dein Gesicht!

Amri.

Gieb sie gutwillig!

(Aus der Stadt kommen rosenbekränzte Jungfrauen, auf Flöten, Zymbeln, P
musizierend, hinter ihnen rosenbekränzte Kinder, Frauen, Greise im feierlichen
zuletzt Simon. Große Bewegung unter dem Volke.)

Boas.

Was kommt dort?

Aaron.

Festlicher Gesang.

Amri.

Was soll

Die Thorheit?

Aaron.

Will das Volk den Retter preisen?

Yea.

Sie sind nicht aus Modin.

Johannes.

O wär' es Judah!

Yea (aufschreiend).

Es war kein Traum! Ha Sieg!

Die Jungfrauen.

Sieg! Sieg!

Boas.

Verflucht!

Johannes.

Simon!

Simon.

Wir bringen Sieg. Mit Deinem Judah
Der Gott der Zebaoth!

Amri.

Brust, Brust, bleib ganz!
Der Judah Sieger? Thoren! Bei Beth Horon
Dort steht der Herr, die Wag' in seiner Hand,
Und wägt sein Volk und in der Syrier Schale
Wirft er noch seines Zorns Gewicht. Der Herr
Wird richten!

Simon.

Wird? Schon hat der Herr gerichtet.
Der Syrier Hunderttausend wogen leicht;
Der Herr warf sein Gewicht in Judah's Schale.
Der Judah rief den Herrn, da wandelte
Ein Rauschen in den Palmen über ihm
Und wirbelte den Sand empor und warf ihn
Den Syriern in die Augen, daß sie blind
Des Judah Schwert nur fühlten und nicht sahn.

Yea.

Der Herr geht vor dem Judah her, hört Ihr?
Der Herr gehorcht, wenn ihn der Judah ruft!

Erster Volkshaufe (weiter am Ufer).

Er ist! er ist! der Herr ist mit dem Judah!

Amri.

Unselige, was rast Ihr da? Ein Kind
War bei Beth Horon Syriens Heer; so wie
Ein reif'ger Mann gegen ein Kind, so ist
Das Heer, das bei Ammaus steht, gegen
Das von Beth Horon. Nicht die Waffen brauchte
Wenn sie vom Jordan trinken, wird er leer;
Sie athmen, und die Luft ist weggeathmet
Ueber Israel; all sein Vieh verschlingt
Ein Mahl; vor ihrem Auftritt bebt die Erde;
Der Wind von ihrem Schrei wirft Judah schon.

Der Herr läßt sich mit Glück den Frevler mästen,
Eh' er ihn schlachtet zu der Rache Mahl.
Und er wird richten! bei Ammaus wird
Er richten.

Simon.

Dort gerichtet hat er schon,
Dort bei Ammaus hat der Herr gerichtet!
Wer zeigt die Stoppeln noch von ihrer Saat?

Issaschar.

Weh', Weh' und Tod dem Hause Simei!

Lea.

Der Herr setzt Judah auf des Herren Stuhl
Und läßt ihn richten über Syrien.
Judah ist mehr, als Menschen sind; er ist
Aus Erde nicht geschaffen!

Amri.

Einen Fluch,
Der mich erleichtert! Noch nicht. Kehren laß'
Antiochus von Elymais erst.

Simon.

Er ist gekehrt —

Amri.

Und wird Euch schrecklich richten!

Simon.

Niemand mehr richtet, den der Herr gerichtet;
Denn unterwegs schlug ihn des Herren Hand,
Warf todt ihn von dem Wagen auf das Feld;
Ein Denkmal: Recht; so straft der Herr Tyrannen!

Lea.

Genügt Dir dies Wunder, wunderhungrig Volk?

Issaschar.

Tod über Boas; über Amri; Tod
Ueber Simei's ganzes Haus!

Volk.

Er sterbe!

Issaschar.

Reißt sie aus ihren Häusern! Steinigt sie!

Volk (indem sie die Simeiten ergreifen).

Ja, steinigt sie!

Issaschar.

Hier mit des Altars Steinen,
Auf denen Simei gesündigt hat.

Volk.

Laßt keinen flieh'n!

Naemi (flehend den Saum von Lea's Mantel fassend).

Herrin!

Lea.

Was geht die Tochter
Boas' mich an? Fort!

Volk.

Boas' Tochter? Hin
Mit ihr zum Tod, mit Boas ganzem Haus!

Simon.

Herrin, rett' Judah's Weib!

Lea.

Aus Königstöchtern
Wählt Judah sich sein Weib. Willst Du den Zorn
Des Herrn verew'gen? Wer, wenn zu Gericht
Er geht mit seinen Feinden, hindert ihn?
Nun auf, Ihr Frau'n von Israel, zum Reih'n,
Zum Siegesreih'n mit Zymbeln und mit Pauken!

(Sie nimmt einer von den Frauen die Zymbeln, setzt sich an die Spitze des Zuges und führt ihn zymbelschlagend linksum über die Bühne.)

Naemi (indem sie fortgerissen wird).

Ich bin des Judah Weib! Um Judah's willen!
Die Menschen hören nichts; hör' Du mich, Herr!

Volk

(hat die Simeiten auf die Knie' gerissen, hält die Hände über sie).

Nieder! Ihr Blut über ihr Haupt! Sie haben
Den Herrn gelästert!

(Sie laufen zurück, um Steine zu holen.)

Boas (knieend).

Halt!

Amri (ebenſo).

Ein Bote!

Boas.

Hört

Den Boten erſt!

Nathan (kommt aus dem Thore).

Weh' Iſrael!

Amri.

Ha, Rettung!

Lea (den Zug aufhaltend).

Ein Bote? (ihm entgegen). Welchen neuen Sieg kommſt Du zu melden?

Amri.

Keine Taube mit dem Oelblatt!

Ein Hiobsbote!

Nathan.

Weh' Dir, Iſrael!

Antiochus zieht auf Jeruſalem.

Lea (nimmt eine Spange von ihrem Gewand).

Da, nimm das Kleinod hier für Deinen Scherz
Und gieb uns ſeinen Kern! Welch neuer Sieg
Vieh Deinen Athem?

Nathan.

Iſt's ein Scherz, ſo iſt's
Ein blut'ger, den nur Wahnſinn kann belachen.
Antiochus —

Lea.

Wenn Du nicht ſcherzeſt, lügſt Du.
Doch viel zu ungeſchickt, um uns zu täuſchen,
Sagſt Du: die Todten ziehen in das Feld!

Nathan.

Der Junge iſt's, der Alte nicht; er zieht —

Lea.

Noch besser! Thor, Du weißt nicht, daß der Junge
Israel's Freund ist? Nun, so kommt er denn,
Bekehrt von Eleazar zu den Unsern,
Um Judah zu begrüßen.

Nathan.

Feindlich kommt er;
Sein Liebling Ajax, ein Abtrünniger
Aus Israel, ist seines Zuges Seele.
Er hat den König uns zum Feind gemacht.
Schon zieht er auf Jerusalem.

Lea.

Er komme!
Dort bei Ammaus steht der starke Judah;
Er mag nur kommen; er wird wieder geh'n!

Nathan.

Dort bei Ammaus steht kein Judah mehr —
Unaufgehalten zieht Antiochus
Mit seinem Volke nach Jerusalem;
Dort herrscht der Hunger und die Pest; es kann
Sich keinen Tag lang halten gegen ihn.

Jojakim (aus der Stadt).

Heil Israel!

Lea (zu Nathan).

Hörst Du?

Jojakim.

Du bist gerettet!

Lea.

Nun scherze weiter.

Jojakim.

Judah —

Lea.

Hat gesiegt —

Jojakim.

Den Frevler schlug der Herr —

Lea.

Den Syrier.

Jojakim.

Den Judah. Gott verwarf ihn!

Nathan.

Hörst Du's nun?

Lea.

Sie rasen —

Jojakim.

Den Verruchten, der das Volk
Am Tag des heil'gen Sabbaths kämpfen hieß.
Doch Jojakim schuf, daß sie wehrlos starben.

Lea.

Wahnsinniger! Er hat das Volk verderbt
Und rühmt sich noch der That. Zum Tod mit ihm!

(Niemand gehorcht; das Volk verläßt Einer um den Andern Lea.)

Jojakim.

Du hast's verderbt. Verfluchter noch als Cain,
Hat dieses Weib sein ganzes Volk erschlagen!

Lea.

Was steht Ihr bleich? Verloren ist noch nichts;
Hinausgerückt nur ist das Ziel, damit sich
Des Herren Wort erfülle. Noch ist nichts
Verloren, noch lebt Eleazar!

Jojakim.

Ajax —

Lea.

Verflucht er und sein ganzes Haus! In Martern
Müss' ihn die Mutter sterben seh'n! —

Simon.

Halt' ein —

Jojakim.

Fluche nur zu!

Lea.

Nenn' mir ihn nicht. Noch lebt
Ein Richter ihm und nun ist seine Zeit,
Der Tag, an dem er fragt: Ist Juda größer?
Ihn und nicht Judah krönte das Gesicht,
Nun wird er aufersteh'n, wie die Sonne wird
Er aufersteh'n, wie die Sonne wird er wandeln
In seiner Thaten Glanz. Judah war nur,
Der vor ihm herging, nur ein Stern der Nacht,
Doch Eleazar wird die Sonne sein!
Er wird ihn fassen, den Abtrünnigen!

Jojakim (aufstachend).

Den Ajax Eleazar?

Lea.

Ihn und Dich.

Simon.

Weh' mir und Dir, daß so des Vaters Wort
Zur Wahrheit wird!

Lea.

Was willst Du, Thor? Welch' Wort?

Simon.

Du selber mußtest einst dem Liebling fluchen.

Lea.

Du rasest —

Simon.

Ajax ist Dein Eleazar.

(Alles weicht entsetzt einen Schritt zurück.)

Bei meiner Brüder Leben! selber sah
Ich ihn in Jericho, da ich verkleidet
Als Späher dort verweilt.

Lea (sieht ganz verlassen).

Weh'! — Wer ruft Weh
Hier, wo die Sieger jubeln? Steht Ihr bleich?

Ist's Sitte, bleich sein, wenn ein Rabe krächzt?
Auf, Töchter Israel's, zum Siegesreih'n!
(Sie thut einige Schritte; der Zug bleibt vom Entsetzen stehn; sie sieht, wie sie sich auf den Gesichtern verändert, wie erschreckt.)
Weh' mir und weh' dem Tag, an dem ich ward!
(Sie zerreißt ihr Gewand.)

Jojakim.

Er sollte König sein; nun ist er's. Schreckt
Dich Deines Hochmuthstraums Erfüllung nun?

Lea.

So wär' des Herren Wort? — zweideutig Heil
Verspiegelnd, doch Verderben —

Simon.

Nein, er hält
Sein Wort; ob uns zum Lohn, ob uns zur Strafe,
Giebt er in uns're eig'ne Hand.

Lea (lachend zum Himmel).

Ich hab'
Noch Kinder!

Amri (reißt ihr Jojakim von den Händen und führt ihn nach links, wo er gleich festgehalten und abgeführt wird).

Nun nicht mehr.

Simon

(stürzt auf ihn zu, als Amri auch Benjamin nehmen will).

Verruchter, fort
Die Hand —

Amri.

Auch Du kommst mit. Ergreift ihn, Männer!
(Sie thun's.)
Und jenen! (Johannes, auf den er zeigt, wird gepackt; Man reißt derselbe auch Benjamin von ihrer Seite und eilt mit ihm ab.)

Lea

(will nach; die noch zurückgebliebenen Männer halten sie zurück.)

Meine Kinder!

Amri (im Abgehen).

Hol' sie Dir

Beim König! (Mit seiner Partei und den Gefangenen ab.)

Lea.

Meine Kinder!

(Will nach, indem sie erschöpft zu Boden sinkt und die Jungfrauen sich um sie bemühen.)

Meine Kinder!

Vorhang fällt. Ende des dritten Akts.

Vierter Akt.

Auf dem Wege von Modin nach Jerusalem.

Mehre Felswege kreuzen sich unter Sykomoren und Granaten. Schroffe Felswände zu beiden Seiten. Vorn rechts eine große Sykomore; links ein Granatenbusch. Hinten Jerusalem. Es dämmert.

Aaron und **Gefolge** mit dem gefangenen **Johannes.**

Aaron.

Hier haltet einen Augenblick, bis Amri
Uns mit den Kleinen eingeholt.

Amri und **Gefolge,** in welchen Mitte **Joarim** und **Benjamin.**

Amri.

Wo ist
Mein Oheim?

Aaron.

Herr, voraus.

Amri.

Hier laßt uns rasten!

Benjamin (zu Joarim).

Dort kommt die Mutter. Wer ist's, der sie führt?

Joarim.

Sie wankt' und fiel und rafft sich wieder auf

Und fiel von Neuem

Johannes.

Welch' ein Anblick!

Joarim.

Da

Erbarmte sich ein ährenlesend Mädchen
Und lief herzu und hob sie auf.

Johannes.

O seht!
Zerrissen das Gewand; wie ein Gewölk'
Vom Wind gepeitscht das Haar um ihre Schläfe;
Vom öftern Stürzen auf den Felsenkanten
Das Antlitz blutig und voll Staub!

Benjamin.

Ach, Mutter!

Joarim.

Du arme Mutter!

Lea (erst noch in der Scene).

Weile, blut'ger Amri!

Amri.

Still, Brut, wenn sie am Leben bleiben soll.
Bei Simei! der Schwur ist heilig. Fort!
(Er winkt; Amri's und ein Theil von Aaron's Gefolge mit den [illegible] ab.)
So ächzt der Kibitz hinter seiner Brut.
Erst macht es Spaß mir, doch nun Langeweile.
Schnell fort, daß sie zurückbleibt!
(bleibt stehen und packt Aaron.)
Daß der Herr
Dich treffe, Knecht! wo hast den Simon Du,
Den Aeltesten?

Aaron.

Du bist nicht wüthender,
Als ich, und ich nicht schuldiger, als Du.

Amri.

Nicht schuldiger, tilg' ich mit diesem Messer
Die Schulden Dir!

Aaron.

Erst höre, wie's geschah.
Dort, wo der steilste Fels auf schmalstem Weg
Uns Mann nach Mann zu gehen zwang, dort sprang er,
Wo die Gazelle nicht zu springen wagt —

Amri.

Und Keiner hielt ihn?

Aaron.

Doch. Assarja,
Der Nächste hinter ihm; ihn riß er mit
Und — lebt er? ist er todt? ich weiß es nicht.

Lea (tritt auf, von einem Mädchen geführt).

Häuf' nicht des Rächers Grimm! gieb mir die Kinder,
Daß er dich schone!

Amri.

Machst auch Du den Kopf
Mir warm?

Lea.

Wo seid Ihr?

Amri.

Hörst Du? Bleib' zurück!

Lea.

Johannes! Benjamin! Hört Ihr?

Amri.

Ich will
Mir Ruhe schaffen. Bindet mir das Weib
Dort an die Sykomore!

Lea.

Binden? Mich,
Die schon die Schwäche bindet?

Amri.

Schnell! Hierher!

(Er wird ergriffen; das Mädchen flieht).

Lea.

Thu's nicht! Thu's nicht! Der Herr wird es nicht dulden,
Daß Du es thust. — Läßt Du die Luft doch mitgeh'n;
Sieh' die Gedanken könnt'st Du mir nicht binden,
Daß sie nicht folgten Deinem Schritt, und sieh',
So still wie ein Gedanke will ich sein.
Nicht einmal bitten will ich mehr!

Amri

(zeigt an die vordere Seite des Stammes der Sykomore)

Hierher.

Vorwärts! (zu Einem) Nicht weinen sollst Du, binden, Schurke!

Lea (während sie hingeschleppt und gebunden wird.)

Unmenschen, ein ohnmächtig Weib zu binden!
Nein, nicht Unmenschen! denn Ihr könnt's ja nicht.
Seht, hier sind meine Hände; wie ein Kind
Laß' ich mich binden; denn Ihr könnt's ja nicht.
Und hättet Ihr's gethan, Ihr fluchtet Euch
Vor Mitleid selbst und schnittet wieder auf —

Amri.

Lernt Hochmuth selber betteln?

Lea.

Sieh', wie ruhig
Dein Schmäh'n ich trage.

Amri.

Schwäche ist geduldig.

Lea.

Mann, weine nicht; wenn Du um mich weinst, was
Soll ich dann um die Kinder thun? Wenn Du
Nur seufzest, müßt' ich untergeh'n in Thränen.

Amri.

Uns sied'st Du nicht in Thränen weich; versuch's
Nun mit dem Strang! vielleicht reißt er aus Mitleid.

(Amri, Baron und Gefolge geh'n).

(Naemi tritt mit dem Mädchen auf, das auf Lea zeigt.)

Lea.

Ich weiß, Ihr könnt nicht geh'n, nicht so mich lassen —

Naemi.

Sie ist's! ich danke Dir.

(Mädchen geht.)

O, welch' ein Anblick!

Lea.

Weh' mir! was ist's so still? Sie sind gegangen,
Und ich — was folg' ich nicht? Elendes Seil,
Willst Du die Mutter von den Kindern trennen?
Sieh', was die Mutterliebe kann; so reiß'
Ich Dich in Stücken!

(Vergebliche Anstrengung; es wird Nacht.)

Weh' mir! So allein
Im wilden Felsenthal muß ich verschmachten
Und meine Kinder sterben fern von mir!

Naemi.

Ich knüpf' sie los. O Hände, zittert nicht!

Lea.

Wer spricht hier? Wem gehört die Helferhand?
Wer knüpft mich los? Auf meinen Händen fühl'
Ich Thränen; weiche Locken fallen d'rauf.
O, das sind Haare, so wie Joarim's,
Ein Veilchenathem, so wie Benjamin's.
O, wer Du bist, wenn Du kein Engel bist,
Laß' Deine Mutter nicht! laß Dich nicht stehlen!
Sieh', auf den Knieen, wär' ich frei, läg' ich
Vor Dir: o Kind, gehorch' ihr, ist sie doch
Die Brust nur und Du bist das Herz darin.
Doch redet sie von Größe, hör' sie nicht!
Ist ihr der Thron zu niedrig, Größe selbst
Nicht groß genug für Dich, hör's nicht; jed' Wort
Zückt tausend Schwerter einst auf Dich und sie.
Und rief' der Herr Dich selbst, o hör' es nicht!

Wir müssen thun nach unserm Wort; er thut,
Was ihm gefällt; wer rechtet mit dem Herrn?
Er zieht den Vorhang seiner Wolken zu,
So wie die Mächtigen der Welt es thun;
Stürm' Deine Klage hin, Du Leidender;
Schrei' auf um Unrecht, das sie Dir gethan;
Sie lächeln ihrer Macht und hören's nicht!

Naemi.

Ein Arm ist frei.

Lea.

O Kinder! meine Kinder!
Ihr solltet Helden, solltet Kön'ge sein; —
O wär't Ihr Bettler, doch ich hätt' Euch hier,
Wär't Ihr verachtet, doch in meinen Armen,
Wär't Ihr verabscheut, doch an meiner Brust!
(Sie ist hingesunken.)
Herr, was strafst Du die Kinder? strafe mich!
Such' meine Schuld, Herr, an mir selber heim!
Was schläft Dein Donner? Herr, ruf' Deinem Blitz!
Laß Deine Winde rasen, Dein Geschoß,
Den Hagel, wirf nach mir; sieh', selber bahn' Ich Deinen Flüchen einen Weg zu mir!
(Sie reißt ihr Obergewand ab.)
Fort, Spangen! Fluch, was glänzt und was verlockt!
Verflucht sei Größe, andern strahlenblendend,
Innen voll Demuth! Nahm, verflucht sei Du,
Ein Treiber ohn' Erbarmen! Winde, peitscht
(Sie reißt ihr Haar los.)
Mit meinen eig'nen Haaren mich! — O still!
Ein Hamster schleicht zu seinem Nest; er hat
Die Backen vollgefüllt für seine Kinder.
Der Vogel auf dem Zweig schrickt aus dem Schlaf;
Ein Habicht hat die Kinder ihm geraubt,
So träumt er, und er rafft sich auf, der Schwache,
Vom Starken sie zu retten. Zieht mich, Mütter

In Feld und Wald, am Himmel und auf Erden,
Hier eine Mutter, unnatürlich, wie
Sonst keine! Sieben Söhne, wie sie nie
Ein Mutterauge schöner sah, hat sie,
Sie selbst verderbt! Helft mir der Tig'rin fluchen!
O, keine Tig'rin hätte das gethan! —
Der am einsamen Bett der Hindin steht,
Ihr aushilft in der Stunde der Geburt,
Wenn ihre Seele zagt, Herr, sieh' verblutend
Ein Mutterherz aus sieben Todeswunden,
Das ganze Weib Ein brechend Mutterherz,
Und sprich: es ist genug! (Sie sinkt zusammen.)

Naemi (sie haltend).

Herrin, Du sinkst,
Granicke Dich an diesem Quell.

Lea (matt).

Wer spricht?
Die Aehrenleserin, die heut' mich aufhob
Und führte? Geh' und sei gesegnet; ist's
Auch nur der Segen eines armen Weibes.
Geh' heim; ich bleibe hier; ich will hier sterben.

Naemi.

Von ihrem Schmerz erfüllt, kennt sie mich nicht.
Trink, Herrin!

Lea.

Deine Stimme thut mir weh.
Geh', Mädchen! Mädchen? Nein, Du bist kein Mensch!
Die Mutter trinken, wenn die Kinder schmachten?

Naemi.

Um Deiner Kinder willen stärke Dich,
Daß Du sie rettest!

Lea (wie erschreckt).

Rettest? Was sagst Du?
Sie rettest?

Naemi.

Ist der König doch ein Mensch;
Er wird die Kinder Deinem Fleh'n nicht weigern.

Lea.

Er wird — bist Du ein Engel? wird er? ja!
Er wird! Kenntest Du meinen Benjamin;
Sah'st Du ihn lächeln, o Du müßtest sagen:
Er kann den Kindern nichts zu leide thun!
Jem! Weh' mir! Nun ich retten könnte, bin ich
Gelähmt.

Naemi.

Hier trinke, daß Dein Geist zurückkehr
In Dir. Ich führe Dich und, wo'st Du matter,
So trag' ich Dich —

Lea.

Gieb! Gieb den Trank. Vergebt
Mir, Kinder, daß ich trinke! (Sie trinkt.) Trink' ich doch
Nur, Euch zu retten. — Seh', nun bin ich stark.
Doch wohin führt der Weg zum Synter nun?

Naemi.

Schon such' ich ihn. Hörst Du die fernen Klänge?
Ein Bußpsalm — dorther kommt er, wo das Licht
Der Nacht den milden Silberduft sich selbst
Voranschickt und den breiten, dunkeln Hügel
Abzeichnet, hinter dem's heraufkommt. Dort
Der Hügel muß der Oelberg sein, dort liegt
Jerusalem —

Lea.

Die Stimme! Das ist nicht
Die Aehrenleserin —

Naemi.

Und dort im Thal
Seh' ich des Königs Zelte schimmern. Kommen
Den Weg hier; schon wird's hell.

(Der Mond geht über Jerusalem auf.)

Lea.

Du bist Naemi!
Was willst Du dort?

Naemi.

Die Kinder retten.

Lea.

Du?
Fort! sei barmherzig! — Du, die ich gehaßt?
Die ich verfolgt?

Naemi.

Du mußtest mich verfolgen,
Damit Du endlich meine Treue sähst.

Lea.

Dem Glücke folg': ich hab' nichts mehr zu geben.
Zu Deinem Vater geh', zu seinen Göttern!

Naemi.

Ich geh' mit Dir, wohin Dein Fuß Dich führt.
Dein Gott ist mein Gott; wo Du stirbst, da sterb'
Ich auch; da will ich auch begraben sein.
Kehr' Dich nicht weg. So wahr der Herr lebt, nur
Der Tod soll mich von Judah's Mutter scheiden.

(Lea sinkt vor ihr auf die Knie.)

Naemi.

Was thust Du, Herrin?

Lea.

Laß mich! Du bist besser
Als ich. Vergieb mir und dann segne mich,
Damit ich gehe!

Naemi.

Ohne mich?

Lea.

Wohin
Ging' ich von nun, daß Du nicht mit mir gingest
Als meiner Seele beff'rer Theil? O sieh',
Schon hab' ich meiner armen Kinder Erbe

An Dich gegeben, meine letzten Thränen. —
Soll Dich, das schöne, junge Weib, das Aug'
Der rohen Krieger seh'n? Nein, bleibe hier
Und warte mein; bald kehr' ich mit den Knaben.

Naemi.

Gehorsam Deinem Worte bleibt Naemi,
Und es geleiten Dich des Herren Engel!

(Sie führt sie ab. Von der andern Seite kommen Judah, Asiel und einige Krieger.)

Judah (zu den Kriegern im Auftreten).

Schnell fort und ruft's durch's ganze Israel:
Ich schleiche nach Jerusalem mich durch.
Dort herrscht der Hunger und die Pest; doch hat
Die Herzen nur die Noth noch nicht gelähmt
Und kann ich's halten, bis Ihr Hülfe bringt,
Dann, Syrier, sitz' fest auf Deinem Thron.
Sonst schüttelt Judah Dich wie reifes Obst!

(Die Krieger gehen; Naemi kommt zurück.)

Naemi.

Hier im Granatenbusch will ich mich setzen,
Doch schlafen nicht; sonst säh' ich sie nicht kehren.

Judah (einige Schritte nach hinten).

Wie Sicherheit hier mit bequemem Flügel
Dies Lager brütet. Kein Verhau! Kein Graben!
Ist Judah todt? Ist er ein Thor geworden,
Daß man ihn höhnen darf? Geduld, bis Zeit
Die ausgefall'nen Schwingen wieder wachsen;
Dann zahl' die neue Schuld ihm mit der alten.
Nun nach Jerusalem!

Naemi (aufschreckend).

Es nahen Männer!
Die Stimme — ja er ist's!

(Zurückeilend zu seinen Füßen.)

Judah.

Was will dies Weib?

Naemi.

Mein Herr!

Judah (überrascht, er hebt sie auf).
Röslein von Saron! Lilie
Im Garten Salomo!

Naemi (weinend).
Voll Staub und Blut —

Judah.
Nichts; nur mein Bett hat abgefärbt.

Naemi.
Du schliefst
Auf Stein, mein armer Herr? und ohne Polster?

Judah.
Wie Mancher schlief die Nacht gar ohne Kopf.

Naemi (lachend).
Daß ich Dich wieder habe, lieber Herr!

Judah (sie an sich drückend).
Blüh' auf, mein Röschen, blüh'; hier ist Dein Boden.

Naemi.
So schlug die Nachtigall, wie Du zuerst
Hierher mich pflanztest, und so wob der Mond
Um sie und den Granatbusch all' sein Gold.

Judah.
Und doch, mein Röschen, Deine Nachtigall
Um einen Mund voll Brod, all' Deinen Mondschein
Um einen Becher Wein, und wär' er sauer!

Naemi.
Du Armer hungerst und ich habe nichts!

Judah.
Hör', Usiel, ein Räthsel. Sprich, was ist's?
Der Männer hunderttausend sprengen's nicht,
Doch füllt ein einzig flüsternd Weib es aus. —

Doch wie kommſt Du hierher? Was macht meine Mutter?
Was meine Brüder?

Naemi.

Deine Brüder ſind —

Beim Syrier.

Judah.

Mehr, als ich fürchtete.
Und meine Mutter? wo, als bei den Kindern?
Wie? ja, ich traf's?

Naemi.

Sie hofft —

Judah.

Sie hofft —? Kein Weib
War weiſer, keine Mutter thörichter!
(Zu Uſiel.)
Ich eile nach Jeruſalem; hörſt Du
Uns aus den Thoren brechen, wirf Dein Häuflein
Vom Fels in ihre Sicherheit. Vom Syrier
Hoffſt Du die Kinder, Mutter? Selbſt ein Kind
In Deinem Wahn. Der Syrier wird ſie geben
Nicht Deinem Fleh'n, doch Deines Judah Schwert!
(Will geh'n, bleibt.)
Und wenn — nein — bleib' — hinunter, Herz; ich kann
Nicht helfen, Mutter! Mit Jeruſalem
Iſt Iſrael verloren. Nein; ich darf
Das Spiel nicht wagen. Hier verblute, Menſch
In Judah; wohn' von hier in Dir allein,
Errettung Iſrael's, des Judah Seele!
Ich laſſe Dich im Schutze Uſiel's,
Mein Weib. Leb' wohl! Vielleicht ſeh'n wir uns wieder.

Naemi.

Nie, wenn Du mit Vielleicht Naemi tödteſt!
Herr, wer giebt Dir das Recht, allein zu ſterben?
Ich geh' mit Dir; mein Leben iſt in Deinem.

Judah.

Nicht sterben, leben will ich! Geh'! Leb' wohl!

(Er geht einige Schritte nach hinten, Uſiel und Naemi nach der Seite; er bleibt ſteh'n und wendet ſich unwillkürlich noch einmal nach Naemi; er ſchämt ſich, den wahren Grund ſeines Umwendens merken zu laſſen und ruft:)

Uſiel!

Uſiel (indem er und Naemi ſich wenden).

Ja, Herr; was willſt Du?

Judah.

Nichts; es kam
Mir ein Gedanke nur, doch nahm ich ihn
Zurück.

(Naemi ſprachlos in ſeinen Armen.)

Röslein von Saron — (Er bezwingt ſich). Geh'! Leb' wohl!

(Er macht ſich los und geht raſch nach hinten, Uſiel und Naemi nach der Seite ab.)

Verwandlung.

Eine Straße in Jeruſalem mit Ausſicht nach dem Tempel; Mondſchein, Gewitterwolken am Himmel.

Hungernde und Kranke vor den Thüren, vorn ein Weib mit einem Kinde und ein Greis.

Simon von der einen, Jonathan von der andern Seite, ſeh'n ſich, wenden ſich traurig ab, dann faſſen ſie ſich ſchluchzend in die Arme.

Simon.

O daß ich nie entrann den Händen Amri's!

Jonathan.

O Simon!

Simon.

Jonathan!

Jonathan.

Alles verloren!
Durch Zion's Gassen rief ich auf zur Wehr —
Keine Antwort, kaum ein Blick, der matt sich hob,
Als wollt' er fragen: Wer stört mich im Sterben?
Und schwach zurücksiel, eh' er mich erreicht.

Simon.

Kein lebend Menschenaug' sah, was das meine
Den kurzen Weg durch Akra's Straßen sah.
Hier todt ein junges Weib, das Kind verschmachtend
An ihrer Brust und über sie hinweg
Lacht wild der Wahnsinn aus dem Aug' des Gatten.

Jonathan.

Ich sah, wie Sterbende sich niederlegten
Gleichgültig so, als wär's zum Schlaf, und Leichen
Zum Polster nahmen für ihr Haupt, um Andern
Denselben Dienst zu leisten.

Simon.

Hunger dient
Der Pest, und die dem Tod, schrecklich wetteifernd
In ihres Dienstes Hast; und wo nicht Tod,
Da schaut Verzweiflung aus den stieren Augen.
Sie haben keinen Fluch mehr, keine Thränen.
Der Feind pocht an das Thor; sie hören's nicht.
Kein Ruf weckt die lebend'gen Leichen mehr.

Das Weib

(zu Jonathan, sein Gewand fassend).

O, einen Bissen nur! Sieh', Herr, mein Kind
Verschmachtet. Einen Bissen nur, und wär' er
So, daß Dein Hund ihn ekelnd liegen ließ!

Jonathan (reißt sich los, schmerzlich.)

Unglückliche, wer giebt mir, Euch zu geben?

Wollt' ich von meinem eig'nen Fleiſch Dir geben,
Nicht ſoviel ließ mir Hunger, Dich zu ſätt'gen.

Das Weib.

Um Deines Bruders Judah willen, Herr!
Meine Mutter, Herr, und meine ſieben Brüder,
Sie hofften bis zum letzten Augenblick:
Käm' Judah nur, dann wären wir gerettet.
Sie ſtarben Alle, und kein Judah kam.

Jonathan.

Unglückliche, hier hilft kein Judah mehr!

Greis (ohne ſich zu bewegen).

Kommt Judah?

Weib.

Hörſt Du, Herr? er hörte uns
Den Judah nennen. Nein, mein armer Vater!

Simon.

Was iſt das? Hörſt Du? Fernes Schrei'n —

Jonathan.

Das iſt
Der Syrier, der unſ're Schwäche nutzt.
Auf, Volk Jeruſalems! der Syrier ſtürmt!
Auf! zu den Mauern, Krieger!

Simon.

Ruf' die Steine:
Sie hören Dich; doch dieſe Leichen nicht.

Jonathan.

Schon naht der Lärm; er iſt ſchon in den Mauern.
Herr, was beginnen?

Simon.

Frag' die Weiſen hier;
Beredt iſt ihre ſtumme Antwort: ſterben!

Jonathan.

Doch das iſt weder Kriegsgeſchrei noch Weh'ruf!

Simon.

's iſt Jubel —

Jonathan.

Näher kommt's. Sie rufen —

Volk (noch in der Scene ganz fern).

Judah!

Jonathan.

Deutlich hör' ich den Ruf: er iſt's!

Volk.

Er iſt's!

Die Herumliegenden (halb aufgerichtet).

Der Judah?

Weib (zum Greiſe).

Hörſt Du, Vater? Judah kommt!

Greis.

Der Judah — (Er ſtirbt).

Weib.

Herr, er ſtirbt! Weh' mir, er ſtirbt
Und hat den Judah nicht geſeh'n!

Volk (näher jubelnd).

Er iſt's!

(Die Herumliegenden ſehen voll Spannung; manche raffen ſich auf).

Simon.

Aufrafft ſich, was halbtodt ſchon lag; nur Einer
Iſt auf der Welt, der das vermag.

Volk (näher).

Der Judah!

Der Vater!

Weib.

Ja, er iſt's!

Die Uebrigen (ſich entfernend).

Er iſt's!

Weib (zu ihrem Kinde, das ſie hoch hebt).

Schau', Joel,
Mein Knäblein, Judah, unſer Aller Vater!

Jonathan.

Sieh', wie ſie ſeine Knie umfaſſen. Kaum
Kann er den Fuß erheben. Lachend, ſchluchzend,
Wie Kinder zu dem lang vermißten Vater,
Durſten ſie auf zu ſeinem Heldenantlitz
Und trinken Muth aus ihm.

Simon.

Sieh', wie dies Weib
Mit ausgezehrtem Arm ihr Kind erhebt,
Daß es ihn ſeh'!

Jonathan.

Todtkranke Greiſe ſchleppen
Sich mit der letzten Kraft in ſeinen Weg,
Nur um des Helden Kleider zu berühren.
O Schauſpiel ſonder Gleichen! Wunderanblick!
So wie ein Adler ſeine Kinder trägt,
So trägt er Iſrael auf ſeinen Schwingen.
Wie hinter Scherzen er ſein Mitleid birgt,
Der Mann, der ſeine Tugenden verhüllt,
Daß unſ're Armuth nicht an ſich verzweif'le!

Simon.

Willkommen, großes Herz von Iſrael!
Laß uns entgegen, wenn es möglich iſt,
Dies Volksmeer zu durchſchwimmen! (Beide ab.)

Volk
(hereindringend, durcheinander. Die Frauen ihre Schleier schwingend).

Hosiannah!
Hosiannah in der Höh'! Judah, der Vater!

Judah tritt auf mit **Simon** und **Jonathan.** Das Volk kämpft darum, an seinem Weg knieend, seine Kleider zu berühren).

Judah.

Mein Volk —

Volk (wie vorhin).
Still, Judah spricht! Tod, wer ihn stört!

Judah
(ist aufgeregt und bezwingt gewaltsam seine Rührung.)
Ihr hungert, Kinder? Desto besser wird's
Euch schmecken, wenn der Syrier heimgejagt
An trock'nen Rinden kauen muß. Und bald
Jag' ich ihn heim. Nur noch zehn Tage haltet
Jerusalem, dann zieht ein Heer von Brüdern
Heran, Euch zu befrei'n.

Jonathan.
Zehn Tage, Herr
Und Bruder? —

Simon.
Kaum drei Tage reicht der Vorrath,
Das Leben ärmlich uns zu fristen, nur
Daß wir nicht sterben.

Judah.
Steht es so? — Dann hat
Der Herr uns auf uns selbst gestellt, zu zeigen,
Was er vermag. — So bringt, was Ihr noch habt,
Zu Einer Mahlzeit in des Tempels Vorhof:

Daß Kraft den ſchwachen Gliedern wiederkehre;
Dann in des Wetters Schutz und wenn der Mond
Vom Himmel wich, mit leiſem Tritte ſchleichen
Wir in des Syriers Lager uns, die Prieſter
Mit den Poſaunen auf die Berge rings
Umher; und wenn die letzten unſ'rer Krieger
Im Lager, dann weckt ihr Poſaunenruf
Den unſern und ringsum den Ruf der Höh'n
Und die Verwirrung in dem Syrierlager,
Die, ſich bedrängt von allen Seiten meinend,
Dem Tod im Innern ſelbſt entgegen flieh'n.

(Es wetterleuchtet).

Was zagen? Lebt der alte Gott nicht mehr?
Zieht er nicht ſelber ſeinem Volk zu Hülfe?
Dort in der Wetterwolk' ſteht er gelagert
Mit allem Himmelsheer. Seht Ihr das Glüh'n
Der Helm'? der Schwerter Glanz? der Speere Blitzen?
In ſeinen Händen hält er ſeine Donner;
Die Sterne ſtreiten mit aus Ihrer Bahn,
Wie da Deborah einſt und Barak ſiegten.
Nun laßt umarmt uns ſitzen bei dem Mahl,
Von dem Geſetz des Herren uns erzählend,
Wie oft dem Volke half ſein Helfergott!
Wer einen Feind hat unter ſeinen Brüdern,
Der ſuch' ihn auf, mit ihm ſich zu verſöhnen,
Umſchling' ihn mit dem Arm, der ihn umſchlingt
Und küß' den Friedenskuß auf ſeine Stirne,
Daß wir ein heilig Heer ſind vor dem Herrn.

(Zu dem Weibe, indem er das Kind ihr von den Armen nimmt).

Läßt Du Dein Kind? — und ſoll der Herr uns laſſen?
Sein Kind? Sein Knäblein Jeſchirun?

(Er nimmt's auf den Arm und ſchwingt's in die Höhe).

So wird
Er's heben mit den Armen ſeiner Macht;

So wird es lächeln, wie dies Kindlein lächelt.

(Er giebt das Kind wieder.)

Auf, Brüder, nun zum Mahl und dann zum Sieg!

(Er geht ab. Simon und Jonathan umschlingend.)

Volk

(indem es ihm begeistert umarmt folgt, durcheinander).

Ein heilig Heer des Herrn zum Mahl! zum Sieg!

(Alle nach hinten.)

Vorhang fällt. Ende des vierten Akts.

Fünfter Akt.

Im Zelte Antiochus; ein Thronsessel mit Baldachin; das Zelt aus prächtigen Stoffen durch von der Decke herabhängende Ampeln erleuchtet. Wenn die Hinterwand sich öffnet, Aussicht über das übrige Lager auf das hoch liegende Jerusalem, erst vom Monde beschienen, der dann von Gewitterwolken verdeckt wird und später untergeht.

Antiochus, Eleazar, Nikanor (eben eintretend). Ein **Hauptmann** als Ordonnanz am Eingange.

Nikanor

(beugt die Kniee vor dem sitzenden Antiochus.)

Herr, Alles ist gethan, was Du gebotst.
Des Marterofens Flamme leuchtet weit,
Ein glüh'nder Warnungsfinger, um den Unsinn
Zu schrecken aus des Wahnes altem Trotz.

Antiochus.

Und noch kein Bote von Jerusalem?
Ein Schritt naht eilend. Ist's der Bote endlich?
Jerusalem ergiebt sich?

Nikanor (der durch den Eingang gesehen.)

Hoher Herr,
's ist Gorgias.

Antiochus.

Den erſt ich heimgeſandt?
Was wendet den Vermeſſenen zurück?

Georgias (eilend herein, beugt das Knie).

Herr, zürn' der Botſchaft, doch dem Boten nicht.

Antiochus.

Was iſt?

Gorgias.

Du glaubteſt auf dem Wege mich.
Schon war ich's, als auf ſchaumbedecktem Roſſe
Mir Lyſias entgegen kam.

Antiochus.

Den ich
Auf meinem Stuhl hieß ſitzen, bis ich kehrte?
Was treibt ihn treulos weg von ſeiner Pflicht?

Gorgias.

Er war ihr treu; drum mußt' er ſie verlaſſen.

Antiochus.

Ha, Aufruhr?

Gorgias.

Eil' und Sorge warf ihn nieder.
Sein Wort an Dich heißt: Unzufriedenheit
Mit dieſem Judenkrieg, durch's Siegerbeiſpiel
Der Juden kühn gemacht, trägt frech den Aufruhr
Durch Deine Lande. Kehr', Herr, um zu ſteuern!

Antiochus.

Was mehr?

Gorgias.

In Deinen Heeren Meuterei,
D'rum rech'ne nur auf Das, ſo mit Dir iſt!
Auf Dies auch rechne, Herr, nicht zu gewiß!
Führ' ſie zurück, dann bürg' ich ihre Treue;
Doch gegen Juden —

Eleazar.

Die ſie erſt beſiegt?

Gorgias.

Ich habe manches Sieges ſtählenden
Einfluß geſeh'n auf Siegesheere wirken
Und weiß, daß Sieg den Sieg gebiert. Allein
Der bei Ammaus über Waffenloſe,
Die ſelbſt dem Schwert die unbewehrte Bruſt
Entgegenboten, Herr, das war kein Sieg,
Wie er Beſiegte ſchwächt und Sieger ſtärkt.
Die Krieger überfiel ein Grau'n im Schlachten,
Sie fühlten ſich nicht Krieger mehr, nur Mörder.
Die Wuth des Feindes weckt die eig'ne Wuth
Und ſcheucht den Sinn der Menſchlichkeit von dannen;
Doch kalt zu morden, das iſt grauenhaft.
So kam's, daß die Empfindungsloſigkeit,
Mit der die Sterbenden den Tod begrüßten,
Indem ſie lächelten und lächelnd ſtarben,
Das Lächeln von der Sieger Wange pflückte
Und bleiche Reu' drauf ſäte und Beſorgniß,
Wie ſonſt man im Geſicht Beſiegter lieſt.
„Mit ſolchem Feind zu kämpfen, den ſolch' furchtbar
Gewalt'ger Gott erfüllt, daß er, was menſchlich
Im Menſchen iſt, den Sinn für Schmerz verzehrt?
Sie lachen unſ'rer Streiche, und wir werden
Die ihren doppelt fühlen, wenn ihr Gott,
Der ſie beſeelt, es will!" Das und noch Schlimm'res
Sagt' ihre Blaſſe und ihr trüber Blick.

Eleazar.

Wenn das erfahr'ne Auge dasmal nicht
Im fremden las, was in ihm ſelbſt nur ſtand.

Antiochus.

Vollende, denn die Wolk' auf Deiner Stirn'
Birgt mehr noch.

Gorgias.

Philipp, dem Dein Vater sterbend
Auftrug, daß er zum König Dich ernenne,
Braucht diesen Vorwand treulos, der Regierung
Des Reichs sich anzumaßen. Kehrst Du nicht,
So geht er weiter. Thu' es, Herr!

Eleazar.

Eh' daß
Der Juden Unterwerfung Du vollendet?

Gorgias.

Noch mehr; der Sohn von Deines Vaters Bruder,
Demetrius, erhebt den alten Anspruch
Auf Deinen Thron. Gelandet ist er schon
An Deinem Strand und naht der Hauptstadt eilend,
Und Alles fällt ihm zu, wohin er kommt,
Denn er verspricht den Frieden mit dem Jusah,
Der großen Schenche von ganz Syrien.
Kehr' eilend —

Eleazar.

Den Triumph des Feind's im Rücken,
Der den Rebellen laut zurufen wird:
Harr't aus wie wir, wie wir dann müßt Ihr siegen?

Nikanor.

Herr, zieht Dein Zögern diesen Aufruhr groß,
Rankt sich an seinem Siegerstab die Hoffnung
Der Juden neu empor, und zwischen Feinden
Wirst Du erdrückt.

Eleazar.

Schickst Du den Ruf vom Siege
Voran, besiegst den Arm Du durch das Ohr,
Ein Tag beendet Alles!

Antiochus (der Gorgias mit dem abgegangenen und wieder eingetretenen Hauptmann reden sieht).

Ist's der Bote?

Gorgias.

Die Wache bringt ein Weib. Für Judah's Mutter
Giebt sie sich aus, die Dich zu sprechen fleht.

Eleazar (für sich, erschreckend.)

Meine Mutter? Jetzt? Weh' mir! Was bringt sie her?

Antiochus.

Des Judah Mutter? Geh' und heiß sie kommen!
(Der Hauptmann ab.)
Und muß ich's todten, um's zu unterwerfen,
Will ich auf dieses Volkes Leichnam steh'n.

Lea (wird vom Hauptmann hereingeführt, sie kniet am Eingang des Zeltes nieder, Syrianer führt sie auf den König zu; sie wirft sich schweigend vor dem König nieder; während dess)

Eleazar.

Sie ist's! O welch' ein Anblick, Tiger zähmend!
O Mutter! Mutter! Kaum noch halt' ich mich,
Dein heilig Knie in Staub gebeugt zu seh'n!
Sturm Gottes, wie Du dieses Prachtgefäß
Zerschlugst, von Menschenhoheit überfüllt,
Du konntest seinen Inhalt nicht verschütten;
Noch predigt jede Scherbe Majestät. —
Klag' ich das Schicksal an um meine That?
Still, Eleazar! dort liegt Grau'n und Schwindel.
Was ich gethan, hätt' ich umsonst gethan.
Verbirg' Dein Mitleid, schling's zurück in Dich;
Ihr half' es nicht und Dich würd' es verderben!

Antiochus

(nachdem Lea eine Weile vor ihm gelegen)

Wer bist Du?

Lea.

Herr, ein Weib, verarmt an Allem,
Und selbst an Thränen; eine Mutter, Herr,
Die Deine Majestät zu flehen kommt:
Herr, bist Du Gottes Bild an Macht und Größe,
Sei's auch an Gnade; gieb mir meine Kinder!

Antiochus.

Sind sie in meiner Hand?

Gorgias
(der mit dem Hauptmann gesprochen)

Drei Brüder, Herr,
Des Judah, von dem Hause Simei
Als Zeichen seiner Treue Dir gebracht.
Sie harren Deines Spruch's.

Eleazar (für sich).

Auch meine Brüder?
Aus allen Adern strömt mein Leben fort.

Lea.

Um Deinen Eleazar! gieb sie mir.
(sieht um und bleibt auf Eleazar haften, der sich abwendet)

Eleazar (für sich)

Nacht, sei mitleidig! birg' mich ihren Augen!

Lea.

O meiner Seele Kind, noch ungeboren
Begnadigt schon mit göttlicher Verheißung,
Mußt Du nun so der Mutter Auge flieh'n?
Und weh' mir! durch der Mutter eig'ne Schuld?
Herr, sieh' ihn an; wie, angenagt vom Wurm,
Die süße Blüthe welkt; gieb mir auch ihn;
Wenn Du ihn liebst — und, Herr, ich weiß, Du liebst ihn —
Willst Du nicht seinen Tod und giebst ihn mir!
Neig' Deinen Scepter, Herr, und sieh', wie schön
Sich Majestät in Dankesthränen spiegelt.

Eleazar (für sich)

Halt', Eleazar, Dich! Du darfst nicht reden

Antiochus.

Du flehst um Deiner Kinder Leben?

Lea.

Um
Ihr nacktes Leben.

Antiochus.

Tod und Leben liegt
In ihrer eignen Wahl.

Lea (erschreckend).

Wie meinst Du das?

Antiochus.

Bekehrung heißt ihr Leben, Weig'rung Tod.

Lea.

Das wolltest Du? Herr! Herr! was sprichst Du da?

Antiochus.

So will es das Gesetz Antiochus'.

Lea.

Nein, Herr! Spricht das Gesetz, das ich gemacht,
Kann ich vernichten.

Antiochus.

Bald, das schwör ich Dir,
Soll es Euch heil'ger sein, als das von Moses.
(zu Nikanor).
Führ' sie zum Marterofen; thu' mit ihnen,
Wie das Gesetz gebeut!

Nikanor.

So thu' ich, Herr. (Will gehn.)

Lea (hält ihn).

Nein, bleibe noch! (Wirft sich wieder nieder vor Antiochus.)
Herr, höre mich; laß mich
Nur erst der Schreckenswerte Sinn versteh'n!
Ihr ungeahnter Klang hat mich erschreckt.
Sieh', meine Sinne schwindeln von dem Schlag.
Abfallen oder sterben? — (zu Nikanor) Bleib' noch! — Sterben?
Du kalter Laut, Du lügst Gleichgültigkeit.
Wer hört die Angst der Kreatur Dir an,
Alles zu lassen, was das Auge sieht,
Das Auge selbst? Und selber was wir hassen.
Wird lieb uns, wenn's es lassen gilt. Wie klein
Der Sprung, und doch liegt eine Welt von Sträuben,

Anklammern angstvoll zwischen seinen Ufern.

(Sie hält [illegible] auf der [illegible])

O Alles! Alles! Nur nicht Tod! nicht Tod!
Und doch — Herr, bleib' noch! Kann ich sie erst seh'n?
Wie sind sie? Lassen sie [illegible] ihrem Gott?

Nikanor.

Sie sind voll Trotz.

Antiochus.

Voll Trotz? Ich will ihn brechen.

(Er winkt, Nikanor will gehen.)

[illegible]

Sie sind voll Trotz? O [illegible]! Strenge [illegible]
Nur Trotz. Mit Droh'n [illegible] fremde Männer,
Da bäumt sich in dem Kinde schon der Mann;
Doch wenn die Mutter [illegible], da wird der Mann
Zum Kind und läßt sich leiten. Herr, vergönne
Die Frage mir: Darf ich die Kinder sprechen!

Antiochus.

Wenn Du zu ihrem Heile reden willst.

Lea.

Wie sonst? Wie anders [illegible] die Mutter reden!
Darf ich allein sie sprechen?

Antiochus.

Laß Dir g'nügen.

Lea.

Wie Du willst, Herr; ich meine nur, sprech' ich
Vor Deinem Angesicht, sie würden glauben,
Ich rede Deine Rede. [illegible] darum!

(Antiochus winkt, [illegible] bringt **Johannes, Joarim** und **Benjamin.**)

Eleazar (für sich)

Antiocha, schütz' Du mich, [illegible] Bild!

Benjamin

(Sie erblickend auf auf sie zulaufend.)

Die Mutter! Joarim, da ist die Mutter!

Joarim.

O Mutter! Mutter!

Johannes (umfaßt ihre Knie).

Herrin!

Lea (Alle umarmend).

Kinder! Kinder!

Antiochus.

Zur Sache!

Lea.

Ja, mein Herr; so thu' ich schon.
Dorthin seht. Jener Mann dort ist der König;
Er will Euch leben lassen, wenn Ihr Euch
Von Eurem Gott zu seinen Göttern wendet —

Benjamin.

Wir haben ihm ja nichts zu Leid gethan;
Weshalb sollt' er uns tödten?

Lea.

Doch er wird's.

Joarim.

So laß ihn, Mutter. Er ist nur ein Mensch,
Wie Du und ich und meine Brüder sind.
Wir wollen Gott gehorchen, nicht den Menschen.

Lea.

Mein Heldenkind! — Vergieb mir, Herr; es ist
Ja so natürlich, daß die Mutter freut,
Wenn ihr die Kinder nachgeartet sind.
Von ihrer Mutter haben sie den Trotz.
Kommt her, Du böser Joarim, und Du,
Mein Benjamin und mein Johannes; legt
Die Hände mir aufs Haupt, schwört mir, zu thun,
Was ich Euch sagen werde!

Joarim.

Doch nichts wider

Den Herrn!

Lea.

Ich schwör' Euch zu für Euern Schwur.
Zu Euer'm Heil nur fordr' ich diesen Schwur.

Benjamin, Joarim, Johannes

(die Hände auf Lea's Haupt).

Wir schwören, Mutter!

Johannes.

Und nun sprich!

Eleazar

(bewältigt sich, daß er ihnen nicht laut zuruft:)

Schwört nicht!

Antiochus.

Zeigt ihr dem Marterofen, eh' sie spricht!

(Die hintere Zeltwand fällt: Nacht auf das Lager, über dem hinten Jerusalem mit dem Tempel, vom Mond erleuchtet; der Himmel übersäet bewölkt; von der Seite fällt ein Feuerschein auf die Bühne; Wetterleuchten.)

Lea

(bei dem Feuerschein entsetzt zurückweichend).

Gott Israels! (Kniend.) Herr, sei ein Mensch! Du hattest
Eine Mutter und Du weintest, wie sie starb, —
Gewiß! Du weintest! Herr, Du selbst hast Kinder
Und liebst sie, Herr! Gewiß! Du liebst sie, Herr!
Gehorch' ich Dir, gehorch' ich nicht — ich muß,
Ich selbst, die Mutter ihre Kinder tödten.
O, denke Deiner Mutter, Deiner Kinder
Und sprich: es ist genug; lebt Euer'm Gott!

Antiochus.

Nun komm' zum Ende!

Lea.

Ja, zum Ende komm' ich,
Zu meinem Ende! — Nur so lange, Herr,
Laß mir den Athem, bis ich sie gerettet
Nicht vor des Königs, nur vor Deinem Zorn!
Mein Fluch auf den, der brechen wird den Schwur!

Nun hört, was Ihr geschworen: Bleibt getreu
Dem Gott der Väter, er allein ist Gott!
Und Du nun, Herr, nicht mehr um Gnade fleh' ich:
Sei nur gerecht! Sie können nun nicht anders;
Nur mich laß sterben: ich allein bin schuldig!

Antiochus.

Nur Du sollst leben! Meinen Schwur an Deinen!
[illegible] um Barmherzigkeit, als Du
Die Mutterwuth [illegible]. — Führt sie zur Marter,
Den Aeltesten zuerst, zuletzt den Jüngsten!

([illegible] allmälig näher kommender Donner.)

Lea.

Du bist ein Henker, kennst das Mutterherz;
Ein feiger Henker, der sich schmähen läßt!
Wärst Du ein Mann, ich lebte schon nicht mehr,
Um Dich zu schmäh'n!

([illegible] will die [illegible] abführen.)

Lea

([illegible] sprechend.)

Was raf' ich, Herr? Hör' nicht,
Was Wahnsinn aus mir redet. Bei dem Gott
Des Himmels und der Erde! sei ein Mensch!
Nur Einmal sei ein Mensch!

Antiochus.

Was flehst Du mich?
Ihr Tod und Leben steht in Deiner Hand.
Du hört'st, ich schwur. (Wendet sich zu gehen.)

Lea (letzte Phase des Kampfes).

So schwurst Du Dein Gericht —
Denn diese wird der Herr, ihr Gott, erwecken,
Wenn Du ein Schatten bist im Todtenreich.
Thor, der Du meinst, die Kinder zu verderben,
Und bist das Werkzeug nur, sie zu erhöh'n!
Denn über ihrer Marter wird der Herr
Von seinem Volke wenden seinen Zorn.

So lang ein Odem weht, wird er sie preisen,
Doch Du wirst ewiglich verworfen sein!

Eleazar (für sich)

Sie reißt mich fort so wie auf Adlerschwingen.

(Da Antiochus wieder winkt, stürzt er vor ihm auf die Knie. Nikanor bleibt noch erwartend.)

Herr, laß sie leben! Herr, laß sie! um mich,
Herr, laß sie leben, ihrem Gotte leben.
Herr, sieh': ich bin ihr Bruder; sieh', ihr Volk
Ist mein Volk, sieh', ihr Gott, mein Gott; ich muß
Ihr Schicksal theilen, welches auch es sei.

Antiochus.

Wirfst Du zu früh die Larve hin, Verräther?

Eleazar (aufschreiend.)

Verräther? ich, der Alles Dir geopfert,
Volk, Vater, Mutter, Bruder, Gott und mich?

Antiochus.

Dem sollt' ich trauen, der sein Volk verrieth?

Eleazar (entflammend.)

Das Herz gerissen aus der Brust und Dir
Geopfert und nun weggeworfen wie
Ein todtes Werkzeug, das man nicht mehr braucht!
Du bist gerecht, furchtbarer Gott, Du strafst
Verräther durch Verräther. Zitt're d'rum,
Tyrann, auch Dein Verrath wird sich bestrafen.
Vor Deinem Diener zitt're, der Dir treu ist,
Und zwing' durch Mißtrau'n selbst ihn zum Verrath.

Antiochus.

Aus meinen Augen!

Eleazar.

Strafst Du so, Tyrann?
Aus Deinem Aug'? Das heißt: aus Nacht und Tod
In's Leben, in das Licht und in die Freiheit!

(wirft sich den Seinen in die Arme.)

Ich hab' Euch wieder!

Lea.

Zweimal mir Gebor'ner,
Doppelt mein Kind!

Eleazar.

Ich hab' Euch wieder, Mutter,
Euch, Bruder! Aus des dunkeln Thales Irrweg
Gerettet, steh' ich an des Vaters Thür'.
Sieh, wie sich Dir des Herrn Gesicht erfüllt;
Wir alle tragen Kronen jetzt, sind Fürsten
Des Duldens, Du der Schmerzen Königin! —
Daß der Tyrann nicht meine, seine Ohnmacht
Füll' uns mit Bangen! — Judah grüß' mir noch.
Sag' ihm: ein Königreich warf Eleazar
Von sich — und sag' ihm, daß ich ihn geliebt
Wie — Nun leb' wohl! Sieh' her, Tyrann, der Du
Dich Sieger meinst, sieh' her: **wir** sind die Sieger!
Wir höhnen Deiner Qual und Deiner Götter,
Denn mit uns ist der ewig einz'ge Gott.

(Er umschlingt Johannes und Joachim und eilt mit ihnen ab, indem er anstimmt und die Beiden einstimmen:)

Wen er behütet, der kann lachen,
Denn wer ist herrlich so wie Er?
Der Herr ist mächtig in den Schwachen,
Schickt seinen Sieg vor ihnen her.
Halleluja!

([illegible] Bühnen [illegible]. Die folgenden Reden begleitet der Psalm, bald schwächer, bald stärker, ununterbrochen; Donner immer stärker und in kürzeren Zwischenräumen. Der Sturm reißt am Zelte und verlöscht eine Ampel nach der andern; das Wetterlicht immer düsterer unter den Gewitterwolken.)

Lea (unwillkürlich nach).

So laßt die Mutter Ihr? ohn' Eine Thräne,
Ohn' Einen Kuß, eh' noch das Mutterherz —
Weh' mir! Was thu' ich? Falsche Thränen, fort!
Wollt Ihr dem Henker feile Helfer sein?
Wenn jetzt Du weinst, hast Du sie nie geliebt.

Zu stählen gilt es jetzt, nicht zu erweichen! —
Geht hin, zu kämpfen, wie ein Löwe kämpft,
Geht hin, zu sterben so, wie Lämmer sterben.
Hörst Du, mein Kind? (nach dem Himmel zeigend).

Benjamin.

Jehovah's Stimme donnert;
In Wolken donnert hoch der große Gott.

Lea.

Er ist Euch nah': der Herr sieht, wie Ihr leidet,
In seines Athems Sturm ist er Euch nah'.
In seinem Donner redet er zu Euch,
Daß über Euerm Haupt er wenden will
Den Zorn von seinem Volk. Er will Euch rächen
Und Euch erwecken wieder von dem Tod.
Vergebens birgst Du unter Deinem Lächeln
Der Seele Angst, die Deine Blässe plaudert;
Wo willst Du hinflieh'n? wo, Tyrann, wenn er
Herniederfährt im Sturm, um Dich zu richten?

(Der Sturm verlöscht zwei Ampeln.)

So wie er Deine Lampen jetzt verlöscht,
So wird er Dich verlöschen! — Benjamin,
Hörst Du Schaddai's Ruf?

Benjamin.

Hast keinen Henker,
Tyrann, Du mehr für Benjamin?

Antiochus.

Welch' Weib!
Und welch' ein Kind! — Im Schein der letzten Ampel
Steht er so wie mein Perseus vor mir da.
Soll's heißen: seine Heere schlug Ein Mann,
Ihn selbst ein sterbend Weib mit ihrem Knaben?
Schenk' seinen Schwur ihm, Weib; gehorch' und rett' ihn.

(Eine einzige Lampe [illegible] noch; die Mond [illegible])

Lea.

Rette Dich selbst!

Antiochus.

Und er soll groß —

Lea.

Er ist

Größer, als Du.

Antiochus.

Gieb ihn dem Leben.

Lea.

Leben

Wird er, wenn Dich des Todes Nacht umfängt.

Antiochus.

Auf Deiner Seele last' er denn. Sprich selber

Sein Urtheil ihm.

Lea.

Er sterbe. Nehmt ihn hin!

(Sie hält ihn, bei ihm kniend, unwillkürlich fest.)

Geh! — Seid barmherzig! nehmt ihn mir!

(matt, indem sie ihn mit Gewalt fortstößt)

Geh'! Geh'!

Benjamin (geht, die Hände erhoben, in den Gesang einstimmend, ab).

Lea (kniet; sie stemmt mit Anstrengung sich auf eine Hand, um nicht zu sinken; ohne zu hören, was gesprochen wird, sieht sie Benjamin starr und [illegible] nach).

Gorgias (kommt eilends zurück).

Antiochus.

Gehorchen sie?

Gorgias.

Für solche Menschen, Herr,

Giebt's keine Marter. Sieh' und hör' sie selbst.

Ein solch' Verachten aller Qual sah ich

An keinem Wesen noch.

Nikanor (eilend herein.)

Nikanor.

Herr, laß es enden!
Die Krieger steh'n entsetzt. Von Brust zu Brust,
Von Zelt zu Zelt schleicht die Entmuthigung
Die Meuterei hebt schon ihr Schlangenhaupt,
Die Schaar, die die Gefang'nen soll bewachen,
Befreit sie selber. Aus der Brüder Qual
Weissagen sie das Ende Syriens.
Die Simeiten, die sie Dir gebracht,
Zerrissen sie im Zorn; ich konnt's nicht hindern.
„Fort," hört' ich Einen rufen, „eh' das Weib,
Das riesige, den Himmel niederbetet,
Uns zu erdrücken!" And're schwuren d'rauf.
Judah's Posaunen klängen durch die Donner.
Herr, laß das Schauspiel enden.

Antiochus (nach kleiner Pause.)

Macht ein Ende.

(der Hauptmann ♂.)

Zum Aufbruch blas't! Zurück nach Syrien!

(Noch ein aufjubelndes Hallelujah, dann schweigt der Psalm plötzlich.)

Lea (zusammenbrechend.)

Gelobt sei Gott, der Herr! es ist vollbracht.
Nun — end' — Dein Werk an mir — sonst trügt,
Dir untreu,
Dein — Scherge Tod — Dich um — die Marterlust.

(Die letzte Ampel verlöscht. Von allen Seiten Posaunen in den Donner.)

Antiochus.

Posaunen? Sind's die unsern?

(Erstes Frühroth; das Gewitter verzieht sich.)

Judahs Gefolge (erst noch in der Scene.)

Judahs Gefolge.

Schwert des Herrn
Und Judah!

Geschrei im Lager.

Ein Ueberfall! Ein Ueberfall!

(Von der einen Seite kommt **Judah** mit **Gefolge**, von der andern **Sorier**, Alle mit bloßen Schwertern.)

Judah.

Bist' Syrierkönig, Dich im Kern der Erde,
Der Judah gräbt sich nach! — Du bist's; sonst lügt
Dein stolzes Angesicht. Steh' meinem Schwert!

Nikanor.

Den König schützt!

(Die Syrier scharren sich um Antiochus; sie steh'n dis'in die Gesichter hinein, so daß man an ihre Menge gegen Judah's Häuflein glauben kann.)

Antiochus.

Halt' ein! Bist Judah Du,
Scheuch an die Seit' zurück der Deinen Schwerter
Und hör' mich reden. Nicht aus Furcht — sieh' her,
Unübersehbar folgen meine Treuen.
Ihr seid vom Hunger abgezehrt, die Meinen
Sind stark; was irgend Sieg verspricht, das steht
Auf meiner Seite.

Judah.

Wer den Sieg verspricht,
Ist unser Gott, der Herr, der uns beseelt.
Bist Deines Schwert's Du so gewiß, was ziehst Du
Die Zunge? Zieh' Dein Schwert!

Antiochus.

Wollt' ich's bekränzt
Vom Siege seh'n, so zög' ich's; doch den Frieden
Zu reichen, genügt die unbewehrte Hand.
Ich will Euch nicht vertilgen. Lebt fortan
Und sterbet Eurem Gott; bei meinen Göttern
Und Eurem Gott schwör' ich's.

Judah.

Gieb mir die Mutter,
Die Brüder, die Gefang'nen meines Volkes,
Und zieh' in Frieden.

Antiochus.

Deine Brüder kann
Kein Gott Dir wiedergeben.

Judah (wüthend, will auf ihn ein.)

Kindermörder!

(Die Seinen folgen, die Syrier setzen sich zur Wehr; da erhebt sich Lea zwischen Beiden mit dem Aufwand der letzten Kraft.)

Lea.

Zurück, Sohn Mattathias! laß ihn zieh'n!
Im Namen deß, der war und ist und sein wird!
Er spricht durch mich: Zieh', Syrier, hin in Frieden!

(Die Syrier zieh'n ab; Lea hält Judah zurück.)

Und Du — setz' nicht der Brüder Sieg auf's Spiel,
Den sterbend sie ersiegten. — Hier hat Gott
Geweilt; — bet' an!

(Sie sinkt. Judah hält sie.)

Judah.

Wie wird Dir?

Lea (immer schwächer.)

Meine Leiche
Und Deiner Brüder bring' zu Mattathias
In unser Erbbegräbniß nach Modin.
Dann nach Jerusalem und reinige
Sein Haus vom Heidengreu'l und weih's ihm neu
Noch nach Jahrtausenden wird unser Volk
Das Fest von Judah's Tempelweihe feiern.
Wie Mosen das gelobte Land, so zeigst
Du meinem letzten Blick die Herrlichkeit,
Die neue Deines Volks, und so — wie Moseh —
Sterb' ich — Dich — preisend —

(Sie stirbt; Judah läßt sie nieder und kniet bei ihr.)

Jonathan, Simon, jüdische Krieger, Priester und Volk.

(Sonnenaufgang; der Himmel ist rein; ein ferner Donner verhallt leise bis zum Ende des Stückes.)

Krieger, Prieſter, Volk.

Fort iſt der Tyrann!
Judah ſei König! Judah ſei's, der Retter!

Judah (bald für ſich).

Er braucht den Starken nicht; er haucht die Schwäche
Mit ſeinem Odem an und ſie wird Sieger;
Es überhebe Keiner ſich vor Gott. —
Nehmt auf den todten Leib!

(Es geſchieht; er ſteht auf).

Sein Prieſter will
Ich ſein, doch König iſt allein der Herr!

(Er erhebt den Speer; indem man ſich zum Abzug ordnet, einige Poſaunenaccorde; der Vorhang fällt ſchnell.)

Ende des Stückes.

Die Torgauer Haide.

Vorspiel zum historischen Schauspiel: Friedrich II. von Preußen,
von Otto Ludwig.

Personen.

Friedrich II., König von Preußen.
Ziethen, General der Cavallerie und Chef eines Regiments.
Leßwitz, Husaren Major.
Eine Ordonnanz.
Feldwebel vom Regiment Forcade.
Reptow, Sergeant vom Grenadier Regiment Anhalt-Bernburg.
Franz
Wilhelm } seine Söhne, Grenadiere von demselben Regiment.
Ein Grenadier vom Regiment Manteufel.
Ein Grenadier vom Regiment Prinz Heinrich.
Ein Dragoner vom Regiment Baireuth.
Ein Cuiraſſier vom Regiment Schonaich.
Ein Husar von Ziethen's Regiment.
Ein preußischer Tambour.
Zwei schwarze Husaren.
Eine preußische Marketenderin.
Zwei öſterreichische Grenadiere.
Ein öſterreichischer Cuiraſſier.
Ein öſterreichischer Pfaffe.
Ein Franzose in kaiſerlichen Dienſten.
Preußische und öſterreichische Soldaten von allen Waffengattungen.

Zeit: nach der Schlacht bei Torgau, vom 3. auf den 4. November 1760. Schauplatz: ein Theil der Torgauer Haide.

Erste Scene.

Auf der Torganer Haide.

(Um ein Feuer kauern Grenadier **Manteufel**, der schwer verwundete **Reykow**, ein **Tambour** und mehre **Preußen**. Nacht. In der Ferne unabsehbare Wachtfeuer zerstreut.)

Grenadier Manteufel zu Reykow.

So kommt doch näher an das Feuer, Alter. Pui! ist das feucht und kalt. Die Nacht frißt mehr Menschen, als der Tag gefressen hat. Ihr könnt's doch haben, Alter; aber wer schwer verwundet ist und sich nicht an ein Feuer mehr schleppen kann —

Tambour.

Und das Höllengesindel, das auf der Haide umher wacht und den armen Teufeln, die das Wundfieber schüttelt, noch die Jacken auszieht, daß ihnen der Frost vollends den Garaus macht. Kommt doch, Alter.

Reykow.

Nein: zu ehrlichen Soldaten darf ich mich nicht legen.

Tambour.

Er faselt wohl? Alter, schüttelt euch das Wundfieber?

Personen.

Friedrich II., König von Preußen.
Ziethen, General der Cavallerie und Chef eines Regiments.
Lestwitz, Husaren Major.
Eine Ordonnanz.
Feldwebel vom Regiment Forcade.
Reptow, Sergeant vom Grenadier-Regiment Anhalt-Bernburg.
Franz
Wilhelm } seine Söhne, Grenadiere von demselben Regiment.
Ein Grenadier vom Regiment Manteufel.
Ein Grenadier vom Regiment Prinz Heinrich.
Ein Dragoner vom Regiment Baireuth.
Ein Cuiraſſier vom Regiment Schönaich.
Ein Husar von Ziethen's Regiment.
Ein preußischer Tambour.
Zwei schwarze Husaren.
Eine preußische Marketenderin.
Zwei österreich'sche Grenadiere.
Ein österreich'scher Cuiraſſier.
Ein österreich'scher Pfeiffer.
Ein Franzose in kaiserlichen Diensten.
Preußische und österreich'sche Soldaten von allen Waffengattungen.

Zeit: nach der Schlacht bei Torgau, vom 3. auf den 4. November 1760. Schauplatz: ein Theil der Torgauer Haide.

Erste Scene.

Auf der Torgauer Haide.

(Um ein Feuer kauern Grenadier **Manteufel**, der schwer verwundete **Reykow**, ein **Tambour** und mehre **Preußen**. Nacht. In der Ferne unabsehbare Wachtfeuer zerstreut.)

Grenadier Manteufel (zu Reykow).

So kommt doch näher an das Feuer, Alter. Pfui! in das feucht und kalt. Die Nacht frißt mehr Menschen, als der Tag gefressen hat. Ihr könnt's doch haben, Alter; aber wer schwer verwundet ist und sich nicht an ein Feuer mehr schleppen kann —

Tambour.

Und das Höllengesindel, das auf der Haide umher wacht und den armen Teufeln, die das Wundfieber schüttelt, noch die Jacken auszieht, daß ihnen der Frost vollends den Garaus macht. Kommt doch, Alter.

Reykow.

Nein; zu ehrlichen Soldaten darf ich mich nicht legen.

Tambour.

Er faselt wohl? Alter, schüttelt euch das Wundfieber?

Grenadier.

Er ist vom Regiment Bernburg, dem der Fritz vor Dresden die Säbel genommen hat und die Hutschnüre — da kommt Gesellschaft.

Zweite Scene.

Feldwebel, Cuirassier Schönaich, Baireuth-Dragoner, Grenadier Prinz Heinrich, die zwei österreich'schen Grenadiere, der österreich'sche Cuirassier, der Franzose in kaiserlichen Diensten, und andere Preußen und Oesterreicher, vor Frost zitternd und ermattet.

Tambour.

Weiß und blau durcheinander.

Dragoner.

Gut'n Morgen, Kameraden. Preußen?

Grenadier Manteufel.

Allemal. Bringt Ihr Gefangene?

Dragoner.

Feldwebel, sagt den Kameraden unsre Convention.

Feldwebel.

Nämlich. Da wir hier nicht wissen, wer die Schlacht gewonnen hat, so haben wir eine Convention untereinander geschlossen, Preußen und Oesterreicher —

Dragoner.

Und des gräßlichen Wetters wegen —

Feldwebel.

Nämlich. Und die Punktation ist die: Erstlich: Waffenstillstand die Nacht durch —

Dragoner.

Und gutliches Vertragen —

Feldwebel.

Zweitens: Sowie gewiſſe Nachricht kommt, wer geſiegt hat, ergeben ſich die Kameraden der ſiegreichen Armee als Gefangene. Seid Ihr dabei?

Grenadier Manteufel.

Wär' ich noch friſch, ich beſänne mich.

Tambour.

Gut. Wir ſind dabei.

(Die Angekommenen haben ſich unterdeß zu den Andern um das Feuer gelagert.)

Cuiraſſier (ſtreckt ſich).

Ah! thut das wohl.

Dritte Scene.

Ziethen-Huſar mit der Marketenderin. Vorige.

Huſar.

He, Kameraden! Was ich da bringe.

Dragoner.

Ja, die Ziethen'ſchen, denen entgeht nichts.

Grenadier Manteufel.

Lotte, bringt mir einen hierher; ich kann nicht auf.

(Mehre haben die Marketenderin umringt.)

Marketenderin.

Geduld, meine Herren, Geduld!

Grenadier Manteufel.

Meine Herrn, Ihr ſeid Alle noch ziemlich auf dem Zeuge. Hier liegt ein alter, ſchwer verwundeter Kamerad. Ich will zu Letzt haben, aber der alte Brave da muß zuerſt bekommen.

Dragoner.

Brav geſprochen, Pommer. Gebt dem Alten zuerſt, Lotte.

Marketenderin.

Da iſt's ſchon.

Grenadier Manteufel (reicht's an Repkow).

Trink, Alter!

Repkow.

Nein, ich darf nicht trinken mit ehrlichen Soldaten.

Grenadier.

Seid kein Thor.

Repkow.

Wenn wir unſre Säbel wieder haben, dann wollen wir ein's zuſammen trinken.

Grenadier.

Darüber müßt Ihr Euch hinwegſetzen. Ihr habt eben das Unmögliche nicht möglich machen können. Ihr ſeid der Uebermacht gewichen. Nun greift aber zu! Seht Ihr nicht, wie ich vor Froſt zittere? Zum Teufel, ich kann's nicht mehr halten. So trinkt doch!

Repkow.

Seht Ihr, ich hab' immer auf Ehre gehalten. Ich bin ein Brüner aus preußiſch Weſtphalen. Meine älteſten Söhne dienten dem Fritz. Wie die Franzoſen uns zuſammen genommen hatten, lachten die Jungen; nun wir nicht mehr preußiſch wären, dürften ſie dem Fritz nicht mehr dienen, und deſertirten. Und ſo thaten's noch andere Brüner. Aber wir nahmen ſie nicht auf, ſondern jagten ſie mit Schande aus der Stadt; wir wollten ſie nicht mehr für unſre Söhne anſehen, wenn ſie nicht augenblicklich zum Fritz gingen. Und ich nahm meinen Dritten und meinen Vierten, meinen Franz und meinen Wilhelm — mein Fünfter konnte noch keine Muskete tragen — und wurde in meinen alten Tagen wieder Soldat, weil der Fritz Leute brauchte. Und nun muß mir's paſſiren, daß unſer Regiment zurückweicht; da hat uns der Fritz die Säbel genommen und unſern Officieren die Hutreſſen.

Dragoner.

Seid Ihr einer von den braven Brünern? Zum Teufel! so soll keiner von uns ein Glas berühren, bevor Ihr getrunken habt. Das soll man den Brünern nachreden, so lange noch ein treues Herz seinen Preis gilt.

Grenadier Prinz Heinrich.

Auf den Siptitzer Höhen wird's wieder ganz dunkel und still. Dort muß es grausam wild hergegangen sein. Wie ein feuriger Drache wälzte sich's brüllend nach der Haide herunter.

Husar.

Vater Ziethen kam von drüben über die Höh'n.

Grenadier Prinz Heinrich.

Und Lestwitz schrie: Freiwillige vor! Da trat das ganze Bataillon Bernburg, was bei dem Corps war, zusammen vor.

Reptow (seitwärts).

Das and're Bataillon ist beim Ziethen. Das ganze Bataillon?

Grenadier Prinz Heinrich.

Was davon noch auf den Beinen war, und dem Lestwitz hinterdrein; der wie ein Teufel vorweg auf Laun's Batterie za.

Reptow.

Fällt Bajonett! Vorwärts, Jungen. Nur dem Lestwitz nach; der führt Euch nicht in die Schande.

Grenadier Prinz Heinrich.

Und Hülsen hinterher mit seinem Corps. Er ritt rittlings auf einer Kanone. Zwei Pferde waren ihm unter dem Leibe erschossen; er war verwundet und konnte nicht gehen. Da sagt' er: Setzt mich auf eine Kanone, aber schnell, denn ich hab' Eile! Und auf dem eisernen Pferde ritt er nun in's Feuer, daß ihm die weißen Haare flogen im Wind.

Grenadier Manteufel.

Aber der Fritz? Wo ist der Fritz?

Husar.

Der ist gewiß mitten drin. Bei Kollin, wie Alles schlecht ging, hielt er einen Haufen Flüchtlinge auf, und führte sie rechts um! gegen eine Batterie. Wie sie so nah' waren, daß die

Kugeln sie erreichten, gingen sie zum zweitenmale durch. Das wurd' der Fritz in seinem Eifer gar nicht gewahr; endlich sprengt' ihm unser Major Le Grand nach und schrie: Sire, wollen Sie denn die Batterie allein erobern? Da betrachtet der Fritz die Batterie noch einmal durch sein Glas, so kaltblütig, als spielten dort Jungen mit Erbsen, und dann ritt er ganz langsam durch den Kugelregen wieder zurück.

Erster österreich'scher Grenadier.

Das ist halter viel.

Husar.

Ja, er ist verwegen, der Fritz. Das hat er mehr als einmal gezeigt. Aber der Himmel hält seine Hand über ihn. Wo war's denn nur, daß er nach der Schlacht seinen Rock aufmachte und eine Kugel herausfiel?

Oesterreich'scher Cuirassier.

Wie er seinen Rock aufmachte? Wie macht er das?

Husar.

Wie's and're Leute auch machen. Er knöpft eben einen Knopf nach dem andern auf, so wird's von selbst.

Erster österreich'scher Grenadier.

Mit Gunst, meine Herren, das ist nicht vom Rechten. — Man weiß es auch im ganzen Reich; er ist — Ihr versteht mich schon —

Feldwebel.

Nämlich. — Bei Euch scheint der Aberglauben noch recht im Schwange.

Grenadier Manteufel.

Er trägt eine Rüstung auf dem bloßen Leib.

Feldwebel.

Dummes Zeug! Ein Etui trägt er auf der Brust; daran fuhr die Kugel, die schon matt war.

Erster österreich'scher Grenadier.

Nun ja; sagt' ich's nicht? er hat ein — ein Etui? Behüt' uns Gott und die heiligen elftausend Jungfrauen vor einem Etui. Ein Christenmensch und der an Gott glaubt, hat nichts

mit einem Etui zu ſchaffen. Der Prinz Eugenius war ein Feldherr trotz einem; aber mit ſolchen Dingen ließ er ſich nicht ein.

Zweiter öſterreich'ſcher Grenadier.

Wie heißt ſo ein Ding?

Erſter.

Ein Etui.

Zweiter.

Ein — ein — Gott ſei bei uns; ich will ein ſolch' ſündlich Ding nicht auf meine Zunge nehmen.

Repkow (phantaſirend).

Immer drauf, Jungen, drauf! Den Säbel an die Seite oder auf den Sarg!

Feldwebel.

Das mit der Kugel, das war bei Hochkirch, wo die vierte Batterie zum Teufel ging. Weder eine Kanone, noch ein Mann davon iſt wieder geſehen worden.

Marketenderin.

Sein Wort in Ehren, Feldwebel, aber was Er da ſagt von der vierten Batterie, das iſt gelogen.

Feldwebel.

Nämlich. — Lotte, Sie drückt ſich nicht höflich aus.

Marketenderin.

Höflich oder nicht — die Wahrheit muß gelten. Und wer mir die vierte Batterie antaſtet, der taſtet mein Kind an; denn ich kann ſagen, ich bin die Mutter von der vierten Batterie.

Huſar.

Muß das eine ſchwere Geburt geweſen ſein!

Feldwebel.

Die vierte Batterie, ſag' ich, iſt zum Teufel gegangen mit Mann und Maus.

Marketenderin.

So? Und war's nicht etwa der ſchwarze Philipp, der Feuer-

werker von der vierten Batterie, den der Fritz gefragt hat: wo habt Ihr Eure Kanonen, Kinder? Die hat der Teufel bei Nacht geholt, sagt der Philipp. So wollen wir sie ihm bei Tage wieder abnehmen, sagt der Fritz.

Vierte Scene.

Zwei schwarze Husaren mit blankem Säbel und vorgehaltenen Pistolen. **Vorige.**

Erster schwarzer Husar (zum zweiten).
George, nimm sie in die Flanke. Vorwärts! Ergebt Euch!

Zweiter (von der anderen Seite).
Ihr seid Gefangene.

Grenadier Manteufel.
Was stellt das vor?

Dragoner.
Bist Du's, Fritze?

Erster schwarzer Husar (verdrießlich).
Preußen?

Zweiter.
Sind die Weißen da Euer, Kameraden?

Tambour.
Seid Ihr bei Trost? Zwei Mann, und wollt eine ganze Gesellschaft fangen?

Feldwebel.
Nämlich. — Hier ist Waffenstillstand. Hier ist nichts für Euch zu suchen, Ihr müßtet Euch denn wärmen wollen oder eins trinken. Lotte, einen für die schwarzen Kameraden!

Marketenderin.

Da! Aber die vierte Batterie — ich will den sehen, der mir in's Gesicht sagen will: die vierte Batterie —

Feldwebel.

Nämlich. Halt' Sie das Maul von Ihrer vierten Batterie.

Ziethen-Husar.

Recht so, Feldwebel, bringt die vierte Batterie zum Schweigen.

Marketenderin.

Zum Schweigen? Mich? Ihr wollt mich zum Schweigen bringen? Was wär't Ihr denn, wenn ich nicht Euer bischen Courage im Fäßchen da mitschleppte? Will mein eigner Kümmel wider mich rebelliren? Zum Schweigen — mich zum Schweigen bringen! Nein, seh' nur einer!

Schwarzen Husaren.

Adieu, Kameraden.

Fünfte Scene.

Vorige ohne die Schwarzen.

Ziethen-Husar.

Seid Ihr gescheit? Wollt Ihr die gräuliche Nacht Euch in die Elbe locken lassen? Sie sind schon fort. Die Schwarzen haben einen Sporen zuviel. Zwei Mann sechszig fangen!

Grenadier Manteufel.

Das haben sie mehr als einmal gemacht. Und denen ergiebt sich auch gleich Alles. Wo sich die schwarzen Kerle nur sehen lassen, ist Furcht und Zittern.

Husar.

Nun, Ihr Herrn Pommern seid auch nicht die höflichsten

wenn das wahr ist, was ich gehört habe. Bei Neiße war Euer Regiment, mitten unter Laudon'schen Reitern, wohl vier Regimenter stark, abgeschnitten von aller Hilfe. Laudon schickt einen Offizier: Ihr sollt Euch ergeben; dann sollt Ihr Eure Bagage behalten. Außerdem will er Euch bis auf den letzten Mann in die Pfanne hauen. Manteufel dreht seinen rothen Schnauzbart und sagt: der Offizier soll seine Pommern selbst fragen, ob sie sich ergeben wollen. Der Offizier trägt's nun vor; eh' er aber ausgered't hat, schreit das ganze Regiment aus Einem Halse: Wir wollen Euch was — und so weiter.

Grenadier Manteufel.

Das ist wahr. Bis unter die Kanonen von Schweidnitz war er hinter uns her; aber wir wehrten uns unter fortwährendem Marschiren, daß er mit großem Verlust endlich abkratzen mußte, und bis jetzt ist er nicht wiedergekommen.

Grenadier Prinz Heinrich.

Die Schwarzen geben kein Quartier; das ist's.

Feldwebel.

Nämlich. Das ist ein Mährchen. Die Franzosen wollten in Brandenburg Winterquartier machen. In der Affaire von Roßbach schrieen die Franzosen „Quartier"! Die guten Brandenburger kannten das Wort nicht und hielten's für Hohn und bezogen's auf die Winterquartiere, die die Franzosen in ihren Häusern beziehen wollten. Sie schrieen: Wart', wir wollen Euch Quartier geben, — und fabelten drauf los wie die Fleischer, bis die Franzosen sich auf das Wort: Pardon! besannen; das verstanden nun die guten Märker. Daher kommt das Mährchen von den Schwarzen. (Alle lachen.)

Cuiraſſier Schönaich (empfindlich).

Das waren wir, die Schönaich-Cuiraſſiere, und nicht die Schwarzen. Was ist drüber zu lachen?

Feldwebel.

Nämlich. Es ist selten Alles beisammen; der Eine hat den Kopf, der Andere das Herz und den Arm. Es giebt aber Leute, die Beides haben.

Cuiraſſier.

Ihr müßt Euch nur ſelber loben. Andere brauchen's nicht, verſteht Ihr?

Feldwebel.

Nämlich. Donnerwetter! Weiß Er, was der Fritz geſagt hat? Weiß Er? Er — Er — Nämlich. Wenn ich Soldaten ſehen will, hat er geſagt, muß ich das Regiment Forcade anſeh'n, hat er geſagt.

Dragoner (mißbilligend).

Feldwebel —

Feldwebel.

Na — nichts für ungut, Cuiraſſier. Wir wollen uns nichts d'rauf einbilden, ob wir von dem Regiment ſind oder von dem; aber darauf wollen wir uns was einbilden, daß wir unter dem Fritz dienen. Bildet er ſich doch was d'rauf ein, daß er uns commandirt. Bei Lowoſitz ſagt' er: Meine Truppen haben ſich nie ſo geſchlagen, ſeit ich die Ehre habe, ſie zu commandiren. Was, Lotte? Sie iſt ein vernünftiges Weib; hab' ich nicht Recht?

Marketenderin.

Er hat Recht, Feldwebel; aber was die vierte Batterie betrifft, da hab' ich Recht. Die vierte Batterie —

Feldwebel.

Weib, will ſie uns umbringen mit ihrer vierten Batterie?

Marketenderin.

Die vierte Batterie —

Feldwebel.

Ich wollte, ſie führ' Ihr in den Leib und die fünfte und ſechſte dazu.

Viele (klatſchen und lachen).

Halloh die Lotte und die vierte Batterie!

Reptow.

Fritz, gieb uns unſre Säbel wieder!

Grenadier Manteufel.

Der hat's noch immer mit ſeinen Säbeln zu thun.

Replow (aufgebäumt phantasirend).

In's Feuer, Jungen, in's Feuer! Mir nach! Heut muß Dresden ausgewischt werden. Der Fritz soll den Hut ziehen vor uns und soll sagen: Da, Kinder, habt Eure Säbel wieder und Eure Huttressen und ein Hundsfott, der noch übel spricht von Euch. Vivat der Fritz! Schreit, Kinder, wenn er an der Fronte herunterkommt. Mein jüngster ist vierzehn Jahr; sobald er eine Muskete tragen kann, sollst du ihn auch haben. Nun laßt uns eins singen:

Hinein! hinein! die Fahnen dort, die brachten sie nur mit,
Daß wir sie sollen nehmen. Hinein mit schnellem Schritt!
Die brüllenden Kanonen thu'n in der Fern' so barsch;
Wir woll'n sie in der Nähe sehn. Im Sturmschritt! Marsch!

Husar.

Was ist das? Horcht!

Dragoner.

Der alte Brüner dort singt im Fieber.

Husar.

Das in der Ferne mein' ich, dort zu —

Grenadier Manteufel.

Wo der Alte den Odem herkriegt. Er ist schon ganz verblaßt.

Grenadier Prinz Heinrich.

Wie er den Arm aufstemmt; seine Augen werden immer gläserner.

Zweiter österreich'scher Grenadier.

Das ist gräulich anzusehen — und wie er mit den Zähnen klappert und mit den Fingern hantirt.

Grenadier Manteufel.

Es ist der preußische Grenadiermarsch, den er vor sich hinbrummt.

Zweiter österreich'scher Grenadier.

Lauf' doch einer zum Hochwürdigen. Ob er ein bös Gewissen hat, daß er nicht ersterben kann.

Grenadier Mantenfel.

Ein bös Gewissen? Donnerwetter! Ein preußisch Soldatenherz hat er im Leib, das die Schande kränkt und das nicht fragt nach Leben oder Sterben, sondern nach Schande oder Ruhm.

Grenadier Prinz Heinrich.

Was ist das? Blasen nicht die Ziethen'schen da drüben Victoria?

Husar.

Sie kommen näher. Die Ziethen'schen Trompeten unterscheidet man eine Stunde weit. Ihre Stimme greift durch wie Vater Ziethen's Vorwärts.

Repkow.

Vorwärts. Bernburg bekommt seine Säbel wieder. Victoria. (Singt:)

Der alte Grenadier noch ruft, indem er sterbend sinkt,
Kam'raden über mich dahin, bis Euch der Sieg gelingt,
An mir ist nichts gelegen, behält der Fritz das Feld.
So stirbt ein preußischer Siegesheld!

Mehre.

Horcht!

Repkow (wiederholt, gewaltig aufgebäumt, mit starker Stimme)

An mir ist nichts gelegen, behält der Fritz das Feld.
So stirbt ein preußischer Siegesheld!

(Er bricht zusammen.)

Grenadier Mantenfel (der mit den andern nach der Gegend hinsieht, aus welcher sie Ziethen's Trompeten zu vernehmen glauben, wendet sich nach dem Umgefallenen).

Was ist mit Dir, Kamerad? Hast Du so eilig? Ja, der hat's ausgemacht. Der Tod hat Respekt vor solch einem grauen preußischen Helden; er hat geduldig gewartet, bis der Alte mit seinem Liedchen fertig war. Der ist aus Kummer über seinen Säbel gestorben, nicht an seinen Wunden. Fahr' wohl, Alter!

Grenadier Prinz Heinrich.

Die österreich'schen Kameraden sind ja auf einmal so still. Sind sie auch hinüber?

Erſter Oeſterreicher.

Sie ſind eingeſchlafen.

Dragoner.

Laßt ſie ruhen. Sie haben Ruhe verdient; ſie haben ſich geſchlagen heute wie die Löwen.

Der Franzoſe (im Schlaf).

Bien vite, Jean! Ecoute!

Huſar.

Der träumt von ſeinem Friſeur. Hat ihm Seidlitz ſeinen Puder genommen, wie er mit ſeiner Handvoll Reitern den Soubiſe mit 8000 Mann aus Gotha jagte und mit ſeinen Officieren das fürſtliche Eſſen verzehrte, das die armen franzöſiſchen Teufel in der Angſt unangerührt hatten ſtehen laſſen?

Erſter Oeſterreicher.

Er wird halter noch müde ſein vom Laufen bei Roßbach.

Grenadier Prinz Heinrich.

Seht doch. Ihr habt's hinter den Ohren, Ihr Oeſterreicher.

Grenadier Manteufel.

Iſt's aber nicht ſchmählich, daß wir uns das Fell zerhauen, Preußen und Oeſterreicher, und dieſes Franzvolk unſrer guten alten Mutter Deutſchland auf den Ribben herumkrabbeln laſſen, daß ſie uns die Paar Laſter, die unſre Vornehmen noch nicht aus Paris geholt haben, vollends herüberſchleppen?

Erſter Oeſterreicher.

Gewiſſermaßen halter ſind wir freilich alle Beide Deutſche, Oeſterreicher und Preußen; das iſt ſchon wahr. Mutter Thereſe will auch den Frieden.

Feldwebel.

Nämlich? — Zweimal wollte der Fritz Frieden ſchließen, wie die Sachen im Gleichgewicht ſtanden; einen ſchimpflichen Frieden aber ſchließt der Fritz nicht. Die Sache handelt ſich um die Nationalehre der Preußen, und ich kenne den Fritz; der ſtirbt lieber, als daß er der preußiſchen Reputation etwas vergiebt. Und ſeine Armee denkt eben ſo; der geringſte Trainknecht hat ſeinen Stolz. D'rum bringt die ganze Welt den Fritz nicht

nieder. Wir schießen uns nicht um den Haß oder um die Habgier unseres Königs; unsre Säbel führt nicht sein Neid oder sonst ein persönlich Gelüsten, was das Volk nichts anginge; sondern der Fritz kämpft für uns und unsre Ehre, d'rum fechten wir für Fritz und seine Ehre.

Dragoner.

Brav gesprochen, Feldwebel; von uns Soldaten denkt keiner anders.

Feldwebel.

Zum Teufel! kein Preuße denkt anders. Der Bürger und der Bauer opfern mit Freuden ihr Letztes; das letzte Pferd spannt der Bauer aus dem Pfluge, den letzten Sohn nimmt er aus den Armen der Mutter und bringt ihn dem Fritz. Und wenn der Bauer so denkt, Donnerwetter! was soll der Soldat thun? Und geht über Preußen hinaus! Der Thronfolger von Rußland trägt dem Fritz zu Ehren preußische Uniform; nur zwei Augen dürfen zufallen und das Blättchen wendet sich. Die Engländer feiern Fritzens Geburtstag wie den ihres Georg; der Pitt sagt: eh' der Tower in London nicht mit dem Schwert in der Faust erobert ist, laß' ich nicht vom Fritz. Vom Ende der Welt her schickt der Tartarkhan Gesandte an den Fritz. Alle Welt tauft ihre Kinder nach dem Fritz. — Die in Wien dachten nicht, einen christlichen Krieg zu führen. Auf Preußens Vernichtung war's abgesehen. Der Kosak im fernen Asien hatte keine Ruhe vor der Rachsucht der Kaiserin; der Schneemann, der Schwede, dachte an der deutschen Sonne und an den deutschen Mädchen aus seinem Winterschlafe aufzuthauen; der unruhige Franzose war froh, daß es in Deutschland Geld zu stehlen geben sollte, Schlösser dafür zu bauen in Paris und seine Maitressen drinn mit Zucker zu füttern. Nämlich — Donnerwetter! Nämlich —

Erster Oesterreicher (steht auf).

Kameraden Preußen, ist unsre Convention aufgehoben?

Dragoner.

Gut; Feldwebel, geht nicht zu weit. Unsre Convention muß gehalten werden. Laßt den Streit.

Huſar.

Iſt kein Trompeter hier? Laßt uns eins ſingen, was die Kameraden Oeſterreicher mitſingen können.

Grenadier Manteufel.

Da iſt ein Tambour.

Grenadier Prinz Heinrich.

Und hier ein Pfeifer. Vorwärts, die Pfeife heraus.

Pfeifer.

Meine Finger ſind verfroren.

Grenadier Prinz Heinrich (macht Platz).

Da, ſetzt Euch näher an's Feuer und macht los, ſo thau'n ſie auf.

Pfeifer.

Aber was denn für eins?

Feldwebel.

Nämlich. Lotte, ſie iſt ſonſt ein kluges Weib und weiß immer ein Auskommen.

Marketenderin.

So? Aber mit der vierten Batterie hat Er Recht! Und die vierte Batterie ſoll mir in den Leib fahren! Und die vierte Batterie iſt zum Teufel! Und die vierte Batterie —

Feldwebel.

Sie ſoll Recht haben, Lotte, Sie ſoll Recht haben. Sie hat einen Vierundzwanzigpfünder von einer Zunge im Hals; Sie hat ein ganzes Geniecorps im Schädel! Wir ſchlagen Chamade.

Marketenderin.

Und nun die Ochſen am Berge ſtehen, muß doch die Lotte ihr bischen Verſtand vorſpannen. Gebt Acht! ich will eins vorſingen, und eins, was gegen die Türken geht, was jeder Chriſtenmenſch mitſingen kann mit gutem Gewiſſen. (Sie trinkt noch einmal eſſ. dann beginnt ſie zu ſingen: Prinz Eugenius. Der Pfeifer und Tambour accompagniren, das ganze Chor fällt ein. Während des Geſanges kommt

Sechſte Scene.

Friedrich II. kommt, von einer Ordonnanz begleitet, auf ſeinem Schimmel geritten.

Vorige (Geſchrei durcheinander).

Der Fritz! der Fritz! Vater Fritz! Guten Morgen, Vater Fritz!

Grenadier Manteufel.

Der Fritz iſt auch nicht müßig geweſen; das ſieht man an ſeinem Rock.

Friedrich.

Guten Morgen, Kinder. Iſt noch Platz bei Euch? Singt in Gottes Namen zu! (Der Tambour bringt ſeine Trommel an das Feuer, auf welche Friedrich ſich ſetzt.) Puh! iſt das eine Nacht!

Grenadier Manteufel.

Biſt Du verwundet, Vater Fritz?

Friedrich.

Geritzt, Kamerad. Ein Preuße nennt das keine Wunde. (Er ſchreibt auf dem Knie.)

Ordonnanz (zu den Soldaten, die ihm Platz gemacht haben am Feuer).

Gott behüte vor ſolcher Nacht. Gott laſſe mir den Tag leben, und ſei er noch ſo heiß; man ſieht ſeinem Feinde doch in die Augen. Um ein Haar hätten ſie den Fritz gefangen und uns mit. Das iſt eine Verwirrung, wie der Himmel ſeit dem Thurmbau zu Babel keine wiedergeſehen hat. Freund und Feind rennt an einander und purzelt über einander; zwei fangen einen und werden wieder gefangen. Dazwiſchen das Zähneklappern, Heulen und Fluchen der Verwundeten, die der Froſt an den feuchten Boden angenagelt hat. Und die unzähligen Feuer durch die Haide machen Einen vollends blind. Und an Allen blau und weiß durcheinander.

Friedrich (reicht zum Schreiben).

Sobald der Morgen graut, wieder formiren, die Infanterie nicht feuern, mit gefälltem Bajonett. — Ordonnanz.

Ordonnanz.

Hier.

Friedrich (giebt ihm das Papier).

Da, an Hülsen.

Ordonnanz.

Wo?

Friedrich.

Auf dem Schlachtfeld. Wo die meisten Todten und Verwundeten — das ist seine Spur. Avant!

Ordonanz (ab).

(Trompeter in der Ferne freudig.)

Husar.

Straf mich Gott, Fritz; das ist die Stimme der Ziethen'schen!

Siebente Scene.

Franz, den schwer verwundeten Wilhelm auf den Armen, legt ihn am Feuer nieder, ohne Fritz zu gewahren. Vorige.

Franz (zum Grenadier Manteufel).

Grenadier, habt Ihr meinen Vater gesehen?

Grenadier Manteufel.

Den alten Repkow? O ja.

Franz.

Lebt er noch? Ist er gesund?

Grenadier Manteufel.

Ob er lebt? Ob er gesund ist? Ihm fehlt nichts mehr auf der Welt, als sein Säbel. Der kränkt ihn im Himmel noch.

Franz.

Ist er todt?

Grenadier Manteufel (deutet auf die Leiche).

Da, fragt ihn selbst.

Franz.

Und hat nicht gewußt, daß wir gesiegt haben?

Grenadier Manteufel.

Das erste Wort, was wir hören. Der Fritz hat gesiegt! Victoria! (Will aufspringen und fällt wieder zurück.) Ja so — es geht nicht.

Franz.

Der Wilhelm wird's auch nicht mehr lange machen.

Grenadier Manteufel.

Kurz und gut; so lob' ich's.

(Ganz fern beginnt eine Stimme zu singen: Nun danket Alle Gott; dazwischen ferne Trompetenfanfaren. Allmalig fallen mehr Stimmen und fernere und nähere Musik höre in den Gesang ein. Franz hat Wilhelm zu der Leiche des Vaters gelegt. Es wird allmälig Tag.)

Husar.

Da kommen zwei in weißen Mänteln. Straf' mich Gott, Vater Ziethen ist der eine; der andere der Lestwitz. Vater Ziethen, hierher! Hier ist der Fritz!

Achte Scene.

Ziethen. Lestewitz. Vorige.

Friedrich.

Ziethen? Was bringt Er?

Ziethen.

Den Sieg von Torgau, Fritz. Ist das ein guter Morgen?

Friedrich (reicht ihm die Hand).

Er grüßt nicht anders. Danke.

Ziethen.

Nicht mir. Dem jungen Herrn da, der zur rechten Zeit mit einer Handvoll wackerer Kerle mir entgegen kam und die Daun'-

schen verwirrte und aufhielt, bis Hülsen auf seiner Kanone geritten kam und wir die ganze Geschichte zwischen uns hatten.

Friedrich.

Lestwitz, ich bin Sein Schuldner.

Lestwitz.

Nicht meiner, Sire. — Das Bataillon Bernburg hat seine Ehre gerettet. Ich rief: Freiwillige vor! Das ganze Bataillon schrie: Hier! Und so ging's in Daun's Batterieen hinein und keiner sah sich um.

Franz.

Fritz, gieb uns unsre Säbel wieder. Wir haben Dresden ausgewischt.

Friedrich.

Ihr sollt sie haben. (Lüftet den Hut.) Kinder, vor dem Regiment Bernburg hab' ich Respect. — Adieu! (Er besteigt seinen Schimmel und reitet, von Ziethen und Lestwitz begleitet, ab.)

Neunte Scene.

Vorige ohne Friedrich, Ziethen und Lestwitz.

Alle.

Adieu, Vater Fritz!

Erster österreich'scher Grenadier

(Überreicht Uhr und Börse dem Grenadier Manteufel, der ihm zunächst sitzt.)

Kamerad, ich bin Euer Gefangener.

Grenadier Manteufel.

Behaltet's, Kamerad; könnt's weiter brauchen.

(Dasselbe thun die übrigen Oesterreicher.)

Grenadier Prinz Heinrich.

Behaltet's als ein Andenken an die Convention auf der Torgauer Haide.

Franz (kniet bei Wilhelm und kann vor Schluchzen nicht reden).

Ach, daß der Vater noch lebte! Ach, daß der Vater noch lebte!

Wilhelm (mit immer schwächerer Stimme).

Bekommen wir sie wieder, Franz? Daß ich's dem Vater drüben sagen kann!

Franz (außer sich).

Freilich, Wilhelm, Herzenswilhelm! Sag dem Vater, der Fritz hat den Hut gezogen vor unserm Regiment und hat gesagt: Kinder, vor dem Regiment Bernburg hab' ich Respect! Und sag ihm, hörst Du, sag ihm: sein Franz hat sich wacker gehalten, sein Franz hat den Hülsen herausgehauen, wie er von der Kanone gefallen war — hörst Du? Und der Fritz hat den Hut gezogen, Wilhelm, der Fritz —

Wilhelm.

Wie er sich freuen wird. Franz, mir wird schlimm.

Franz.

Und der Fritz hat gesiegt, hörst Du? Vergiß nicht —

Wilhelm.

Gott erhalt' ihn, den Fritz! — Grüß' mir die Seine! (Er stirbt.)

Franz.

Ich will's. Ich will sie grüßen, bleib' ich am Leben. Ach, Wilhelm! Herzenswilhelm! — Er hat's ausgemacht. —

(Sonnenaufgang; der Gesang kommt immer näher; die auf der Bühne stimmen mit ein. Das Orchester nimmt den Choral auf und schließt, nachdem der Vorhang gefallen, mit einer Jubelsymphonie.)

Ende des Vorspiels.

Der Engel von Augsburg.

Ein dramatisches Fragment.

Personen.

Der Herzog von Baiern.
Albrecht, sein einziger Sohn.
Des Herzogs Vizedom in Straubing. } des Herzogs Räthe.
Der Kanzler. }
Graf Törring. }
Hanns Zenger, ein Augsburger. }
Seibelstorfer, } Bairische } Ritter und Albrechts Freunde.
Gundelfinger, }
Ritter Landsberg }
Der Pfleger vom Albrechts-Schlosse Straubing.
Kaspar Bernauer, ein Bader in Augsburg.
Ein Herold.
Giulio, ein Diener der Isotta.
Ralf, der klugen Frau aus Ungarn Gehülfe.
Ein Knecht des Vizedoms. Ein Zimmermann.
Isotta, Gemahlin Hanns Zengers.
Agnes, Bernauers Tochter.
Walpurgis, Bernauers Schwester, genannt die kluge Frau aus Ungarn.
Beate, Agnes Pflegeschwester.
Gäste beim Bankett Hanns Zengers in Augsburg.
Ritter, Knappen, Turniergäste in Regensburg.
Kammerfrauen, Gesinde, Söldner auf Schloß Straubing.
Soldner des Vizedoms.

Die Scene im ersten Aufzug in Augsburg, im zweiten in Regensburg und auf dem Schlosse zu Straubing, im dritten und vierten auf dem Schlosse zu Straubing, im fünften auf dem Schlosse und in der Nähe des Schlosses von Straubing.

Zeit im Jahre 1435 der christlichen Zeitrechnung.

Erster Aufzug.

Erste Scene.

Bei der klugen Frau aus Ungarn.

Walpurgis. Agnes.

Walpurgis.

Siehst Du, das ist mein Zauberspiegel. Dahinter thu' ich ein Bild oder einen lebendigen Menschen —

Agnes.

Aber merkt's denn Keiner, der hineinsieht, daß ein Bild oder ein lebendiger Mensch dahinter ist?

Walpurgis.

Keiner; sonst säh' lange schon Niemand mehr hinein. Wer den Spiegel ansieht, meint, sein Glas ist in die Mauer gefügt. Wer denkt, daß die Wand hohl ist? Und der seidene Flor hinter dem Glase und der feine Rauch, den mein Pudsche zwischen dem Glase und dem, was dahinter ist, aufsteigen läßt. Nun, hast Du denn nicht selbst hineingeseh'n?

Agnes.

's ist wahr, Base, es kann's kein Mensch errathen. Wieviel schlägt's da vom Verlaßthurm?

Walpurgis.

Neulich hätt' ich Dich beinah' in den Spiegel gesetzt, wie der junge Damiant seine künftige Frau seh'n wollte.

Agnes.

Schlug das neun?

Walpurgis.

Warum?

Agnes.

Um neun Uhr geht Hanns Zengers Bankett an. Aber der Raimund und die Beate sind noch nicht da. Sie wollen mich abholen zum Bankett. Baf', wie ich mich darauf freue!

Walpurgis.

Dein Vater weiß nicht, daß Du bei mir' bist?

Agnes.

Nein, Base. Ihr wißt ja, ich soll nicht zu Euch. Ich darf auch Niemand sagen, daß Ihr meine Base seid. Der Vater ist wunderlich.

Walpurgis.

Wir recht. Es wär' auch eine rechte Ehr' für mich, wüßten die Leute in Augsburg, daß ich des Baders Bernauer Schwester bin. Zu der weisen Frau aus Ungarn kommt Vornehm und Gering, in ihren Spiegel zu seh'n; zur Walpurgis Bernauerin, dem Augsburger Stadtkind, käm' kein Hund, und ich müßte verhungern. Hätten sie mich in Augsburg nicht vergessen, ich wär' nie wieder hierhergekommen.

Agnes.

Hat's nicht draußen gehustet? Wär's der Raimund und die Beate, sie kämen herein.

Walpurgis.

Du kannst das Bankett nicht erwarten.

Agnes.

Ja, die vielen Lichter und die vornehmen geputzten Leute! Wie die glücklich sind! Und doch sagt mir nur, Base, wie so eine traurig sein kann?

Walpurgis.

Du red'st von des reichen Hanns Zengers junger Frau?

Agnes.

Ja, wie sie heut' mit durch die Straßen zog! Die dicken

schwarzen Locken voll Edelgestein, wie Johanniswürmchen in einem dunkeln Busch, die weichen weißen Hände, Finger an Finger golden von Ringen, wie eine Fürstin, den weißen runden Hals zurückgebogen, ich und all' die Menschen darum sah'n nichts, als sie, und sie — so kalt, so finster, so — als wär' ihr Glück zum Ekel — sagt mir nur, Base, wie so eine so sein kann?

Walpurgis.

Nun, sie wird an ihre Heirath gedacht haben; sie ist aus Genua in Welschland; ich war auch dort mit meinem Spiegel; da ist's anders als hier, und sie soll den Hanns Jenger nicht gemocht haben: ihre Aeltern haben sie gezwungen, ihn zu frei'n; und vielleicht hat sie einen andern lieb gehabt; wer weiß das?

Agnes.

Wenn tausendmal! ich an ihrer Stell' hätt' Alles vergessen.

Walpurgis.

Du denkst; ja, Du weißt noch nicht, wie Liebe thut.

Agnes.

Doch, Base; hab' ich nicht den Vater lieb und den Raimund?

Walpurgis.

Ja, was Du jetzt lieb haben nennst.

Agnes.

Aber das ist der Raimund doch?

Ralf geht herein.

Ralf.

Eine vermummte Dame will Euch sprechen, kluge Frau; aber allein.

Walpurgis.

Geh' in die Kammer so lang. Eine Lampe ist drinn. Da hast Du was zu spielen.

Agnes.

Der schöne Schmuck! darf ich ihn auch umthun?

(Sie geht in die Thüre).

Walpurgis.

Wie Du willst; nur halt' dich ruhig. Nun laß die Dame herein, Junge.

Isotta (mit Zeichen, vermummt).

Isotta.

Seid Ihr die kluge Frau aus Ungarn?

Walpurgis.

So nennen sie mich im Reiche Frankreich, Welschland und Böhmen. Kommt näher, edle Dame. Was wollt Ihr, edle Dame? Wollt Ihr den Spiegel fragen, den Albertus Magnus durch seine dienenden Geister aufgerichtet hat? Edle Dame, was wollt Ihr? Edle Dame, sagt an!

Isotta.

Nicht ich; ein Anderer will Euern Spiegel fragen. Aber laßt Eure Fragen; bei mir sind sie nicht angewandt. Hier seht — was seht Ihr hier?

Walpurgis.

Einen Beutel voll Gold, edle Dame. Dukaten aus Ungarn, aus meinem Vaterland. — Ei ja, mein Vaterland ein reiches Land!

Isotta.

Soviel vorher, und zweimal soviel nach dem Dienste, den Ihr mir leisten sollt. Wollt Ihr?

Walpurgis.

Ihr seid rasch, edle Dame; Ihr seid kein deutsches Blut, edle Dame.

Isotta.

Das kümmert Euch nicht. Ich bin rasch, weil die Zeit mich eilen heißt. Wollt Ihr? Laßt mich's wissen!

Walpurgis.

Ei nun, vielleicht, edle Dame — wenn ich ihn erst weiß, edle Dame, den Dienst.

Isotta.

Nun so hört: Der junge Herzog Albrecht von Baiern ist hier in Augsburg zu Hanns Zengers Nachhochzeit als Gast. Er wird zu Euch kommen und Euern Spiegel fragen — ich sag' Euch vorher, was? Er wird Euern Spiegel fragen nach dem Weibe, das ihn lieben kann. Ihr lacht und habt eine falsche Antwort auf der Zunge! Er meint das Weib, das ihn lieben

kann, den Albrecht, den Menschen, nicht den Fürsten. Oft betrogen, noch zuletzt von einer fürstlichen Braut, traut er schwer. Sein Vater und dessen Räthe dringen auf eine neue fürstliche Verlobung; er will nur ein Weib, das er selbst gewählt, dessen Liebe er gewiß, sei sie Fürstin oder Bettlerin.

Walpurgis.

Ja, edle Dame, die Zeit steht auf dem Kopfe, edle Dame; Oben will hinunter, Unten will hinauf. Die neue Lehr' da von Böhmen herüber — vor acht Tagen haben sie 20 Menschen verbrannt, da um in Regensburg — jeder will sein Gesetz aus sich nehmen. Der heimlichen Heirathen sind mehr, denn der öffentlichen; Gott besser's, bet' ich; denn, edle Dame, ich bin keine Hexe, ja, edle Dame, ich bin keine Hexe, ich bin nur eine kluge Frau. Aber Euer Begehr, edle Dame, Euer Begehr?

Jsotta.

Schlug's nicht vorhin am Perlaßthurm? Ich muß fort. Mit einem Worte denn: Ihr sollt dem Herzog Albrecht in Euerm Spiegel eine Dame zeigen, die Dame, die den goldnen Lohn Euch bietet, die mich schickt!

Walpurgis.

Hm, sie ist vornehm; sie will Herzogin sein. Sie meint, eine Krone ist drei solcher Beutel werth. Sie meint, um drei solcher Beutel kann ein Spiegel lügen.

Jsotta.

Wahrlich, nie sprach Euer Spiegel so wahr, als wenn er die Dame, die mich schickt, ihm zeigt. Sie will nicht Herzogin sein; sie ist schon gebunden. Der Zwang der Aeltern verkaufte sie einem reichen Werber, den sie haßt, wie sie den Herzog Albrecht liebt. Doch sie will nicht fremde Schuld büßen, nicht schon bei ihrem Leben, ein marmorn Weib, liegen auf ihrer Gruft, den Hund zu des Grabsteins Füßen läßt sie den Närrinnen des Buchstabens. Liebesbedürftig, reich an ungeweckter Liebe, frei vom Formelnkram der Welt, wie Herzog Albrecht —

Walpurgis (für sich).

Hm; die Dame seid Ihr selbst.

Ifolta.

Doch wozu das?

Walpurgis.

Ei, ich will seh'n, ich will seh'n, edle Dame. Will der Spiegel dem Herzog die Dame zeigen; nun, ich will ihn fragen. Ich sag's Euch morgen wieder.

Ifolta.

Morgen denn, und fragt den Spiegel, was Euer Lohn sein wird: vielleicht zeigt er euch einen Beutel mit Ducaten mehr. Ich muß fort. Also morgen. (Sie geht).

Walpurgis.

Hm, vier Beutel solcher Ducaten. Hundertmal schon hab' ich's billiger gethan, was die verlangt. — Nesel, komm' heraus; ich bin allein.

Agnes. (mit dem Schmuck geziert, tritt herein.)

Agnes.

Nun, Vase, gäb' ich eine edle Rittersfrau?

Walpurgis.

Wie Du schon bist! wie Du schön bist! Kein Wunder, daß Dich die Augsburger ihren Engel nennen.

Agnes.

Und geh' ich auch wie eine Rittersfrau? Seht her.

Walpurgis.

Wahrlich, Du könntest einen dazu bringen, daß er sein Wappen und Deine Abkunft vergäß'!

Agnes.

Gestern hört' ich wieder Einen hinter mir her sagen, wie ich von der Kirche kam: Wahrlich, wär' der ärmste Ritter ihr Vater, sie sollte meine Gräfin sein!

Walpurgis.

Was mir da für ein Gedanke kommt! Mädel, Du könntest ein Herzogsschätzchen werden, wenn Du wolltest. Wirst Du roth bis in den Hals hinein? Nun was ist Dir, Mädel? Warum wirfst Du den Schmuck auf den Tisch?

Agnes.

Ich geh' heim. Der Vater hat recht. Ich komme nie wieder zu euch.

Walpurgis.

Nun, nun, ei, ei —

Agnes.

Weil ich arm bin und eines Vaters Tochter, meint Ihr, Ihr könnt mit mir reden, wie —

Walpurgis.

Mädel! Mädel! bist Du so stolz? Du weißt, wie gut Dir das stolze Wesen steht.

Agnes.

Könnt Ihr zu mir so reden? Hab' ich Euch Anlaß gegeben dazu?

Walpurgis.

Wahrlich, ich glaub', Du brächt'st ihn dazu; und wär' er nicht so, wie die Dame sagte; wenn er dich so sah'! Und wär' er ein Eisblock, und ein Mann ist er doch!

Agnes.

Ich weiß nicht, was Ihr da redet? Ich geh', Base —

Walpurgis.

Nun, ich mein's nicht bös. Der Herzog Albrecht ist hier; er will in meinen Spiegel sehn. Das Weib will er seh'n, das ihn lieb haben könnte; da dacht' ich, wenn er Dich sah' —

Agnes.

Redet Ihr wieder so?

Walpurgis.

Nein, an das Schätzchen dacht' ich nicht mehr. Nein, Nesel; aber er will nach seinem Sinn heirathen — und wär's eine Bettlerin, die ihn lieb hätte, er würde sie zu seiner Herzogin machen.

Agnes.

Was sagt Ihr, Base? Und er will sie in Eurem Spiegel seh'n?

Walpurgis.

Es war ein Einfall. Ich bin eitler in Dir, wie ich's in

mir war. Und ich war auch nicht häßlich: wahrlich nicht; aber so schön, wie Du — Resel, wenn ich Dich so ansehʼ, ich glaubʼ, es ist nie ein schöner Weib auf der Welt gewesen — Resel, ich glaubʼ, säh er Dich in meinem Spiegel, Du würdst seine Herzogin!

Agnes.

Das sagt Ihr nur so. Ein Herzog und eine arme Baderstochter! Das wäre das erstemal.

Walpurgis.

Ei, Alles ist einmal zum erstenmal gewesen; und was alle Tage geschieht. Die Sonne ist einmal zum erstenmal aufgegangen. Nun, es war ein Einfall. Und wer weiß, obʼs Dein Glück wäre. Ei, ich habʼ mich umgesehen in der Welt; ich habʼ die Herzen pochen hören, unter dem Sammet und unter dem Bauerntuch; aus dem sonnenverbranntesten Gesicht strahlten die hellsten Augen, leuchtete das hellste Herz.

Agnes.

Base, ich wollt', Ihr hättet mir nichts gesagt!

Walpurgis.

Denkʼ, es war Scherz.

Agnes.

Das will ich auch, das will ich auch, Base.

Ralf tritt ein.

Ralf.

Zwei Ritter sind draußen: der Eine will in Euern Spiegel sehʼn. Es ist der Herzog Albrecht. Er will nicht gekannt sein; das Gesicht hat er vermummt, aber sein stolzes Wesen nicht. Laßʼ ich ihn herein?

Walpurgis.

Wartʼ noch. Was zeigʼ ich Ihm? Er muß morgen wiederkommen; die vier goldʼnen Beutel laß ich nicht im Stich.

Agnes.

Er ist's? Base! Und ihr meint wirklich —

Walpurgis.

Was, Resel?

Agnes.

Ihr wißt's —

Walpurgis.

Mädel, sei klug! Ja, ich wollt', ich hätte Dir nichts davon gesagt. Und hast Du's nicht vergessen wollen? Du zitterst?

Agnes.

Base, weil ich denke, jetzt ist's in meiner Gewalt und, thu' ich's nicht, müßt's mich reu'n, so oft ich daran dachte. Erst war's, als könnt's nicht sein; nun ist's als könnt ich nicht leben, wenn's nicht wär'? Base, sagt mir nur, meint Ihr, daß es werden kann —

Walpurgis.

Wenn Du's klug anfing'st, — wie er ist und wie Du aussiehst — Mädchen, Du machst, daß ich schwindle wie Du.

Ralf.

Er will nicht mehr warten.

Agnes.

Base, laßt mich in den Spiegel!

Walpurgis.

Und wenn Dich's reute? Wenn Du mir die Schuld gäbst einmal?

Agnes.

Nein, Base, nie; mag's werden, wie es will!

Walpurgis.

Nun, so komm'! Laß sie herein, Ralf, die beiden Herrn.

Ralf.

Geht nun; und ich will Euch erscheinen und verschwinden lassen, als wär' ich ein Hexenmeister gewesen, schon wie der Teufel noch in die Schule ging. Kommt herein; bald wird die kluge Frau erscheinen.

Albrecht und **Seibelstorfer** treten ein.

Seibelstorfer.

Und Ihr glaubt mir nicht? Hunderte sind als Zweifler hier hereingekommen und als Gläubige wieder gegangen. Die schwierigsten Fragen, wenn man noch von schwierigen Fragen in Augsburg reden kann, seit die kluge Frau aus Ungarn hier ist —

Albrecht.

Pah! Fragen ist nie schwierig gewesen, nur das Antworten.

Seibelstorfer.

Aber was wollt Ihr hier, wenn Ihr nicht glaubt?

Albrecht.

Guter Junge, was ich den Spiegel fragen will, zeigt mir keiner, und wär' er, was man von diesem sagt, allwissend. Was ich sehen möchte, ist nicht auf der Welt.

Seibelstorfer.

Und doch wollt Ihr ihn fragen?

Albrecht.

Bis zum Beginn von Henns Zengers Bankett ist noch ein ganze halbe Stunde. Der Tag hat vierundzwanzig Stunden die Stunde sechzig Minuten; daß jede dieser Minuten zur Ewigkeit werden kann, davon hat Deine lammmäßige Geduld keine Ahnung; Du wirst erst nach Deinem leiblichen Tode in's Fegfeuer kommen. Ich will mich im Voraus an den Minuten rächen; ich will sie tödten, bis die kommt, die mir's mit Gleiche vergilt.

Seibelstorfer.

Dort unter dem rothen Vorhang ist der Spiegel. Hier in diesem Kreise müßt Ihr steh'n, wenn Ihr ihn fragt! Dann aber da kommt die weise Frau selbst.

Walpurgis tritt wieder ein.

Walpurgis.

Ich bin's, die Ihr nennt. Welcher von Euch ist's, der den Spiegel Albertus Magnus' fragen will? Seid Ihr's?

Seibelstorfer.

Ich nicht.

Albrecht.

Nein, ich, weise Frau.

Walpurgis.

Wer seid Ihr, Herr?

Albrecht.

Ein Mann, der kam zu fragen, nicht gefragt zu werden.

Walpurgis.

Was wollt Ihr fragen, Herr?

Albrecht.

Nichts, was ich von Euch beantwortet haben möchte. Ist dies Euer Spiegel?

Walpurgis.

So fragt ihn.

Albrecht.

Wie? Höflichkeitshalber? Seine Geister halten auf Etikette. Seinem Credite wär' es förderlicher, müßt' er nicht nach der Frage fragen. Nun gut; aber ich will's ihm nicht leicht machen.

Nun denn, Ihr Wundermächte dieses Spiegels,
Wie uns die zuverläss'ge Kunde meldet,
Hineingebannt von Albert Magnus selbst,
Verdrießt's Euch nicht, so redet zu dem Frager!
Doch thut Ihr Eure Wunder nur am Glauben,
So, fürcht' ich, bleibt Ihr meiner Frage stumm.
Ein Etwas trag' ich tief in meiner Seele,
Unglücklich, weil ich's außer mir nicht finde.
Ist's irgend außer mir, nun denn, so zeigt mir's!
Jetzt rollt der Vorhang auf, und es muß kommen.
Wie nun? Ist das die Antwort? Graue Schatten,
Wie wenn am Morgen in Geburtsweh'n sich
Der Nebel windet in der Felsenschlucht;
Und eben so wird die Geburt auch sein,
Ein windig feuchtes Nichts. Hier nehmt, Sibylle,
Das große Nichts der Welt tritt für das kleine
Des Spiegels ein und hilft ihm
Aus der Verlegenheit. Komm', Seibelstorfer!
Doch — wie? — 's ist nicht zu End'? da flammt ein Blitzstrahl;
Die Nebel fallen — rosig steigt's empor — —
Ja! seh' ich denn — ich selber noch in mir?
Ein Weib auf Blumen ausgestreckt zum Schlummer,
Im Traume süß erröthend, hingegossen,
Wie schmelzende Musik im stillen Thal,
Wie Mondenschein, wenn Nachtigall am Bach
Im Hauch dahin stirbt, der das Menschenherz

In Sehnsucht schwellt, dem Menschenmund unsagbar.
Bei meinem Gott! Das ist es, was mir fehlt.
Und, Spiegel, Deinen Geistern bitt' ich ab
Den Zweifel, der Dich kränkte. Doch das Bild
Glaub' ich nicht Dir, nein, ich glaub' Dich dem Bilde.
Du könntest lügen, dieses Weib kann's nicht;
Wie schön ist dieses Weib, bei Gott, dies Weib ist schön!
Doch das ist's nicht — Wahrheit — das ist's — der Duft
Unabgestreift urwirkender Natur,
Als käm' es eben aus der Schöpf'rin Hand
Und duftet' noch von ihrem Hauch. Wo bist Du?
Daß ich Dich finde! Bist Du frei? Ja, noch
Schrieb Liebe nicht in dieses Himmelsbuch.
O Wahrheit, meine Göttin, fleischgeworden!
Wie? schwind'st du hin? Ihr Silberwölkchen, muß
Wahrheit verschleiert sein auf dieser Welt
Noch kurzem Augenblick des Schaun's? Noch einmal,
O Spiegel, sei des Bild's Gebärerin,
Mein Herz soll seine Amme sein, es säugend
Mit Sehnsucht, bis mein Urbild ich gefunden.
Fort ist's, und nur mein eigen Bild zeigt mir
Das taube Glas.

Walpurgis.

Spart Euch die Müh', edler Herr. Mein Spiegel antwortet keinem Menschen mehr als einmal, edler Herr.

Albrecht.

So schwellend reich an Treu' in armer Hütte
War einst des reichen armen Heinrichs Weib,
Das arme Schloßverwalterskind, da es,
Den Herrn vom schupp'gen Aussatz zu befrei'n,
Der Schande Trotz bot und dem blut'gen Tod
Und mit ihm zog, das zarte Weib, allein.
So lag sie unter'm Messer dort des Schlächters,
So sah sie Heinrich, als gestürzt er kam,
Das Messer wegriß aus des Schlächters Hand,

Und rief: nein, lebe! ich will elend sein!
Dies süße Antlitz war's, das zürnend weinte,
Zum erstenmal dies sanfte Leben zürnend,
Und Zorn stand lächelnder auf diesem Antlitz,
Als Lächeln auf dem Antlitz and'rer Frau'n
Daß sie nicht sterben sollte, ihn nicht retten;
So lächelnd, daß das Schicksal selber weinte
Und Heilung lächelte dem armen Heinrich
Ohn' Opfer, und des treuen Weibes Willen,
Zu sterben, für die That sich g'nügen ließ.
Und nun, wie jener Heinrich einst, in Gold
Gehüllt, dem armen Schloßverwalterkind
Den Brautkranz in die blonden Locken flocht,
So, von noch schlimm'rer Pest durch Dich geheilt —
Thu' ich mit Dir: sei Du noch niedriger
Als Niedrigkeit, als Armuth ärmer noch,
Ich nenn' Dich Weib und meine Herzogin,
Und schlägst Du Deine Wurzeln all' in mich,
Mit meinem ganzen Herzblut nähr' ich dich.
Demanten geh'n verloren, Sterne nicht;
Gedächtniß! einer Schwalbin war die Tracht, —
Ich will sie finden, sollt' ich Hütt' um Hütte
Durchsuchen müssen. Diese Nacht noch reis' ich.
Und find' ich dich — sei du noch niedriger —

Serbelstorfer.

Und das Bankett Hanns Jengers, gnädiger Herr?

Albrecht.

Wie? giebt es and're Dinge noch? So sieht
Das Aug', das in die Sonne sah, erst nichts
Als sie, auch noch, wenn es sie nicht mehr sieht.
Nun denn! Zu dem Bankett, denn ich versprach's.
So lange wandle, Schatten unter Schatten,
Und thu', als wären's Menschen; rede, lache,
Wovon die Seel' nichts weiß; als wärst du hier,
Derweil Du fern bist auf dem Weg zu ihr.

Hier nimm', Sibyll', und mehr noch send' ich Dir.
Doch dann such' Deinen Pol, Magnet, fühllos
Der ganzen leeren Welt, die sie nicht ist.

Albrecht und **Seibeltorfer** ab. **Ralf** tritt ein.

Walpurgis.

Dank' edler Herr; bitte, edler Herr, recommandirt meinem Spiegel weiter, edler Herr!

Agnes tritt ein.

Agnes.

Nun komm' heraus, Mädchen; es ist gelungen. Er will Dich suchen in ganz Schwaben; er muß Dich finden, wenn und wo er's nicht erwartet: noch heut auf Hanns Zengers Bankett. Wer ist da draußen?

Ralf.

Der Raimund, Eures Vaters Geselle, und Jungfer Beate, Eure Gespielin.

Walpurgis.

Sie kommen, Dich zum Bankett abzuholen. Sei klug, Mädchen, sei klug! Thu' nicht, als wüßtest Du von ihm. Es weiß Niemand, daß ich Deine Bas' bin, als die Deinen, und die sagen's Niemand. Aber nicht einmal, daß Du mich kennst, darf Jemand wissen; er, der Herzog, am wenigsten.

Raimund, Beate treten ein.

Raimund.

Hörtet Ihr mich nicht rufen, Jungfrau Agnes?

Beate.

Komm, schnell; das Bankett ist schon angegangen.

Walpurgis.

Und doch, Reisel — wenn Du Dir's aus dem Kopfe schlägst und gingst gar nicht hin!

Agnes.

Gebt Euch keine vergebliche Müh', Base; und sollt's mein Tod werden, ich muß hin. Kommt! (Gehen ab.)

Walpurgis.

Pack' zusammen, Junge: diese Nacht müssen wir heimlich aus Augsburg. Spute dich!

Zweite Scene.

Nebengemach zum Bankettsaale bei Hanns Zenger.

Hanns, Isolla, Kanzler, Seibelstorfer von der einen, der **Vizedom** und **Törring** von der andern Seite treten.

Kanzler.

Geschäfte allerlei — ei, nun man hat's
Erlebt, daß mit dem besten Willen man
Zum Lügner wurde — Frage, Rath, Besprechung,
Das spinnt sich aus sich selber unvermerkt,
Daß Zeit, in ihre Maschen eingefangen,
Sich selbst vergißt —

Hanns.

Ja, in der That, Herr Kanzler,
Eu'r spätes Kommen thut dem Fest zu nah' —

Kanzler.

Ei, bitte sehr, nur mir. Vor zwanzig Jahren
Fand ich vielleicht den Vorwurf mehr gegründet.
Doch wie es zu geschehen pflegt, das Schlimme
Entschuldigend oft machen wir es schlimmer.
Drum soll Entschuldigung nicht länger mir
Verhindern, was nicht zu entschuld'gen wäre:
Des Festes Dame schuld' ich noch den Gruß.

Hanns.

Hier, Herr Kanzler, seht die hübsche Italiänerin, die sich mir an den Hals warf, als ich, kaum in Genua angekommen, den linken Fuß noch im Steigbügel hatte.

Vizedom (näher tretend.)

Verzeiht Hanns Zengern seine Art, Madonna!
Denn so verwachsen ist sein Gut's und Schlimmes,
Daß man nicht scheiden darf.

Isotta.

Herr Vizedom,
Noch fragt' ich keinen nach; gleichgültig ist mir
Das Eine, wie das And're.

Kanzler.

Wie nur gelang's Euch,
Den schönsten Strahl Italiens heit'rer Sonne
Dem nebelvollen Deutschland zu gewinnen?

Hanns.

Ei, das bedarf auch der Erzählung. Kennt Ihr das a
Lied nicht, Herr Kanzler? Sie sahen sich und schmachteten;
wollten zusammen oder sterben. Ich verbrauchte zwei Laut
die eine zerspielt' ich, die and're ging von meinen Thränen a
den Leim. Madonna starb vor Sehnsucht fünfundzwanzig
jeden Tag, bis die Kupplerin Sonne erwachte, den Lilienke
schaukelte, da flossen die beiden Thautropfen darin in einand
Ei, Madonna, mein Evangelium erbaut Euch nicht.

Isotta.

Bemüht Euch nicht, ich höre nicht darauf.

Hanns.

Nun das war's, was mich an Euch reizte. Ueber die R
ren, die aus der Ehe einen ewigen Liebesrausch machen woll
Ei, Liebe als Lebensaufgabe betrachtet, macht den Mann z
Weiber! Also, vernünftig zu reden, Madonna's Vater, G
Viviani, und ich begriffen, Alles sei vorhanden, was zu ei
vernünftigen Ehe nothwendig: Gleichheit des Standes und
Güter: nichts fehlte, als was in Fleisch gefaßtes Aechzen V
nennt, — und das war nur ein Vorzug unserer Ehe mehr, w
es auch Madonna damals nicht begriff. — Aber was? seid
schon zum Gehen gerüstet, gestrenger Herr Vizedom und H
Graf Törring? Wollt Ihr meinem Feste einen gewaltsamen
bereiten, indem Ihr ihm den Kopf nehmt?

Vizedom.

Es wäre Niemand, der es uns mehr verdenken müßte,
Ihr, Herr Zeuger, vergäßen wir das Turnier zu Regensbu

Wir sind zu dessen Vögten erwählt und müssen die Ersten auf dem Platze sein. Madonna, dürft' ich mit stehen, Ihr müßtet meine Dame sein! So empfehl' ich mich Eurer Huld. Seine fürstlichen Gnaden, Herzog Albrecht seh' ich nicht beim Feste. Euch und ihn begrüß' ich übermorgen beim Turnier. Und so lebt wohl!

Hanns.

Wollt Ihr den Ehrentrunk versäumen? Ei, gestrenger Herr Vizedom, ohne den sollt Ihr mir nicht geh'n.

(Alle ab.)

Albrecht und **Agnes** treten auf.

Agnes.

Mein Vater will, der Raimund wird mein Mann.

Albrecht.

Und Ihr? Wollt Ihr das auch?

Agnes.

Was kann's Euch helfen,
Wenn Ihr das wißt?

Albrecht.

Wenn ich der Raimund wär',
Sagt mir, fiel dann Euch das Gehorchen schwer?
Schwerer als nun?

Agnes.

Was fragt Ihr? Laßt mich geh'n!

Albrecht.

Nicht eher, bis ich Dir in's Aug' geseh'n.

Agnes.

Ich bitt' Euch —

Albrecht.

Gut; doch süßer mußt Du bitten.

Agnes.

Faßt mich nicht so; das hab' ich nie gelitten!

Albrecht.

Wollt' ich Dir weh thun, so bescheine nicht
Der Strahl mehr Deiner Himmel mein Gesicht.
Doch sprich, was ich gefragt.

Agnes.

Wollt' ich's Euch ſagen,
Ihr ängſtetet mich nur noch mehr mit Fragen.
Ihr kennt mich wenig Stunden noch,
War't vorhin ſo beſcheiden doch.
Nein, ſeid nicht traurig; ich will Euch nicht kränken,
Allein was müßtet ſelbſt Ihr von mir denken?

Albrecht.

Von Dir? Was von Dir denken?
O, von der eig'nen Lüge angetrübt,
Vergiftet, Peſt bis in die Fingerſpitzen,
Sah' nicht die eig'ne Wolk' in Dich hinüber.
Was von Dir denken? Was vom Demant denken,
Deß' tiefſte Seele, Licht, den ganzen Leib
Erfüllend, ihn durchgeiſtet?
Und wie? Nur wenig Stunden kenn' ich dich?
Und warſt in meiner Seele, weil ſie weiß,
Erſt ſchlummernd, dann erwachend mit ihr ſelbſt,
Ihr erſtes Sehnen und ihr letztes, bis
Du ſelber Dir entgegentratſt, dich fandeſt,
Und an Dir ſelbſt beſeligteſt?
Und wärſt Du mir noch fremd — zu lange wählt,
Wer das Vollkomm'ne nicht beim erſten Blick
Ergreift; zu kurz, wer um den Mangel
Sich Jahre lang im Wählen dreht. —

Agnes.

Ja, nun verſteh' ich Euch ſchon wieder nicht.

Albrecht.

Gut ſo; verſtändeſt Du's, du wärſt es nicht.

Agnes.

Ich bin ein ehrlich Mädchen, laßt mich, Herr!
Die Leute werden reden.

Albrecht.

Was von Euch denken? Und was denket Ihr
Von mir?

Agnes.

Laßt mich's nicht sagen — nein —

Albrecht.

Errath'st Du?

So schämt Natur sich ihrer nackten Schöne,
Weil Bildung, überputzt, stolzirt
Mit ihrer Häßlichkeit. O Flittern! Trödelkram!

Agnes.

Ich kann's nicht, bin so klug nicht, wie Ihr seid.

Albrecht.

Ha! bin ich etwas mehr? Dann weg damit!
Denn Mangel ist's, nicht Reichthum. Was ich klüger bin,
Als du, bin ich zu klug. Mit Bildung überkupfern wir
Das Silber der Natur. Sprich, sprich: was denkst Du
Von mir?

Agnes.

Das Beste dächt' ich gern; gewiß!

Albrecht.

Ihr kennt mich nicht?

Agnes.

Nein, Herr.

Albrecht.

Seht mich, wie ich hier stehe,
Ein Mann, von Ansch'n, so wie and're auch,
Mit dem, was Glück die Leute nennen, reicher
Bedacht, als Viele, dennoch ärmer
In meinem Wissen, dem dies Glück nichts weiter
Als müß'ge Zierrath, als ein gold'ner Knopf
Am Mantel; doch 'ne Welt trag' ich in mir
Für Euch, darin zu herrschen; seht, ein Mann,
Der ganz sich gibt, doch ganz auch nehmen will!
Sprecht, daß Ihr mein seid, und ein Priester fügt
Die Hände uns, den Seelen nachzuthun.

Agnes.

Der Raimund und die Beate werden mich vermißen.

Albrecht.

Wie, sprichst du nichts? Vor Wonne bang;
So würzt die Blum' der Thau in süßen Nöthen:
O so, mein fuß' Erröthen,
Schweigst du beredter, denn je Rede klang!

(Beide in den Saal.)

Hanns, Isotta, Seibelstorfer treten auf

Seibelstorfer.

So ist's. Er sah die Dirne im Spiegel der Hexe, fand sie hier, ließ die heimliche Trauung bestellen, der Priester wartete im Margarethenkirchlein, eh' er noch geworben hatte — Sehen, Vergaffen, Werben, Heirathen, Alles in kaum vier Stunden und — nun, Baiern hat eine Herzogin.

Hanns.

O Wetter! ich handelte und zankte mit meinem Schwiegervater eben soviel Tage lang um ein elendes Pferd — nein, elend war es eben nicht, aber doch nur ein Pferd — das ich noch haben wollte, und — Wahrheit muß an's Licht, Madonna — gab Euer Vater den Schecken nicht, ich brach die Verhandlungen ab und ließ Euch sitzen. Und Der — hat man je so was gehört!

Isotta.

Und suchtet Ihr nicht ihn abzuhalten?

Hanns.

Abhalten? Den? ei, Ihr kennt ihn nicht. Ihm widerrathen, um ihn nur eigensinniger zu machen? Was wollt Ihr ihm sagen? Sagt ihm, Ihr wollt Fürst sein und ein Liebesheld zugleich? Eins wird das Andere verderben, der Fürst wird am Liebhaber scheitern, der Liebhaber am Fürsten; Ihr werdet beides verlieren! Sagt ihm das und er antwortet Euch: eben darum, um Euch zu beweisen, daß ich Beides zugleich kann! Was Ihr ihm einwenden mögt in Rücksicht auf Stand, Staatsklugheit und was sonst seine Heirath zu einem dummen Streiche macht — nun, es sind eben Vorurtheile und er wird Euch weisen, daß man die Wahrheit des Lebens in der Wirklichkeit durchsetzen kann. Sagt ihm: man darf nicht Großes und Kleines um denselben Preis kaufen

und jedes mit seinem ganzen Ich bezahlen, ei, dafür ist die Scheidemünze da; man muß dem Augenblick geben, was ihm gehört, aber nicht mehr, sonst findet uns der andere Tag bankerutt; sagt ihm das, sagt ihm, was ihr wollt, — er wird die Achsel zucken, und aus der Glorie seiner vermeinten Ueberlegenheit heraus mitleidig lächeln: Ihr seid eben der kalte Hanns! Hitze, Tollheit ist ihm die einzige Tugend, die er gelten läßt. Kommt, Seibelstorfer, laßt uns mit Wein hinunterschwemmen, was unser Verstand nicht schlucken mag. Er wird die Dirne austrinken, wie ein heißer Sonnenstrahl den Tropfen Thau.

(Ab.)

Seibelstorfer (für sich).

Und Ihr werdet mit Eurer Kälte Euer heiß italienisch Weib wohin treiben, wo Eure Ehre toll werden muß, sie zu finden. Ich lobe mir eine Ehe, weder vom Verstand der Liebe, noch von der Liebe dem Verstand zum Trotze geschlossen.

(Ab.)

Isotta.

Klar ist's, die Hexe hat benutzt, was sie von mir wußte, die Dirne in seine Liebe einzuschwärzen. Es darf ihr nicht gelingen, Herz!

Giulio.

Gnädige Frau —

Isotta.

Was thun? — Giulio, Du mußt dem Vizedom nach und ihm einen Zettel in die Hand spielen, doch so, daß er dich nicht fragen kann. Dann — weißt Du an die Hexe zu kommen, die sich die kluge Frau aus Ungarn nennen läßt?

Giulio.

Ihren Helfershelfer lernt' ich in Genua genauer kennen, als ihm lieb war, und frischte hier die Bekanntschaft auf.

Isotta.

Geld, List, Gewalt, brauch', was Du willst! Noch diese Nacht mußt Du mir sagen können, wie die Dirne zu ihr steht, die sie Herzog Albrecht diesen Abend in ihrem Spiegel zeigte.

Geh' — doch ich muß erſt den Zettel ſchreiben für den Vizedo
— komm'!

(Beide wollen ab.)

Seibelſtorfer kommt.

Seibelſtorfer.

Schnell, gnädige Frau! Die Dirne iſt entführt; wir ſoll
Zeugen ſein bei der heimlichen Trauung; Euch blüht die Eh
der Baderherzogin Geſellſchafterin zu werden. Hanns Zeng
holt ſeinen Mantel und flucht. Eilt, ich bitt' euch!

Iſotta.

Ich werfe nur ein Gewand über gegen Nachtluft und ne
gierige Augen. Komm', Giulio, den Zettel an den Vizedom!

(Alle ab.)

Raimund tritt auf.

Raimund.

Ich finde ſie nicht, ſie nicht und die Beate nicht. Fo
während tanzte ſie mit dem Manne, der Herzog Albrecht gewe
ſein ſoll. Er ſprach in ſie hinein, ſie hörte nichts als ih
Raimund! Raimund! wär's wahr, was Du fürchteſt. W
dann? Lärmen machen? Nein. Ich geh' heim und rufe d
Meiſter! (Ab.)

Dritte Scene.

Eine Straße in Augsburg.

(Ein Glöcklein läutet.)

Es treten auf **Albrecht, Agnes** am Arm, **Hanns, Iſotta, Seibelſtorfer, Alle** vermummt.

Albrecht.

Und ſo verklang der letzte Orgelton;
Der Mönche Glöcklein ſchwingt die Silberzunge

Und kündet zu den goldnen Sternen auf:
Nie heiliger ward eine Eh' geschlossen.
Du weißt nun, wer ich bin, mein süßes Lieb!

Agnes.

Ja, Herr —

Kaspar und Raimund kommen.

Raimund.

Da sind sie!

Kaspar.

Dirne, hab' ich dich?

Agnes.

Mein Vater, Herr!

Albrecht.

Das trifft sich gut; mein Lieb,
Erblaß' nicht so! Willkommen, wack'rer Alter;
Ihr trefft uns auf dem Weg' zu Euch.

Kaspar.

He, Dirne!
Fort, her zu mir und mit nach Haus! Hörst Du?

Albrecht.

Hört Ihr uns, Alter!

Kaspar.

Ei, nichts da, mit Der
Hab' ich zu schaffen hier und sonst mit Niemand!
Das ist mein Kind. Wie? oder bist Du's nicht?
Bist Du 'ne Dirne?

Agnes.

Vater, sprecht nicht so!
Ich bin ein ehrlich' Weib —

Kaspar.

Ein ehrlich' — pfui doch!

Hanns.

Kennt Ihr mich, Alter?

Kaspar.

Ja: Ihr seid Hanns Jenger.

Hanns.

Was gebt Ihr auf mein Wort?

Kaspar.

Nach dem es ist;
In and'rer Sache viel, in dieser nichts.

Seibelstorfer.

Ich, Kunz, der Seibelstorfer, schwör' Euch zu:
Der Mann hier und dies Weib sind Mann und Weib,
Durch heil'gen Schwur und Kraft des Sacraments
Und Priesterſegen am Altar geeint.

Hanns.

Und so thu' ich, mit Namen Hanns von Zenger.

Kaspar.

Ja, Spiegelfechterei!

Seibelstorfer.

Und so gebt Raum!

Kaspar.

Nicht für den Teufel, aller Lügen Vater,
Noch für 'nen Nestling seiner Brut;
Fast klug genug, ein Gänschen zu betölpeln,
Wo eig'ne Dummheit dritter Mann im Spiel;
Mich angelt Ihr mit solchem Köder nicht.

Agnes.

Ihr kennt mich, Vater; nicht um alle Welt,
Um allen Glanz und alle Pracht nicht ward' ich
Hier meines Herrn, noch irgend eines Mannes,
Gott weiß und Ihr, als etwas And'res sonst,
Denn als sein ehrlich Weib allein. Vor Zeugen,
Die Lichter brannten und der Priester eint' uns;
Vor'm heil'gen Altar tauschten wir die Ringe;
Die Orgel klang vom Chor, das Glöcklein schallte;
Der Priester fragte, und wir sagten Ja,
Der Priester segnet', und wir sprachen: Amen.
Nichts ward vergessen, auch das Kleinste nicht.
Recht ist die Eh' und ich ein ehrlich Weib!

Kaſpar.

Und wär's,
'ne dumme Dirne ſeid Ihr. Was 'ne Kette
Von Eiſen Euch, Dem iſt's ein Strohband nur.
Weißt Du, wie lang' geheime Eh' Den binder?
Nicht länger, als des Blutes Hitze raucht,
Die ſie geſchloſſen.
Meint Ihr, der Sammt zu Eurem Antlitz trägt ſich
Nicht ab, wie and'rer Sammt? und länger hält Eu'r Lärvchen,
Als einen kurzen Damenſommer durch,
So lang' die Roſen blüh'n und Käfer ſchwärmen?
Und ſolche Liebe länger, als Eu'r Lärvchen?
Und länger ſolche Treu', als ſolche Lieb'?
Und länger ſolche Eh', als ſolche Treu'?
Ein kurzer Sommertag, und Euer Sammet
Iſt abgetragen, welk und fadenſcheinig.
Soll er Euch länger tragen, als ſein Wamms?
Dann fort mit Euch und mit dem Wamms zum Trödler!

Raimund.

Vom Vater und vom Himmel mir beſtimmt,
Was wollt Ihr bei den Großen? an dem Hofe,
Mit Euer'm Kind'svertrau'n, das ſie benutzen,
Und ohne Freund? Ein Eindringling ſeid Ihr
Dort nur, den man ſich gern vom Halſe ſchafft;
Im kleinen Häuschen ſeid Ihr ſeine Seele.
Glaubt, nach dem Gärtchen ſehnet Ihr Euch noch,
Das jetzt zu klein Euch iſt. Er wird's bereu'n;
Denkt an das arme Fürſtenweib in Holland,
Das theuer zahlte mit dem Tod ihr Lieben.

Iſotta.

Glaubt's nicht! Schlägt jedes Herz am Hof nur halb
In meines Herzens Takt, wie mißt Ihr Freunde.

Raimund.

Glaubt's doch! Am Hofe, heißt's, meint der's am ſchlimmſten,
Der in's Geſicht am freundlichſten ſich zeigt.

Ich bin ein armer Burſch, doch Euern Standes;
Was wollt Ihr mit dem großen Herzog? Seht:
Vornehm erzogen, hat er and're Wünſche,
Iſt Anderes gewohnt, als Ihr; was will
Das Vögelchen, im niedern Buſch geworden,
Beim Adler, der auf kalter Höhe niſtet?

Kaſpar.

Noch iſt die Eh' vollzogen nicht, wenn Ehe,
Und noch zu trennen.

Raimund.

Laßt ihn! Geht mit uns!

Albrecht (für ſich.)

Jetzt zeige, Liebe, Dich, daß ächt Du biſt.
Ich ſtell's in Eure Hand, hört; Ihr ſeid frei:
Mein neues Recht geb' ich freiwillig hier
Zurück dem Manne, der es ſonſt beſaß;
Nur Euer freies Wort traut Euch von Neuem
Zum Weibe mir — Wahr iſt's, Ihr kennt mich, Agnes,
Seit Stunden erſt, und ſeine Lieb' iſt älter,
Als Euer Denken; jeder Eurer Tage
Trägt eine Liebesnarb' von ihm im Antlitz.
Wahr iſt's: ſo, wie er ſagt, wirbt Luſt der Großen
Und hält geheime Eh' als Köder hin,
So ſchnell zerriſſen, wie geſchloſſen. Hört Ihr?

Agnes.

Ihr ſagt's und ſeid ſo klug; Euch glaub' ich's, Herr.
Die ganze Welt iſt ſchlimm, doch Ihr ſeid's nicht.

Albrecht.

Und bin ich's nicht, kann ich's nicht werden noch?
Macht einen Gott aus mir! Ich bin ein Menſch,
Ein Menſch wie jeder, ſeht, von Fleiſch und Blut;
Mein Denken iſt begrenzt; mein Fühlen wechſelt
Wie and'rer Menſchen Fühlen; was Gewalt
Hat über And're, das beherrſcht auch mich;
Gebrechlich iſt ſo Lieb' als Haß in mir.

Nein, sprecht nicht jetzt; sonst schelt' ich Euch leichtsinnig.
Ein Kind, das läuft von einem Spiel zum andern —
Sprecht Ihr und habt bedacht nicht, was Ihr sprecht!

Agnes.

Nun, Vater, seht Ihr doch, wie brav er ist?

Kaspar.

Ich seh', wie klug er ist. Nun sag': ich folg' Euch!
Mach' ihn vom Vorwurf der Verlockung frei!
Wie denn? Du heiße Dirne, rennst du nicht —
Läßt Du so lang' ihn locken? — in die Falle?

Agnes.

Herr, ich bin Euer Weib und muß euch folgen,
Was auch mein Schicksal sei!

Albrecht.

Bist Du's? bist Du's?
Nein, Alter, geht noch nicht! Erst hört mich, Alter!
Du, Seel' der Wahrheit selbst, Du hört'st mich jauchzen.
Bräch' tiefstes Mitleid mir die Stimme nicht,
Daß ich Dich so gequält. — Kommt, Vater, folgt uns!

Kaspar.

Dem Teufel, doch nicht Euch.

Albrecht.

Was soll ich sagen,
Daß Ihr mir glaubt?

Kaspar.

Sagt nichts; das glaub' ich Euch.

Albrecht.

Ihr zürnt —

Kaspar.

Ei gar! Bin ich nicht Dank Euch schuldig?
Blind war ich siebzehn Jahr', Ihr macht mich sehend
Im Augenblick. Wie nun? wer nennt Euch ungleich?
Gleich im Betrug, betrügt Euch — nun, es gehe,
So lang' es geht! Sie lockt Euch, Ihr lockt sie.
Doch fällt's noch 'mal Euch ein, zu prüfen, sagt ihr,

Sie soll nicht Eure Herzogin mehr sein, —
Und seht, wie lang dann ihre Liebe hält.
Die Liebe von zwei Stunden schon so stark?!
Ein ehrlich' Weib! ist's nicht 'ne schöne Scheide,
Die Fürstin drinn zu schützen vor dem Rost?
Ihr seid 'ne Dame; nehmt zum Beispiel Euch
Die Dirne, die mein Kind hieß. Thoren gibt's
Genug: doch Jeder, merkt, ist's nur einmal.
Gewissen, Aeltern zwischen Euch, 'ne Welt, —
Seht, ob Eu'r Leichtsinn das auch überschwatzt.
Ich seg'n Euch nicht und brauch' Euch nicht zu fluchen;
Ihr flucht Euch selbst: Eu'r Thun ist Euer Fluch!
So geh' ich, denn ich sprach und that genug.

(Kaspar mit Raimund ab.)

Albrecht.

Bestürm' ihn wärmer; er muß mit uns geh'n!

(Albrecht und Agnes folgen.)

Seibelstorfer.

Er machte sie fast selber irr'.

Hanns.

Wär's ihm gelungen! Teufel, mach' geschehen ungeschehn, und nimm, was ich habe!

Seibelstorfer.

Euer schönes Weib ausgenommen.

Hanns.

Nichts ausgenommen, nichts!

Isolta.

Nun, Ihr könntet es billiger haben.

Hanns.

Was?

Isolta.

Etwas, das, jetzt noch ein unsichtbarer Wurzelkeim, anwachsen könnte, Felsen sprengend, geschweige den übereilten Bau dieser Ehe.

Hanns.

Was meint Ihr?

Isotta.

Sagt mir: Wenn der Herzog, der die Wahrheit in eigener Gestalt in dem eiteln Dinge zu besitzen meint, glauben müßte, die Dirne selbst habe im Spiegel gesessen, wenn —

Hanns.

Wie? Könntet Ihr das? Der Narr einer einfältigen Dirne in all seiner Geistesüberlegenheit? das packte ihn an seiner kitzlichsten Stelle! Wenn Ihr das könntet! Aber — er würde Beweise verlangen —

Isotta.

Bis morgen, denk' ich, hab' ich sie. Und wenn Ihr helfen wolltet —

Hanns.

Nur? Nur helfen? Was? Ein Lautenspieler will ich werden, alle Mäuse Schwabens mit Eurem Lobe todt singen, Sonnette machen auf Eure Schönheit, noch mehr: die Saiten meiner Natur umstimmen, daß sie selber eine Laute wird für den Milchsinger des blinden Kerlchens Liebe —

Isotta.

Bemüht Euch nicht; behaltet, oder gebt, wer es haben mag. Mein Grund wäre, daß ich nicht die Magd einer Bürgerdirne sein will.

Seibelstorfer.

Stille! Das Paar kommt unverrichteter Sache zurück. Der Baderschwiegerpapa war unerbittlich.

Hanns.

Thut es, um welchen Preis Ihr wollt; nur, laßt Euch beschwören, thut's!

Isotta (beiseite.)

Kann auch dieser Eisblock warm werden? So soll meine Liebe seine Freundschaft in ihren Dienst werben, und er selbst soll gezwungen mich zwingen, nach dem zu ringen, wonach jeder meiner Pulse glüht.

Albrecht, Agnes zurück

Albrecht.

Geliebt's Euch, Hanns, so sind wir diesen Rest
Der Nacht Euch Gäste. Morgen dann mit Frühstem
Nach Straubing, meinem Schloß. Dort gilt mein Weib,
Madonna, Eure Freundin, bis Natur —
Doch unser Wunsch eil' ihr nicht vor, nein, heiße
Sie zögern! — jenen Tagen Grenze setzt,
Die meiner Tage Quell. Dann führ' ich Dich,
Im Diadem auf stolz geschmücktem Roß',
Als Herzogin heim in mein Väterschloß.

(Sie gehen Alle.)

Vizedom und **Törring** im Vorübergehen

Vizedom.

Ich fühlte den Zettel hier mir in die Hand gedrückt. Aus Gedanken aufsehend, sah ich keinen Bringer.

Törring.

Ich meinte, Ihr ließet ihn mit Willen geh'n, und faßte ihn nicht weiter in's Auge.

Vizedom.

Des Mondes Helle reicht nicht hin; in der Herberge will ich's lesen — oder auf dem Wege nach Regensburg; denn schon dämmert der Morgen. (Beide ab.)

Raimund (im Auftreten zurücksehend.)

Sagt ja Niemand, Meister, wohin sie ist und was sie geworden ist. Ja nicht! Ich geh' zu des Vizedom's Werbern, der in Straubing regiert an Herzog Ernst's Stelle. Dorthin will sie Herzog Albrecht führen. Damit sie eine treue Seele in ihrer Nähe hat; und daheim konnt' ich nicht bleiben. Sie wird meiner nicht bedürfen! — ist's doch ordentlich, als thäte mir das leid. — Hier seh' ich das Häuschen noch, wo sie — Still! Ade, Augsburg! Mein Glück, ade! (Ab).

Vierte Scene.

Zimmer in Hanns Zenger's Hause.

Agnes, Isotta.

Isotta.

Eu'r Vater wohl wird schweigen, theure Fürstin —
So nenn' ich Euch schon jetzt, dem Herzen folgend,
Das jetzo schon als Herrin Euch erkennt —

Agnes.

Ja, Ihr seid herzlich gut, gewiß! ich weiß.

Isotta.

Dennoch, wie leicht setzt das Gerücht aus Fetzen,
Von unbemerkten Lauschern aufgeschnappt,
Zusammen oft, was heimlich bleiben sollte,
Und schreit's auf offnem Markte aus. So kommt
Der Herzog, Euer Herr, wenn er erscheint
Auf dem Turnier zu Regensburg zur Zeit,
Wo man entführt Euch hält, ihm klug zuvor.

Agnes.

Es war Hanns Zenger's Rath —

Isotta.

Ja, seine Kälte
Sah, was Eu'r Herr, in seines Glückes Wärme
Sich wiegend, übersch'n gern hätte.

Seibelstorfer tritt ein.

Seibelstorfer.

Fertig
Zur Reis' ist Alles, gnädige Frau. Auch steht
Der Morgen seine gold'ne Fahn' schon auf.
Eu'r Herr auf seinem Weg nach Regensburg
Wird, schaut er um, schon Augsburg nicht mehr seh'n.

Nach Straubing denn, wohin sein Wort uns weis't!
Ich bitt' Euch, nicht zu zögern.

(Seidelstorfer und Agnes ab.)

Giulio erscheint.

Isotta (den Abgehenden nachrufend.)

Geht voran!
Ich folg' Euch schleunig. (Zu Giulio.)

Kommst Du endlich, Giulio? Eil' dich — nur das Was jetzt, das Wie auf dem Wege!

Giulio.

Der Vizedom hat Euern Zettel und die Hexe — ist des alten Bader Bernauer's Schwester. Die neue Herzogin war vor dem Bankett bei ihr und —

Isotta.

Genug! Mach' Dich fertig, dem Herzog nach Regensburg zu folgen. Ich schreibe schnell die namenlosen Zeilen, die Du ihm geschickt in die Hände spielen mußt, daß er nicht ahnt, woher! Mach' Dich fertig, Giulio! (Giulio ab.)

Isotta.

Fort muß die Fälscherin! Mein Zettel sagt ihm,
Wie er betrogen ist, und wischt die Schminke,
Die ihn bezaubert, von der Dirne Wangen,
Daß er nichts sieht, als was sie wirklich ist.
'ne dumme Dirne, die, vom Stolz gekitzelt,
Gern Fürstin möchte sein. „Ja, Herr — Nein, Herr —"
Sonst nichts! Und wenn zu Wundertönen tief
Und mächtig Lieb' sein Dichterherz erregt:
„Ja, jetzt versteh' ich Euch schon wieder nicht —"
Und dann das dumme Nicken mit dem Kopf:
„Ei seht doch! Nun, das glaub' ich schon" — so gänsehaft phlegmatisch,
Daß sich sein stolzer Geist empören müßte,
Zur Dummheit selbst gespannt zu sein, wär' er
Des Zaubers los, der sie zum Wunder lügt.
Daß das geschehe, Klugheit, doppl'e Dich,

Und, Liebe, zeig', wie Du erfinderisch bist!
Zeig' ihm Dich, wie Du bist, und andern doch,
So daß er sehn muß, Du bist's, was er erblickt,
Doch nicht die Absicht merkt, die dies ihm zeigt.
Verbirg den blutigen Hohn und Groll, der aufschnellt
Bei ihrem bloßen Anblick; mach' die Tummheit
Zur Puppe in deiner Hand, zur Helferin
Gegen sie selbst, durch plumpe Schmeicheln,
Und schreck' vor nichts zurück, daß Dem er sei'
So raub' dem Räuber ihn, stiehl ihn dem Diebe,
Der Dir gehört nach allem Recht der Liebe!

Ende des ersten Aufzuges

Zweiter Aufzug.

Erste Scene.

Turnierplatz bei Regensburg.

Zwei Zimmerleute sind noch an den Schranken beschäftigt. Ein Herold mit seinen Dienern.

Herold.

Wer bei dem Turniere zu Regensburg mit stechen will, der bringe sein Wappen, damit wir untersuchen, ob es ächt sei und rein, ob er mit stechen darf, und es zurückweisen oder aufhängen zu den andern. Zur Waffenschau! Zur Waffenschau, Ihr edlen Ritter!

Der Vizedom, Törring, Landsberg und noch einige Ritter.

Vizedom (liest von einem Zettel).

„In diesem Augenblicke macht Herzog Albrecht eine schwäbische Baderdirne zur Herzogin von Baiern. Herr Vizedom, Säule des Ritterthums, duldet Ihr das?" — So lautet der Zettel, der mir vor meiner Abreise in Augsburg, wie ich Euch sagte, in die Hände gespielt wurde und den ich erst auf dem Wege las. Meint Ihr, der Zettel lügt? Und wenn er Wahrheit spricht, was dann?

Törring.

Dann frag' ich mit dem Zettel: Herr Vizedom, wollt Ihr das dulden?

Vizedom.

Und ich antworte für den Vizedom: Bei den Gräbern meiner Ahnen, nein!

Landsberg.

Und ich für den ganzen Bairischen Adel: Ferne von uns! Nie soll eine Baderstochter über unsern edeln Frauen stehn!

Vizedom.

Darum erst zur Frage: ist's wahr?

Landsberg.

In dem Trotz, den sie voraussetzt, trüge die That Herzog Albrechts Stempel. Zeigte er nicht, seit er ein Mann, sich derart, daß wir den Kopf schütteln mußten in ernster Besorgniß, deutete ein Finger auf die Stunde, in der Herzog Ernstens Tod ihn zum Herzog macht und zu unserm Herrn? Zuckt dann nicht unwillkürlich die Rechte nach dem Schwertgriff, als gält's schon jetzt, bedrohte Rechte zu vertheidigen? In schwächlicher Kindheit von den wälschen Denkern und Dichtern, seiner Mailändischen Mutter erzogen, gewann er nie ein Herz für Adelsehre und Ritterthum.

Törring.

Im Letzten irrt Ihr, Herr Landsberg. Kräftiger geworden als Jüngling, holte sein Stolz in feuriger Eile nach, was der kranke Knabe versäumt. Er ruhte nicht, bis er die Vettern übertraf in ritterlichem Thun.

Vizedom.

Doch nicht aus Freude an ritterlichem Thun, Graf Törring. Wahrlich nur, um auf diese Vorzüge, die er an sich selbst nicht achtet, bei Andern mit besserer Miene herabsehen zu können. Sein Hochmuth ruht auf seinem Siege. — Was ist das?

Landsberg.

Jauchzen des Volks; es kommt näher, es kündigt sein Hierherkommen an. Er bringt seinen Schild zur Waffenschau.

Vizedom.

Diesen Spielmann, der ihm voranzieht, wirbt er mit seinem Adelsbrief, um ihn einst gegen uns und unsre Rechte zu brauchen.

Törring.

Den Bettel muß Herzog Ernst seh'n.

Vizedom.

Damit, leugnet der Sohn Absalom, die Sache abgethan ist? Bei meinem Eide, nein! Wir fordern ihm im Namen des ganzen Bairischen Adels sein Ritterwort ab: er sei nicht der schwäbischen Paderin Gatte. Gibt er's, so ist er's nicht; verweigert er's, so gibt er dem Bettel Recht, so gesteht er öffentlich ein, was den Herzog Ernst und den ganzen Adel Baierns gegen ihn bewaffnen muß.

(**Albrecht** und **Kanzler** treten auf.)

Albrecht.

Ich soll mehr an meines Vaters Hofe sein, Herr Kanzler?

Kanzler.

Dann wünscht Euer Vater, unser Herr, Ihr möchtet seine Räthe besser behandeln.

Albrecht.

Er sollte wünschen, sie wären bessere Leute, dann gäbe sich's mit der Behandlung von selbst — Euch ausgenommen, versteht sich, Euch ausgenommen, Herr Kanzler! Aber seht selber diesen Vizedom von Straubing, wie er einhertritt: wie ein Fettroß mit dem Verdienste seiner Ahnen als Decke auf dem Rücken. Gut, daß seine Ahnen ihn adelten, er hatte sie nicht geadelt; sein eigen Verdienst reicht kaum hin, ihn allein warm zu halten. Fleischhackerverdienst.

Kanzler.

Ihr seid scharf, gnädiger Herr, Ihr seid scharf —

Albrecht.

Wenn Ihr mich mögt. (**Hanns Jenger** tritt auf.) Was gibt's, Hanns?

Hanns.

Der Vizedom weiß von Eurer Heirath; weiß Gott, woher?

Er will Euch Euer Ritterwort abfordern, Ihr seid nicht vermählt, um Eure Weigerung dem ganzen Bairischen Adel als ein Ja auszulegen; hütet Euch! Seht, er sieht schwarz wie ein Bergvater — wenn er so schweigsam ist —

Albrecht.

Entschuldigt, Herr Kanzler, einen Augenblick. — Ja, er weiß, daß der Thaler Groll durch jedes Zornwort um einen Groschen Thatkraft ärmer wird; und nie sah ich einen bessern Haushalter mit seinem Groll, als diesen Vizedom. Bei meiner Ehre, sein bloßer Anblick wendet mir die Galle um.

Kanzler.

Vermeidet ihn, gnädiger Herr.

Albrecht.

Daß seine Eitelkeit sich kitzele, ich sei vor ihm geflohen? Eher werf ich's ihm in die Zähne, was er erlauern will.

Hanns.

Denkt an Euren Vater —

Albrecht.

Ich will ihn nicht zum Worte kommen lassen. Ohne Sorgen, Hanns; ich will den kalten Hanns noch überkaltbannen. — Und Ihr fandet mich so schnell, Herr Kanzler?

Kanzler.

Die Liebe des Volkes führte mich auf Eure Gegenwart die Spur.

Albrecht.

Bah, auch ein Herkommen, wie die Verse unserer deutschen Poeten. Die Welt ist eine andere geworden; aber sollten sie umsonst von ihren berühmten Großvätern eine Form geerbt haben? Hörtet Ihr nie die Lieder, die jetzt Handwerksburschen, Schüler und andere fahrende Leute singen? Die lassen den Dingen ihre eigene Haut; ist sie noch ungelenk und rauh, auf dem Wege von Mund zu Mund wird sie schon glatt werden und eine Art von Schönheit finden, die sich mit der Wahrheit verträgt. Also Ihr meint, das Volk liebt mich?

Kanzler.

Sein Athem trug Euern Namen in die Wolken und ihre Hände warfen ihm einen bunten Knäuel von Mützen und Hüten nach.

Albrecht.

Mein Schneider versteht sein Handwerk gewiß. Aber warum springt Ihr ab?

Kanzler.

Vergebung, gnädiger Herr, den Vorwurf mach ich Euch! Ich redete von dem Jubel des Volkes, der Euch galt, nun —

Albrecht.

Noch einmal: der mir galt! — und sagt' ich Euch nicht, er galt meinem Schneider? Ich fürchte sehr: trug ich das zerlöcherte Flammis des Wetters, der um jene Ecke schlottert, mit Euerm Beweise sah' es eben so windig aus.

Kanzler.

Ihr wolltet Euch verkleiden? ihr gnädiger Herr? Ja, wenn der Narr bei Euch in den Kleidern steckte; und das mag vorkommen, gnädiger Herr, das mag vorkommen! Aber der Dichter würde sagen —

Albrecht.

Was er nicht verantworten kann, wenn Ihr's für Euch anziehen wollt.

Kanzler.

„Durch jedes Loch der Jacke blickt der Fürst."

Albrecht.

Der Fürst! — Ah! seht Ihr, so galt der Jubel des Volkes dem Fürsten, nicht mir.

Vizedom (kommend).

So tief spalten hat Euch nicht der Waffenmeister gelehrt, gnädiger Herr. Erlaubt, daß wir als Vögte des Turniers Euch in Kyburg willkommen heißen!

Albrecht.

Wir danken und grüßen Euch, Herr Vizedom. Da wir vom Fürsten reden, Herr Kanzler — ich möchte euch gern in die Enge treiben — sagt mir doch: wer ist ein Fürst? Wir reden von Nichts, Herr Vizedom; aber wenn von Nichts reden verboten

wäre, — müßten die Höfe zu Trappistenklöstern werden. Also immer zu, Herr Kanzler: was ist ein Fürst?

Kanzler.

Ein Fürst nun — — ?

Albrecht.

Kurz und bündig; nicht mehr als drei Worte; wer Euch mehr zugibt, ist verloren.

Kanzler.

Nun denn —

Vizedom.

Wenn Ihr mir erlaubt, gnädiger Herr: Ein Mann, der fürstlich denkt, oder wenigstens — fürstlich denken sollte.

Albrecht.

Sollte! Ei, wer fragt, was er sein sollte? Was er vielleicht einmal werden wird? Die Frage ist: was ein Fürst ist, was er jetzt ist! Nun, Herr Kanzler?

Kanzler.

Ihr treibt mich ein, gnädiger Herr — man hat's erlebt — laßt seh'n! laßt seh'n! — Nun denn: Einer

Albrecht.

Einer —

Kanzler.

Der regiert.

Albrecht.

Wie lang' seid Ihr erst am Hofe? Ich werde irr'

Kanzler.

Fast fünfzig Jahr'! Ich kam —

Albrecht.

Ein halb Jahrhundert fast am Hofe und — wißt nicht besser dort Bescheid? Sagt: Einer der regiert wird! Der keinen Schritt thun kann, wie ihn Menschen thun, ohne an ein Adelsprivilegium, ein Herkommen oder an sonst eine hölzerne Rücksicht anzustoßen. Der Diener seiner Diener; der Hammer, mit dem sie ihr Glück und ihrer Feinde Verderben schmieden; ein armer Mann, der den Unzähligen schmeicheln muß, die er braucht,

damit die Wenigen ihm schmeicheln, die ihr nicht entbehren können.

Vizedom.

Gnädiger Herr —

Albrecht.

Ein — Nennt, laßt uns mit diesen Leuten hier reden. An ihnen ist noch Etwas von der ersten Hand der Natur. Zu solchen Schurzfellen muß man sich'n, wenn man sich von den Geigenstern des Herkommens erholen will. Ihr, Mann im Schurze, was treibt Ihr da?

Melchior.

Seht Ihr's nicht? Nun so könnt Ihr lernen, daß das Schurzfell vor den Harnisch geht; wenn gleich Ihr selber gemacht scheint, einen zu tragen.

Albrecht.

Wie so? Der gestrenge Herr Vizedom möcht' es wissen; er ist ein großer Vorgesetzter.

Melchior.

Nun: erst müssen wir die Schranken han'n, erst muß unser Schwert dabei gewesen sein, eh' der Ritter das seine ziehen kann.

Albrecht.

Euer Schwert? Der Mann hat Verstand für zwei Federbüsche. Herr Vizedom! Du meinst die Axt; und wahrhaftig! die Axt ist des Zimmermanns Schwert, und das Schwert die Axt des Ritters. Es braucht so wenig Kopf dazu, die eine wie das andere zu regieren. Und mit dem Schwert baut der Ritter sein Haus, und mit der Axt halten Ihr Euere Feinde, Hunger und Sorge Euch vom Leib.

Melchior.

Richtig. Aber wißt Ihr auch vom Hunger? Ja vom Hörensagen. Nu, der Herrgott hat Alles gut ausgetheilt: der Eine hat den Hunger, der Andere zu essen.

Albrecht.

Und Einer die Bürde, der And're das Verdienst — wenigstens bei Hofe, sagt man.

Melchior.

Und doch gibt's solche Allesbitterschmecker, die sich nicht dabei beruhigen wollen.

Albrecht.

Aber wie geht Ihr mit dem Stamm da um? Dieser Stamm war ein Baum, hatte seinen grünen Federbusch, der nickte im Wind, und seinen braunen Küraß wie Einer, als er noch im Walde stand. Und der Hauch der Gunst buhlte mit ihm, die Sonne der Majestät vergoldete ihn, und seine Schmeichler, die Vögel in seinen Zweigen, machten Musik dazu. Und jetzt — ja, das konnte sich manche bunte Feder und manche hoffährtige Elle Seide und Sammt zu Herzen nehmen. Derselbe Wind, der heut ihre gestickten Rippen bläht, wird in acht Tagen ihre Fetzen da im Staube fegen. Pfui, was dünkt sich eine Handvoll von lebendigen Staubes gegen die andere! Wie, Herr Vizedom? Und was baut Ihr da für Verschläge in Gottes freie Welt hinein, daß ehrliche Leute darüber straucheln müssen? Und paart den frischen, grünen Zweig da mit der dürren Stange? Und habt ihn losgerissen von dem Haideblümchen, zu dem er sich neigte im Wald? Was? ist der grüne Zweig ein Junker, und das Haideblümchen ein Bürgerkind? Und nun nagelt Ihr ihn an das dürre Fräulein Stange? Oder hat der Zweig selbst das Blümchen verlassen? So hat er unehrlich gehandelt, obgleich Ihr ihn darum lobt. Ihr sagt: Die Ehre seines Geschlechtes hat es verlangt. Was ist das für eine Ehre, die Ehrlichsein entehrt? Wie? der Bürger hat keine Ehre? Hat er das nicht, was Ihr Ehre nennt — vor Gott ist er um so ehrlicher. Was habt Ihr aus Gottes Welt gemacht! Ihr und Euresgleichen! Was macht Ihr noch jeden Tag aus Gottes Welt! O, das sind unverschämte Gesellen, gestrenger Herr Vizedom. Ich grüß' Euch noch einmal; wir sehen uns öfter während des Turniers. Jetzt lebt wohl, Ihr Herren! Ich muß fort, soll ich nicht zornig werden; und dies Gelichter ist eines ehrlichen Zornes nicht werth. Was? Sollen Stangen und Riegel den lebendigen Menschen

weisen? Ich sage Euch es gibt Menschen, die ohne Krücke gehen können, und — was mehr ist — die es wollen!

(Ab mit Hanns Senger.)

Kanzler (zu Gundelfinger).

Faßt ihn! faßt ihn! Ein Boden für Fürstentugend, wenn auch noch zu uppig. Aber die Zeit nutzt Menschen ab und Dinge. Nun, wir haben's erlebt. Sie brachte das jugendliche Zuviel auf das rechte Maaß, während das rechte Maaß in der Jugend schon, im Mannesalter nur zu oft unter sich selbst herabsank. (Ab.)

Landsberg.

Und Ihr ertrugt's Herr Vizedom? Er wollte Euch reizen.

Vizedom.

Pah! seinen Witz auskramen wie ein Mädchen seine Bänder; Soll die Welt nicht wissen, was der Knabe von seinen wälschen Spitzfindlern gelernt? Und — um die Ecke, eh' die Ruthe ihr er verdient, niederfiel!

Törring.

Alles, was er sprach, war nur ein verblümtes Ja auf unsere noch ungethane Frage. Man sah, wie sein Stolz mehr unsern Glauben fürchtete: er halte die Heirath aus Feigheit heimlich, als seine Klugheit unser Wissen darum.

Landsberg.

Dazu gab seine Rede jeder unserer Befürchtungen Recht. Diese Ehe ist ein Vorbild des Bundes zwischen Thron und Volk zu des freien Adels Unterdrückung; ein Eisenhandschuh, den er uns hinwirft.

Vizedom.

Sei es! Ich nehme ihn auf. Herold, kommt her! Hört: Wenn Herzog Albrecht sein Schild vor Euch bringt, weist es zurück! Nicht eher darf er stechen in diesem Turnier, bis er den Makel von seinem Wappen gewischt, womit es beschmutzt steht; bis er Euch sein Ritterwort gegeben: er sei nicht einer Augsburger Baderdirne Gemahl. Werdet Ihr bleich, Herold? Er wird rasen. Aber Euch schützt das Turniergesetz und ich, der Vizedom von Straubing, der erste Vogt und Euer Oberer bei diesem Turnier!

Türring.

Doch der Herzog Ernst?

Vizedom.

Mag er zürnen, er muß es billigen und mir danken. Wenn nicht, so schlag' ich seine Gunst in die Schanze.

Landsberg.

Schon kommt er zurück.

Vizedom.

Ruft mich zu Euerm Schutze. Und so thut Eure Schuldigkeit, Herold! Auf die Tribüne, Ihr Herren, bis uns're Zeit kommt. — Der verzogene Fürstenknabe lerne den Vizedom von Straubing kennen; der Witzling hüte seinen Witz! (Sie besteigen die Tribüne.)

(**Albrecht** und **Hauns** treten auf.)

Hauns.

Noch einmal: kehrt um! Der Vizedom stand todtenbleich, seine Lippen bebten.

Albrecht.

Noch einmal: nein! Ich bin in der Laune, ihm zu sagen, was er wünscht; mich reut, daß ich es nicht that! Ehre selbst schämt sich in mir. Herold, hier hängt diesen Schild auf!

Herold.

Verzeiht, Herr Herzog —

Albrecht.

Was soll's?

Herold.

Auf Euerm Wappen haftet Verdacht unebenbürtiger Verbindung.

Albrecht.

Haftet — Sklav', häng' auf!

Herold.

Nicht eher, als bis dieses Schildes Glanz gereinigt strahlt.

Albrecht.

Wie? Was? Wozu?

Herold.

Gebt Euer Ritterwort, gnädiger Herr, Ihr seiet nicht einer Augsburger Badertochter Gemahl.

Albrecht.

Gut, Sprachrohr, gut! Kein Wort verloren. Den Mund kenn' ich, der durch Dich spricht. Und wußt' ich nicht, diese schwarze hagere Schlange würde noch nach mir stechen, eh' ich sie zertrat? Das mir? Mir? Und ich zertrat sie nicht, eh' sie stach? Solche Früchte wachsen an Euerm Baum, Hanns Jenger! Wo ist er? Sei klug für dich und ihn, Herold; häng' auf!

Herold.

Im Namen des Turniergesetzes —

Albrecht.

Im Namen des Vizedoms, Lügner! Wo? — Fort, Sprachrohr; dort steht mein Mann! Hierher, Herr Vizedom!

Vizedom.

Nicht auf Euren Befehl. Vergeßt nicht, daß ich hier nicht blos Eures Vaters Diener bin!

Albrecht.

Des Teufels Diener! Das Schild da hinauf! Befehlt Euer Puppe!

Vizedom.

Im Namen des Turniergesetzes: nein!

Albrecht.

Im Namen Albrechts des Wittelsbachers: ja! Häng' auf, du Sklav'!

Vizedom.

Noch einmal: Nein!

Albrecht.

Ja! ja!
Und noch einmal: Ja! und hunderttausend Ja!

Vizedom.

Im Namen auch gemeiner Ritterschaft,
In Regensburg hier zum Turnier versammelt,
Von denen der Geringste so nicht sich
Entehrt, zu stechen mit dem Gatten einer
Gemeinen Dirne —

Albrecht.

Dirne? — Nun so hör' —
Ha, einer Dirne? — Bauer! Bauer! Bauer!
Gemeiner Bauer Du! So hör' — 'ner Dirne?!
Hör's Erd' und Himmel denn und wer es mag:
So üb' ich Fürstenrecht, ein wahrer Fürst,
Nicht Fürstenpuppe, von der Lüg' gegängelt,
So üb' ich Fürstenrecht und heilige
Durch heiligen Gebrauch das oft Entehrte,
Wahrheit und inneres Verdienst erhebend
Und Lüge stürzend, Scheinen ohne Kern,
Und thu' Dir, wie der Himmel pflegt, im Zorn
Zur Strafe deinen Wunsch. So hör' es Jeder —
Und ob uns schmerzt, den heißgeliebten Vater
Zu kränken, denn nur seinethalb verschleiert'
Ein Kleinod ich, und sonst um keine Welt,
Mit Heimlichkeit und Schweigen — Ehre zwingt
Uns nun, der Keiner sich entziehen darf,
Laut zu erklären — Baiern hör's und Reich —
Frau Agnes, eines Baders Kind aus Augsburg
Und mir vor Gottes Aug' durch Priesterhand
Als Hausfrau angetraut, zur Herzogin
Von Baiern: diesen aber hier, der wider
Verdienst der Vizedom von Straubing hieß,
Durch diesen Streich mit flachem Schwert entehrend
Zum Bauer, so den Beiden nichts gewährend,
Als ihr Verdienst; nichts nehmend, als was Glück,
Die Metze, dem Verdienste stahl und aufhing
Dem, der's entehrte. Denn nicht adl' ich jene,
Sie adelnd; nein, sie adelt unsern Thron; —
Und den entehrend, nehm' ich wahre Ehre
Ihm nicht; ich nenn' ihn das nur, was er ist.
Und Ihr da, Herold, laßt die Schranken brechen!
Zu End' ist das Turnier, eh' es begann.

Und Niemand bricht 'nen Speer hier! Fort! Ich sag' es, ich Albrecht der Wittelsbacher!

(Ab. mit Hahn, den Knappen und Rittern gefolgt.)

Vizedom (der halb ziehen wollen, taumelnd von Törring und Landsberg gehalten).

Oh!

Törring.

Wie ist Euch, Herr Vizedom?

Landsberg.

Ein Schlagfluß hat ihn gelähmt. Sein adlich Herz brach unter der Uebergewalt seines Zornes über unadlich Thun, wie eine Feier unter eiserner Spielerhand. Könnt Ihr nicht sprechen, Herr Vizedom?

Vizedom.

Bringt mich hinweg! Tod ist in mir; ich sterbe —
Am eig'nen nicht; gesammter Adels Tod
Trifft so mich mit, den Einzelnen — schwört mir —

Landsberg.

Was, Herr Vizedom?

Törring.

Könnt Ihr fragen?

Landsberg.

Rache! —

Törring.

Was sollen wir thun, Euch zu rächen?

Landsberg.

Wie?

Vizedom.

Nicht mich, des Adels Ehre, an der Ursach', —
Wo es am tödlichsten ihn trifft — an ihr,
Der Dirne, — sie muß sterben, ihm im Arm.
Wo's ist — Kommt — Laßt mich —

Landsberg.

Ihr könnt nicht allein steh'n.

Vizedom.

Führt mich zur Herberg'!
Dort will ich Euch — dort schwört mir auf mein Schwert,
Statt meiner einzusteh'n, faßt mich der Tod,
Bevor — ich kann nicht mehr —

Törring.

Kommt, ihm zu schwören!
Sterbt einmal Ihr, so lebt Ihr zweimal fort
In uns, um Euch zu rächen.

Landsberg.

Racheerben
Laßt Ihr zurück. Die Dirne — sie soll sterben!

(Sie führen den Vizedom ab.)

Giulio (kommt eilig)

Giulio.

Es ist gelungen! er hat das Papier. Er zerknittert es in seinen Händen, ohne noch zu wissen, was es enthält, ohne nur zu wissen, daß er etwas in seinen Händen hält; so in Aufregung drängt er sich durch die Menge, durch das Murmeln und Murren der Ritter und das Jauchzen des Volkes. Hanns Jenger sah mich desto genauer an. Er errieth, woher der Zettel kam und half mir, unbemerkt vom Herzog zu entschlüpfen. Fort! da kommen sie! Damit er seinen Arzt nicht sieht. Ich wette, das niederschlagende Mittel wird ihn so bleich machen, als er jetzt roth ist. Sie kommen. Fort und heim zur Madonna! (ab)

Albrecht und **Hanns**

Hanns.

Was haltet Ihr für ein Papier in Euern Händen?

Albrecht.

Ich will der Welt zeigen: ich bedarf des Sattels der Herkommen nicht, um zu Pferde zu sitzen!

Hanns.

Wie kommt Ihr zu dem Papier da?

Albrecht.

Ich weiß nicht. Fort mit den Fransen und Quasten der Gewohnheit und Lüge!

Hanns.

Wollt Ihr mir's erlauben? Vielleicht eine Warnung, die Ihr nicht unbeachtet lassen dürft. Ihr habt den Vizedom und in ihm den Bairischen Adel auf's Tiefste beleidigt; sie stecken die Köpfe zusammen; besser — (Er sieht in den Zettel.) Hm!

Albrecht.

Was ist? Was wollen sie —

Hanns.

Nichts vom Adel — nichts, Herr, überhaupt nicht. —

Albrecht.

Mir das? Und doch — Aber was hast Du? Gib her!

Hanns.

Laßt; ich zerreiß' es.

Albrecht.

Erst will ich's seh'n. Sieht dies Nichts seinem Spiegelbilde in Eurem Antlitz gleich, so ist's ein Was und ich muß es seh'n.

Hanns.

Sieht's nicht! O Baiern! o alter Ernst! o Baiern!

Albrecht.

Du prüfst, was ich nicht habe, meine Geduld.

Hanns.

Prüfen! Prüfen! — Daß Ihr meintet, an Euer'm eig'nen Athem zu ersticken — daß es heraus mußte! das Gedächtniß des alten Ernst verzehrt in der Glut! und — um was? Nein, laßt mich's zerreißen; es kann zu nichts mehr helfen; und jetzt dürft Ihr's nicht lesen, jetzt nicht, jetzt, wo — nein, es müßte euch rasend machen!

Albrecht.

So brauchst Du's nicht zu thun. Zum Teufel, gib! (Er reißt's ihm aus der Hand und sieht, was Hanns verhindern zu wollen sich stellt.) „Des

großen Herzog Albrechts Stolz fiel sich über einer Dirne kleinen Fuß zu todt." —

Hanns.

Und Baiern! und Baiern mit! die Erde dröhnt noch vom Fall des Riesenleibes.

Albrecht.

Was soll's — Hand, zittre nicht. „Die kluge Frau aus Ungarn ist" —

Hanns.

„Des Baders Bernauer in Augsburg Schwester und die klügere Dirne war am heiligen Helenenabend vor dem Bankett Hanns Jenger's bei ihr. Prüft selbst, und Ihr werdet es so finden —"

Albrecht.

Ja Lüge! Lüge! ungeheuer wie
Noch keine! Menschen redeten im Leichtsinn,
Und dachten nicht der Folgen; Frömmigkeit
Verbarg die Wahrheit um der Folgen willen;
Was Lüge hieß bis jetzt, war gute Meinung,
War Schonung, Liebe, Scherz und Neckerei,
Ein schuldlos Kind nur, gegen die gehalten;
Mit dieser erst kam Lüge auf die Welt.

Hanns.

Rieth ich Euch nicht gut, Ihr solltet das jetzt nicht lesen? Jetzt, wo Eure Liebe den theuersten Preis bezahlt hat mit Vater, Fürstenpflicht, vielleicht mit dem Ruin Baierns, mit Allem, was Euch heilig sein muß — die Waare nichts nutz. Jetzt erfahren Eure Klugheit sei betrogen, im Netz gefangen von einer dummen Dirne?

Albrecht.

Ich glaubte nicht dem Spiegel nur, ich prüfte.

Hanns.

Ja, Ihr prüftet die Schlange und — fandet sie klug.

Albrecht.

Sie ging mit mir, gab Alles hin um mich —

Hanns.

Bis auf die Krone, wie ihr Vater sagte, der sie besser kennt. Warum lerntet Ihr sie nicht erst kennen? Ein Pferd, einen Hund zu kaufen, nahmt Ihr euch mehr Zeit.

Albrecht.

Nicht wahr? Sie kannte mich nicht. Tod, wenn sie im Spiegel stak, war's noch eine Lüge mehr! Nein, es ist nicht möglich! Dies Himmelsantlitz, jeder Blick ein Taubenbote aus dem Paradies, jeder Hauch süße Unschuld, jedes Wort ein Klang vom Himmel! Wahrheit auflegen wie Schminke, Natur aufsetzen wie geborgtes Haar — es ist nicht möglich! Fort, nach Straubing! Du sollst seh'n, es ist nicht. Pferde! Pferde! es kann nicht sein. 's ist Lüge, wer auch sie erdacht hat. Fort nach Straubing! es muß sich zeigen! (Beide ab.)

Kanzler und Gundelfingen (treten auf.)

Kanzler.

Verwünscht! verwünscht! Hat man's nicht erlebt? Nein, wahrlich nicht! Das paßt nicht hierher; nein, man hat's noch nicht erlebt, so alt wir sind. Und es fehlte nichts, als daß auch wir den Kopf verlören, so alt wir sind. Wenn eines Einzelnen Ungebührniß auch die Andern aus ihren Kreisen drängt, da gilt's den einzigen Vortheil zu brauchen, den Alter nicht nimmt, sondern gibt. Der Adel schwierig, ein alter Feind lauert vor der Thüre, dem nichts lieber wäre, als Zwist und offne Fehde zwischen Vater und Sohn. Das ist der Punkt, wo wir alle Stützen unserer Kunst ansetzen müssen, soll Baiern's Bau, von dem Stoße zuckend, nicht umstürzen. Herzog Ernst muß abgehalten werden, Gewalt brauchend, die Kluft zwischen Albrecht und dem Adel sich zwischen sich und dem Sohn zu setzen. Versteht Ihr wohl? Wie wir den Vizedom kennen, wird er auf eigene Hand verfahren und die Dirne, das Aergerniß, schleunigst wegschaffen, wie's geht. Herzog Ernst muß außer dieser Sache bleiben. Nun, wir haben's erlebt — und hier paßt die Redensart wieder —: mehr als ein verlorener Sohn kam zu seinem Vater reuig zurück und es war Freude darüber, mehr als über dreißig Gerechte. Laßt

uns nach München; Herzog Ernst muß Alles durch uns erfahren, und so zugerichtet, wie's unserm Plane dient. Er wird dennoch heiß werden. Nun, wir haben's erlebt: Die Sache mußte doch geh'n, wie wir es wollten — unbeschadet unserer Ehrfurcht vor der Majestät und lediglich zu Nutz und Frommen des Schiffes, das wir steuern. Kommt! (Beide ab.)

Zweite Scene.

Erleuchtet Gemach auf Albrecht's Burg zu Straubing.

Nacht.

Giulio und **Isolta.**

Giulio.

Den ganzen Weg hierher waren der Herzog und Euer Gemahl mir auf den Fersen.

Isolta.

Und Du weißt nicht, was das Papier wirkte?

Giulio.

Nichts, als seine Eile, die meine fast überholt hätte. Und die Heimlichkeit ihres Eintritts; denn seht, schon stehen ihre Rosse im Schloßhof. Ich entferne mich jetzt, denn jeden Augenblick können sie hereintreten. (ab.)

Isolta.

Warum so eilig? Warum so heimlich? Herz, verrathe Dich und deine Spannung nicht durch dein lautes Pochen. Fürchtest Du? Er hatte sie zur Herzogin erklärt, den Vater, den Adel tödtlich beleidigt, als er den Verrath erfuhr; das bringt sein Gewissen auf meine Seite. Es muß gelingen! Da sind sie schon!

Albrecht und **Hans** (treten auf.)

Isotta.

Wie? gnäd'ger Herr, seid Ihr's? Entschuldigt, trefft Ihr
Uns nicht gerüstet noch, Euch zu empfangen.
Doch wie? noch kaum begann das Ritterfest
Zu Regensburg, und schon — ja, Eu'r Entschluß,
Es zu besuchen, reut' Euch unterwegs
Und führt' Euch uns zurück.

Albrecht.

Ganz recht; so ist's.
Doch wo ist sie?

Isotta.

Eu'r fürstliches Gemahl?

Albrecht.

Ja, sie. Weiß sie von unsrer Ankunft schon?

Isotta.

Wohl schwerlich; unerwartet und so heimlich —

Albrecht.

Gut; sorgt, daß sie nicht eher davon hört,
Als wir es wünschen — bitt' ich.

Isotta.

Ei, Ihr wollt
Ein Fest Ihr gönnen für das Fest, das Ihr
Euch selbst versagtet.

Albrecht.

Bitte, seht, ob sie
Noch wacht — ja, da Ihr's doch errathen habt,
Es giebt 'ne Ueberraschung. Bitte, seht,
Und bringt die Nachricht uns hierher!

Isotta.

Ich gehe.
Sie soll nichts wissen, eh' Ihr selbst es wollt,
Und bald erfahrt Ihr, wacht sie oder nicht (ab.)

Albrecht.

Doch! Doch! so soll es sein! Denn, ist sie falsch —

Doch ist sie's nicht; ihr Falschschein machte Treue
Zum Gaukler und entvölkerte den Himmel
Von seinen Engeln — ist sie falsch, so ist sie
In Falschheit Meisterin, und Forschen trüge
Sich selbst und wär' gelog'ne Warnung nur
An ihre Vorsicht — Schnell versammle, Hanns,
Das ganze Schloßgesind'; in Feierkleidern —
In jeder Hand 'ner Kerze Licht, in jedem Mund
Der Ruf: lang lebe unsre Herzogin
Frau Agnes! Drein im Jubel der Trompete
Beschwingter Ton, dem Ohr ein buntes Wimpel
Ueber dem Jubel flatternd — Alles, was
Zum Schwindel schwellen kann die Eitelkeit,
Und wenn nur einen Augenblick Verstellung
Im Ansturm jäher Ueberraschung kann
Ihr nüchtern Spiel vergessen machen, so
Beschwör' den Geist ich, wenn er's ist, der sie
Besitzt, herauszutreten auf ihr Antlitz,
Es Lügen strafend —
Ein unbewußt Geständniß abzulegen,
Ob sie der Ehrgeiz zog und Liebe nicht.
Du, an des Zuges Spitze, huldigst ihr
Und so, als riefe sie mein Vater selbst,
Des ganzen Landes frohe Zustimmung
Sie auf den Thron. Nun eile dich: ich hole
Derweil der Mutter reichen Fürstinschmuck
Aus seinem Schrein (ab.)

Isotta (kommt wieder)

Sie wird nichts erfahren.

Hanns.

Habt Ihr erfahren? Wißt ihr, was Er vorhat?

Isotta.

Noch eine Probe.

Hanns.

Er will den Finger in's Feuer stecken, um es zu prüfen, ob es brennt.

Iſotta.

Ich fürcht' es: doch —

Hanns.

Doch? Doch? Habt Ihr noch ein Doch? Steckt es ein mit eurer ganzen Kunſt. Seine Feder iſt ſchlaff geworden; Euer Drücken daran iſt vergebens.

Iſotta.

Und doch entlarv' ich ihm die Dirne!

Hanns.

Pah! Was wollt Ihr Einem zeigen, der ſeine Augen abſichtlich ſchließt, um nicht zu ſeh'n, was Ihr ihm zeigt? Ich möchte wiſſen, wenn ein Menſch etwas Anderes gefunden hätte, als er finden wollte. Den ganzen Weg über ſann er auf Mittel und verfiel in Fieberhaſt von einem Entſchluß auf den andern, bis er dieſen ausgegrübelt hatte, den, der unter allen möglichen am wenigſten zum Ziele führen kann — und eben darum. Er will finden, ſie ſei nicht falſch, oder Ausflüchte übrig behalten.

Iſotta.

Er ſoll keine übrig behalten. Eben jetzt läuft die Dirne mit einem Diadem, das ich ihr ſchenkte, von Zimmer zu Zimmer, von Spiegel zu Spiegel, iſt ſchon Herzogin in ihrem Schwindel, ziert ſich, ſpricht vornehm zu den Damen und dem Volke, die der Rauſch ihr vorgaukelt, verneigt ſich und führt ganze Schauſpiele auf. Ich will ihn heimlich zu ihr führen; er muß ſie, unbemerkt von ihr, beobachten, ſeh'n, wie Eitelkeit ihre Puppe an allen Dräthen zieht. Ich führ' ihn hin, eh' ſie des Spieles müde wird. (ab.)

Hanns.

Da kommt er ſelbſt, und, hab' ich Augen, ſchon wieder ein Anderer, als vorhin. Verflucht der Wahnſinn Liebe, wenn er ſolche Dinge knetet aus einem Dinge, das ein Mann war, eh' ſie über ihn kam. Und nur ein Bruchtheil mehr Kälte in dieſer hitzigen Miſchung, und der Neid ſelbſt müßte ſagen: es iſt einer!

Albrecht (kommt, den Schmuck in der Hand).

Wer glaubt, wird selig. Wie? wird selig? Nein!
Wer glaubt, ist selig schon. — Daß keine Brücke,
Kein Kahn zurück uns führt zu jenem Eiland,
Dem Paradies der gold'nen Kinderträume,
Den Mann, der ihre Dämmerung, gelockt
Von Durst nach Licht, verließ! Dem zweiten Mutterschooß,
So weich, daß Tausende freiwill'gen Schlummer
Darin vorziehen der Geburt an's Licht;
Der rosenhänd'gen Künstlerin,
Die um der Wahrheit knöchern Schreckensbild
Das Fleisch der Täuschung webt, die sammt'ne Lüge,
Aus Ros' und Lilie gewoben, spinnt.
Wer wär' ein Held, vergoldete die Bahn
Nicht Ruhm mit seinem Gold, wenn wesenlos
Und nichtig auch, wie Abendsonnenglüh'n?
Wer wär' beglückt durch eines Weib's Besitz,
Säh' durch ihr Kosen er ihr in das Herz?
Wer möchte sterben, gält' der dürre Scherge,
Der Tod, der Führer nicht zum Wiedersehn?
Und wenn ich glaubte nun, wär' ich nicht glücklich?
Ja — schärfte mir den Zweifel nicht Gewissen.
Zuviel hab ich geopfert, mit dem Scheine
Nur des Errung'nen, inn'rer Anklag' Kampf
Zu schwichtigen; wiewohl Nothwendigkeit
Die eig'nen Ketten polstert und mir sagt:
Ergib dich, denn untrennbar ist das Band!

Hanns (für sich).

Wär't Ihr ein Mann nur wieder, trennbar wär's.

Albrecht.

Und Liebe, die nicht lassen will vom Glauben,
Und Stolz, der nicht betrogen gelten will —

Hanns (wie vorher.)

Das ist's. Nun wahrlich! Euern Stolz will ich
Bewaffnen gegen Liebe und sich selbst.

Ihr sollt die Probe machen, wollt Ihr nicht,
Die Ihr ersonnen und nun lassen möchtet.
Ich geh' die Dirne doch zu überraschen;
Ihr sollt vergebens nach der Täuschung haschen. (Ab.)

Isotta (kommt).

Hier find' ich Euch —

Albrecht.

Was ist?

Isotta.

Sie wacht und — nein,
Ich sag's Euch nicht, Ihr müßt es selber seh'n,
Was Euch erglühen macht', und wär't Ihr Marmor.

Albrecht.

Was ist's?

Isotta.

Ein seliges Geschöpf! Wollt Ihr
Ihr süßes Treiben seh'n, so folgt mir leise,
Und heimlich führ' ich Euch in ein Versteck,
Wo Ihr sie sehen könnt, doch sie nicht Euch.
Und sel'ger überrascht sie Euch, als Ihr
Sie überraschen könntet, glaubt das mir!

Albrecht.

Sie betet? singt ein schlichtes Lied von Scheiden
Und Wiederfinden? spinnt des Liedes Stimmung
In wache Träume aus, den Faden netzend
Aus ihren Augen? spricht mit mir, den sie
Noch ferne wähnt? Wie?

Isotta.

Kommt nur, gnäd'ger Herr.

Albrecht.

Ich folg' euch. Hoffend, daß der Anblick endet
Die Zweifel all' und Furcht in Wonne wendet. (Beide ab.)

Hanns und der Pfleger des Schlosses treten auf.

Hanns.

Wie gesagt, Herr Pfleger, was in Regensburg vorgegangen, davon soll bei Herzog Albrecht's Zorn vor seiner fürstlichen Gemahlin nicht gesprochen werden. Er will nicht, daß die Gespenster Furcht und Sorge ihr junges Glücksgefühl welkend anhauchen. Und nun kommt, damit die Huldigung, die wir vorhaben, durch Zögern nicht den Reiz einer Ueberraschung verscherze.

Pfleger.

Ich habe das ganze Gesinde, auch die Söldner, die unter meinem Befehl stehen, in die große Halle zusammenrufen lassen.

Hanns.

So kommt. Keinen Augenblick verloren. (Beide ab.)

Ein anderes Gemach.

Mondschein durch die Fenster, sonst keine Beleuchtung.

Isolta, Albrecht treten auf.

Isolta.

Schnell, hierher, hinter den Vorhang! Sie wird gleich hereintreten. Haltet den Athem an, damit Ihr die süßen Gespenster ihrer Träume nicht verscheucht! Seht Ihr sie? So thut sie, wenn sie allein ist, seit wir in Straubing sind. Ist's nicht ein süß Geschöpf?

Albrecht.

Auf sel'ger Insel
Sitz' wieder ich bei Dir und ferne brandet
Das leere Treiben und der Lärm der Welt.
Des Zweifels Larven sinken todt zur Tiefe.
O zaubervoll Geschöpf in reicher Armuth,
Kaum halt' ich mich, Dich an mein Herz zu reißen.
Ein enges Stübchen, wenig Möbel nur,
Doch fest; im Herzen wenige Gefühle,
Doch unergründlich tief — fort, bunte Menge!
Herz, deine wahre Heimath ist die Enge!

Isotta.

Sie kommt —

Albrecht.

Da ist sie! Wie? ein trüber Schatten
Ueber dem Himmel? — Sehnsucht? Sorge? Ja!
Nimmt Liebe jeden Abschied doch für ewig,
Jed' Wiederseh'n als neugeschenktes Glück.
Die Liebe liebt den Schmerz; sie fürchtet gern,
Weil sie im Fürchten tiefer sich genießt;
Herz, fürchte nicht; ich lebe, bin dir nah!

Isotta.

Still!

Agnes (tritt ein, mit einem Diadem geschmückt).

Agnes.

Ich könnte mir Lichter bringen lassen; werd' ich doch einmal Herzogin hier, aber ich schäme mich. — Im Monde blitzt das Gestein nicht so hell' aus dem Spiegel. — Ach ja, die Base hat Recht; ich bin ein schönes Weib, so schön! — und klug bin ich auch — und so vornehm! Ich glaub', ohne den Spiegel wär' ich Herzogin geworden. — Herzogin — ich bin's ja noch nicht. Wenn ich nur nicht häßlich werd' vorher. — Ich will nicht daran denken; ich will lieber denken, wie's sein wird, wenn ich Herzogin bin. — Was denn zuerst?

Albrecht.

Was ist das? Liebe, rede mir es aus!

Isotta.

Ich verstehe nicht, was sie mit dem Spiegel meint. Aber habt Ihr je was Reizenderes gesehn?

Albrecht.

Mein Vater! Baiern!

Isotta.

Still; mäßigt Euer Entzücken, Herr! — Nun, Dirne, plaudre zu.

Agnes.

Flüsterte nicht etwas? — Es ist die Donau, die von dort drüben herüber rauscht. Nun bin ich Herzogin und mit meinem Herrn in Augsburg, um den Vater zu holen. Ja, so soll's sein! Wir sind in Augsburg. Die Leute drängen sich, wie sonst, mich zu seh'n. Da ist der Engel! Da ist der Engel! — Der Engel? sagen Andere; das ist ja die gestrenge Herzogin von Baiern, Frau Agnes! Die Trabanten voran. Nun sind wir schon an des Vaters Häuschen. Mein Handschuh fällt mir aus der Hand, (Sie läßt einen Handschuh fallen.) — Hanns Zenger's Hausfrau hebt ihn auf — (Sie hebt ihn auf und überreicht ihn.) — hier, gnädige Frau, — sie ist gut und ich hab sie lieb; aber vor den Leuten muß ich sagen: Gut so, ich danke euch! — Da kommt der alte Philipp um die Ecke. Da, Herr Seibelstorfer, gebt ihm das! Nein; kein Armer soll leiden, wenn ich Herzogin bin. Dankt nicht, Philipp! Schon gut, schon gut! Aber, Herr Schultheiß von Augsburg, kein leichtes Mädchen duldet mir auf den Gassen und auch an den Fenstern nicht, sonst geh' ich auf der Stelle! Und nun kommt der Vater aus dem Häuschen. Wie er staunt! Ja, ich bin's, und, seht Ihr, die Eh' ist doch gültig! Wie Ihr mir leid gethan habt — nun, Ihr glaubt mir's nicht. Und wenn Ihr auch nicht vornehm seid, ich will mich Euer nicht schämen. Wir können nicht Alle vornehm sein, gewiß nicht. Und habt ihr den Raimund noch bei euch? Siehst Du — oder seht Ihr, Raimund? Ja! das wird sich besser schicken! — wie lieb sie mich Alle haben? Seht Ihr nun, Raimund, wie Ihr den Vornehmen Unrecht gethan habt? — Aber da träum' ich, und es ist noch gar nicht so weit. Wer weiß, wie lange noch — nein! ich will ja nicht mehr daran denken. (Es tönen Trompeten.) Und nun ist Bankett auf dem Gewandhause; wir treten herein, da klingen Trompeten und Alles —

(In der Scene noch Trompeten und der Ruf:)

Hoch, Frau Agnes! von Gottes Gnaden Herzogin von Baiern!

Hanns Zenger, der **Pfleger**, das **Schloßgesinde**, Alle mit brennenden Kerzen herein; sie bilden einen Halbkreis um Agnes, wiederum von den Söldnern der Besatzung umgeben; **Albrecht** und **Ysolla** haben ihren Versteck verlassen.

Alle.

Hoch! und abermals hoch!

Hanns (kniend).

Herzog Ernst in München grüßt Euch als seine geliebte Schnur, Frau Herzogin!

Pfleger (ebenso).

Und wir sind die Ersten unter Euren Unterthanen, gnädige Frau, die Euch huldigen!

Isotta (den Schmuck aus Albrechts Hand nehmend).

Und ich bin so glücklich, Euch mit dem Herzoginnenschmucke zu schmücken, den Euer Herr mitgebracht!

Albrecht.

Es ist nicht wahr, und doch — ist es! Es ist nicht möglich, und doch — es ist!

Agnes (sich umkehrend, wird Albrecht gewahr, läuft auf ihn zu).

Seid Ihr's denn, lieber Herr? bin ich's? Und träumt' ich auch nicht? Und ich bin Herzogin? und ich seh' Euch?

Albrecht.

Ihr seht mich; doch es konnte geschehn, daß Ihr mich nicht wiedersahet.

Isotta.

Wie das, gnädiger Herr?

Albrecht.

Ich stürzte unterwegs —

Isotta.

Ihr stürztet? Wie Ihr mich erschreckt!

Albrecht.

Mein Pferd strauchelte hart an einem Abgrunde —

Isotta.

Ihr fielt doch nicht — o, so redet doch!

Albrecht.

Sie hört's kaum — sie müßte fragen.

Hanns.

Die Tiefe öffnete einen Rachen voll scharfer Felsenzähne, spitzig genug, einen Harnisch zu durchbeißen. Wahre Reihnadeln,

und so lang, daß soviel Fallende, hintereinandergespießt, daran Platz gefunden hätten, als Lerchen an einem Bratspieße.

Isotta.

Ihr seid doch nicht verletzt, gnädiger Herr? Gewiß, Ihr seid's, und verhehlt's uns nur, uns nicht zu schrecken.

Agnes.

Immer wieder möcht' ich fragen: ist's wahr? Hundertmal hab' ich das Alles schon daheim geträumt. Wie war ich dann traurig, wenn mich der Vater weckte. Wie ich albern bin, lieber Herr! Glaubt Ihr's wohl, jeden Augenblick fürcht' ich, jetzt wird er rufen, und es ist wieder nur ein Traum?

Isotta.

Eine größere Gefahr drohte Euch. Euer Herr — Ihr wißt's nicht —

Agnes.

Wie Ihr ängstlich seid; da steht er ja gesund! — Und es ist doch wahr!

Albrecht.

Ja, es ist wahr! es ist doch wahr!

Agnes.

Und wie der Schmuck schön ist — ach, seht doch nur, lieber Herr!

Albrecht.

An dem Weibe, das ihn trug — Mir flirrt's vor den Augen. Hinaus, wo mich Niemand sieht! Nicht der Mond darf mich bescheinen! (Ab.)

Agnes.

Wie nennt man das?

Isotta.

Ein Diadem, gnädige Frau.

Agnes.

Wird mir's auch stehn? Seht doch einmal. Meine Hände zittern vor Freude. Wie meint Ihr, Herr? Wo ist er?

Beate.

Er ging hinaus.

Agnes.

Und ſagte nichts? Wär' er krank?

Beate.

Er ſah finſter aus; er war blaß wie die Wand.

Iſotta.

Und kam ſo heiter von Regensburg und war's nur eben noch

Beate.

Gewiß, ihn hat was recht bitter verdroſſen

Iſotta.

Nun — aber gewiß nur der Leute wegen.

Agnes.

Wißt Ihr, was?

Iſotta.

Nun — aber verzeiht, gnädige Frau — Ihr ſpracht nich redetet die Leute nicht an. Hörtet Ihr, wie er an ſeine Mutte dachte? denn ſie trug den Schmuck vor Euch. Seine Mutte hätte an Eurer Stelle mit den Leuten geredet. Sie war ein Fürſtin! Sie ſprach ſo, daß Gelehrte verſtummten, und in ſi allein verliebte Kunſt ſich ſelbſt vergaß, um keines ihrer Wor zu verlieren. Sie war die Huld ſelbſt im Reden; mit wem ſ ſprach, der fühlte ſo lang' ſich größer, und doch verlor ihre eige Größe nichts dabei.

Agnes.

Ich hätte reden ſollen, meint Ihr?

Iſotta.

Ja; doch nur der Achtung willen, die Achtung erzeigen Eu eingebracht hätte. Es wäre nur natürlich, wollte er Euch g achtet ſehn; und vielleicht — daß er erwartete, Ihr würdet ſe angefochten Urtheil thätig in Schutz nehmen.

Agnes.

Ich verſtehe Euch noch nicht.

Iſotta.

Denn ſeht: Wär't Ihr eine gebor'ne Fürſtin, man nähme ſ

Recht, was Ihr thätet; da Ihr's aber nicht von Geburt seid, müßt Ihr durch Euer Benehmen die Menschen zwingen, Euch herzoglich zu finden! Schwerer jederzeit wird's dem, der aus eig'ner Kraft gestiegen, sich oben zu halten; denn die Alles bezwingende Macht der Gewohnheit kommt ihm nicht zu Hülfe, sie ist seine Feindin.

Agnes.

Ihr meint, ich bin nicht gewesen, wie eine Herzogin sein soll? Ich will ihm doch nach. Meint Ihr nicht? ich will ihm versprechen —

Isotta.

Nein, gnädige Frau, Ihr seid kein Bürgerweib. Nie sah ich das eine Fürstin thun. Denkt, daß all' die Leute hier Eure Geberden beobachten. Seht heiter aus, doch voll Würde. Die Niedern rächen sich gern an dem, dem sie gehorchen müssen, durch Spott hinter seinem Rücken; drum laßt sie nicht in Euer wahres Herz seh'n; ihr Urtheil über Euch, das er in ihren Mienen läse, müßte ihn kränken in seiner und Eurer Seele.

Agnes.

Sind die Leute wirklich so? Mir ist, als preßte der Schmuck mir das Herz zusammen.

Isotta (für sich).

So treib' ich die alberne Dirne in ein neues Gebahren, dessen Zwang ihre Hoffahrt rächend straft und, seinen Zweifeln Recht gebend, ihn von ihr scheiden muß.

Agnes.

Was sagtet ihr?

Isotta.

Mir fiel ein, ich könnte doch irren.

Agnes.

Nein; so wird es sein, wie Ihr sagt. Daran hab' ich nie gedacht; jetzt erst fällt mir's auf's Herz!

Isotta.

Seid heiter; ich will nicht müde werden, die schwere Last der

Größe euch tragen zu helfen. Kommt, gnädige Frau. — Die Frau Herzogin dankt gnädigst Euch Allen und wird sich in ihre Zimmer zurückzieh'n.

Hanns.

Darf unser ehrerbietiger Jubel Euch begleiten?

Agnes.

Was sag' ich? Ich bin in mir selbst irr'. Ich bin hier fremd: jetzt weiß ich's erst. Nehmt Euch meiner an!

Isotta.

Um Gott, stolz aufgerichtet! Laßt sie keine Verlegenheit merken! — Fürstliche Gnaden erlaubt Euch, sie bis an ihre Zimmer zu begleiten.

Agnes.

Ich dank' Euch, Euch Allen; gewiß, ich dank' Euch.

Hanns.

Nach Augsburg an Euer Baderfaß! Dafür wollt' ich Euch danken!

(Alle mit Hochrufen und Musik ab und mit den Kerzen, daß nur Mondschein das Zimmer erhellt.)

Albrecht (tritt auf.)

Hierher verfolgt mich die Musik nicht mehr,
Der Hölle Hohn in's Ohr mir gellend; hier ist
Kein Auge mehr, das mit dem Spott mich stachelt,
Den ich ihm selber leihe. — Schändlich! schändlich! schändlich!
Und schlimmer noch als schändlich; lächerlich!
Der Wahrheitsjäger selbst im Netz der Lüge,
Ein zappelnd Wild, und nicht durch fremde List,
Durch eig'ne Ueberklugheit! wie zum Hohn
Vor Lüge flieh'nd ihr in den Arm gefloh'n.
Und dann geprahlt noch — o des Witzes Krone!
Ein Narr, ein feierlicher Narr, ein heldenhaft

Gespreizter Hannswurst, naf'geführt, gehänselt
Von einer Gaukeldirn', in toller Posse
Den Fürstenhut vermählt der Narrenkappe,
Entweihend, was zu weih'n er sich vermaß,
Und Lüg' als Wahrheit auf den Thron gestellt!
Recht, Mond, verhüll' dein Aug' im Schleier, schäm' dich
Für mich, da ich's nicht thu', im jähen Abfall
Verhärtet zu 'nem alten Possenreißer,
Der Ehr' in Schande sucht, taub für Versöhnung,
Die Brücke von dem Herzen in die Wange
Zerbrochen und das Blut, vom häuf'gen Ansturm
Träg, feil und fühllos jedem Sporn der Scham,
Und bergen noch mit glatter Mien', damit
Der eig'ne Hohn nicht schwillt zum Hohn der Welt.
Und hingeworfen — was, darf ich nicht denken —
Ist's möglich? und mich gängelt Liebe noch?
Noch? nun, da blos die baare Lüge steht,
Nur im Gewand der eig'nen Häßlichkeit,
Ein eitel gaukelnd Ding, ein Schmetterling,
Halt' ich den Schleier, den sie selbst läßt fallen —
So mich nun müh'nd im eigenen Betrug,
Da sie nicht Müh'n mehr werth des Mühens hält —
Auf ihren Schultern fest, und schließ' die Augen,
Der Wahrheitshung'rer, Wahrheit nicht zu seh'n?
Und doch — beim heil'gen Gott — wüßte sie Lüge sich,
Sie würde sich verbergen, ja, beim Himmel!
Und sich verrathen durch das Uebermaaß
Des Mühn's darum, nicht der Mühlosigkeit.
Das Weib ist eitel; und ein armes Mädchen,
Das still im Thal ein nied'res Veilchen kroch,
Tief überdeckt von ihrer Blätter Schatten,
Gerissen an der Hoheit blendend Licht,
So plötzlich' in die Höh', soll schwindeln nicht?
Ja, wahrlich! sie nicht tadl' ich, nur die Probe,
Und mich, daß ich den flücht'gen Augenblick

Nahm für den ganzen Menſchen; daß ich treulos,
Geſundheit krank zu ſchelten, ſelbſt Geſundheit
Erkranken macht! Nein; erſt laß' entweichen
Den Schwindel, dann wird ſie ſich Wahrheit zeigen! (ab.)

Ende des zweiten Aufzuges.

Dritter Aufzug.

Erste Scene.

Zimmer im Schlosse zu Straubing.

Früher Morgen.

Albrecht (tritt auf).

Doch fällt's nochmal Euch ein, zu prüfen, sagt ihr,
ie soll nicht Eure Herzogin mehr sein."
Bie? ist's schon Tag? — „nicht Herzogin mehr sein,
nd seht, wie lang dann ihre Liebe hält,
ie Liebe von zwei Stunden" — wie?
annt' er sie so? —
a, Zweifel, laß' mich, oder nimm mich ganz —
o oder so, und wieder wär' ich Mann!
Doch hin und hergerissen — „von zwei Stunden" —
a wahrlich! eine Liebe von zwei Stunden,
icht älter einen Augenblick!
Und schon so stark!" — Wie? ist sie's nicht bei mir?
in Augenblick ist lang' genug, um Krankheit
u zeugen, die oft später Tod erst heilt;
Darum nicht — „sagt ihr" — doch mit welchem Vorwand,
aß Prüfung nicht, durchschaut, sich selber höhnt?

Agnes (will schweigen und sieht sich erst um).

Albrecht.

„Sagt ihr“ — Was soll das?

Agnes.

Zürnt nicht, Herr!

Albrecht.

Seid Ihr's?

Ich will allein sein.

Agnes.

Herr, seht nicht so finster,
Ich kann nicht reden sonst, und, Herr, Ihr glaubt nicht,
Wie schwer mir's ward. Und doch, Ihr ruft mir nicht,
Ich mußt' ein Herz mir fassen.

Albrecht.

Ein Herz?

Habt Ihr ein Herz? Ha, welch' ein Zauber
Geht mit dem Mond, daß er die Wolken bannt,
Der er doch selber aufstieg aus dem Meere,
Den wilden Sturm nicht toben läßt und ihn,
Indem er selber doch ihn reizt,
Zum Schmerze dämpft?

Agnes.

Ich weiß nicht, Herr,
Doch heißt's, der volle Mond vertreibt Gewitter.
Ihr sprecht von gestern Abend?

Albrecht.

Ja, und länger.

Agnes.

Ja, gestern sah ich's selbst. Der ganze Himmel
War schwarz von Wolken, in der Ferne schon blitzt' es,
Da ging der Mond auf.

Albrecht.

Wie 'ne Herzogin,

Verglicht Ihr nicht?

Agnes.

Doch, Herr; ich dacht' an Euch,
Und wie Ihr freundlich war't in jener Nacht,
Da Ihr von dem Turniere kamt, dann zürntet,
Und sagtet nicht, warum; und wie so oft
Ich an dem Fenster stand seitdem und sah
Euch hin und hergeh'n lange Nächte lang,
Und sah' Euch doppelt durch die nassen Augen,
Und tausend gute Nacht wohl sandt', und weinte,
Daß keine einzige zurück mir kam; —
Wie nun der volle Mond aufging, da schwanden
Die Wolken bis auf eine, die stand tief
Und ward zu Regen; da war't Ihr der Mond,
Der bleich über der Wolke stand im Zürnen;
Und ich die Wolk', die unter ihm zerfloß.

Albrecht.

Das kann nicht Lüge sein; so wahr — wie wahr?
Wie da, als sie mir log, ich sei ihr fremd,
Und dort, o Holl', im Spiegel!?
Und Blödheit selbst, die sich verrathen so,
Griff nach der alten Lüge hier.

Agnes.

Herr, sind Ihr krank?
Die Nacht, als Ihr von Regensburg zurückkamt,
War't Ihr gestarzt.

Albrecht.

Damals vergaßt Ihr mich —

Agnes.

Helft mir, mein lieber Herr;
Allein find' ich nicht aus, was Euch so quält!

Albrecht.

O liebtest du, du thauest Eisigkeit!
Was ist das?

Agnes.

Herr, Trompeten.
Sie kunden einen Gast.

Albrecht.

Heda! wohin?
Bleibt, bitt' ich: 's ist der Kanzler Tuchsenhauser,
Ein Gast, dem freundlichen Empfang wir schulden.
Ha! muß ich Euch jetzt bitten?
Heda! die Frau'n der Herzogin!
Nehmt Euch zusammen; zeigt dem Gast nicht dies
Gesicht; Ihr habt ja zwei Gesichter, wie?

Agnes.

Ich weiß nicht, was Ihr meint.

Albrecht.

Ihr sollt die Herzogin jetzt spielen, mein' ich.
Wie? habt Ihr das Gesicht verlegt? Ihr hattet's
Nur neulich noch, als Gundelfingen kam.
Da war't ihr fürstlich.

Agnes.

Herr, ich gab mir Mühe;
Doch war ich's nicht, denn Ihr war't unzufrieden.
Ihr sagtet's nicht, allein ich fühlt' es wohl.
So scharf sahst Ihr nach mir; Ihr meintet nicht,
Daß ich es merkte; doch das machte mich
Verwirrt; ich wußte nicht mehr, was ich sprach,
Noch was ich that; nur daß ich immer mehr
Mich mühte, daß Ihr immer finst'rer blicktet,
Statt freundlicher; gewiß, ich macht' Euch Schande, —
Und doch, gewiß! ich wollt' es nicht.

Albrecht.

Ja — mir?
Mir zu gefallen gabt Ihr Euch die Müh'?
Ei, armes Weib, das so sich zwingen muß
Zu thun, was ihr zuwider ist! Da kommt der Gast.
Ich bitte, seid was strifer! So!

(Der Kanzler, Hanns, Motta kommen.)

Albrecht.

Ei willkommen, alter Herr! Begrüßt ihn, Frau Agnes; sagt ihm, Ihr freut Euch, ihn zu sehen!

Agnes.

Ich freu' mich, Herr, gewiß!

Albrecht.

Ei stolzer! stolzer!

Agnes.

Seid uns willkommen!

Albrecht.

Hirn, ich werde irr'!

Kann wer so heucheln?

Agnes.

Wär' er wieder fort!

Kanzler.

Tiefsten Dank, gnädiger Herr, und Euch lege ich mein Herz zu Füßen —

Albrecht.

Hat man das erlebt?

Kanzler.

Was, gnädiger Herr?

Albrecht.

Daß ihr Euer Herz einer Dame zu Füßen legtet? Böse Menschen — nicht am Hofe, denn da giebt es keine bösen Menschen — böse Menschen behaupten von Euch, Ihr hättet es Euch ausschneiden lassen, weil's Euch hinderlich war am Hofe, und in der Maschine —

Kanzler.

Ja, gnädiger Herr, wie es die Läufer mit ihrer Milz thun? Doch Ihr verderbt mir meine Rede. — Nun, man hat's erlebt —

Albrecht.

Also doch —

Kanzler.

Daß man sich fing in seiner eigenen Redekunst

Albrecht.

Ah so.

Kanzler.

Euch dank' ich ehrerbietigst, hohe Herzogin — der Schönheit Königin —

Albrecht.

Würde der Dichter sagen. Allein — doch davon nachher! Und somit, Frau Agnes, bitten wir Euch um Urlaub. Bei seinem Geh'n wird der Herr Kanzler die Herzogin von Baiern begrüßen, hoff' ich.

(Agnes. Kanzler. Pagen ab.)

Albrecht (nachsinnend).

Wahr und doch Lüge — Lüge und doch wahr!
Das drückt die Sporen ein und reißt zurück doch,
Und bäumt das Hirn zum Wahnsinn,
Und macht mich Weib genug, ihr nachzuseh'n,
Thaufeucht, wie End' der Scheidesonne Geh'n.
Ha, ich vergesse mich! —
Und nun zu dem, was Ihr mir bringt, Herr Kanzler.

Kanzler.

Hier, gnädiger Herr, ein Schreiben von Eures Vaters fürstlicher Gnaden eig'ner Hand.

Albrecht (hat geöffnet; für sich).

Die Zeilen strafen mich und jeder Buchstab'
Faust Sturm auf seines Sohnes Herz; es braucht
Des Zornes nicht, der sie beseelt. — Ich will
Es später lesen und die Antwort senden.
Was Neues sonst, Herr Kanzler Tuchsenhausen?

Kanzler.

Gnädiger Herr, die Ritterschaft und die Stände von Baiern — da Eures Vaters fürstliche Gnaden ihnen zu lange zu zögern scheint in dem, was sie für nöthig halten, — ja, die Stände haben einen Tag und einen Ort gesetzt, um unter den Flügeln des Herrn Burggrafen von Nürnberg wegen deß' zu berathen, was seit dem Turniere zu Regensburg alle Herzen erregt, und

was, obgleich nicht neu mehr, doch so neu erscheint, daß es alles Neue neben sich alt macht.

Albrecht.

Himmel! solchen Lärmen um einen umgestoßenen Haubenstock! Mit Hirn ausstopfen, wäre der beste Rath für Schädel, die so an überflüssigem Echo krank sind. Aber es sind schlechte Jahre für dies Gewächs; es will nicht gerathen.

Kanzler.

Im Interesse meines gnädigen Herrn forscht' ich selbst auf meiner Reise — anderwärts ließ ich's durch Freunde thun —, um aus den einzelnen Meinungen mir den Spruch, der erfolgen möchte, vorbildend zusammenzusetzen. Das Resultat war — aber verzeiht, gnädiger Herr, ich muß in ihrer Sprache reden.

Albrecht.

Ja, Ihr redet lieber fremde Sprachen; daß ich es anders halte, werdet Ihr, hoff' ich, bald hören.

Kanzler.

Nun, die Meinung ist — ich benutze Eu'r fürstlichen Gnaden Vergünstigung —: fiel' es Euch schwer, Euch von dem — Gegenstande Eurer Anbetung zu trennen, so möchtet Ihr sie behalten, als — verzeiht, als — Euer — Schätzchen —

Albrecht.

Als — Himmel und Erde! sprecht mir das Wort nicht noch einmal aus!

Kanzler.

Da aber Baiern der Erbfolge und davon abhangender Ruhe und Sicherheit wegen einer Herzogin bedürfe — wolle sagen: einer wirklichen, das heiße: einer geborenen Fürstin, so werde man fürstliche Gnaden — ernstlich vermahnen müssen, zu solcher ebenbürtigen Verbindung —

Albrecht.

Wie? Mir das? Albrecht dem Wittelsbacher?

Kanzler.

— Des Nächsten zu schreiten. Widrigenfalls —

Albrecht.

Widrigenfalls? —

Kanzler.

Nun, man habe es erlebt — Euer fürstlichen Gnaden seie die Ansprüche nur zu bekannt, die Euer Vetter, der Würtige, Her Ludwig zu Ingolstadt fürstliche Gnaden, wiederholt an Euren Herzogthume geltend zu machen versuchen wollen — und so —

Albrecht.

Und so — ich will Euch der undankbaren Mühe entheben fremden Unsinn weiter nachzuschwatzen, Herr Kanzler — und so — werden sich fürstliche Gnaden, Herr Albrecht, durch den Vorgang der Entsetzung einschüchtern lassen — und so — Wie? muß man fortwährend um sich hauen, um von diesen auserwählten Spatzen der Weisheit nicht für einen alten Hut, über Stock und Stumpen hängend, gehalten zu werden? Kein Vater wird einem Sohn so gehorsam finden, als mein Vater mich, wo ich ihm gehorsam sein darf; aber jenen Puppenspielern der Majestät sagt: Albrecht der Bierschlächer habe die Drähte zerschnitten, an denen sie ziehn. Ihm gelte nur der adlig, den sein Verdienst adle; fürstlicher sei sein Blut an Wahrheit, Ehr' und Treue, und würdiger der Baiernbraucht, als das seine; und ob er selbst ein höheres Anrecht an diesem Thron geltend machen könne, als das zufällige der Geburt, — ei nun, sie seien in dem Falle, darüber Aufklärung sich zu verschaffen. Und — doch genug, übergenug davon! Wie lange werdet Ihr bei uns bleiben, Herr Kanzler?

Kanzler.

Gnädiger Herr, ich habe nicht Macht, meine Flügel gelassen zurückzuhalten. Vergönnt mir noch, mich bei Euer hohen Gemahlin zu beurlauben.

Albrecht.

Ich folge Euch, aber den Abschiedstrunk sollt Ihr mir nicht verweigern, eh' Ihr weiter fliegt!

(Kanzler ab.)

Albrecht.

War's wahr, ich sprach ein großes Fürstenwort
Doch fühlt' ich, was ich sprach? Ein hohler Prahler,
Ein Schatten, der, nachäffend, vor'ges Sein
Verhöhnt! Ha, Mühlgeklapper, weiter nichts!
D'rin liegt des Werkes Seel', der Müller todt,
Drauß' klappt indeß die Mühl' mechanisch fort,
Nicht Körner mahlend mehr und darum nur
So lauter klappernd. Wie? Was thu' ich denn,
Mein Dräuen wahr zu machen? Such' ich Freunde
Und werbe Söldner? Häuf' ich Waffen auf?
Die schlechte Gegenwart belügend, mach' ich
Zum Lügner bessere Vergangenheit
Und setze Mannespläne, die als Knab'
Ich faßte, nun als Mann zu Knabenträumen
Herab, vom Zweifel hin und her und Glauben
Geschaukelt zwischen Stolz und Reu', am Zweifel
Die Reue wachsend und an Reu' der Zweifel
Im Wechselzeugen ohne End'. — Stets thu'
Dem Manne, Schicksal, so, der zweier Dinge
Sich frevelnd so vermißt, daß keinem er
Gerecht wird und an einem kränkt das and're,
Gewißheit! Könnt' ich wünschen doch, ihr Drohn
Wär' Wahrheit schon und ich der Kron' entsetzt,
Dann weiß ich sicher, ob dies Weib mich liebt,
Ob nicht, und die Gewißheit, diese Mutter
Der Manneskraft, sie schüfe mich
Zum zweitenmal zum Mann. Ha wie — wenn ich —
Hier dämmert der Gewißheit Morgengrauen,
Die Sonn' verkündend — Strahl, erlisch mir nicht,
Eh' du die Hoffnung mir entzündet! — wie?
Ja, so halt' ich dich fest! Wenn sie erfährt,
Was mich bedroht, und finst'rer mal' ich Nacht,
Als schon sie ist — und ich ihr sage:
Willst Du nicht Herzogin mehr sein, bin ich

Gerettet? Ja, so sei's; und sagt sie Ja,
Dann, Erd' und Himmel tragend, halt' ich sie
Auf meinem Schild als Baierns Herzogin —
Was sag' ich? Deutschlands Kaiserkrone setz'
Ich erst ihr auf ihr Haupt! Doch sagt sie Nein,
Von diesem Herzen
Reiß' ich sie los, und sollt's zerrissen sein! (ab.)

Der Pfleger des Schlosses, Ritter **Landsberg** treten auf.

Landsberg.

Den Lärmen von dem Besuche des Kanzlers bei Eurem Herrn benutzt' ich, mit Hilfe dieses Reitermantels mich Euch unerkannt von Andern zu nähern.

Pfleger.

In fremder oder eigener Gestalt, Ihr seid mir willkommen, Herr Landsberg! Noch willkommner, kündet Ihr mir Gutes von dem Befinden des Herrn Vizedom sagen.

Landsberg.

Diese Angabe zu Eurer Freundlichkeit kann ich mir nicht zu Nutze machen. Der Vizedom krankt seit dem Turnier von Regensburg — nun, ihr wißt — von Tag zu Tag dem Tod sichtbar entgegen, und nur die Gewalt eines Gedankens, eines noch ungelösten Geheimnisses hält die reisefertige Seele noch in dem verfallenden Hause zurück. Ich wünschte, Ihr führtet mich an einen Ort, wo unserer Unterredung Störung weniger droht als hier.

Pfleger.

Kommt mit und sprecht Euch aus. Ich hab' ein Ohr, das zu empfangen, was Ihr mir mitteilen wollt; aber keinen Mund, es weiter zu geben. Herr, mit dem Vizedom stirbt de baiersche Ritterschaft, und — doch kommt, Herr! Es wär Manches zu sagen. (gehen ab.)

Agnes, Beate (von der Halde herab).

Beate.

Ja, Euer Gnaden —

Agnes.

Sei still, Beate!

Beate.

Muß ich nicht so zu Euch sagen? Ei, gefällt's Euer Gnaden nicht mehr, Euer Gnaden zu heißen? Ja, Ihr sollt lachen, darum sprech' ich so, nicht, damit Ihr noch trauriger werden sollt. Das hättet Ihr nicht gedacht in Eures Vaters Gärtchen, daß eine der Herzogin müde werden kann?

Agnes.

Nimmermehr!

Beate.

Daß Ihr nicht singen sollt, nicht in den Garten laufen, wenn Ihr Lust habt — und immer der Schweif von steifen Damen hinter Euch drein!

Agnes.

Ja, was mir lieb ist und was ich kann, das darf ich nicht — und soll thun, was ich nicht kann. Und doch wollt' ich nicht müd' werden, säh' ich nur, es hälfe. Aber er wird nur immer wunderlicher. Ich glaub' schon, es ist nicht darum; aber warum sonst, das sagt er nicht. Manchmal, wenn ich im Bette aufsitz' die lange Nacht und kann nicht schlafen, da fällt mir ein, was mir mein Vater sagte —

Beate.

Wie? daß er es falsch meint, und wollt' Dich nur verlocken?

Agnes.

Nein! ich bin falsch, Du bist falsch, die ganze Welt ist falsch — er ist's nicht!

Beate.

Aber was sonst?

Agnes.

Nun, daß es ihn reut.

Beate.

Muß er's denn an Dir auslassen? Hast Du denn ihn dazu gebracht, oder er Dich?

Agnes.

Ich wollt', ich wär' nie bei der Baf' gewesen — nie! dan
wär' ich nicht sein Weib geworden. Damals war mir's nur u
die Herzogin; ich glaub', damals hatt' ich den Raimund lieb
als ihn; bis ich ihn sah und er auf dem Bankett um mich war
Und auch nachher hab' ich zu viel an die Herzogin gedacht, u
zu wenig an ihn.

Beate.

Weißt Du? der Raimund ist hier?

Agnes.

Auf dem Schlosse?

Beate.

Nein, in der Stadt, er ist Söldner geworden beim Bi
dom. Wenn Du den Raimund genommen hätt'st, der wär' nic
so geworden gegen Dich, wie der Herzog. Komm', wir wollen
das abgelegenste Zimmer geh'n; da wollen wir unf're alten Lie
chen singen und plaudern und wollen denken, wir sind wied
im Gärtchen.

Agnes.

Ja, im Gärtchen, wie war's schön! Daß ich noch i
Gärtchen wär'! Aber mein Herr müßte mit sein, aber nicht e
großer Herzog, ein armer Badergesell', wie der Raimund wa
Der arme Raimund!

Beate.

Komm', sei lustig!

Agnes.

O mir ist das Herz schwer, mir ist das Herz schwer,
glaubt mir's Niemand, wie schwer mein Herz mir ist!

Es treten auf Albrecht, Hofla.

Schluß des Fragments.

Tiberius Gracchus.

(Ein Fragment.)

Personen.

Mucius Scävola, römischer Consul.
Publius Scipio Nasica
Lentulus
Servilius
Rävius } Senatoren und Optimaten.
Gajus Lälius
Marcus Pollio } Senatoren.
Tiberius Gracchus
Marcus Octavius, ein Reicher } Römische Jünglinge.
Publius Saturejus, ein Demagoge.
Mucius
Gajus } gemeine römische Bürger.
Strabo
Ein Pergamenischer Gesandter.
Ein Schreiber des Consul.
Ein Herold.
Freunde Tiber's.
Senatoren von Nasica's Partei.
Senatoren von Lälius' Partei.
Volk. Clienten und Sclaven der Optimaten.
Gefolge des Pergamenischen Gesandten.
Volkstribunen. Lictoren.
Claudia, Tiberius Gracchus' Gemahlin.

Das Stück spielt in Rom im Jahre 133 v. Chr.

Erster Aufzug

Ein Platz in Rom. Vorn, dem Schauspieler rechts, beginnt eine Straße. Hinten eine Halle mit Sitzen, mit breitem Eingange, welcher durch einen Vorhang geschlossen werden kann, dessen Außenseite mit den Wänden, in welchen der Eingang, das säulenverzierte Portal einer Curie darstellt.

Erster Auftritt.

In der Halle sitzen der Consul **Mucius Scävola** und **Senatoren**, darunter **Nasica**, **Servilius**, **Lentulus**, **Rävius**, **Läkius**, **Pollio**, und **Andere von** Nasica's und Läkius' Partei. Ein **Schreiber**. Vor dem Eingange zu beiden Seiten sitzen Lictoren, links dem Schauspieler steht wartend **Tiberius Gracchus**.

Scävola.

Verlies, Schreiber, den Senatsbeschluß über den Vertrag mit den Numantinern und dem Quästor Tiberius Gracchus, der ihn schloß.

Schreiber (lieſt).

„Senat und Volk“ —

Scävola.

Noch haltet ein — iſt Tiberius Gracchus hier?

Tiberius.

Hier, Conſul, und des Beſchluſſes gewärtig.

Scävola.

Lies weiter.

Schreiber (lieſt).

„Senat und Volk haben beſchloſſen, den Vertrag, von Tiberius Gracchus als Quäſtor des Conſuls Mancinus mit dem Volk der Stadt Numantia in Spanien geſchloſſen, für ungültig zu erklären, weil ſchimpflich für die Ehre des römiſchen Namens und — darin den Entſchließungen der Väter, treuer Bewahrer römiſcher Ehre, in früherer Zeit und unter ähnlichen Umſtänden folgend, — genannten Tiberius Gracchus als Urheber und Gewährleiſter des Vertrages nackt und bloß dem Volke der Stadt Numantia auszuliefern, damit dieſes ſeines Schadens an ſeiner Perſon nach Gefallen ſich erhole.“

Rafica.

So lautet der Senatsbeſchluß. Haſt Du,
Tiberius Gracchus, etwas noch zu ſagen?

Tiberius.

Viel — oder Nichts, Rafica. Hätt' ich billige Richter —
Ich hab' ſie nicht — ſprach' ſchweigend ich genug;
So, ſetzt' ich tauſend Worte, ſprach' ich Nichts.
Ob der Vertrag, der zwanzigtauſend Bürger,
Unzingelt ſo, daß keine Tapferkeit,
Und war ſie mit Marcellus' Muth gepaart,
Den Tod zum Heldenſchmuck verklären konnte —
Ob der Vertrag, der zwanzigtauſend Krieger,
Ruhmloſem Tod verfallen, Rom gerettet,
Die Ehre Roms beſchimpft — ich weiß es nicht;
Doch denk' ich, daß er deßhalb Rom beſchimpft,
Weil ich ihn ſchloß.

Nasica.

Vernünftle nicht, ergieb Dich, sei bereit
Zur Reise. Heute noch trittst Du sie an.

Tiberius.

Sehr eilig hast Du's! —
Ich bin's, ich bin ergeben und bereit.
War je ich Römer, heute darf ich's zeigen,
Den Einzelwillen dem gesamten beugend.
Fremd überdies ist meiner Seele Trotz,
Und was ihm gleicht. — Seht Ihr, mich tief erregt,
Um das ist's nicht, dem ich entgegengehe;
Sei's Tod, wie's denn wahrscheinlich, sei's Entehrung,
Schlimmer als Tod — und diese ist gewiß —
Nicht, was mein harrt, nein, was zurück ich lasse,
Droht meiner Fassung, macht das arme Wort mir
Im Busen beben. *) Nicht mein eigen Los,
Roms Schicksal ist's, das mir die Augen netzt.
Wär' lieber meines Geistes Auge blind,
Daß ich's nicht sähe, wie die fremde Masse
Der Sclaven furchtbar drohend sich vermehrt,
Derweil die freien Bürger — Noth und Hunger
Wirft würgend auf den Grund sie, der die Fremden
Pflegend ernährt — in gleicher Schnelle schwinden
An Zahl und Wehrkraft. Säh' ich's, sah' ich nicht
Den Unglückstag sich nah und näher nah'n,
Der jene fremden Massen übermüthig
Zertrümmernd wirft gegen die Freiheit Roms,
Und das — hat keinen Rächer, keinen mehr!
Ein kurzer Tag würgt Freiheit, Ruhm und Größe,
Weltherrschaft, Glanz, Gewalt des armen Roms,
Den Prachtbau der Jahrhunderte — ein Tag!
Seh' ich allein ihn nah'n? Und giebt's kein Mittel,
Das ihn zurückhält? Götter! Alle sehen's!

*) tödtet mir das Wort
Noch ungeboren.

Es giebt ein Mittel, doch Rom braucht es nicht:
Ein Mittel, das kein Recht verletzt, nein! das
Verletzte Rechte heilt; ein Mittel, welches
Das Volk verjüngt und seine Wehrkraft mehrt
Und Zahl, und jene fremden Droher mindert.
Die Ländereien, in früh'rer Zeit erobert,
Und ehe sie der Staat vergab, von Reichen
Bebaut — verjährig hieß es da, doch sah'n sie
Das nicht Zurückgefordert; warum man es
Zurück nicht forderte, ich weiß es nicht;
Nun, es geschah nicht, und die Ländereien,
Die ihr Besitzer, denn noch ist's der Staat,
Zurück nicht forderte, gewohnten sie sich
Wie ein rechtmäßig Eigenthum und rechtliche
Erwerbung anzieh'n — o gebt, Ihr Reichen, —
Ihr bleibt noch reich genug, auch ohne Unrecht;
Ruhmvoll wird's scheinen, was nichts ist als nackte
Gerechtigkeit, thut Ihr's freiwillig; — gebt,
O gebt die Ländereien heraus, vertheilt sie
Nach gleichen Rechten unter's Volk und Euch.
Ihr rettet so für immer, was sonst Euch
Verloren ist und Jenen, rettet Rom.
Was sagt Ihr? Nichts? Ich seh durch kalte Blicke
In kalte Herzen; das ist schlimm'rer Tod,
Als mir der Spanier geben kann. Man sagt,
Das Wort von Sterbenden hab' größre Kraft,
Uebermenschliche; es ist nicht wahr!
Ich bin ein Sterbender, doch diese rühret
Mein Wort nicht; diese rühret kein Wort, und sprächen es
Die ewigen Götter selbst. Ja euch, Ihr Götter,
Der Armen letzte Zuflucht, wend' ich mich:
Rom's Armen gebt Geduld, den Reichen leiht
Einsicht und Milde gegen ihre Brüder,
Daß sie das sind, was sie sich heißen lassen,
Mit Wahrheit sind, was jetzt mit hohlem Klang

Die Väter Roms. Euch bitt' ich, hohe Götter,
Euch bitt' ich, fleh' ich, ruf' ich, Euch beschwör' ich,
Götter — ich kann nicht mehr — o Rom — o Rom!

(Er geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Scävola.

Des Volks Tribunen! Den Senatsbeschluß
Gieb, Schreiber, den Tribunen. Nehmt ihn hin,
Um, wie es Rom's Verfassung will, dem Volk' ihn,
Das Ihr versammelt, zur Genehmigung
Oder Verwerfung mitzutheilen. Geht!

(Die Tribunen ab.)

Dritter Auftritt.

Nasica (im Abgehen.)

Nicht zur Verwerfung weiß ich, heut. Das Volk
Ist eingeschüchtert, überdies erkauft.
Rom ist Tiber's, und wir der Sorge los.
(laut.) Ihr saht nun selbst, hochweise Väter Rom's,
Wie höchst gefährlich dieser Mensch dem Staat;
Ein Jüngling voll von mißverstand'ner Tugend
Und überspannt von Drang und Schwärmerei,

Die oft gewagten Muſter alter Zeit noch
Zu überſteigern; — jetzt, wo nach Beendigung
Auswärt'ger Kriege armes Volk die Stadt
Zum Sprengen überfüllt, gewöhnt vom Kriege
Nichts ohne Führer, mit dem Führer Alles
Zu wagen, — ein Menſch, der Rede mächtig, nicht ſein ſelbſt,
Vor dieſem Volke redend, leicht verführt' er's,
Ihn zu verführen — dieſes iſt noch leichter —
Zu Neuerungen, die den kranken Staat
Aus ſeinen Fugen völlig reißen würden.
Das macht zur Pflicht, ihn aus dem Staat zu ſchaffen,
Hieß mich den Antrag auf das Urtheil ſtellen,
Das ihn entfernt. Der Sache Ausgang nun
Zeigt, daß es Rom noch nicht an Guten fehlt.

(Er geht ab, die Uebrigen folgen ihm. Es bleiben nur Lälius und Scävola, die im Geſpräch nach vorn kommen. Sowie die Halle leer, ſchließt der Vorhang ihren Eingang.)

Vierter Auftritt.

Lälius.

An ſolchen „Guten" wird es Rom nie fehlen;
Die Götter preiſ' ich nicht darum — doch iſt
Zum Scherz die Sache nicht, nein ernſt, zu ernſt
Zum Scherz; wär's nur ein andrer Grund, als wirklich,
Der den Naſica ſo zum „Guten" macht.
Pah, die Gefahr für ſeine Ländereï'n,
Auf denen er, ein kleiner König, ſitzt,
Von tauſenden von Sklaven; die, nicht Rom
Und Rom's Gefahr, macht ihn zu ſolchem „Guten."
Wahr ſprach Tiber, nur zu wahr für die „Guten" —

Ich komme nicht von diesen „Guten" ab —
Und tief thut mir sein Schicksal leid, denn Bess'res
Verdient er.

Scävola.

Wunderbar umschließt der Jüngling.
Was irgend Hoffnung geben kann, in sich.
Nie sah ich solche Gaben sich mit solcher
Erziehung einen; schon als Kind besaß er
Die Herzen und die Zungen Rom's.

Valius.

So ist's.

Mit meinen siebzig Jahren bin ich sein.
Stets ist's die Liebe, die die Liebe anzieht,
Wie Eisen der Magnet; in ihren Born,
Der unerschöpflich quillt in seinem Herzen,
Taucht er Empfangenes, und was er giebt,
Eh' er es giebt, und das Gemeine selbst
Bringt er als lauter's Gold aus ihm hervor.
Sein einz'ger Fehler, wenn es einer ist,
Und stets der Weichheit Schatten und Gefährte:
Zu leicht erregt des Vornes tiefe Gluth
Auf seinem klaren Spiegel Sturm, und Liebe zeigt,
Gewaltsam selbst gezwungen, sich gewaltsam.

Scävola.

Des Volk's Beschluß, denk' ich, wird ihn befrei'n
Von dem, was heut die Reichen durchgesetzt
Trotz unsres Muth's für ihn.

Valius.

So hoff' auch ich:
Und thät ich's nicht, wär' meine heut'ge Sorge
Mit solchem heitern Nachdruck nicht gesämmt.
Dies Hoffen ließ mich scherzen über das,
Was uns im tiefsten Herzen krank gemacht:
Die Macht der Reichen und ihr hartes Herz.
Bis heute dacht ich wie Ether — ich weiß,

Auch Du, mein Conſul, und die Väter alle,
Die wir die „Guten“ nennen, nicht Naſica,
Ihr dachtet ebenſo, faßt in der Theilung
Der unvergeb'nen Länderei'n des Staates,
Die jene ohne Recht ſich angemaßt,
Die Heilung der Gefahren Rom's. Von heut' an
Werd ich wohl anders denken. Schlimm iſt's, ſchlimm,
Und Worte beſſern's nicht. — Doch laß uns geh'n;
Der Sonnenzeiger an dem Janustempel
Weiſ't ſpäte Stunde. — Es war ein langer Kampf,
So lang als hart, und — jene blieben Sieger!

(Sie gehen ab, die Victoren vor dem Conſul.)

Fünfter Auftritt.

Tiberius, Claudia und Octavius

Claudia.

Nein, laß mich ſchelten! Hören es die Götter —
Sie hören's nicht — Tiber, der fluchen dürfte,
Thut es ja nicht. Ohnmächtig rüttelt mein
Gebet am Himmel, nicht ſtürzt er auf jene;
Tiber's Gebet hält ſeine Pfoſten feſt.
Sein Weib und ſeine Freunde mögen leiden,
Sie dürfen ſchadlos ſein.

Octavius.

O, ſieh ihn an,
Schon' ihn, birg' Deinen Schmerz; ich thu' es auch.

Claudia.

Tiber! Tiber!

Tiber.

Mein Weib, mein liebes Weib!

Octavius.

Doch willst Du nicht den Volksbeschluß erwarten?

Tiber.

Wozu, Octavius?

Claudia.

Ja, mein Tiber!
Erwart' ihn. Wenn's auf ewig scheiden gilt,
Ist Zögern schon ein Glück. Reiß' Dich nicht los!
Ist schon die Neige bitter, süßt sie uns
Erinnerung. Wir leben noch einmal
Die Stunden alle, drängen Jahre Glück's
In einen einz'gen Augenblick zusammen.
Dann — bleib', erwarte noch den Volksbeschluß!

Tiber.

Vom Volke hoff' ich Nichts.

Claudia.

Dann ist es schlechter,
Als jene noch, undankbar, schnöd' undankbar —

Tiber.

Verkauft mich heut der Arme nicht, wovon
Soll morgen er mit Weib und Kindern leben?
Wir haben Hunger nie gefühlt, mein Weib,
Wir waren glücklicher, sind drum nicht besser,
Wenn wir nicht wissen, was das Elend kann.
Und sind sie schlimm, wie sollten sie's nicht sein,
Besitzlos, ohne Heimath, wie sie sind?

Claudia.

Sprich nicht von Heimath! Du sollst keine haben.
Schlimm'res noch droht — Tiber, was Dich bedroht,
Ich darf's nicht denken!

Tiber.

Recht; denk' nicht d'ran!

Octavius (zu Claudia.)
Ich folg' ihm, doch ich sag's ihm jetzo nicht;
Er gäb's nicht zu.

Tiber.
Ihr Götter! keinen Abschied!
Denk', wo ein Römer, da ist Rom, und Götter
Schau'n golden auf uns nieder überall.
Nein, keinen Abschied, keinen! Wie der Hirsch —
So hört' ich oft, ich selber liebte nie
Der Jagd grausame Lust — der edle Hirsch,
Wenn tödtlich ihm der Pfeil in's Leben drang,
Sinkt ohne Laut; nur eine Thräne bebt
Im großen Aug; so sinkt er stumm zusammen,
Zum Nacken still das Haupt; — so klaglos heilig,
Wie dieses edle Thier, sterb' unser Glück.
Noch einmal, eh' ich gehe, laß das Haus,
Wo meine Wiege stand, mich grüßen, dann
Wie Kinder plaudern wir von schönern Tagen;
So gleit' ich wie ein welkes Blatt vom Zweig,
Das unter Schwestern eben noch geflüstert,
Das Niemand fallen sieht. Dorthin gewandt
Steht Ihr, und — dahin scheid' ich mit der Sonne.
(Alle ab.)

Sechster Auftritt.

Volk. Mucius. Gajus. Satrejus. Später Strabo.

Mucius.
Muß ich Formalien machen, Gajus?

Gajus.

Freilich, Mutius, wenn Du zum Volke reden willst.

Mucius.

Und ich habe das Wort?

Gajus.

Zugegeben, Du hast das Wort, Mucius.

Mucius.

Nun, ich bin von meinem Achtzehnten bis in mein Dreiundsechzigstes Soldat gewesen und habe nie Formalien gemacht. Und soll ich's heute, wo wir gehen, um abzustimmen, ob Tiberius Gracchus in den Tod gehn soll oder nicht? Seht Ihr, unser Centurio in Spanien war ein Mann, der gewiß seine Formalien machen konnte, wenn er wollte, ein Mann wie von Eisen, sag' ich Euch. Und wie Tiberius Gracchus vom Heere ging in Spanien, schlug unser Centurio seine viereckige Faust zornig vor seine Augen, weil er Wasser drin hatte, wie ein Weib; wir gemeinen Leute aber heulten laut.

Gajus.

Nun siehst Du Deine Formalien, Mucius? Und Du kannst keine machen, Du nicht?

Mucius.

Sind das Formalien?

Gajus.

Freilich, und zwar formaliter, siehst Du, Mucius. Formalien müssen sein, und Deine sind eben soldatische. Wie, Mucius?

(Strabo kommt.)

Mucius.

Nun, dann soll mir Einer sagen, der mit in Spanien war, ob meine Formalien ehrliche Formalien sind oder nicht.

Stimmen.

Ehrliche, Mucius. Keiner vom spanischen Heer, der nicht für Tiber durch's Feuer gelaufen wäre.

Gajus.

Nun seht Ihr, nun seht Ihr! Einmal muß es zum Ausbruch

kommen, ob Mucius in Spanien und Afrika und Macedonien gewesen ist. Da sieht man's, und ich denke, es hat seine Folgerungen, daß ich täglich auf dem Forum bin.

Strabo.

Weil Deine Frau dies nicht leiden will, so forumt sie Dich zu Hause und ist Dein Prätor und Victor zugleich.

Gajus.

Man lasse das, was nicht zu den Formalien gehört. Mucius sprich weiter; Mucius, Du hast das Wort.

Mucius.

Und haben wir Ursache dazu, Bürger? Er und nur Er hat zwanzigtausend arme römische Bürger vom gewissen Tode errettet. Die Numantiner trauten nur ihm. Bürger, ich bin einer von den zwanzigtausend und bin lebendig und in Rom. Hatten wir Ursache dazu, Bürger? Nun, so mögen die Götter sich über uns erbarmen. Muß ich Formalien machen? So müssen es meine Augen thun, denn ich kann nicht mehr reden.

Gajus.

Gut, sehr gut, Mucius! — Bürger, abgesehn davon, daß es Mucius mit den Augen thut, und aller übrigen Rechte und Pflichten unbeschadet, können wir's vor den Göttern verantworten, wenn wir Tiberius Gracchus in den Tod schicken lassen?

Strabo.

Ich bitte um's Wort —

Volk.

Nein, Gajus, nein, wir können's nicht.

Strabo.

Ich bitte um's Wort. Und bleibt noch, Bürger!

Gajus.

Du hast es, Strabo.

Strabo.

Ihr nehmt die Sache nicht richtig, Bürger. Gut, Tiberius Gracchus hat zwanzigtausend von uns das Leben erhalten. Gut, wenn das Leben ein Geschenk ist für den, der Nichts zu leben

hat. Aber wenn uns Tiberius Gracchus unsre Ländereien verschafft, dann haben wir zum Leben auch Etwas zu leben.

Gajus.

Recht, zugestanden. Aber unsre heutigen Formalien haben nichts mit den Ländereien zu thun.

Stimmen.

Richtig, Strabo. Gajus weiß, was zu den Formalien gehört.

Gajus.

Ich danke Euch, Bürger —

Strabo.

— daß sie ihren Verstand hingethan haben, wo sie ihn nicht wiederfinden? Was die Ländereien mit unsern heutigen Formalien zu thun haben, sieht ein Blinder. Seht, Bürger, wozu dieser Senatsbeschluß? Der römischen Ehre wegen? Ja, so steht's darin. Aber ich sage Euch, es ist unsrer Aecker wegen.

Gajus.

Ja, hm! Deine Folgerungen, Strabo!

Strabo.

Nun seht, Tiber hat geäußert, wir müßten unsre Aecker haben, und die Reichen fürchten, er setzt es durch, wenn er hier bleibt. Ich sage Euch, Bürger, Tiber soll in den Tod, weil sie unsre Aecker behalten wollen.

Gajus.

Hier ist Etwas, hier ist Etwas, oder das ist nicht meine Hand!

Strabo.

Ich sage Euch aber, sie sollen unsern Tiber nicht in den Tod schicken, und sollen auch unsre Aecker nicht haben! Wohin, Bürger? Laßt ganz, was Ihr noch an Sohlen und Schuhen habt oder von Haut an Euren Füßen. Denkt Ihr, wir sollten auf Euch gewartet haben? Alle unsre Stimmen waren verkauft. Aber mögen die Blutsauger dafür thun, was sie wollen und können: es ist abgestimmt, Tiber ist frei und nunmehr auch zu unserm Tribun erwählt. Denn das muß er sein, um uns zu unsern Aeckern zu helfen. Laßt uns Tiber aufsuchen! Kommt, Bürger!

Volk.

Kommt, zu unserm Tiber, zu unserm Tiber!

Eine Stimme.

Dort kommt Tiber von seinem Hause, mit dem Lictor, unser armer Tiber! Laßt uns ihm entgegen, laßt ihm des Volkes Liebe und Vertrauen zu ihm sehen. Gehst Du mit, Saturejus? Kommt, Bürger! Kommt zu unserm Tiber!

(Volk ab.)

Siebenter Auftritt.

Saturejus.

Freilich komm ich mit — zu Eurem Tiber! Euer Tiber! Geht zum Henker; ist das Alles, was ich erreicht habe? Erst kroch ich vor den Reichen wie ein Hund, um ein hündisches Abendessen, gegeben wie einem Hund, gegönnt wie einem Hund und verzehrt wie von einem Hund; ich hätte sie gern dafür gebissen wie ein Hund. Deshalb begann ich vor dem Volke zu kriechen, schimpfte auf die Reichen und küßte Schuften die Hände, ärmer und schlechter, als ich selber bin. Aber es war auch Nichts; denn da kam dieser Tiber; er sagte: gebt mir Eure Liebe! Sie zahlten sie ihm hin und er strich sie ein. Da kommt er. Recht, höchst zerlumpter, aber höchst edler Staatsbürger Gajus, küß' ihm die Hand. Hängt euch an ihn wie Schmutz, springt an ihm in die Höhe wie Hunde. Er kann sich ihrer nicht erwehren. Ich hasse ihn, den er will besser sein, als die Götter ihn geschaffen haben, mehr, als ein Mensch. Das will sagen, mehr, als ein vernünftiger Hund. Das ist der edle Vorzug des Menschen, elend sein zu können, wozu es der vernunftlose Hund nie bringt — Ich neide ihm sein Glück; aber da die Woge der Volksgunst

ihn hebt, will ich mich anhaken an ihn. Erst will ich sehn, wo ich ihm beikommen kann, — und ist er Euer Tiber, Gesindel, soll er auch der meine sein, aber ich nicht sein Saturejus.

Achter Auftritt.

Tiber, Claudia, Octavius, Gajus, Mucius

Tiber.

Was ist? was wollt Ihr? Sagt, kann ich Euch helfen?

Gajus.

Da hast Du unsre armen Formalien, da hast Du des elenden Volkes Formalien, Tiber!

Volk.

Unsere armen Formalien! Unser Tiber!

Tiber.

Euer Tiber? Ich bin's!
Sie fassen mich, und küssen meine Hände,
Kein Zipfel meines Kleid's, den sie nicht faßten.
Entsetzlich' Elend, dem ein Gott erscheint,
Wer ihnen menschlich nur entgegen kommt.
Was wollt Ihr Armen? macht mich nicht zum Weibe!
Laßt mich! Ich bin ein Mensch; ich bin kein Gott.
Doch kann ich's, was Ihr bitten wollt — so nicht.
Nein, so nicht mehr! Sonst muß ich euch entfliehn.
Ich bin zu weich. Glaubt Ihr, ich bin von Stahl?

Mucius.

Wir gehen in den Tod, eh' wir Dich gehen lassen!

Gajus.

Das sind unsere elenden Folgerungen, Tiber!

Strabo.

Du mußt nicht in den Tod, Tiber!

Tiber.

Was ist das? Götter, gebt Besinnung, gebt!

Mucius.

Wir elendes Volk haben Dich frei gemacht.

Tiber.

Wie? Ihr? und ich? — Die Geber Ihr, ich muß
Der Nehmer sein? Octavius! Claudia!
Träum' ich? Ich soll nicht geh'n? O, weckt mich, Freunde!
Getäuscht aufwachen, Götter, wäre Tod!
Faßt mich, daß ich Euch fühle! Fester! fester!

Claudia.

O mein Tiber!

Octavius.

Tiber!

Volk.

Unser Tiber!

Tiber.

Bin ich's, dem diese Welt voll Liebe ward?
Euer Tiber! Ja Euer! — Seht sie an,
Claudia, Octavius! o seht sie an!
Die Körper kaum bedeckt, die Wangen bleich,
Des Elends Stempel überall, kein Glied,
Das jammervolle Kunde nicht erzählte
Von Noth und Hunger, übermenschlich, furchtbar!
Wie? Wißt Ihr was Ihr thut, die Ihr von harter Hand
Wild auf den Weg geworfen und zertreten?
Ihr, deren Born so lange Noth versiegte,
Daß keine Thräne für den Schmerz Ihr hattet,
Nicht für das Weib, nicht für die Kinder, nicht
Für Aeltern und Geschwister, wenn die Pest
Des Hungers sie aus Euern Armen riß,
Nicht für Eu'r eignes Elend — ew'ge Sonne,
Sahst je Du Solches? Weltumschauer, siehe,
Sie weinen Freudenthränen, daß sie mir,
Mir Liebes zeigen konnten! Wie? Ihr thatet,
Was Eure Peiniger Euch nie verzeih'n?
Wie? mußtet Ihr es wagen, mußtet Ihr?

Lucius.

Sie mögen uns thun, was sie können, wir tragen's um Dich, Tiber!

Tiber.

Ihr Götter, die Ihr niederschaut, empfingt
Ihr je solch' Opfer, Ewigwaltende,
So lang die Welt, von Euer Hand gehalten,
Im Aether schwebt? O, seht herab, in diesen
Zertret'nen Euer heilig Bild noch ganz!
Die Schrift der Götter in der Menschheit Buch,
Wer mag sie löschen? wer den ew'gen Kern
Der Menschenbrust ertödten? Noth und Hunger,
Thut Euer Aergstes; wilde Tyrannei,
Zerstück' ihn; aus den Stücken jugend noch
Schlägt seine Gluth, und weht, ihr eigen Banner,
In goldner Säule hoch ob dem Gemeinen,
Das sie verzehrt, und grüßt die ew'gen Götter
Als ihres Wesens Schwester und Genoß.

Strabo.

Hörst Du den Volksjubel, Tiber? Du bist unser Tribun!

Tiber.

Wie? neue Ehre? Noch die alte nicht
Bezahlt, und neue Ehre schon? Ihr lähmt
Mit solchem Vorsprung der Vergeltung Sehnen,
Und wären sie von Stahl' Euer Tiber?
Bin ich nicht Euer? Eu'r erkauftes Gut?
Nie mög' der Tag Euch wecken, wo Ihr saget:
Unser zu thun'r erkauftes Gut. Hört, Arme,
Elende, wie Tiber sich Euch versiegelt
Mit Allem, was er hat und ist; o wär'
Es mehr um Euretwillen! Und nun bitt'
Ich, laßt mich heimgeh'n. — Sagt, nein, müßt Ihr sehen,
Wie schwach ich bin? — Ach, nur der Wunsch ist stark,
Um Euretwillen stark zu sein. Nein, laßt mich,
Umdrängt mich nicht, laßt meine Hände! Ich —
Euer Tiber fleht Euch, Ihr Freunde, schont mich!

(Er geht; die Uebrigen folgen, außer **Saturejus**.)

Neunter Auftritt.

Saturejus.

Nun, toller konnte es nicht sein, wenn ein Gott zu diesem Gesindel herabgestiegen wäre. Aber der Gott war noch mehr außer sich, als seine Anbeter. Es war mehr Verstand in den Schuften, ihn zu dem Versprechen zu verlocken, als in ihm, das Versprechen sich ablocken zu lassen; ein Wort, dessen Klang so glatt von den Zungen glitt, als das Nichtssagendste: Euer Diener, mein Herr; an dessen Hatten aber einer ersticken könnte, der seinem Verstande mehr Athem gönnt, als dieser Tiber. Gut, er ist in der Stimmung, die ich brauche. Ich will mich einnisten — nicht in ihn, sondern in sein Glück; denn der Sterbliche ist ein Thor, der es mit einer andern Gottheit hält, als mit dem Glück.

(Ab.)

Zehnter Auftritt.

Strabo mit Volk.

Strabo.

Saht Ihr, wie er gerührt war von unserm Elend? Hörtet Ihr, was er sagte? Bürger — er ist so gut — um eine Thräne zu trocknen, gäbe er den Himmel, wenn er ihn zu verschenken hätte, sag' ich Euch; solchen Tribun findet das arme Volk nicht mehr, so lange die Sonne auf und untergeht. Drum, wenn ihr Eure Aecker haben wollt, Bürger; zeigt Eure Wunden, doch so, daß es nicht scheint, als thätet Ihr das, damit er die Wunden sehe; seufzt und seht traurig aus; ich habe einen Schreiber in meiner Verwandtschaft und will an alle Monumente schreiben lassen, was das arme Volk von ihm erwartet. Seht Ihr ihn kommen, drängt Euch um ihn, küßt ihm die Hände und Kleider und was Ihr nur erwischen könnt; wenn er auf dem Heimwege ist, begleitet ihn und zeigt ihm, was Ehre Ihr wißt und könnt. Ich sage Euch, Bürger, rettet uns einer aus unserm Elend, so ist's unser Tiber, sonst keiner — und wäre er ein Götterfohn.

Volk.

Nein, keiner als unser Tiber, keiner als unser Tiber. Wir Alle thun, was Strabo räth.

Elfter Auftritt.

Tiber und Saturejus treten auf.

Saturejus.

Darum, Tiber, weil Du Tribun bist, beantrage das Gesetz der Ackertheilung; wir Alle flehn bei Dir.

Tiber.

Ich will's. Verzeih', Dein Name!

Saturejus.

Ich bin einer von den Vielen, die keinen Namen haben, ein gewisser Saturejus. Besinne Dich nicht vergeblich. Du hast noch nichts von mir gehört, und wenn, nichts Gutes. Saturejus — nun, der Name ist so bequem zu vergessen, als irgend ein andrer. Aber Deine Mittribunen, was die betrifft, so wäre nichts gegen sie zu sagen, als daß ich darunter bin. Trotzdem kannst Du Dich auf sie verlassen, es ist keiner darunter, der Veto sagt, wenn Du das Gesetz vor dem Volke beantragst, und so muß es durchgehen.

Tiber.

Der Antrag soll meine erste Amtshandlung sein, die Durchführung des Gesetzes meine Lebensaufgabe.

Saturejus.

Gut; denn ich habe, so freund ich Dir bin, den Plan, mich bei Dir einzunisten, wie man sagt.

Tiber.

Du bist ein eigener Kauz, scheint es.

Saturejus.

Pah, Kauz! Sag' Schutt. Alle Menschen sind Schutt.

Ich bin der Schlimmste darunter. Ich krieche um ein Abendessen, ich schmeichle Dir, wenn Du edel bist; und bist Du es nicht, so mache ich Dich edel. Glaubst Du es nicht, so lade mich ein, und Du wirst es sehen. Ich glaube, ich hungere seit zwei Tagen, und ich hatte schon öfter nichts zu essen.

Tiber.

Du bist mein Gast, Saturejus. Aber einem Verläumder glaube ich nicht, und Du bist dein eigener Verläumder.

Saturejus.

Pah, mein Freund. Denn ich sage nie die Wahrheit.

Tiber.

Du forderst zu viel von Dir, Saturejus.

Saturejus.

Nichts da; ich fordre nie Etwas von mir, Alles von Andern.

Tiber.

Du bist eines von jenen seltenen Geschöpfen, merk' ich, die außen Stein sind und innen Perlen. Wer den Muth hat, schlechter zu scheinen, als er ist, kann nicht schlecht sein. Ich urtheile nicht nach Worten, sie sind Luft. Gieb mir die Hand und komm mit in mein Haus.

Saturejus.

Du solltest mich nicht in Dein Haus kommen lassen, geschweige in Dein Herz. Nun, Du thust es auf Deine Gefahr; ich schminke mich nicht; ich nicht habe Dich betrogen, Du Dich selbst! (Weinend.) Er ist im Glücke. Ich hab' ihn. Das ist eine Erfindung, die Menschen zu belügen, indem ich die Wahrheit sage.

Tiber.

Und käm' ein Gott in diese Welt, er müßte,
Sich zu bethätigen, die Dinge schaffen,
Wie mir das Glück sie ungebeten zuführt.
Ihr Götter, Dank dafür! Und wär' das nicht —
Die Armen und Zertret'nen löst'en mich
Mit eigener Gefahr, und ich, Ihr Götter,
Ich sollte Jemand's Schuldner sein an Liebe
Und doppelt ihm die Schuld nicht überzahlen?
Komm, Saturejus, gieb mir Deine Hand.
Du bist des Volkes Freund, drum bist Du meiner.
So lang' ich habe, ist für Dich bei mir
Gedeckt. Komm, Saturejus, zu den Freunden!

(Beide ab.)

Ende des ersten Acts.

Gedichte.

Der böse Fleck.

Ballade.

Der bleiche Junker steigt vom Pferd,
Der bleiche Junker nach Ruh' begehrt.
„Es treibt mich umher ohne Ruh' und Rast
Und bin mir selber im Herzen verhaßt.
Dort ist ein Plätzchen kühlig und still;
Ob dort mir die Ruhe kommen will?
Die Lämmer grasen herab und heran;
Was hat den Thieren das Plätzlein gethan?
Sie drängen sich sonst und sind hungrig sehr;
Das Plätzchen allein, das bleibet leer;
Und ist das blumigste Fleckchen der Trift."
„Herr bleicher Junker, die Blumen sind Gift."
Und ungestraft hier Keiner ruht.
Steht auf, Herr Junker, euch wird nicht gut."
„Was soll's, du Schäfer, mit deinem Gemurr?"
„Herr Junker, das ist ein böser Fleck."
„Was soll das heißen?" Der Junker lacht.
„Dort ist eine blutige That vollbracht.
Die Lämmer weichen dem Fleckchen aus;
Die Menschen darauf ergreift ein Graus."
„Herr Gott, wo bin ich? Das Fleckchen da?
Drei finster dunkle Eichen so nah?
Der grüne Hügel so lang und so schmal?
Und drüber das Kreuz und das steinerne Mal?

Der Junker taumelt empor vom Stein;
Ein Fieber rüttelt an ſeinem Gebein.

Wie Feuer 's an ſeinem Herzen leckt,
Wie Binſen empor ſein Haar ſich reckt.

Und reitet voran und herum und hinum,
Und reitet und reitet und ſieht ſich nicht um.

Und Morgen wird's und wieder Nacht
Und kann nicht ſchlafen und immer wacht.

Und reitet voran und herum und hinum
Und reitet und reitet und ſieht ſich nicht um.

Und reitet und reitet herum und heran,
Doch nimmer das Bangen verreiten kann.

Und wie die zwölfte Stunde ſchlägt,
Der bleiche Junker 's nicht mehr erträgt.

Noch brummt die Glocke vom nahen Schloß;
Der bleiche Junker, er ſinkt vom Roß.

Der Mond der ſcheint herab ſo ſtill;
Der bleiche Junker vergehen will.

Von außen faßt ihn der ſtarke Tod;
Von innen faßt ihn die ſtärkere Noth.

„Herr Gott! ſchon wieder die Blumen da?
Die finſtern, die rauſchenden Erlen ſo nah?

Der grüne Hügel ſo lang und ſo ſchmal,
Und drüber das Kreuz und das ſteinerne Mal?"

Ein blutig Weib ſitzt auf dem Stein.
Herr Gott! Erbarm' dich der Seele ſein.

Der Städterin Wunſch.

Ein Pfarrermädchen möcht' ich ſein,
Wie auf dem Lande ſind;
Ach, ſo ein Paſtorstöchterlein
Iſt gar ein glücklich Kind!

So voll und doch so schlank von Bau,
Die Füßchen leicht und klein,
Die Wänglein roth, die Aeuglein blau,
Was kann wohl schöner sein?

Das knappe ländliche Gewand,
Dazu der runde Hut,
Die Zöpfe lang mit breitem Band,
Die stehn ihr gar zu gut.

Im grünen Garten vor dem Haus
Kann sie spazieren gehn;
Die Städter kommen all' heraus,
Das Pastorskind zu sehn.

Da strömt der nie versiechte Born
Der Schmeichelei sobald,
Doch sie lauscht nur dem Jägerhorn,
Das fernher klingt vom Wald.

Der junge Jäger bläst so hell,
Er bläst ihr Liebeslied.
Jetzt tritt er aus dem Walde schnell —
Meint ihr, daß sie ihn sieht?

Er bückt sich voll Verlegenheit;
Sie wird zur Antwort roth.
Wie viel doch ist Verwegenheit
Zu einem Kusse noth!

Ein Pfarrermädchen möcht ich sein,
Wie auf dem Lande sind;
Ach, so ein Pastorstöchterlein
Ist zu ein glücklich Kind!

Lied des Mädchens.

Schaust du mir so innig
In das Aug' hinein,
Sprichst du: ewig bin ich,
Meine Seele, dein,
Muß ich dir erscheinen
Als ein thöricht Blut;
Laß mich dann nur weinen;
Weinen thut so gut.

Fragst du, welch ein Leiden
Mich zu Thränen zwingt:
Kann's die Harfe meiden,
Daß, berührt, sie klingt?
Wie der Geist erscheinen
Muß, der in ihr ruht,
Sieh, so muß ich weinen;
Weinen thut so gut.

Wie dich's zwingt zu dichten,
Ist dein Herz erregt,
Wie dich's muß vernichten,
Was dich so bewegt,
Hauchst du nicht in deinen
Liedern aus die Gluth;
Herz, so muß ich weinen;
Weinen thut so gut.

Daß sich süßer heben
Kann Violenduft,
Muß ein Träufeln beben
Durch die laue Luft;
Wie du gönnst der kleinen
Blum' des Thaues Fluth,
So laß, Herz, mich weinen;
Weinen thut so gut.

Das Lied von der Bernauerin.

„Ich weiß nicht mehr zu rathen,
Zu helfen nicht mehr weiß:
So wolle Gott in Gnaden
Aufnehmen meinen Geist.

„Doch wie ich nun geduldig
Verlieren muß den Leib,
So wahr bin ich unschuldig
Und meines Herren Weib.

Und sagt Herrn Ernstens Schreiben:
Das Badermägdelein,
Das könne leben bleiben,
Woll's seine Schnur nicht sein,

„So sag' ich's doch, und schwören
Will ich's noch tausendmal:
Ich bin in Zucht und Ehren
Herrn Albrechts Eh'gemahl.

Der Frauen höchster Adel
Ist ihre Frauenehr',
Die hab' ich ohne Tadel,
Hat keine Fürstin mehr."

Sie nahm das Ringlein abe,
Das Ringlein war von Gold;
Ihr gab's der edle Knabe,
Der sie nicht lieben sollt'.

„Leb' wohl, der mir ihn geben,
Leb' wohl, mein liebster Knab';
So wohl sollst du mir leben,
Als ich geliebt dich hab'."

Und um des Hemdleins Falten
Ein Tuch herum sie band:
„Sollt' mir das Tuch nicht halten,
Das wär' mir eine Schand'.

„Nun bitt' ich nur zumeisten,
Daß nur das Todtenweib,
Und keines Mann's Erdreisten
Berühre meinen Leib."

Da griff nun so behende
Der grimme Henker dar
Und schlang um seine Hände
Ihr golden langes Haar;

Und faßte sie darüber
Mit seiner linken Hand,
Und schwang sie hoch hinüber
Ueber der Brücke Rand.

Es wichen rings die Wellen,
Sowie sie fiel darein,
Als wollten sie Gesellen
So schlimmer That nicht sein,

Und trugen, wie auf Armen,
Empor den schönen Leib,
Als hätt' es ihr Erbarmen,
Das arme Fürstenweib.

Da faßte mit der Stange
Der Henker wieder dar,
Und wand darum das lange,
Das reiche gold'ne Haar.

Und tauchte sie mit Schnelle,
Und hielt sie fest darin;
Und traurig zog die Welle
Ueber die Todte hin.

Da kam ihr Herr von Böhmen
Herangesprengt zu Roß,
Daß ihm der Schweiß in Strömen
Am Barte nieder floß.

Er that mir Thränen tragen,
Zerriß sich sein Gewande.
„Mein Mund soll sie beklagen,
Sie rächen meine Hand!

„Nicht soll dem Alten frommen
Die himmelschreiende That;
Weit mehr hat er genommen,
Als er mir geben hat.

„Auf, Fischer, sucht mir eilig
Nach ihrem süßen Leib.
O weh doch um mein heilig
Getreues, reines Weib!

„Nie ward ein Weib geboren
Von fürstlich edler'm Sinn,
Zur Fürstin je erkoren,
Als die Vermaienin.

„Und um solch Weib getragen
Hat Jammer nie ein Mann!
So muß ich um sie klagen,
So lang' ich klagen kann."

Rosen und Lilien.

Er.

Hab' dich wohl früher schon gekannt;
Einst glichst du einer Frühlingsrosenaue;
Zwar ist es noch das Veilchenaug', das blaue,
Doch deiner Wangen rosig Roth verschwand.

Sie.

Wohl war die Wang' ein Frühlingsrosenbeet,
Eh' in die Ferne mir der Freund entwichen;

Und als der Liebe Rosen still verblichen;
Da hat der Kummer Lilien d'rauf gesät.

Er.

Die Reue wandte deines Gärtners Lauf;
Und keine Mühe soll ihn nun verdrießen;
Gewiß! wenn treue Thränen sie begießen,
Blüh'n rother deine Rosen wieder auf.

Julius und Hannchen.

Ballade.

Draußen im Winterschein
Sitzen zwei Kinderlein,
Möchten vor Frost vergehn,
Weinen und flehn.

Stiefmutter trieb uns fort,
Wissen, ach, keinen Ort!
Außen im Birkenwald
Ist es so kalt!

Sieh' doch! das bleiche Bild —
Ist's nicht die Mutter mild?
Sieh', wie sie thränenreich,
Ach, und so bleich!

Vater hat uns gesagt:
Kinderchen, weint und klagt:
Helf Gott in unsrer Noth,
Mutter ist todt!

Stiefmutter war uns feind,
Haben gar viel geweint:
Aber du lebst ja doch,
Mütterchen, noch!

Aber wie bist du bleich?
Weiß, deinen Rosen gleich,
Die deine Stirn umziehn
Mit Rosmarin, —

Wie in den schwarzen Schrein
Sie dich gelegt hinein
Und an den stillen Ort
Still trugen fort. —

Mutter kehrt nimmermehr!
Klagte der Vater sehr;
Sieh', und dich bringt zurück
Doch unser Glück.

„Mutterlieb' hat nicht Ruh',
Rufet ihr Kind ihr zu;
Mutterlieb' hält nicht ab
Bahrtuch und Grab.

Ach, jede Thrän' mit Schmerz
Brennt auf das Mutterherz
Noch in dem letzten Haus,
Treibt sie heraus."

Mutter, wie schauerlich
Hebt deine Stimme sich,
Wie Todtenglocken bang
Und Grabgesang!

Mutter, es ist so kalt,
Nimm uns doch aus dem Wald,
Nimm uns zu schöner'm Ort,
Mutter, mit fort!

„Trag' euch im schnellen Lauf
Bald zu dem Himmel auf;
Selige Engelein
Sollt ihr dort sein.

Aber der Weg iſt weit,
Daß ihr mir rüſtig ſeid,
Ruhet euch erſt hier auß',
Kinderchen, aus."

Das iſt nicht Schnee am Ranft,
Iſt ja ein Bettlein ſanft,
Glänzet im Mondenſchein
Freundlich und rein.

Julius.

Bald zu des Himmels Höhn
Trägt uns die Mutter ſchön;
Siehſt, wie ſie freundlich lacht?
Hannchen, gut' Nacht!

Hannchen.

Hier an des Hügels Ranft
Hat uns ein Bettchen ſanft
Mutter zur Ruh gemacht;
Julius, gut' Nacht! —

Schlummern die Kinderlein
Voll ſüßer Hoffnung ein;
Mutter ſie hütet gut
Mit treuer Hut.

Von ihrer Schulter ſinkt,
Die nun ſo roſig blinkt,
Schleier und Grabgewand
Hin auf das Land.

Heimlich im Mondenſchein
Schlummern die Kinder ein;
Mutter ſie hütet gut
Mit treuer Hut.

Von Schwingen leicht umweht,
Schimmernd ein Engel ſteht —
Mutter — und küßt die zwei
Geiſterlein frei.

Nimmt ſie in Mutterarm,
An Mutterbuſen warm,
Trägt ſie zu ſchöner'm Ort
Wehlächelnd fort.

Vater im Winterſchein
Findet die Kinderlein,
Wange zur Wang' gewandt,
Todt an dem Rand.

Der Oſtermorgen.

Der Oſtermorgen lächelt,
Ein Bräut'gam, in die Welt;
Er ſteigt, von Duft gefächelt,
Aus ſeinem blauen Zelt.

Und rings herum das Schweigen;
Der Wald, er ſteht ſo ſtill;
Kein Blümchen ſich verneigen,
Kein Läubchen rauſchen will.

Im fernen Kirchlein ſinget
Die fromme Chriſtenſchaar;
Hier von den Steinen klinget
Ein Echo wunderbar.

Als wenn aus Bergestiefen
Das Singen quöll' hervor,
Als wenn die Felſen riefen:
„Er lebt! er lebt!“ im Chor.

„Er lebt! er lebt!“ da lauſchen
Die Blümlein, beugen ſich,
Da bücket ſich mit Rauſchen
Der Wald ſo feierlich.

Und mächt'ger klingt's und wieder
„Er lebt! er lebt!“ vom Stein;
Mir rinnt ein Schauer nieder
Am innerſten Gebein.

Und denk', — und muß mich beugen —
Was dort geſchrieben iſt:
Die Steine werden zeugen
Wenn mich der Menſch vergißt.

Zu ſtille Liebe.

Zwei liebten ſich und wollten ſich's nicht ſagen
Und küßten ſich auf eines Kindes Munde
Und ſahen ſich nur in des Kindes Augen
Und ſprachen ſich nur durch den Mund des Kindes.
Da ſtarb das Kind. Nun konnten ſie nicht küſſen,
Nicht mehr ſich ſehn und auch nicht mehr ſich ſprechen;
Da haben ſie ſich ganz in ſich gezogen
Und immer fremder ſind ſie ſich geworden.
Und haben immer heißer ſich geliebet,
Nach Kuß und Blick geſehnt und ſüßer Rede
Und ſind am End' vor Sehnſucht gar geſtorben.

Bemerkungen
zu den Stücken des Nachlasses.

Es sind nur wenige und nicht sehr umfängliche Theile von Otto Ludwig's literarischem Nachlaß, bei denen sich die Herausgeberin der gesammelten Werke, im Einverständniß mit einer Anzahl von Freunden des verewigten Dichters, zur Veröffentlichung berufen gefühlt hat. Aber dies Wenige ist in mehr als einem Sinne bedeutsam und hat auf das Interesse aller Freunde der Literatur den gerechtesten Anspruch. Der erste der vorliegenden Bände enthält aus dem Nachlaß: „Das Fräulein von Scuderi", ein Schauspiel in fünf Aufzügen, das mehrere Jahre vor dem „Erbförster" entstanden ist, der zweite die beiden dramatischen Fragmente: „Der Engel von Augsburg" und „Tiberius Gracchus", die aus den letzten Jahren des Dichters stammen und später geschrieben sind, als Alles, was von ihm bisher in die Oeffentlichkeit gelangt ist.

Lebhafter und in einem stärkeren Grade, als vielleicht Mancher bei dem Dichter des „Erbförster" erwarten möchte, hat die Poesie der Romantiker auf die Anfänge seines dichterischen Schaffens eingewirkt. Zu der Zeit, wo in der deutschen Literatur bereits eine lebhafte Reaction gegen die Romantik begonnen hatte, sehen wir ihn noch vorwiegend von den Einflüssen derselben bestimmt. Das musikalische Element seiner Begabung — bekanntlich studirte er längere Zeit Musik — mochte ihn für diese Einwirkungen besonders empfänglich machen. Später hat die Kritik das realistische Gefühl, das sich in unserem Dichter mit höchster Lebendigkeit entwickelte, oft in einseitiger Weise hervorgehoben. Wer die poetische, mit den reichsten Kräften der Phantasie ausgestattete Natur desselben genauer kennt, dem wird es nicht befremdlich erscheinen, daß er in der Jugend seiner Entwicklung gegen jene Zauber des romantischen Idealismus nicht unempfindlich blieb. Wenn wir in dem interessanten Bekenntnisse

Ludwig's über die Entstehung seiner poetischen Gedanken lesen, wie ihn zuerst eine musikalische Stimmung überkam, wie ihm diese zur Farbe ward und wie ihm dann aus dem farbigen Lichte die Gestalten der werdenden Dichtung allmälig entgegentraten, wer gedenkt hierbei nicht jener Mysterien der romantischen Phantasie, in denen sich Formen, Farbe und Töne zu einer wundersamen Sprache vermischen? Freilich, während sich die Romantik in diese dunkeln Stimmungen, die geheimnißvollen Ursprünge der dichtenden Phantasie, mit wollüstiger Schwärmerei verlor, und diese chaotischen Träume, diese embryonischen Anfänge der Poesie für die Poesie selbst ausgab, ist es der Gestaltungskraft und sittlichen Energie unsers Dichters in bewunderungswürdiger Weise gelungen, zu scharfer, plastischer Formenbestimmtheit vorzudringen und die traumhaften Spiele der Phantasie mit gediegenem Lebensgehalt zu erfüllen.

Das „Fräulein von Scuderi" gehört noch in die romantische Periode Ludwig's: es ist eine dramatische Bearbeitung der bekannten gleichnamigen Erzählung Amadeus Hoffmann's, dessen seltsame Phantasien auf Ludwig eine besonders starke Anziehungskraft ausübten. Das Bizarre in der Erfindung jener Geschichte erscheint in dem Drama noch gesteigert, das Unheimliche der dort geschilderten, fieberhaft phantastischen Leidenschaft tritt hier in den grellsten und schärfsten Zügen hervor. Die ganze Composition trägt die Merkmale einer noch unreifen, dichterischen Kraft, deren Energie und Tiefe sich aber an einzelnen Stellen in ergreifenden, machtvollen Klängen vernehmen läßt. In der Art der Charakterschilderung sind bereits Vorzüge bemerkbar, die der romantischen Schule völlig fremd geblieben sind, gewisse Feinheiten, in denen sich schon der künftige Meister der psychologischen Darstellung ankündigt.

Den lange mit Hingebung verfolgten Idealen der Romantik vermochte Ludwig bei der tiefen Leidenschaftlichkeit seines ganzen Empfindens gewiß nicht ohne ernste Kämpfe zu entsagen. Doch befreite er sich von ihnen völlig und für immer, und eben jene Leidenschaftlichkeit seiner Natur macht es erklärlich, daß er sich

nun mit einem gewissen Trotze zunächst in das entgegengesetzte Extrem warf. Der „Erbförster" enthält in der That einen Protest gegen alles romantisch phantastische Wesen, wie er nicht energischer gedacht werden kann. Einem tiefen und mächtigen Drange nach Wahrheit und naturkräftigem Leben war dieses Werk entsprungen, und die Gewalt und Unmittelbarkeit der Darstellung, die darin herrschen, erwiesen sich von durchschlagender Wirkung. Sein Wahrheitsbedürfniß hatte der Dichter befriedigt, aber seinem poetischen Gefühl war nicht Genüge geschehen. In dem folgenden Drama: „Die Makkabäer" richtete er seine Kraft auf ein erhabneres Ziel und erhob sich in den Hauptscenen dieser Tragödie zu einer Höhe des dichterischen Schwunges, die nur der echtesten, vom Hauche des Genius entzündeten Begeisterung erreichbar ist.

Die novellistischen Erzählungen, die auf dieses Drama folgten, wollte Ludwig stets nur für Nebenarbeiten gelten lassen; und doch war es die eine derselben, „Zwischen Himmel und Erde", die fast einstimmig für sein vorzüglichstes Werk erklärt wurde. Man war überzeugt, daß sich der Charakter seines Talentes, die ganze Eigenthümlichkeit seines Wesens in diesem „Meisterstück realistischer Naturtreue und psychologischer Analyse" am vollkommensten ausgesprochen habe. Die Eiferer des Naturalismus riefen ihm ihren lebhaftesten Beifall zu, lebhafter, als dem Dichter lieb sein konnte; sie ahnten nicht, daß zu derselben Zeit, wo sie ihn öffentlich als den Ihrigen priesen, sein rastloser Geist schon wieder andere und höhere Gebiete betreten hatte und der Kunst geheimnißvollere Bahnen verfolgte. Nur die Wenigen, die seines vertrauten Umganges genossen, konnten wissen, welch neues Streben ihn jetzt bewegte und alle seine Kräfte in gespannteste Thätigkeit versetzte.

Die Vollbringung sollte ihm leider versagt bleiben. Ein fertiges Werk ist aus dieser tiefsten Krisis seiner dichterischen Natur nicht hervorgegangen. Die einzigen Documente, die von derselben zeugen können, bestehen aus Bruchstücken, Plänen und den umfänglichen Studienheften, in denen sich der Dichter mit

einer oft bewunderungswürdigen Schärfe der Reflexion den Inhalt seiner poetischen Absichten zu erläutern strebte.

Aus den letzteren hat der Unterzeichnete in den Preußischen Jahrbüchern (Bd. XXII, Heft 4) mehrere Partien veröffentlicht, die ihm vorzüglich charakteristisch erschienen. Der Dichter übt hier mit jener Wahrhaftigkeit gegen sich selbst, die ein Merkmal des bedeutenden Geistes ist, an seinem ganzen bisherigen Schaffen eine eindringende Kritik. Er giebt sich Rechenschaft über die Gefahren der Richtung, die er zuletzt in seinen novellistischen Arbeiten verfolgte. Durch die Gewöhnung an eine anatomisch zergliedernde Darstellungsweise, auf die ihn das Streben nach dem Charakteristischen führte, fühlt er die Ganzheit seiner Anschauung und seine höheren poetischen Intentionen beeinträchtigt. „Ich habe den Blick zu sehr auf das Kleine geübt und stehe vor einem Charakter wie eine Ameise vor einem Hause." — „Ich strebte die vollständigste Illusion an und wollte doch zugleich der Schönheit genügen. Das ist unmöglich." — „Wer den Sinn überzeugen will, lähmt die Phantasie." — Er sagt sich, daß er mit den Makkabäern schon unbewußt auf dem rechten Wege gewesen, daß er schon hier jene natürliche Mitte getroffen, auf der sich das Ideal und die persönliche Wahrheit versöhnen. „Auf diesem Wege der Makkabäer, von dem ich in den Novellen abgekommen, muß ich fortgehen, d. h. was die ideale Intention betrifft, denn natürlich von den Fehlern des dramatischen Ganges muß ich mich freimachen." Sein ganzes Sinnen und Denken richtet sich von nun an auf das Drama des hohen Stiles, in welchem die Haltung der Charaktere individuell und typisch zugleich, die unmittelbare Sprache der Natur und Leidenschaft dergestalt in eine poetische übersetzt sein soll, daß sie immer noch unmittelbar erscheint, ohne doch pathologisch zu wirken. Die specifisch dramatischen Gesetze und die Eigenthümlichkeit der theatralischen Forderungen macht er zu Gegenständen der gründlichsten Studien und namentlich ist es Shakespeare, an dem er das Gesetz und die Geheimnisse seiner Verwirklichung mit dichterischem Tiefblick erforscht.

Mit einer fast fieberhaften Rastlosigkeit ist zugleich der

schöpferische Drang in ihm thätig; eine Welt der mannigfaltigsten Gestalten erwächst in seiner Phantasie, Pläne entstehen auf Pläne; von mehreren wird die Ausführung zu wiederholten Malen begonnen, das Ausgeführte mit unermüdlichem Fleiße immer von Neuem umgebildet und durchgearbeitet.

Das eine der beiden, im zweiten Bande mitgetheilten, dramatischen Fragmente aus dieser Zeit, „der Engel von Augsburg," behandelt jene rührende Geschichte der Bernauerin, welche die Gedanken der Dichter so vielfach beschäftigt hat und um deren poetische Gestaltung auch Ludwig lange Zeit mit besonderer Liebe bemüht war. In der stilistischen Form zeigt dieses Fragment noch manche Ungleichheit. Völlig überwunden erscheint jener Lakonismus, welcher der Darstellungsweise Ludwig's früher so oft etwas Beklemmendes gab; die Kunst, die er als das Ausfüllen und Treiben des poetischen Metalles bezeichnet, jene poetische Beredtsamkeit, die, indem sie zur Mitleidenschaft hinreißt, zugleich eine befreiende Wirkung ausübt, zeigt sich an einzelnen Stellen in der glänzendsten Weise. Hier namentlich werden die befruchtenden Einflüsse des Shakespeare'schen Stiles bemerklich, der anderwärts wohl auch mit einem gewissen Zwang, die Ursprünglichkeit des Ausdrucks beschädigend, auf die Darstellung eingewirkt hat. Was die Gestalt der Heldin betrifft, so ging der Dichter darauf aus, den Charakter derselben, der historischen Ueberlieferung entgegen, zu einem schuldvoll tragischen zu machen, indem er ihr den Zug einer gewissen naiven Lüsternheit lieh, der sie treibt, das Schicksal gleichsam spielend zu versuchen und herbeizuloden. Auf tiefsinnigen Intentionen beruht die Charakteranlage des Herzogs Albrecht und die ergreifende Schilderung seiner, alle Convenienzen verachtenden Leidenschaft. Lebendig individualisirt und mit charakteristischen Zügen reich ausgestattet erscheinen die Nebengestalten; das Stimmungscolorit einzelner Scenen ist in hohem Grade originell, die Zeitfarbe häufig mit poetischem Instinct getroffen, und im Wesentlichen dürfte nur die Structur des Dramas, soweit sie sich in dem Fragment übersehen läßt, der Kritik zu Bedenken Veranlassung geben.

Der Stoff des andern Fragmentes, „Tiberius Gracchus", ist schon insofern sehr glücklich gewählt, als derselbe Probleme enthält, die sich mit wichtigen Fragen der Gegenwart nahe berühren. Jener edle, römische Tribun, der begeisterte Anwalt des Volkes und seiner Rechte, gegenüber den Anmaßungen einer stolzen Optimatenpartei, ist in der That dazu angethan, auch in unseren Tagen eine allgemeine und lebhafte Sympathie zu erwecken. Zwar hat es keineswegs in Ludwig's Absicht gelegen, das politische Interesse mit Ausschließlichkeit in den Vordergrund zu stellen; alles eigentlich Tendenziöse war seinem künstlerischen Sinne völlig fremd. Hauptsache war ihm vielmehr, den Charakter des Helden, die inneren Motive seines Handelns und das tragische Geschick, dem er durch die Schuld seiner Natur anheimfällt, in einem poetischen Bild von allgemeiner Bedeutung zu schildern. Leider ist nur der erste Act des Dramas ausgeführt, und zum Theil nur in skizzenhafter Form. Den speciellen Aufgaben einer dramatischen Exposition dürfte derselbe nicht vollkommen gerecht werden; aber er ist reich an Vorzügen allgemein poetischer Art: er enthält Partien, die an Schwung und phantasievoller Eloquenz des Gefühls, an rührender und hinreißender Kraft zu dem Schönsten gehören, was Ludwig gedichtet; in Betreff des poetischen Stiles ist in einzelnen das in der That völlig erreicht, wonach der Dichter strebte.

Zur nähern Charakteristik des Helden und einiger Nebenfiguren heben wir aus den Meditationen Ludwig's, die sich auf dieses Drama beziehen, mehrere Stellen hervor, die zugleich von der Methode, welche der Dichter bei seinen poetischen Arbeiten befolgte, eine Vorstellung zu geben vermögen.

„Tiber, ein weicher, idealistischer, den Uebermannungen durch Mitleid zu offen stehender Charakter, wählt in solcher Uebermannung trotz Warnungen eine Aufgabe, in der er gewaltsam sein, Künste brauchen muß, deren er sich schämt. Umlenken wollend, wenn die Einsicht ihm kommt, wird er durch jene Wallungen immer wieder in das gefährliche Treiben hineingerissen . . . Die darzustellende Leidenschaft ist wesentlich die des Mitleides

(mit dem Volke. Der Widerspruch im Helden ist zwischen dem leidenschaftlichen und daher verderblich über das Maß greifenden Mitleid und dem milden Naturell selbst, aus dem es entspringt. Dies Mitleid, von Freunden und Feinden gestachelt, reißt ihn allmälig bis zum verbrecherischen Rütteln an der ihm heiligen Verfassung hin. Im Gewissen an seinen Zielen verzweifelnd, bald umkehren wollend, bald weiter getrieben durch Situation und jene Leidenschaft des Mitleids, bricht er zusammen und erduldet, von den Bürgern verlassen, den Tod, der ihn befreit. Ein durchaus humaner Charakter, in eine Situation gestellt, der angemessen zu handeln eben die Humanität ihn hindert, der darum untergehen muß, wie wir sehen, und der doch eben darum uns gefällt; den wir anders wünschen müssen, als er ist, um unserer Furcht willen, und doch so wünschen müssen, als er ist, um unseres Wohlgefallens willen an ihm. Immer müssen wir uns sagen: er handelt verkehrt; und wieder handelte er anders, er wäre nicht so schön."

„Tiber unternimmt, was auszuführen seiner Natur entgegen. (Contrast: Nasica, der Consul, zeigt eine Natur, die der Aufgabe gewachsen wäre, aber ohne den Willen dazu; hier Können ohne Wollen, dort Wollen ohne Können.) Tiber ist ein Politiker, den das Gemüth bestimmt, nicht der Verstand. Zur Durchführung seines Werkes fehlen ihm der kühle Ueberblick, der sich durch das Einzelne nicht irren läßt, die eigensinnige Consequenz. Er wagt den ersten „Ueberschritt," den Verfassungsbruch, weil er damit die Sache gewonnen, das Volk aus dem Elend und den Staat gerettet glaubt; aber er muß erkennen, daß damit noch nichts gethan, daß er noch am Anfange steht, daß er entweder sein Ziel aufgeben oder den Weg der Gewalt weitergehen muß — ein reicher Quell des Leidens für eine solche Natur. Den letzten Schritt zu thun, der die früheren rechtfertigte und ihn und das Erreichte erhalten könnte, vermag er nicht: er hat nun zu viel gethan und zu wenig und geht an diesem Widerspruche zu Grunde."

„Nasica, der Consul [illegible] kein Abstractum von Kälte; auch

er geräth in tiefe, innere Leidenschaft, aber nicht wie Tiber verliert er die Besonnenheit über dem Affekt. In ihm ist die andere Seite der Leidenschaft, die dämonische Gewalt über sich selbst, das sich Zusammenhalten, Verbergen, ja Besiegen des Affektes, wo Vorsicht und Besonnenheit nöthig; nach diesem Stauen und Abdämmen des Affektes, wo er Tiber eiskalt reizte, um so heftiger hervorbrechend die wilde Freude über das Gelingen... Tiber soll nicht zum Märtyrer werden, das möchte eine Aufregung hervorbringen, die ein Klügerer benutzen könnte. Gar mancher Gedanke wuchs siegend auf erst mit dem Blute seines Urhebers gedüngt. Nasica will ihn zunächst zu Etwas treiben, was die Välier und seine übrigen Freunde von ihm loslöst. An seiner Kälte soll sich Tibers weiche und warme Natur bis zum Verschämmen erhitzen. — Nasica ist nicht gesprächig, seine Rede hat etwas befehlend Kurzes, Witz nur im Sarkasmus; der Contrast Tibers, der voll Suada u. s. w."

„Octavius, der Mittribun; auch er römisch lakonisch, voll Freundschaft für Tiber, aber dies mehr nach einem abstracten, kühlen Ideal; er hat mehr Kopf und Gedanken, als Herzenswärme, sein Ausdruck ist mehr rhetorisch, als poetisch."

„Der erste Bürger (Strabo) hat bei naiver Selbstsucht und treuherziger Pfiffigkeit in Benutzung von Tibers schwachen Seiten doch ein gemüthliches Verhältniß zu Tiber und ist die eigentliche Seele und der Mund des Volkes."

„Saturejus — im Gegensatz zu Tiber: der schlechte Demagog. Erst wie Tiber ein Mann der Zukunft, nestelt er sich an ihn, er erkennt seine „Thorheit" und benutzt sie. Er hetzt, so lang es gut geht und will noch einmal über ihn hinaus, durch seine Klugheit ihn übervortheilend. Wie es schlecht geht, ist er geneigt, der Optimaten Auftrag zu vollziehen, nur daß denen nicht zu trauen und Tiber ihm imponirt, was er selbst nicht begreift. Wie Tiber, „der Tugendnarr," so weit gedrängt ist, daß er zu Mitteln greift, die ihn äußerlich zu dem Demagogen auf gleiches Niveau bringen, fängt er in Schadenfreude fast an, ihn zu lieben und wird ungenirter gegen ihn. Er will das Volk

rufen in Tibers Namen, um durch dasselbe zu dem Ziele zu gelangen, das ja nun auch Tibers. Er hat Recht, wenn er auf dessen Weigern, weiter zu gehen, sagt: Geh' weit, so bist Du nicht zu weit gegangen. Hast Du im Traum nach der Krone gegriffen? So halte sie jetzt fest, zieh' die Hand nicht erschrocken zurück, wenn Du wach geworden bist."

„ . . . Tiber, eine echte Jünglingsnatur, voller Ideale, mit allen schönen Jünglingseigenschaften, namentlich mit den sanften Neigungen des Jünglingsalters geziert, ein Gemüthsmensch voll tiefen, warmen, sittlich-ästhetischen Gefühls, edel, sanft, nachgebend, aber des stärksten Affektes, der Leidenschaft und des Rigorismus fähig, wenn eine seiner edeln Natur entgegengesetzte Vorstellung an ihn kommt. Octavius dagegen, sein Altersgenosse, von kühlem Temperament, den Umständen Rechnung tragend, nicht so weich, und deshalb weniger rigoristisch. — Das Volk überschätzt Tiber, er thut mit ihm, was jede Liebe mit ihrem Gegenstande thut, sieht Tugenden, die er nicht hat und verblendet sich gegen seine Fehler und glaubt ihn jeder Veredelung fähig. Nun wird diese Liebe durch Mitleid und die kalte Hemmung der gemeinen Selbstsucht geschwellt bis zum Ueberschritt; er weist den unbequemen Verstand, der retten will, in den Päliern von sich. Später fühlt er den Vortheil der Kälte und will die Gegner mit ihren eignen Waffen schlagen; aber diese Kälte ist immer nur maskirter Affekt. Aus Nothwehr und in dem Trotz, sein Ideal durchsetzen zu wollen, greift er nach Mitteln, die ihn als herrschsüchtigen Demagogen erscheinen lassen. Da öffnet ihm Octavius die Augen. Er, der Altrom wiederherstellen wollte, ist faktisch König — nur der Name fehlt — und Rom hin, denn seine Verfassung und Freiheit waren Rom. Prophezeiung, wenn er so weiter sich fortreißen lasse, werde er bald an einem Punkt ankommen, wo er mit Ehre nicht stehen bleiben und ohne Schande nicht mehr zurück könne. Er wehrt sich dagegen und will sein Ziel noch für erreichbar halten, aber die Wahrheit hat ihn tief getroffen. Daher seine „lahme" Rede in der Wahlversammlung. Und nun muß er sehen, er steht bereits an jenem

Punkte. Octavius, Du hatteſt Recht! Aber Saturejus: Nur dann gingſt Du zu weit, wenn Du nicht weiter gehſt. Der ſanguiniſche Jünglingstraum der Wiederherſtellung Altroms iſt verweht. Er kann nicht weiter — nämlich die Krone ergreifen und ſein Ideal von Rom gänzlich vernichten — nicht ſtehen bleiben; aber ein dritter Weg bleibt ihm, den Octavius nicht geſehen: mit Ehren, d. h. zu Roms Rettung und Beſtem zu ſterben. Dieſen geht er."

„Auf die Weichheit Tibers und den Jünglingsrigorismus, der ſtolz auf die „feige, halbe" Weisheit des Mannesalters und der greiſen Erfahrung herabſieht, im Glühen von ſeinem Ideal keinem Umſtande Rechnung trägt und ſich dem Affekt und der Leidenſchaft hingibt, weil ſie ſchön und ſittlich (nämlich im Ausgangspunkt und im Haſſe der Gemeinheit), wendet ſich die Kritik im Drama ſelbſt, nur durch die verſchiedne innere Situation der kritiſirenden Perſonen verſchieden gefärbt: in den Lätern ſchmerzlich ſorgend, warnend, lieberoll mißbilligend, im Volke bewundernd und zugleich pfiffig die Schwäche markirend, an der ſie ihn zu faſſen wiſſen, in Naſica mit der Schadenfreude des Haſſes und der Ueberlegenheit des Verſtandes."

„Der Rigorismus Tibers geht aus der Leidenſchaft des weichen Gemüthes für ſeine Ideale hervor, trägt alſo des Gemüthes Stempel. Liebe im weiteſten Sinn iſt ſeine Natur und ſein Charakter — zu leidenſchaftliche Liebe (das macht ſie tragiſch) — Liebe, die eben aus ihrer weichen Fülle heraus gewaltſam wird, an den Hinderniſſen nur heftiger entbrennt; und nun alle Töne, deren dieſe Liebe fähig iſt, der Uebergang in Affekte, die der Liebe an ſich unähnlich, doch als aus ihr entſprungen, von ihrem Weſen auch im Ausdruck modificirt erſcheinen müſſen: Der Trotz, der Haß, der Zorn der Liebe. — So nur, wenn wir ſehen, daß ſelbſt ſein Haß ein Haß aus Mitleid iſt, wenn wir keine ſeiner Aktionen auf die Rechnung natürlichen Heroismus oder ſonſt einer Eigenſchaft, die nicht mit der Sympathie zuſammenfällt, ſetzen können, ſondern alle auf die der Sympathie und ihrer mächtigen Gewalt in dieſer Liebesnatur, wenn wir ſehen, wie

er unter dem Gewaltſamen, das er thut, mehr leidet, als die, denen er es thut, ja, an der Gewaltſamkeit ſelbſt, wird er derjenige, der er ſein, und macht den Eindruck, den er machen ſoll."

„Der Rigorismus der Liebe und die Weichheit ſeines Gemüthes machen ihn für die praktiſche Löſung ſeiner Aufgabe unfähig. Immer ſieht man, daß die Liebesnatur, die ihm dieſe Aufgabe ſtellt, eine andre Beſtimmung hat und nicht geſchaffen iſt, dergleichen durchzuführen. Immer bleibt das vor Augen, wenn er ſeinen Affekt nicht bändigen kann und durch dieſen zu verkehrten, verzweifelten Maßregeln und durch die Folgen derſelben in Haß getrieben, durch und gegen ſeine Natur hingeriſſen, bis zu dem verhängnißvollen Momente fortſtürmt, wo er erschlagend ſtehen bleibt. Aber immer auch wird er in dieſer Unangemeſſenheit ſchön bleiben und die Sympathie des Betrachters gewinnen und erhalten."

„Dramatiſch-charakteriſtiſche Theilzüge an Tiber: Sieht er den Affekt kommen, ſo ſucht er ihn zu bekämpfen, er nimmt ſich vor, ruhig zu ſein, ſich nicht ſelbſt zu fangen, die Gegner wo möglich mit ihren eigenen Waffen zu ſchlagen. Aber wenn er meint, ruhig zu ſein, wie Naſica, ſo iſt dies ein Irrthum, und ſein „ich bin kalt" mit Umſchreibung muß jedem Zuſchauer ſagen: „ich bin es nicht." Die Steigerung in der Regel kurz, d. h. die von außen; das Schmähen auf das Volk ſchlägt durch und die andere größere Hälfte der Steigerung übernimmt er ſelbſt; Naſica oder das Volk ſchweigt dann oder hat nur einzelne kleine Zwiſchenwerfer; ſein Affekt erhitzt ſich vollends aus ſich ſelbſt, er redet ſich in Mitleid mit dem Volk und Zorn gegen deſſen Dränger vollends hinein, aus dem heraus er dann handelt."

„Er iſt nicht immer in Affekt, aber in Affektnähe. Seine Rolle ein fortwährendes Wiederherſtellen der Güte und Sanftheit, des Glaubens an die Menſchen und an die Exiſtenz des Guten und Schönen, und ein deſto ſtärkeres Wiederaufgeregtwerden durch die Widerſprüche der Welt. Der Sanguinismus der Liebe mit ſeinem ewig neuen Hoffen und Vertrauen."

Dieſe edle und ſchöne Geſtalt war es, mit welcher ſich in liebevoller Begeiſterung die letzten Gedanken des Dichters beſchäftigten. Nur kurze Zeit vor ſeinem Ende hatte er die Dichtung begonnen, und die rührenden Worte Tibers in der Abſchiedsſcene gemahnen uns wie ein Scheidegeſang des Dichters ſelbſt, über dem ſchon der Schatten des Todes lag, als er ſie ſchrieb. Wie viel Schönes war von der Ausführung dieſes Werkes zu hoffen! An Bedeutſamkeit und Originalität des tragiſchen Pro-

blems übertraf der Plan desselben alle sonstigen Entwürfe Ludwigs, und in dem Hauptcharakter war eine Gestalt gefunden, in deren Durchführung sich die edelsten Seiten seines Talentes, die ganze Innigkeit und Tiefe seiner Empfindung, der volle Schwung seiner Phantasie hatten entfalten können, eine Gestalt, deren vollendete Darstellung vielleicht mehr von dem eigenen Gemüthsleben des Schöpfers verrathen hatte, als jede andere seiner früheren Dichtungen.

Eine reiche Welt poetischer Gedanken, die in ihm nach Dasein verlangte, blieb unausgesprochen oder doch ohne vollständige künstlerische Verwirklichung. War es diese Ueberfülle selbst, welche die Arbeit des Dichters hemmte, die Leidenschaftlichkeit seiner Einbildungskraft, die ihn zur Zeit der produktiven Erregung die stetige, für die künstlerische Arbeit erforderliche Ruhe nicht schnell genug finden ließ, war es, bei kühlerer Stimmung, die übergroße Gewissenhaftigkeit der kritischen Reflexion, welche störend auf seine schöpferische Thätigkeit einwirkte, jedenfalls lag während der letzten Jahre der hauptsächliche Grund solcher Hemmungen in der Krankheit Ludwigs, die ihn oft wochen- und monatelang auf das Krankenbett warf und seine poetische Kraft zuletzt nur in kurzen Pausen aufathmen ließ. Mit Trauer blicken wir auf all die unvollendet gebliebene Arbeit dieses reichen Geistes, mit erhobenem Gefühl auf die Größe und Reinheit seines künstlerischen Strebens. Wenn uns versagt ist, die Verwirklichung seiner letzten Absichten zu bewundern, so bleibt uns doch, diese selbst zu verehren. Die mitgetheilten Fragmente, die von denselben eine Anschauung zu geben vermögen, sollen das Bild von Ludwigs dichterischem Charakter vervollständigen helfen, und die Literaturgeschichte wird bei der Schilderung desselben sie berücksichtigen müssen. Den Freunden des Dichters werden sie ein theures, dankbar begrüßtes Vermächtniß sein, ihre Pietät wird neben dem Werth des Geleisteten die Größe und Schönheit des Gewollten am besten würdigen können. Neu aufstrebenden Talenten aber, glücklicheren Dichtern sei der Gedanke dieser fragmentarischen Werke ein Führer in jene erhabenen Gebiete der Kunst, in denen die Zukunft des Dramas zu suchen ist. —

Leipzig, im Januar 1870.

Dr. Hermann Lücke.

Otto Ludwig's gesammelte Werke.

Dritter Band.

Otto Ludwig's
geſammelte Werke.

Mit einer Einleitung von Guſtav Freytag.

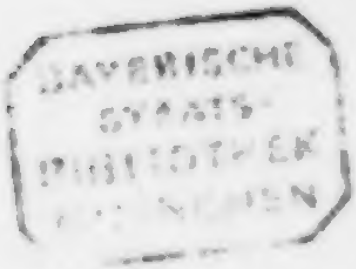
Dritter Band:

Die Heiterethei und ihr Widerſpiel.

Berlin, 1870.
Druck und Verlag von Otto Janke.

BIBLIOTECA
CENTRAL

Die Heiterethei.



„Auch zum Gründer Markt, Dorle?“

„Noch e' Bißle weiter; bis zum Zainhammer. Und sagt, Frau Dotin, ob ihr was hin zu bestellen habt. Vielleicht wieder was an den Herrn Factor? Und dann geht's schnell. Dort wird man auch immer länger aufgehalten, als nothig wär'. Und zu spät in die Nacht mag ich nicht.“

„Was das für ein Hastigthun ist!“ sagte die Wirthin, vor deren Thür dieses Gespräch Statt fand. „Man sollt' meinen, die Mädle von jetzt, das wären erst Mädle. Na, ich bin auch eins gewest, und nicht das langsamst'; aber Zeit zum Athemholen hab' ich mir allewei noch gegönnt.“

„Ihr seid auch ein Mädle gewest?“ fragte Dorle wie von Verwunderung überwältigt; denn die Wirthin war eine jener Gestalten, die man sich nicht jung denken kann. Die umherstehenden Männer brachen in ein Gelächter aus. Das Mädchen erschien in seiner treuherzigen Verwunderung noch frischer als sonst. Was für gottlose braune Augen sie im Kopfe hat! dachte der Schneider, und ohne Umstände hätte er ihr einen Kuß gegeben, wenn er gewußt, wie das anfangen. Er hatte schon während des ganzen Gesprächs darüber nachgesonnen, allein vergebens. Das Mädchen war hoch aufgeschossen, eines ganzen Kopfes länger, als der kleine Mann. Selbst auf den Zehen stehend, hätte er nicht über das Grübchen unter ihrem Halse hinauf gereicht. Und ihren Kopf zu sich herabziehen zu können, hätte er viel stärker sein müssen oder sie viel schwächer.

Des Mädchens Augen lachten jetzt so ehrlich, wie vorhin schalkhaft, als es sagte: „Nichts für ungut, Frau Dotin. Hab's nicht schlimm gemeint. Ihr müßt denken, heut ist der Grunder Markt; da wird aus manchem ehrlicher Leute Kind ein Spitzbub'."

„„Du bist ein Spitzbub' das ganze Jahr,"" sagte die Wirthin. „„Kann sein, daß was da ist für den Herrn Factor."" Und sie hinkte durch Einfahrt und Hof in ihr Wirthshaus hinein.

Des Schneiders Augen ließen den blonden Zopf und die vollen Lippen des Mädchens los und senkten sich auf ihrer Schiebkarren herab und, verwundert über die Tüchtigkeit des Fuhrwerks und des Strickes darauf, fragte er: „Aber was willst du dir nur holen damit?"

„Einen Mann," lachte der Schmied.

„„Einen Schmied,"" entgegnete das Mädchen ernsthaft. „„Die muß man mit Stricken binden, wenn sie vom Markt heim nicht in jedem Wirthshaus einkehren sollen.""

„Die Schneider nicht?" fragte der Schneider fast neidisch.

„„Auch,"" sagte das Mädchen; „„nicht wegen der Wirthshäuser, nur, daß sie der Wind nicht vom Schiebkarren bläst.""

„Du mußt den Holder Fritz frei'n," hustete der Weber. „Wenn ihr einen Jungen kriegt, der jagt den Kirchthurm von der Kirch und zur Stadt hinaus."

„„Das kam' zu spät,"" sagte das Mädchen ruhig. „„Bis dahin habt ihr ihn hinausgehustet.""

„Wo stellt ihr ein auf dem Markt, Annedorle?" fragte der Schmied. „Heimwärts führen wir uns."

„„Ihr werdet wohl einen brauchen, der euch führt,"" sagte das Mädchen; „„ich nicht.""

Die Wirthin kam mit einem Packetchen heraus, das schnell auf dem Schiebkarren seinen Platz fand. Die Männer hießen das Mädchen warten; sie würden gleich mitgehen. Gute Unterhaltung sei halber Weg.

„Das glaub' ich," sagte das Mädchen, „und drum geh' ich allein. Wenn ich wieder etwas an euch mitkriege dort, Frau Dotin, komm' ich auf dem Rückwege herein. Und es soll mir

nicht drauf ankommen, so kriegt ihr einen gebackenen Mann von mir zum Markt. Gott zum Gruß, Frau Dettin."

Die letzten Worte kamen schon aus einiger Entfernung. Das Mädchen war schneller und leichter auf den Füßen, als man der großen Gestalt zugetraut hätte. Unwillkürlich sahen ihr Alle nach.

„Immer heiter," hustete fast ärgerlich der Weber hinter ihr drein.

„„Dafür heißt sie auch die Heiterethei,"" lachte die Wirthin.

Der Schneider sann über etwas, dann sagte er: „Man sollt' doch Keinen eher taufen, als bis man ihm einen Namen geben konnt', der auf ihn paßt'. Da wurd's nicht vorkommen, daß ein Spaßvogel Ernst und ein Saufaus Nüchtern hieß', und man wüßt gleich, wenn man nur den Namen hört', wie der Mann beschaffen ist. Heiterethei! Gudi! Der Name tanzt ordentlich, wie das Mädle selber."

„„Da sorgt ja,"" sagte der Schmied, „„daß ihr einmal eure Mädle, wenn ihr welche habt, auf die Art taufen laßt. Wenn sie sonst Niemand aufzieht, können sie mit ihrem Namen tanzen. Aber wer was Apart's an sich hat, dem braucht's nicht leid zu sein darum, den taufen die Leut' ohnehin noch einmal.""

Auf des Schneiders Gesicht hätte man lesen können, daß die Rede des Schmieds auf ihn gemünzt war, wenn es auch das Lachen der Uebrigen nicht verrathen hätte.

Er seufzte nämlich trotz seiner dreißig Jahre noch unter der Tyrannei einer baumlangen Stiefmutter. Sie nannte ihn nicht anders, als den „Jung". Natürlich hieß er von Stund' an, wo dies bekannt wurde, im ganzen Städtchen so. Man erzählte sich, sie behandle ihn durchaus jenem Ausdrucke entsprechend. Und mehr als Einer wollte gesehen haben, wie die starke Frau ihn über einen Stuhl gelegt, ihm die Hoslein mit der Linken straff gezogen, während ihre Rechte die Festigkeit eines spanischen Rohres an dem Theil gemessen, auf dessen Ausdauer bei der Schneiderei so viel ankommt. Aber was will nicht der und jener

Spottvogel geschehen haben, der ein Verhältniß der Art zum Weiterausmalen einlud! Freilich, wenn der Schneider zuweilen wie ein Pfeil aus der Hausthür herausschoß und dann hineindrohte: „Respect muß im Hause sein!“ dachten die Vorübergehenden dazu: „Aber jetzt steht er vor der Thür.“

Der Schneider achselzuckte ein stummes: „Man kennt den Morzenschmied, was für ein Schabernacker der ist, so duchsig er thut.“

Die Wirthin aber erinnerte der fliegende Saum des rothflanellenen Unterrocks, der eben um die Straßenecke verschwand, wieder an die Heiterethei. „Aber sie könnte,“ sagte sie, „eben so gut die Bravethei heißen, als die Heiterethei. Denn: kein braver Mädle im ganzen Städtle, wie der blinde Orgelmann singt; wenn schon ein Bißle wunderlich dabei. Wie ihre ältere Schwester Mutter geworden ist von dem dicken Semmelbeck in der Stadt, wo sie gedient hat, da hat die Heiterethei sie fortgeholt und hat ihr einen andern Dienst verschafft, ich weiß nicht, wo, aber weit von hier. Wenn du fünf Jahre dich ordentlich gehalten hast, hat sie zu ihr gesagt, dann will ich wieder deine Schwester und soll das Liesle dein Kind wieder sein. So lang aber kommst du mir nicht wieder ins Häusle, daß du's weißt. Das Kind aber hat sie behalten, und nicht viel Mütter sind so brav gegen ihr eigen Kind, wie die Heiterethei gegen das Liesle ist.“

„Ja, und die Hochmuthei dazu,“ hustete der Weber. „„Wo sie die Mannsleut' verspotten kann mit Wort oder That, da ist sie gewiß bei der Hand. Aber sie wird wohl schon einmal schlecht anliegen, und ich wär' nicht der Einzig', der's ihr gönnt.““

Ein Blick der Zustimmung, in dem die übrigen Männer sich nickend begegneten, zeigte, daß der Weber wahr gesprochen.

Unterdeß waren sie mit Bezahlen, frisch Tabak stopfen und Anbrennen fertig geworden und machten sich auf den Weg. Man hatte noch zwei gute Stunden zu dem Marktflecken. Der Letzte rief der Wirthin, welche die leergetrunkenen Gläser am Brunnen schwenkte, zurückstehend noch zu: „Prächtig Wetter heut!“

Die Wirthin sah sich um, und auf dem feinen Dufte hal tend, der hinter den Bergen ringsum am Himmel heraufzog, sagte sie: „Dauert nicht bis zur Nacht. Es müßt' heut nicht Gründer Markt sein."

Die Wirthin weiß es, und, sie nicht allein, alle Welt weiß es, wie's mit dem Wetter ist zum Gründer Markt. Und wenn er beginnt so blau und golden, wie es der Farbenkasten des Frühlings nur hergeben will, wie ein Tag vor sechzig Jahren; denn damals war Alles besser, selbst das Wetter; frage nur die Reicker Wirthin, wer's nicht glauben will. Kaum ist's Mittag, da steigt's von allen Seiten auf; da hebt's und drängt's, bis es einen neuen Himmel gewölbt hat unter dem alten. Das wär' schon gut, wenn es nur aufzuhören verstände zur rechten Zeit. Aber immer noch steigt's und drängt's. Da wird ein Hin- und Herwogen, dunkler und immer noch dunkler, ein Zusammen- und Uebereinanderschieben, daß endlich die Funken davon stieben und das ganze Wolkengewölbe unter seiner eigenen Last zusammenbricht mit Donnerkrachen, und die Wolkentrümmer an einander in ungezählte Tropfentrummerchen zersplittern über Buden, Platz, Käufer und Verkäufer.

Wehe dem, der da noch unter diesen letzteren ist; in dem wilden Durcheinander von Stöcken, Köpfen, Hüten, Mützen, das der gleichzeitige Druck nach allen Richtungen, nach deren Enden rettende Thüren sich öffnen, in eine kreisende Bewegung bringt. Zugleich mit der ganzen Masse um ihre und noch einmal besonders um seine eigene Achse gewirbelt, weiß er bald nicht mehr, was sich dreht, er oder die Häuser und Buden um ihn herum. Bald erscheint die rettende Thür, bald verschwindet sie, ohne daß sie ihm näher gekommen ist. Die Hutkrämpe, von Regen und Mitleid erweicht, senkt sich allmälig und verhüllt dem Auge des Dulders liebevoll wenigstens den Anblick seines Schicksals, bis

eine Fluth ihn plötzlich davon führt, er weiß nicht, wohin, und eine Thür ihn einschlingt, die er nie zu passiren gemeint hat. So ist's im Marktflecken selbst; die Straße nach dem Städtchen bietet bei allem Aehnlichen doch ein ganz verschiedenes Bild.

Wer bereits auf dem Heimwege ist, hat die Schritte schon eine gute Weile her länger und schneller gemacht; nun wird ein Rennen aus dem Eilen. Wer so vorsichtig war, einen Regenschirm mitzutragen, dem lehnt sich die Mühe der Arme nun an den Füßen. Wie ein Beet voll lebendiger Pilze, rother, blauer, grauer, schwarzer, kommt die Straße den verwunderten Raben vor oben auf den Pappeln über dem Graben. Der Regenschirm ist der Mann des Tages. Was keiner ist, müht sich einer zu werden. Unterrock, Bündel, eben gekaufte Wasserkannen, Töpfe, Tiegel, Alles vergißt im Drange der Noth seine eigentliche Bestimmung. Da huschen Weiber und Mädchen, mit der Schürze bedeckt, die ausgezogenen Strümpfe und Schuhe in den Händen, die Straße hin, und neben jeder huscht ein Mittelding von Schatten und Spiegelbild über die Pfützen und den nassen Glanz der Straße mit. Hier kommt einer zu Pferde und schnaubt und stampft und spritzt vorbei, daß die Weiber aufschreien und die Männer fluchen. Hier ein Wagen, aber er ist schon voll, und schon ist er vorüber. Die Geborgenen oben lachen schon in der Ferne und die in ihrer Hoffnung Getäuschten unten senden Verwünschungen nach, die der Wind zu Ohren trägt, für die sie nicht erdacht sind — wenn das ewig gleiche Plätschern des Regens sie nicht vorher überplätschert. Aber stehen bleibt Niemand; es müßte denn ein Angetrunkener sein, der im seligen Vergessen aller Noth mitten auf der Straße sich zur Ruhe legen will. Doch auch er wird vom lachenden Manns- oder zornig weinenden Weibervolke mit fortgeschleppt, halb getragen, halb geschleift, wie es gehen will. Aber es geht; denn es muß gehen.

Und so geschieht's am Tage des Gründer Marktes, seit der Gründer Markt im Kalender steht

Wer's noch genauer wissen will, höre nur der Reider Wirthin zu, die's eben ihren Gästen erzählt. Und er wird, be-

sonders in Anbetracht der Länge dieser Erzählung, so froh sein, im Trockenen zu sitzen, als nur immer unsere Bekannten von vornhin sein können, der Schmied, der Schneider und der Weber aus dem Städtchen.

Nicht, daß ihr Zustand an sich beneidenswerth zu nennen wäre! Es ist vielmehr ein wahrer Härings-Zustand. Man denke sich hundert Menschen in eine enge Dorfwirthsstube zusammengepreßt, die Scheitel in die schweren Gewitterwolken aus Lampen- und Tabaksrauch und dem Angstschweiß nasser Kleidungsstücke getaucht! Die Verlegenheit, welche von den zahllosen da unter den Tischen herum und unter einander liegenden Beinen man an sich ziehen müßte, wenn es gälte, dem völligen Ersticken zu entfliehen, ohne an einem Mitdulder zum Diebe zu werden. Denn die Lampen hier und dort vermögen in ihrer Hülflosigkeit eben nur so viel Helle auszuströmen, als nöthig, um den Leuten zu zeigen, wie dunkel es ist.

Aber eine Noth kann zur Wohlthat werden, wenn sie von größerer Noth errettet. Und bald hörte mit der größeren auch die kleinere auf. Es regnete schwächer, und wen nicht die Sorge um sein Heimwesen dem leiseren Rieseln zu trotzen trieb, der flog aus, da auch dieses endlich ganz nachließ.

Und auch heller wurde es. Schon zeigten sich Lücken im Gewölke. Das flog nun selbst wie eine endlose Folge dunkler Regenschirme in den Händen eilender Riesen am Himmel dahin.

Der Mond stellte sich auf die Zehen und sah zwischen ihnen hindurch auf die nasse Straße herab. Die hielt ihm tausend Spiegel vor und er sah wohlgefällig, um wie viel schöner und vollwangiger er nun seit gestern wieder geworden war.

Aber es gab Leute, die, sei es aus Behagen am Wirthshause oder aus Unbehagen an dem, was sie daheim erwartete, ruhig sitzen blieben, um, wie sie sagten, den Weg unterdessen noch etwas abtrocknen zu lassen. Unter diese gehörte auch unser Männer-Kleeblatt aus Luckenbach. Dem Morzenschmied war es nur dann nicht langweilig daheim, wenn er seiner Morzenschmiedin etwas aufzubesten oder sonst einen Streich zu spielen wußte.

Hatte er ſie durch eine trocken vorgebrachte Erdichtung mit den übrigen Weibern ſeiner Straße oder des ganzen Städtchens zuſammengehetzt, dann war es ſeine Luſt, mit Henkergeſchicklichkeit ſie in die größte Angſt hinein zu bedauern. Und höchſt unlieb wäre es ihm geweſen, hätte der Schaden einmal die Wirkung gehabt, ſie klug zu machen. Die Schuſter-Märtineſſin dagegen, des Webers Ehefrau, war mit einem ganzen Doctorbuche voll Krankheiten behaftet, die das Eigene hatten, daß ihre Anfälle begannen, ſo oft ſie ihren Märtines die Treppe heraufkeuchen hörte, und nicht eher nachließen, als bis er dieſelbe wieder hinabhuſtete. Was dem Schneider die Süßigkeit des eigenen Heerdes verbitterte, wiſſen wir ſchon.

Dieſe drei Männer ſaßen zuletzt noch faſt ganz allein da, und ihr Geſpräch war ſo in's Stocken gerathen, daß ſie, in ſich verſunken, ſelbſt nicht wußten, wie ſehr. Es bedurfte einer Stimme, wie eben eine vor der Thür ſich vernehmen ließ, ſie zu erwecken. Und dieſe Stimme klang ſo voll und tief aus der Bruſt herauf, daß die vorgeſunkenen Köpfe faſt erſchrocken emporfuhren.

„Da habt ihr euren Mann, Frau Dotin," ſagte draußen die Heiterethei. „Er iſt der allerbeſt', raucht keinen Tabak, trinkt keinen Branntwein, und wenn ihr ihn nicht mehr mögt, braucht ihr ihm nur den Kopf abzubeißen."

„„Dazu iſt er gut,"" hörte man die Wirthin lachen; „„und darum krieg' ich ihn. Wär' er zum Heirathen geweſen, hätt' ich ihn ſicher nicht gekriegt.""

„Ihr müßt einmal gern geheirathet haben, weil ihr noch immerfort ſo gern vom Heirathen ſprecht."

„„Ja,"" antwortete die Wirthin, „„aber wie ich am liebſten geheirathet hätt', da hab' ich am wenigſten davon geſprochen. So haben's die Mädle und die Weiber, ſo lang' die Welt ſteht.""

„Das ſagt ihr. Jedes meint, wie's ihm war, ſo muß dem Andern auch ſein."

„„Und ich denk', wie's Jeder meint, ſo wird's auch ſein.""

„Aber es ist doch nicht so! Und wenn's solche giebt, müßt ihr dann sprechen: Alle sind so? Sagt meinetwegen: es giebt ihrer genug, die so sind. Das sind solche, die's nicht allein ermachen können. Wer's muß, da hab' ich nichts dagegen, aber ich thät's nicht, und wenn ich tausendmal müßt'. Weil die Mädle heut zu Tag noch schwächer und einfältiger sind als die Mannsbilder selber."

„„Darum ist's nicht. Die Männer heirathen doch auch. Wenn Jedes was Stärkeres und Gescheidteres heirathen will, wen sollen denn die heirathen?""

„Meinethalb den Kukuck von Langensalz. Was geh'n die mich an? Die Männer frei'n, damit sie einen Narren haben, und die Mädle, weil sie selber Narren sind. Gebt mir lieber ein Kärtchen Bier für euer Gerede."

„„Die Männer und die Mädle! als wenn du nicht selbst ein Mädle wärst! Oder was biste sonst?""

„Ich bin ich. — Und ich frei' einmal nicht, und ich mag einmal nicht, und wenn ihr mir einen auf dem Teller präsentirt und er wär' obenein ein Prinz. Und red't ihr noch ein Wort, so weiß ich, wo ich herkommen bin. Mein Brod verdien' ich allein, wenn ich schon ein arm' Mädle bin. Ich bin stark genug, und bin klug genug, und ich brauch' Keinen, und so ist's, und nu ist's fertig!"

Dabei war die Thür geöffnet worden und das Mädchen mit rothem Gesichte voran, die Alte, laut lachend, daß es die ganze Gestalt schüttelte, hinterdrein hereingekommen. Die Männer in der Stube zeigten Lust, das Gespräch, das sie mit angehört, weiter zu führen. Das Mädchen lehnte am Ende eines Tisches. Der Schneider ersah sich die Gelegenheit, den kühnen Gedanken von heute Morgen in's Werk zu setzen. Sie warf im Zorn die Lippen gar zu lockend auf. Um diese und bis in die vollen Wangen hinein war die goldbraune Farbe des Gesichtes gewichen. Das Mädchen hatte so pralles Fleisch, daß jede Bewegung vorübergehend solche weiße Druckflecken hervorbrachte, die, so wie der Druck aufhörte, einer desto dunkleren Färbung Platz

machten. Es war an dem ganzen Mädchen ein immerwährendes Erbleichen und wieder Erröthen vor Kraft. Der Schneider hatte gemeint: daß sie mit den bloßen Augen lachen könnte, gefalle ihm am meisten; jetzt schien ihm der trotzige Ausdruck derselben noch schöner, und ihre Augen gefielen ihm, so wild und scheu, noch mehr, als da sie lachten.

Vorsichtig und geräuschlos begann er, auf der Platte des Tisches sitzend, an dem sie abgewandt stand, immer näher an sie heran zu rutschen. Saß er hinter ihr, dann bedurft' es nur eines Zurufes. Wenn sie dann erschrocken arglos das Gesicht ihm zuwandte, war der Plan gelungen.

Der Morzenschmied schien ganz wo anders hinzusehen, als nach dem Schneider. Er hielt seine Pfeife ganz nahe vor die Augen, die vor Schelmerei so schief standen, daß er der Heiterethei wie ein lauernder Kater vorkam. Zuweilen gab ihm das mühsam unterdrückte Lachen doch einen Stoß.

Der Weber aber, der von alledem nichts merkte, hustete und sprudelte unterdessen: „Ja, so stark wie die Weibsleut' sind und so klug wie die Weibsleut' sind! Und doch, wo was ordentlich gemacht sein soll, da muß es der Mann. Wenn sie mit den Händen wackeln, das muß gearbet sein, und wenn die Zunge geht, da meinen sie, das ist gedacht. Ei ja! wenn sie den Stubenehren ein Bißle mit dem Besen kitzeln, daß der lachen möcht', und drei Mal die Bodentreppen hinauflaufen darum, wenn eine Hand voll Salz aus der Meste soll in den Topf!"

Das Mädchen schwieg, man hätte gemeint, wie ein gescholtenes Kind, wenn es ihr nicht zuweilen so eigen um die vollen Lippen gezuckt hätte.

Noch ein Ruck, und der Schneider saß am Ziel. Schon fühlte er die Wärme vom Körper des Mädchens an der ihr zugewandten Seite; ein Schauer rieselte ihm den Rücken herab, und das Leiseathmen wurde ihm immer schwerer. Noch durfte das Mädchen nicht umschau'n. Drum fiel der Schmied helfend ein: „Was? Ich wett', das Dorle da nimmt zwei Mannsbilder auf sich, wenn mit der Zunge gearbet wird."

„„Ihr seid freilich stärker,““ sagte das Mädchen nicht halb so keck als sonst. „„Ihr nehmt gleich die ganzen Weiberleut' auf eure.““ — Sie war schon einigemal wie mechanisch mit der flachen Hand über den Tisch gefahren, und das hatte den Schneider jederzeit nicht wenig beunruhigt. Jetzt strich sie eben so und immer noch mit abgewandtem Gesichte den ganzen Mann herab, scheinbar so unabsichtlich wie einen Lappen Tuch, den man wohl in Gedanken vom Tische streicht, ohne gewahr zu werden, was man thut.

Alles lachte und sah nach dem Schneider, der, so unerwartet auf die Diele zu sitzen gekommen, sich zu besinnen schien, wie.

Die Heiterethei that noch verwunderter, als der Schneider selbst, indem sie einen Augenblick nach ihm hinsah.

Der Schmied lachte, daß ihm die Thränen kamen, und ärgerte sich doch zugleich und schwur bei sich, nicht zu ruh'n, bis er durch einen größeren Schabernack den Schneider und die ganze Männerwelt an dem Mädchen gerächt habe. Es war dabei etwas von Neid und Eifersucht. Irgend Jemanden so tuckmäuserig dem Gelächter Preis zu geben, das hielt er für sein Revier, und die Heiterethei war ihm eine Wildschützin darin, die gestraft werden mußte.

Doch wurd' er fast ungewiß; das Mädchen mußte mehr Freude verrathen, wenn sie die Verhöhnung des Schneiders beabsichtigt hatte.

Im Gegentheil schien es der ungemischte Ton des Verdrusses, in dem sie nun sagte: „Meinetwegen redet, was ihr wollt. Hätt' ich nur erst meinen Schiebkarren aus dem Schmutz! Wenn's so ein drei Stunden geregnet hat, ist da außen ein Lehm, als sollt' der Schloßthurm gekocht werden, und man braucht einen Topf dazu.“

Der Schmied horchte auf. Was? Kam da die heißgewünschte Gelegenheit von selber, dem Uebermuthe Eins zu versetzen? Aber noch traute er der Hoffnung nicht.

„Ja,“ sagte er, „das Dorle will uns was weiß machen, damit sie lachen kann, wenn wir's glauben.“

„„Da hat sich's zu lachen,““ entgegnete die Heiterethei. „„Ich muß heim, und allein bring' ich den Karren nicht heraus.““

Ihre Stimme zitterte bei den letzten Worten; der Schneider nahm's für unterdrücktes Weinen; je kleinlauter das Mädchen wurde, desto höher richtete sich der Schneider auf.

„Ich denk',“ sagte der Schmied, und seine Augen kamen immer schiefer zu stehen, „ich denk', das Dorle ist stark genug und ist klug genug und kann's allein ermachen? Wenn sie so klug ist, wird sie ja nicht mehr geladen haben, als sie fahren kann, und wenn sie Alles allein ermachen kann, wird sie wohl fahren können, was sie geladen hat.“

„„Wenn das Wetter ausgehalten hätt',““ sagte die Heiterethei. „„Wer kann für's Wetter?““

„Ja freilich! das Wetter,“ hustete der Weber triumphirend; „das ist den Weibsleuten ihr Sündenbock. Donnerwetter! wenn das Wetter nicht wär', da blieben alle verfütterten Säu' gesund, da wär' Obenhin der beste Jäter, und Alles, was sie machen, das wär' gut, und Zufrüh und Zuspät die besten Gärtner. Und ja, wenn alle Ding' sich selber machten, wie das Wetter, da käm' Keine darauf, daß sie nur ein Weibsbild ist“ —

„„Und ein ander Ding um einen Mann,““ flickte der Schneider dazwischen, und seine geballte Faust sagte: Ich bin einer!

Der Schmied wollte reden, aber der Weber war einmal im Husten. „So ein Ding, das da denkt: lieber die Bein' gebrochen, als zweimal gegangen, und was es auf einmal mit den Augen ersieht, das kann sie auch auf einmal mit den Händen ermachen. Drum steht's schon in der Schrift, daß es ein schwach Werkzeug ist, und der Mann soll ihr Herr sein, denn warum? weil ein Weibsbild — nur ein Weibsbild ist, hergegen ein Mann, das ist ein Mann.“

„„Ja,““ sagte die Heiterethei, „„wenn ich mir's so hätt' auslegen können! Aber deßwegen bleibt mein Schiebkarren, wo er ist.““

Der Schmied konnte noch immer nicht zu Worte kommen;

der Weber fühlte, er mußte sich selber am Kragen festhalten, und wer weiß, was er noch gehustet hätte, wär' nicht der Schneider dazwischen gefahren: „Und wo er bleiben sollt' nach Recht und Gerechtigkeit! Denn es geschäh' einer just einmal recht, wenn sie umladen müßt' und würd' noch ausgelacht dazu."

Der Schmied, welcher schon lange beschwichtigend mit beiden Händen gerudert hatte, kam endlich, indem er dem Schneider in's Wort und dem Weber in den Husten fiel, zum Reden.

„Aber das Dorle," sagte er mitleidig, „kann ja doch eigentlich selber nichts zu dem Unglück, daß sie nur als ein Mädle geboren ist. Und wiederum steht in der Schrift, das stärkere Werkzeug soll sich über das schwächere erbarmen. Aber" —

„Umsonst wird nichts!" sprach der Weber dazwischen.

„Abbitte muß sie thun!" der Schneider.

„Ja, von wegen dem," fuhr der Schmied fort, „was sie vorhin gered't hat vom Männervolk. Sie dauert mich, aber daran läßt sich nichts ändern."

„„Ja,"" sagte die Heiterethei, „„und wenn ich's gethan hätt', müßt' ich mir doch selber helfen und würd' auch noch ausgelacht? Hernachen will ich's; aber vorher thu' ich's nicht; das sag' ich gleich.""

Der Schneider, einen ganzen Kopf länger als er selbst, brannte vor Ungeduld, den Karren frei zu machen mit Einem Ruck und so der Heiterethei zu zeigen, was ein Mann sei. Er staunte selber an sich hinauf und traute sich das Ungeheuerste zu. Auch der Weber konnte vor Ungeduld nicht mehr sitzen und spuckte schon in die Hände. Der Schmied hätte gern den Triumph mit dem Strohhalm ausgetrunken. Wer weiß, ob die Heiterethei ihnen noch einmal so in die Hände lief! sie durften sie nicht so schnell und glimpflich wieder heraus lassen.

Da diese aber, so viel ihr selber daran gelegen schien, die Männer sollten sich an ihrem Fuhrwerke versuchen, auch in der Schelmerei es sich nicht abgewinnen konnte, zu bitten, so erhob sich endlich auch der Schmied, und der Zug setzte sich, das Mädchen an der Spitze, in Bewegung.

Eine Warnung der Wirthin verſcholl unbeachtet.

Das eigene Wedeln der Heiterethei mit dem Tragband in ihren Händen beim argloſeſten Geſicht erinnerte ſie an die ähnliche Schwanzbewegung der Katzen vor einem plötzlichen, unvermutheten Sprunge. Da die Männer nicht hörten und ihr ſelbſt über den Katzen einfiel, nach dem Braten im Gewölbe zu ſehen, ſo überließ ſie die Verblendeten der Heiterethei ohne weitere Verſuche, ſie zurück zu halten.

Außen hatte ſich unterdeß ein Windhauch aufgemacht, der die aus der Einfahrt Tretenden mit faſt herbſtlicher Friſche begrüßte und von den Bäumen an der Straße einen kleinen Regen-Nachſchauer auf ſie warf.

„Und wo iſt denn nun das Bißle Karren?“ fragte der Schmied, ſich umſehend.

Die Heiterethei ging voraus, um ihre lachenden Augen zu verbergen: denn der Mond verbreitete Tageshelle. Sie ging nach einer großen Pfütze zu, und hier ſtack der Karren. Das Rad war nur eben bis an die Speichen in den weichen Boden eingedrückt.

Ein weißes Tuch verbarg die Ladung. Dieſe nahm einen ſo unerwartet geringen Raum ein, daß der Schneider faſt bedauerte, ſo leicht davon zu kommen.

„Aerbet für einen Schneider,“ ſagte der Schmied.

Das nahm der Schneider beinah übel.

„Schmied oder Schneider,“ ſagte er und warf den Unterſchied mit einer Handbewegung weg, die zeigte, wie leicht er war. „Mann iſt Mann; und wär's nicht um einer ſchwachen Weibscreatur wegen, das Ding wär' für meinen Lehrjung' zu gering.“

Aber ſo verächtlich blickend er nun zwiſchen die Handhaben trat, geſchah's doch mit dem Entſchluß, ſeine ganze Kraft aufzubieten. Denn herausfliegen ſollte der Karren, ſo leicht wie ein Vogel, aus dem Schmutz. Und gewiß! wäre der Schneider ſo energiſch wieder aufgeſtanden, als er ſich bückte, es wäre ſo geſchehen. Aber er ſtand gar nicht wieder auf, wenigſtens mit dem Karren nicht. Wie er auch bald mit der einen, bald mit

der anderen Schulter bald mit beiden zugleich aufmachte, wie er das Tragband bald nach oben, bald nach unten schob, der Karren flog nicht, er stand wie angewurzelt. Wüthend sprang der Schneider endlich allein wieder empor. „Vexation!“ schrie er. „Vexation! Ich weiß, was einer ermachen kann. Aber die Wirthin hat nicht vergeblich gered't. Da ist was Extra's aufgepackt.“

Die Heiterethei sagte: „Ja, sechs Schneider.“

Der Weber aber schämte sich in der Seele seines ganzen Geschlechtes, daß er den Schneider vorangelassen. Zornig schob er ihn aus dem Karren und sich selbst hinein. Nun spuckt' er in die Hände, aber nicht wie der Schneider, sondern wie ein Mann. Nun faßt' er die Handhaben, daß die langen Finger erblichen; nun taucht' er nieder, als gält's, den Kern der Erde zu stürmen; nun rannt' er gegen den Karren wie ein wüthender Elephant; nun — ja, nun lag er mit der Nase auf der Last und mit den Knieen in der Pfütze. Der Karren stack so fest als zuvor.

„Ein himmelverbrenntes Donnerwetter!“ fluchte nun auch der Weber, indem er sich aufreckte und den Schmutz von den Knieen abstrich. „Der Schneider hat Recht. Lug und Trug! Teufelsmädle, du hast noch was Apart's aufgepackt. Vexation ist's, Vexation!“

„„Ja, freilich,““ sagte die Heiterethei, „„der ist vexirt, der sich auf ein so starkes Werkzeug verläßt, wie ihr eins seid.““

Der Schneider und der Weber fluchten und renkten sich die Arme und Beine zurecht, der Schmied aber lachte so fürchterlich, daß die Heiterethei ihn nicht ansehen durfte, wollte sie ernsthaft bleiben.

„Das Mordmädle!“ dachte er. „Ich könnt' ihr ordentlich gut sein für den Spaß da, obgleich sie mir den Hauptjux verdorben hat, den über sie selber. Und geschenkt soll ihr das gewiß nicht sein. Dem Weber und dem Schneider geschieht's schon recht; warum sind sie solche Pfefferkuchenmännle! Aber ein End'

mach' ich nun, sonst kommt die noch aus dem Häusle vor Uebermuth."

Damit ging der Schmied nach dem Karren, dem er, als Repräsentant seines ganzen Geschlechtes, die Ehre nicht anthat, die Pfeife vor ihm aus dem Munde zu nehmen. In die Hände spuckt' er so beiläufig, als wär's nur, um den Gebrauch nicht zu umgehen. Aber bald ward er höflicher. Nach dem erstenvergeblichen Anlatz spuckt' er in vollem Ernst. Bei dem zweiten fiel ihm die Pfeife von selbst aus dem Munde. Nach dem dritten war er zorniger als Schneider und Weber.

Er war keineswegs bösartig; aber er hatte die Natur vieler sonst ganz guten Leute. Die gern Jedermann zum Besten haben, sind, wenn ein Anderer das an ihnen thut, gewöhnlich die Empfindlichsten. Dazu kam, daß ihm Schneider und Weber seine Schadenfreude von vorhin mit Zinsen zurückgaben.

„Heben thut er sich," schrie er endlich, „aber heraus aus dem Schmutz bringt den Himmelelementskasten der Teufel selber nicht! Aber der Hexe da soll's gezeigt werden, was das auf sich hat, Männer zum Narren zu halten! Das soll sie einem Andern weiß machen; das kann der wilde Fritz nicht; das müßt' der Teufel selber sein, der einen Karr'n vom Zainhammer bis daher führ' so beladen wie den."

„„Ja, wenn der Teufel kein Mannsbild wär',"" entgegnete die Heiterethei, indem sie das Tragband aufhob, das der Schmied im Zorn auf die Erde geworfen hatte. „„Aber er macht's halt wie alle Mannsleut'. Raisonniren, was ein Mann für ein ander Thier ist, wie so'n armes schwaches Weibsbild, das können sie; aber so 'nem armen Weibsbild den Karren aus dem Schmutz thun — 'a, wenn s halt mit der Zungen zu machen ging'! Bin nur froh, daß ein Eisenstab kein Schweizerkäs ist, sonst hätt' ihn der Meister Weber durch und durch gestochen mit seiner spitzigen Nasen. Und wenn was zu bestellen ist an die Frau Morgenschmiedin, oder wenn der Meister Schneider noch aufsitzen will, so Einen bring' ich just noch fort; er könnt' auf dem Strick

reiten da; aber es müßt' geschwind geh'n. Ich hab' nicht mehr viel Zeit.""

Sie sah nach dem Schneider um, als wär's mit dem Aufsitzen ihr Ernst. Dann hängte sie ruhig ihr Tragband um, ließ die Handhaben in die Schleifen und hob, wenn auch mit Anstrengung, den Karren aus dem Schmutz.

„Respect muß im Hause sein!" rief sie zurück. Und heiter lachend ging es dann die Straße so schnell hinab, daß die Männer noch wie Steinbilder dastanden, als sie um die nächste Ecke verschwand.

Freilich schon hinter dieser nächsten Ecke machte das Mädchen Halt, um dort von der übermäßigen Anstrengung auszuruhen, aber nicht ohne erst vorsichtig herumzublicken, ob die Männer ihr nicht etwa folgten. Sie sah sie langsam in das Wirthshaus zurückgehen, und nun erst überließ sie sich dem Jubel, dessen lauten Ausbruch zu unterdrücken ihr bis jetzt nur mit äußerster Mühe gelungen war.

Sie hätte sich längelang in das Gras neben der Straße geworfen, stand nicht vom Regen her Wasser darauf. Sie kauerte, weil sie sonst kein Plätzchen sah zum Ruhen und zum Lachen, auf ihre Fersen nieder und umschlang mit beiden Armen ihre Kniee. Und jemehr die verdehnten Sehnen von der Erschütterung des Lachens schmerzten, desto heftiger mußte sie lachen. Sie drückte ihr Gesicht in die Schürze, preßte den Zipfel derselben in den Mund; aber die bewährtesten Mittel halfen nicht; sie mußte den Lachsturm austoben lassen.

Wie weit war ihr Herz vom Gefühle ihrer Kraft und Selbständigkeit! Es war ihr, als hätte sie einen Sieg über alle Männer der Welt davon getragen. Nicht mit dem Glücklichsten tauschte sie jetzt. Aber das hätte sie auch wohl sonst nicht gethan. Denn Niemandem konnte wohler sein in seiner eigenen Haut, als der Heiterethei; in eine fremde sich auch nur hineinzudenken, fiel ihr nicht ein. So strotzte jede Faser an ihr von Kraft, jeder Gedanke von Uebermuth.

Bald hatte sich ihr Körper erholt und das Phlegma der

Gesundheit auch die innere Bewegung so auf das richtige Maß zurückgebracht, daß, als sie weiter fuhr, den rüstigen Gleichtritt kein schnellerer Athemzug mehr störte.

Wir können sie getrost sich selber überlassen; es wird für das Verständniß unserer Erzählung nöthig sein, dem Orte, dem sie so rüstig zufährt, und dem Treiben und der Art seiner Bewohner einen, wenn auch nur flüchtigen, Blick zu gönnen. Wir eilen ihr voraus, sicher, daß sie uns bald einholen wird.

Wir kommen zunächst durch eine Doppelreihe von Städeln und wissen nun schon, Luckenbach gehört zu jenen Städtchen, in deren Thätigkeit sich Ackerbau und Gewerbe theilt. Der Gründer Markt ist ein Ausnahmstag. Denn was Waaren hat, feil zu halten, Geld, um zu kaufen, Beine, um zu tanzen, Arme, um Kegel zu schieben oder sich zu schlagen, eine Gurgel, um zu singen und zu trinken, ja, nur Augen, um zu sehen, das fliegt heut sicher nach dem Grunde. Aber nur einige Stunden früher, und wir hätten auch heut ein Bild gehabt vom Leben und Treiben des Städtchens im Sommer, wenn auch ein weniger lebendiges und figurenreiches, als an anderen Tagen. Männer in Hemdenärmeln standen plaudernd und rauchend an befreundeten Fenstern. Flinke Weiber und Mädchen wuschen Salat oder schöpften mit dem „Kübel" Wasser aus den großen steinernen Brunnenkasten in „Bütten und Stutzen". Andere rasselten, die rothflanellenen Unterröcke hinter ihnen fliegend, mit dem leeren Schiebkarren über die Straßen nach dem Thor, oder kehrten langsamer mit beladenen von daher zurück. Und nicht etwa bloß die ärmeren, wie die Heiterethei. Wer Töchter hat, miethet keine Mägde. Die angesehenste Bürgerstochter, die am Sonntag auf dem Schützenhof tanzt oder auf dem Liebhabertheater spielt, fährt Werkeltags im rothflanellenen Unterrock, ein buntes Tuch um die Haare, auf dem Schiebkarren das Futter heim für die Kühe. Die Männer sind Handwerker, die Frauen sind Bauern. Und den großen Feldarbeiten, Heu-, Grummet-, Getreide- und Kartoffelernte, macht auch bei den Männern das Handwerk Platz. Dann steht die Brücke leer, der Webstuhl ruht, Scheere

und Säge hangen am Nagel; Meiſter, Lehrling und Geſelle tummeln ſich draußen im Felde oder auf der Wieſe.

Wir kehren wieder zu der Heiterethei zurück und treffen ſie ſchon an den äußerſten Städeln. Sie fährt langſamer als vorhin; ſie überlegt, ob ſie hier noch einmal ruhen oder in Einem Zuge fortfahren ſoll bis an die Nagelſchmiede, wo ſie ihre Ladung abzugeben hat. Sie iſt ſchon zu dem letzten entſchloſſen, da fällt ihr ein offenes Stadelthor auf, vor dem eine Schnitzbank ſteht. Rings um dieſe liegen fertige und unfertige Faßreifen und allerlei Werkzeug in der wildeſten Unordnung durcheinander. Und kein Menſch dabei zu ſehen noch zu hören.

Nichts war dem Mädchen verhaßter als Unordnung. Wo ſie dergleichen ſah, zuckte es ihr in den Händen. Sie konnte nichts unrecht ſtehen ſehen, ohne es recht zu ſtellen, und wenn ſie noch ſo gut wußte, wie ſchlechten Dank ſie ſich damit verdienen würde. Unwillkürlich ließ ſie den Schiebkarren zur Erde nieder.

„So was!“ ſagte ſie und ſchlug vor unwilliger Verwunderung mit den Händen auf die Schürze. „Da läuft erſt der Meiſter von der Arbeit, hernach die Geſellen und der Lehrer (Lehrling), wie die Säu' vom Trog. Freilich! Sollen die Geſellen auf ſeinen Nutzen ſeh'n, wenn's der Meiſter ſelber nicht thut! Aus dem Holders-Fritz wird halt ſein Lebtag nichts Geſcheidt's.“

An jedem Andern wäre ihr Unordentlichkeit zuwider geweſen, am Holders-Fritz erregte dieſe ihren Zorn. Sie wußte nicht, warum, und war auch nicht gewohnt, über dergleichen ſich Rede zu ſtehen. Aber es regte ſich zugleich ein Etwas in ihr, was ſie freilich gewiß für nichts Anderes hätte gehalten wiſſen mögen, als wofür ſie ſelbſt es hielt, für Ordnungsliebe. Dieſes Etwas wußte jenen Zorn mit immer neuen unverfänglichen Vorwänden von einem Zugeſtändniß zum andern ſo lange fortzuſchwatzen, bis er endlich nichts mehr zuzugeſtehen hatte.

„Ich werd' nicht ſo dumm ſein,“ entgegnete der Zorn dem Etwas, „Ordnung zu machen, wo mich's nichts angeht. „„Aber

über die Schnitzbank,"" sagte das Etwas, „„kann bei Nacht Jemand fallen.""

Sie räumt die Schnitzbank hinein, und das Gespräch geht fort: „Aus dem Andern mag werden, was da will!" „„Wenn ich nicht einmal darüber wär', die Reifen sollten liegen wegen mir bis zum Gückelestag."" — „Den Schnitzer und das Schnitzmesser — guckt nur! auch das Beil und die Säg' haben sie liegen gelassen, die liederlichen Hünd'." „„Wenn mich nicht das Zeug dauern thät'!"" — „So; nun fehlt nur noch, daß ich so dumm wär' und kehrt auch noch die Spän' hinein, aber — nicht einmal einen Besen haben die da. Es ist mir nur Wunder zu seh'n, ob das Volk nicht einmal einen Besen hat? Na, das soll wohl einer sein! Würd' dem Gesindel keinen Finger kosten, wenn sich's selber einen zusammen bänd', eh' sie das stumpfe Ding da — meinethalb! Und das Stadelthor ist auch hundert Jahr nicht geschmiert. Es wär' schad' um den Holders-Fritz, wenn's ihm nicht recht geschäh'. Nunmehr müßt' der Einer sein. Warum heirath't er nicht? Aber wen denn? Wenn der keine Tüchtige kriegt, ist's schlimmer, als gar Keine. Wenn er mich zur Frau hätt', da könnt' er noch einer werden. Ich wollt's ihm schon gönnen; er ist doch nicht der Allerschlimmst'. Wenn ich einmal mit ihm zu reden käm', ich wollt' ihm allerlei sagen. Ja, damit er Wunder dächt', was ich mit ihm haben wollt'? Was geht der mich an? Er hat meine Mutter nicht gefreit und will mich nicht frei'n. Und ich möcht' ihn nicht einmal. Den nicht und gar Keinen. Ich kann's zweimal allein ermachen. Und so ist's, und nu ist's fertig!"

So lautete das Gespräch, das die Gedanken der Heiterethei mit einander führten. Und wie diese mit dem Gespräch, war sie selber mit dem Aufräumen fertig geworden. Das alte Scheunenthor kreischte laut knarrend in der Angel; die Heiterethei sah erschreckt sich um. Es war, als hätte zugleich etwas in den Büschen gerauscht. Aber Alles war ruhig und Niemand zu sehen. Das Thor hatte die Gräser vor der Scheune gestreift; die hatten gerauscht. Dennoch war das Mädchen mit Einem Satz auf de

Straße. Und nach der Miene, mit der sie weiter fuhr, mußte jeder, der ihr etwa begegnete, glauben, sie komme von Rick, wenn nicht vom Zainhammer her in einem Laufen.

Schon war sie fast an dem Hohlwege, der die Scheunen von dem eigentlichen Städtchen trennt, als sie aus der Ferne ein wildes Durcheinander von Männerstimmen auf sich zu kommen hörte. Erst war's ihr unmöglich, mehr als „der Fritz, der Holders-Fritz! ja, der Holders-Fritz! na, der Holders-Fritz!" herauszuverstehen. Das Geschrei kam näher und wurde zu einer Art Gespräch. Die Stimmen waren ihr bekannt.

„Der Frankendorfer Wirth," schrie der Adams-Lieb, „das ist auch Einer, aber gegen den Holders Fritz ist er doch nix."

„„Wenn ich dran denk'," lachte ein Anderer, „„wie der Fritz da letzt in Windig wieder den Tanzboden rein hat gefegt, und hernach hat er uns alle frei gehalten wie ein Fürst. Teixel, war das eine Lust!""

„Aber," jubelte ein Dritter, „wie er das Pfortenthor aus hat gehoben und 'runter geworfen in den Steuereinnehmers-Garten, und sechs Mann haben's beinah nicht wieder 'raufgebracht!"

„„Muß da gerad das Gewitter kommen," schrie der Adams-Lieb wieder, „„wie ich schon den Rock angezogen hab' zum Gründer Markt. Es ist nur gut, daß der Fritz auch Abhaltung hat gehabt, sonst hätt' mich's doch geärgert.""

„Mit dein'm Gründer Markt!" eiferte ein Vierter; „wo das Bier sauer ist und die Bratwürst' wie die Schwefelhölzle und die Hammerschmied' thun, als wären sie Herr'n auf dem Tanzboden."

„„Oho," schrie der Adams-Lieb wie beleidigt. „„Nur net, wenn der Fritz dabei ist. Du, Fritz, zur Kirbe (Kirchweihe) gehste mit im Grund. Auf die Hammerschmied' hab' ich's lang gemünzt. Den'n mußt's einmal weisen!""

Und nun schrieen sie wieder zusammen, daß man nichts als

das „der Fritz! ja, der Holders-Fritz! na, der Holders-Fritz!“ aus dem Geschrei heraus verstehen konnte.

Es waren etwa zehn Bursche zwischen siebenzehn bis zwanzig Jahren, die solchergestalt das Lob des Holders-Fritz preisend daherkamen, der in ihrer Mitte einherschritt, schweigend, wie ein mächtiger Fleischerhund, umhüpft von kläffenden Möpsen. Sie gesticulirten mit Pfeifen, Stöcken und Händen sichtlich bemüht, durch Wichtigkeit und Gewaltsamkeit des Gebahrens zu ersetzen, was ihnen an Männlichkeit noch abging. Man sah, das wilde Wesen des Holders-Fritz war ihr Muster. Und das war freilich das Einzige, in welchem sie ihm ähnlich zu sein vermochten. Denn so sehr sie sich auch streckten und die Schultern zusammen nahmen, der Holders-Fritz ragte doch um Kopfeslänge über sie hinaus, und aus zwei ihrer Brustkasten wär' noch nicht einer geworden, wie ihn der Holders-Fritz zwischen den Schultern trug. Er war freilich fast doppelt so alt, als der Jüngste unter ihnen; aber man sah, er that auch von seiner Seite das Mögliche, das Mißverhältniß des Alters zwischen ihm und seinen Gefährten wenigstens äußerlich auszugleichen. Er trug keine Weste unter dem Rock und den Hemdekragen über das keineswegs elegant geschlungene Halstuch herausgelegt. Wer ihn so mit dem ungeheuren weichselnen Pfeifenrohr sah, an dem große bunte Quasten herumbaumelten, hätt' ihn eher für einen verwilderten Studenten angesprochen, als für einen ehrsamen Handwerksmeister.

Jetzt sah einer von den lärmenden Gesellen das Mädchen in den Hohlweg einbiegen.

„Dort kommt die Heiterethei,“ schrie er. „Macht, daß wir in den Hohlweg kommen, eh' sie wieder heraus ist. Du, Fritz, mußt ihren Schiebkarren aufhalten,“ sagte der Adams-Lieb. „Das giebt einen Spaß, wie er auf dem Gründer Markt nicht gewesen wär'!“

Das kam dem Fritz eben recht. Mit zwei Sprüngen waren sie in dem Hohlwege und der Fritz stellte sich unter dem Jubel der Gefährten in der Mitte des engen Weges dem Mädchen entgegen.

Die Heiterethei merkte wohl, worauf's damit abgesehen war, aber sie hielt nicht an.

„Ausweichen," dachte sie, „thät' ich nicht, wenn's auch möglich wär'. Aber die sollen auch nicht denken, daß ich stillhalt' oder zurückfahr' ihretwegen. Ist mir nicht bang', er wird schon beiseit springen, wenn ihm der Karren an seine Beine kommt. Mag er's haben! Warum läßt er mich nicht geh'n!"

Aber bis an seine Beine kam der Karren nicht. Einen Schritt davon hielt ihn der Fritz an mit vorgestreckter Hand.

Einen Augenblick standen sich die beiden hohen Gestalten schweigend gegenüber. Sie sahen sich herausfordernd an über dem angehaltenen Karren.

Die Heiterethei schob aus allen Kräften, der Holders-Fritz stemmte sich ebenso dagegen. Die Anstrengung trieb ihnen das Blut ins Gesicht und beschleunigte die Eile, mit welcher der Ausdruck ihrer Züge, die ganze Tonleiter durchlief vom neckenden Muthwillen durch Spott und Hohn bis zum aufflammenden Zorn. Die Heiterethei ließ die Handhaben des Karrens auf den Boden nieder, daß die geladenen Eisenstäbe klirrend zusammenschlugen. Wieder aufschnellend wie eine Stahlklinge, bog sie sich drohend über das Fuhrwerk und sagte, Gesicht fast an Gesicht: „Willst du was?"

Der Jubel der Gesellen gab dem Fritz seine Ruhe wieder. Er nahm sich vor, dem Mädle seine ganze Ueberlegenheit zu zeigen. Bei jeder der Reden, die nun Schlag auf Schlag einander folgten, wuchs der Jubel der Zuhörer und die Beeiferung der Redner.

„Hast du denn, was ich will?"

„„Nein; denn was Gescheidt's ist's nicht, was du willst.""

„Freilich; eine Frau, und das ist nichts Gescheidt's."

„„Glaub's wohl, daß du eine Frau willst; aber daß dich eine will, schon lange nicht.""

„Und hätt'st mich selber gern, wenn ich dich nur möcht'. Aber ich will eine andere, eine Schöne und Reiche. Weißt du keine? Kommst doch weit herum."

„„Nicht ſo weit, wo ſie dich nicht kännten.““

„So brauchſt mich nicht erſt zu loben.“

„„Ja doch, und auch nicht mich auslachen zu laſſen. Du biſt der Einzig', der nicht lacht, wenn eins dich lobt. Dafür lachen die ſelber hinter dein'm Rücken, die dich loben, daß du's hörſt. Frag' nur die da. Und ſo iſt's, und nu iſt's fertig, und du läßt mich gutwillig vorbei, oder du kannſt noch zu hören kriegen, was die da nicht ſagen, wenn du dabei biſt.““

„Ja ſo hat allemal der geſagt, der nichts hat gewußt. Wenn du was weißt, ſo ſag' mir's doch. Weil ich keine Frau hab', die mir predigt. Thu' 'mal zum Spaß, als wärſt du meine Frau; du wärſt's halt doch zu gern.“

„„Du denkſt, weil ich arm bin, kannſt du über mich ſpotten? Wenn du mich doch zur Frau hätt'ſt, du könnt'ſt vielleicht noch Einer werden und lieſſt nicht mit ſolcher Brut herum, die noch die Eiſchalen am Schnabel hangen hat. Du denkſt, dich möcht' ich? dich? Und wenn du einen Rock anhätt'ſt aus lauter Thalern, und an jed's Haar wär' ein Dukaten geſpießt, dich möcht' ich nicht. Der ärmſt' Bettelmann wär' mir lieber als du, wenn ich Einen möcht'. Aber ich mag gar Keinen. Und was biſt denn du? Allen Gelbſchnäbeln ihr Schulmeiſter, wo ſie lernen, was nix taugt! Ja, wenn du das noch wär'ſt. Aber ihr Geckelmann biſt du, der Faxen macht, wenn ſie am Faden zieh'n, wie ſie wollen. Und denkſt noch Wunder, was du biſt mit deinen Krägelen und deinen Bummelquaſten da. Du denkſt, dem Herrenmüller ſein Spitz, das iſt nur ein Hund. O, der iſt noch ein ganzer Kerl gegen dich, wenn er auch keine Krägele hat und keine Quaſten. Der macht auch, was ſein Herr will, aber er hat doch nur Einen. Aber du haſt ſo viele Herren, als Nixtanger ſind im Städtle. Wenn einer ſagt: „Schön, Holders-Fritz, apport! gib mir dein' Rappen, ſo gibſt du ſie; bezahl' mir mein Bier, ſo bezahlſt du's; das iſt ein ſtarker Holders-Fritz! ſo machſt du größ're Sprüng', wie der Spitz, wenn's heißt: das iſt ein geſchickter Hund! Und denkſt den ganzen Tag nix, als was für eine Dummheit du wieder machen ſollſt, damit die da dich

loben. Denn um was Gescheidt's loben dich die da nicht, und von vernünftigen Menschen willst du nicht gelobt sein. Du denkst: wär' das ein Unglück, wenn's hieß': Was der Holder für ein ansehnlicher Mann ist! er ist der ordentlichst' Mann und der tüchtigst' Meister in der Stadt: wer was gescheidt anfangen will, muß den Meister Holder fragen. Ja, das wär' doch ein Unglück, wenn die da keinen mehr hätten, der ihnen thät', was sie sich schämten, wenn sie's selber sollten thun. Paß' nur auf, wenn ich fort bin, wie's heißen wird: Allo faß', Holders-Fritz! Mach' du nur Augen, wie du willst, ich furcht' mich schon lang nicht vor denen ihrem Spitz. Und nun läßte los! Ich hab's wie mit Löffeln! Du weißt nun, was für ein Kerl du bist, und so ist's, und nu ist's fertig!""

Und aufgehoben war der Schiebkarren, und vorwärts ging's durch den Knäuel der Bursche hindurch, die fluchend beiseit sprangen, wenn die Wucht des Schiebkarrens ihre Beine traf.

Alle fielen über den Holders-Fritz her und begriffen nicht, daß er dem „Lügenmaul" nicht eins versetzte, woran sie lebenslang zu denken hätt'. Er selbst begriff's am wenigsten.

Noch aus der Ferne rief die Heiterethei: „Hetz, Holders-Fritz, hetz!"

Der Holders-Fritz war roth bis unter seine wilden Haare; er schickte dem Mädchen einen Blick nach, vor dem die Bursche erschraken. Der Jubel nahm ein plötzliches Ende. Keiner wagte zu mucken, um nicht etwa das Gewitter, das in dem Holders-Fritz aufgestiegen war, auf sich abzuleiten. Der Holders-Fritz zerbiß die Worte zwischen den Zähnen: „Du Mädle du! Wart', du Mädle du!" Einen Augenblick stand er schweigend, dann fuhr er wie im Trotze auf und schrie mit wilder Lustigkeit: „Heut geh' ich nicht heim und morgen auch nicht. Nun soll's erst recht heißen: der wilde Fritz. Heut' haben die Zimmerleut' ihren Tanz in der Schwan'. Will seh'n, wer mich hinausweis't."

„„Nun bist du wieder Einer!"" schrie der Adams-Lieb, und, ein wildes Lied brüllend, zog der ganze Haufe „der Schwane" zu.

Der alte Benediktus — nur Diktes genannt — blieb vor einem Häuschen stehen, nahm das Nachtwächterhorn an die Lippen und blies gerade nach dem Häuschen zu den schönsten Ton, der darin war.

Ob ihm das Häuschen so gefiel, daß er beim Tuten und Stundenrufen allemal nach ihm hinsah?

Hübsch genug sah es aus, zumal, wenn, wie eben heute, der Mond darauf schien, — am hübschesten aber, wenn der große Holunderbusch, der das Häuschen unter seinem Arm hatte wie einen Hut, oder unter seinem Flügel wie ein Küchlein, zugleich in voller Blüthe stand. Und den Grasmücken und Finken ging es bei Tage wie dem alten Diktes bei Nacht. Der alte Holunder hatte keinen geraden Wipfel mehr, so oft hatten die kleinen Tagediebe singend sich darauf geschaukelt. Das schmale Weglein, das vom Schloßberge jäh genug herabkommt, thut auf der kleinen Wiese dabei, als müßt' es vor jedem Büschchen wieder ein Stückchen umkehren. Man sieht, ihm ist's nur darum, nicht zu schnell vorbei zu kommen, und kaum zwei Schritte unter dem Häuschen, da wird's gar aus mit ihm vor Vergnügen, da hört's ganz auf.

Und just da ist's, wo am Zehntbach hin die herrlichsten Tuten und Pfeifen wachsen in der ganzen Gegend, so viel Weiden auch dem Bache entgegengehen oder ihm das Geleite geben von hier hinauf und hinab in das weite Thal. Da hat der Thürmer noch das Glockenseil vom Dreibrodläuten in der Hand, und schon füllt Kindergejubel das ganze Weidengebüsch. Da wird das blaue Bächlein ganz rosig vom Wiederschein der badenden Kinderleiber vom Häuschen an bis zur Lücke im Busch, wo man, wenn heiterer Himmel ist, den Reicker Kirchthurm sehen kann. Jetzt im Mondenschein sieht man kaum die Walkmühle und das Treschерhäuschen. Und zu hören ist nichts, als des alten Diktes Nachtwächterhorn und Stundenruf und ein leises Lüftchen thalherauf, kaum ein fernes Hundegebell und, wenn die Luft etwas stärker weht, vorübergehend das Rauschen vom Walkmüllerwehr. Und jetzt, indem wir davon reden, ein rascher Schritt,

der näher kommt und näher, begleitet vom Schleifen eines Schiebkarrenrades im feuchten Gras.

Die Heiterethei hat ihre Last beim Nagelschmied abgeladen und eilt nun ihrem Häuschen zu. Denn hier hat sie das Kind ihrer Schwester unter der Obhut der alten Annemarie zurückgelassen, der für diese Dienstleistung die Oberstube des Häuschens eingeräumt ist. „Und," sagt die Heiterethei im Eilen vor sich hin: „die Annemarie kann's nicht besser meinen, und das Liesle mag sie auch; aber sie wird jeden Tag tappichter, und was kann in so ein sechszehn Stunden nicht alles geschehn!"

Je näher sie kommt, desto leiser wird ihr Tritt. Sie läßt den Schiebkarren vor dem Häuschen nieder, tritt an das kleine Fenster und pocht leise, leise. Das Kind muß nunmehr schlafen, und die Annemarie hört besser als manches Junge. Und so ist's auch. Die Alte erscheint.

„Schläft's? Ist Alles gut gegangen?" fragt das Mädchen.

„„Alles, nehmt aber das Strümpfle mit 'rein, Dorle, von den rothen eins draußen am Staket. Die alte Sannel da, nieden vom Kellerweg, hat's auch gesagt, es muß Stiefmütterlesthee krieg', sonst wächst's noch zu.""

Annedorle nahm das Strümpfchen vom Staket, hob leise den Schiebkarren auf den leeren Schweinestall am Häuschen; dann trat sie durch die Hausthür, welche die Alte unterdessen aufgeriegelt, unmittelbar in ein Gemach herein, das Wohnstube und Küche zugleich war. Ehe sie noch ein Wort sprach, nahm sie die Lampe vom Ofensims und leuchtete, mit der Hand vorsichtig schirmend, damit kein Lichtstrahl wecke, in die Kammer hinaus über ihr Bett hin, in dessen Mitte die Kleine lag wie ein Rosenknöspchen, auf einen weißen Teller gemalt. Dann setzte sie sich der Alten gegenüber, die den Sitz auf der Ofenbank eingenommen, auf den einzigen Stuhl.

Die Alte that Bericht, wie es mit dem Kinde gegangen; es seien wieder zwei vordere Backzähne im Begriffe, bei ihr hervorzubrechen.

„Dacht's wohl," sagte die Heiterethei, „es hat Nächtens wieder so gehust't. Aber sonst ist's doch recht?"

„„Na, ich weiß net, was für eins das is. Kriegt die Zähn' wie auf einmal und lernt auch noch laufen dabei; andere schmeißt's immerfort zurück. Aber der Diktes hat schon Zehne getüt't. Die Hölzle steh'n hinter'm Ofen. Gut' Nacht, Bäs' Dorle, schlaft wohl.""

Das Dorle leuchtet ihr die enge Treppe hinauf, oben scheint der Mond zu dem kleinen Fenster herein. Unten wirft er helle Flecken auf den Boden und an Treppe und Wand. Dorle sieht, die Löcher in der Lehmwand, durch die der Mond so ungenirt hereinschaut, sind wieder größer geworden. War auch ein Regen das! sagt sie, geht in ihr Stübchen zurück und sitzt wohl noch eine Viertelstunde in Gedanken, darunter schweren Hauswirthssorgen, auf dem Stuhle. Das Häuschen, so schön es aussah, war schrecklich baufällig; vielleicht sah es eben deshalb so schön aus.

Das Strohdach erschien an einigen Stellen fast durchsichtig, während es an anderen große Höcker zeigte. Die große Reinlichkeit am Häuschen und darum herum stellte die Mängel desselben nur in helleres Licht. Es war ungewiß, ob der große Hollunderstrauch das Häuschen mit allen seinen Armen umschlang, um dessen Mängel zu verdecken, oder um seine auseinanderstrebenden Theile zusammen zu halten. Was davon auch seine Absicht war, er erreichte sie trotz alles Mühens nur unvollkommen. Und das kleine Liesle! und seine Mutter, die Schwester der Heiterethei, im fernen Dienste! O, es war Stoff genug zu sorgenden Gedanken.

Eine kleine Grille accompagnirte unter dem Kachelofen hervor seine Collegen im sinnenden Kopfe der Heiterethei. Die Lampe konnte kaum die Augen offenhalten vor Schläfrigkeit und kämpfte immer schwächer zwischen Einnicken und gewaltsamem Emporraffen. Zum Glück ist die Sorge kein dauernder Gast bei der Heiterethei, und langes Sitzen ist auch ihre Gewohnheit nicht.

Sich straff aufrichtend, strich sie die Schürze glatt und sagte: „Wenn's nur am Leben bleibt und brav wird! Lehm gibt's ge-

nug am Bach, die Löcher zu verstopfen. Und wenn's keinen mehr gäb'! Ich bin gesund und stark, und sie sollen mich nicht umsonst die Heiterethei heißen in der Stadt. Mag heirathen, wer will, und sich krank sorgen, wer will, ich nicht. Und so ist's, und nu ist's fertig!"

Der Gringel, an einem anderen Orte hätte man ihn den Gasthof zum goldenen Ring genannt, hatte ein anderes Gesicht als das Häuschen der Heiterethei. In seine derben Züge war es Wetter, Wind und Alter noch nicht gelungen, etwas von dem interessanten Wesen hineinzuschreiben, welches das Häuschen unter den Weiden auszeichnete. Dazu thronte er breit und gewaltig auf dem höchsten Punkte des Städtchens im vollen Lichte wie eine Sonnenblume, während jenes sich veilchenhaft unter ihm in grüne Schatten verkroch. Eigentlich war der Gringel nur mit seiner Besitzerin zu vergleichen, der Gringelwirths-Baltinessin, so genannt, nicht weil sie selber, sondern weil ihr verstorbener Ehegatte mit seinem Zunamen Baltines geheißen.

Der Zufall, der die Baltinessin eben der Morzenschmiedin gegenüber sitzen heißt, scheint dies in seiner lustigsten Laune zu thun; denn beide Genannte stellen die Pole weiblicher Beleibtheit vor. Die Baltinessin machte den Eindruk eines über seine Ufer getretenen Stromes. Es ist ein Glück für die Morzenschmiedin, daß jene nicht auf dem Ledersopha neben ihr Platz genommen, sie wäre rettungslos unter Fleisch gesetzt worden. Die Baltinessin ist eine Gestalt von solcher Unbescheidenheit der Ausdehnung, daß der Gast, welcher hereintretend seine Sehkraft nach ihrem Maße ausgedehnt hat, Gefahr läuft, die Schmiedin ihr gegenüber gar nicht gewahr zu werden.

Es sind ungefähr vier Wochen vorübergegangen seit dem Tage des Gründer Marktes. Daher mag es kommen, daß von all' den Gästen, die neben den genannten Frauen in der Wirthsstube des Gringels sich befinden, keiner mehr sein gedenkt. Diese

macht einen bei Weitem gemüthlicheren Eindruck, als die Au
seite des Hauses. Besonders ist dabei das braune Holzget
an den Wanden thätig. Die langen Tische haben sich ihn
nahe gemacht als möglich, und das Beispiel der eben vorha
nen Gäste, wie die glänzenden Flecken über den leeren Bän
durch die Bemühung der Rücken von ganzen Geschlechtern po
bestärken uns in der Meinung: an dem Getäfel lehnend zu si
müsse ein schöner Gedanke sein; besonders, wenn man dabei
Füße auf den Latten ruhen läßt, die zu diesem Dienste etwa
Zoll über den Dielen unermüdlich von Tischfuß zu Tischfuß
Hin- und Zurücklaufen begriffen sind.

Der leere Raum in der Mitte des Zimmers scheint in
ner Größe für die Formen-Verhältnisse der Valtinessin absich
berechnet. Hier schreitet sie in der massiven Grazie, in der e
der Gringel selbst oder die ganze Reihe Häuser, deren S
und Krone er ist, sich bewegen würde, von Gast zu Gast. D
obschon eine große, sie ist auch eine herablassende Frau, wenigs
gegen ihre Stammgäste und deren Angehörige. Von allen
deren freilich spricht ihre Geberde: ich kenne sie nicht.
deren sind eben deshalb auch nur wenige.

Ihr Töchterlein, die Gringelwirths-Valtinessin-Ev', ist
Weitem so leutselig nicht. Und sie verdenkt es in ihrem He
der Mutter, daß diese nicht so stolz ist, als sie in Betracht i
Ansehens sein konnte und der Meinung der Ev' nach sein so
Sie kommt selten in die Wirthsstube, und wäre auch jetzt
da, befände sich unter den Gästen nicht der Adams-Lieb, den
schon kennen. Nicht daß sie ihm besonders zugethan wäre,
er ist's ihr, und ihr erscheint's nicht unangenehm, angebetet
werden. Vielleicht auch, weil der Adams-Lieb vom wilden
wissen muß. Und von diesem ist eben die Rede.

„Ihr seid ja auch die Tag' bei ihm gewest," sagte
Morzenschmied, der in einer Ecke duckte, zu dem Meister Schra

Dieser verwunderte sich oder schien das wenigstens zu t
Er hatte von einem Schlaganfall ein fortwährendes leises R

schütteln übrig behalten; das gab ihm ein Ansehen, als verwundere er sich über Alles, selbst über sich und seine eigenen Reden.

„Ja," entgegnete der Meister in einem Tone, dem man anhörte, daß er neben andern städtischen, Würde verlangenden Functionen auch die Stelle eines Leichenbitters und Anordners versah. „Ja, aber einen desgleichen Menschen hab' ich mein Lebtag' nicht geseh'n."

„„Ihr red't vom Holder?"" fragte der Adams-Lieb und that dabei so männlich, als ihm möglich war.

„Euch sollt' man eigentlich nach ihm fragen," meinte der Schmied. „Ihr seid ja das ander' Pferd am selben Wagen mit ihm."

„„Kann sein,"" lachte der Bursche, „„daß das einmal ist gewest. Aber im Kalender heißt jeder Tag anders.""

„Ja," sagte der Schmied, „ihr habt jetzt was auf den Holders-Fritz. Er läßt euch nicht mehr in sein Haus."

„„Er läßt?"" that der Adams-Lieb höhnisch, aber höhnisch wie ein Mann. „„Ja, sie sind sauer, hat der Fuchs gemeint, wie die Träubel zu hoch haben gehängt. Es gibt mehr solche, wo die Leut' nicht hereinlassen, die von selber außen bleiben.""

„Seit der Geschicht in der Schwane," begann der Schmied duchsig wieder. „Aber so sind die Leut'. Sie sagen, er hätt' euch 'raus geräumt. Am End' ist's umgekehrt gewesen."

Der Adams-Lieb spuckte wichtig aus. „Ja, die Leut' hören immer läuten, aber nicht zusammenschlagen."

„„Und ich meint',"" versetzte der Schmied, „„es müßt' ein tüchtig Zusammenschlagen gewesen sein. Die Zimmerleut' sind tüchtige Glockenknöppel. Wer da seinen Kopf zur Glocke muß hergeben!""

„Ich hab' ihn wollen abwehren," sagte der Adams-Lieb; „da hat er auch über mich wollen kommen. Ich hab's ihm aber gewiesen. Das ist die ganz' Sach'."

„„Hab' ich's doch gedacht!"" meinte der Schmied, indem eine unsichtbare Hand ihm einen Ruck gab, daß man, war sein Gesicht nicht so ernst, glauben konnte, es komme von innerlichem

Lachen. „„Ja, die Leut'! Da haben sie gesagt, ihr hättet an dem Fritz gehetzt, und ihr habt ihn doch wollen abhalten. Und der Fritz wär' so in der Rage gewesen, daß er hätt' gemeint, ihr wär't auch Zimmerleut', und hätt' nicht geruht, bis er ganz allein im Saal wär' gewest. Und da hätt' ihm das Alleinsein so gefallen, und er hätt's auch daheim eingeführt.““

„Da seht ihr's doch gleich," sagte der Adams-Lieb überlegen. „Wenn's so wär' gewest, so will ich einmal annehmen, er thät' uns nicht hereinlassen. Aber er läßt gar keinen Menschen herein. Ich hab's nicht probirt. Es ist schon lang' keine Ehr' mehr gewest, mit dem zu geh'n. Ich hab' nur immer noch gedacht, ich wollt' ihn zurecht bringen. Zuletzt hab' ich geseh'n, es ist umsonst. Und Jeder ist am End' sich selber der Nächst'. Haben die Leut' doch schon angefangen zu reden, als macht' ich die Kügele und der Holders-Fritz thät' sie nur verschießen."

Der alte Meister Schramm verwunderte sich, daß er von der Sache nur reden wollte. „Ja," zitterte er, „er läßt gar Keinen zu sich, und wär' ich nicht sein Lehrmeister gewest — aber angekommen bin ich schlecht genug. Ich hab' gemeint, als sein alter Lehrmeister müßt' ich eine Vermahnung thun. Aber er hat gemeint, eben weil's mir und den Leuten nicht recht wär', wollt' er's noch wilder treiben, und wir sollten die Händ' über dem Kopf zusammenschlagen, was er nun noch angeben wollt'. Dabei hat er so mit dem Beil in die Reif' hinein gehauen, daß mir die Stücken um den Kopf geflogen sind, und ich hab' gemacht, daß ich noch mit gesunden Gliedern bin herausgekommen, eh' er über mich selber gerathen ist. Mir ist's recht just gerad' so vorgekommen, als wär's mit ihm nicht richtig."

Jetzt ließ sich eine Stimme hinter dem Ofen hervor vernehmen, die auch im Klange der eines Heimchens ähnlich war. „Hm! Und weiß man denn nicht, was ihn so hat erbittert? Ein Ding will doch eine Ursach' haben."

Der Adams-Lieb räusperte sich. Neben der Bemühung, dies so männlich zu thun als möglich, klang darin ein: „Wenn ich nur sagen wollt'!"

„Ihr wißt's," sagte der Schmied zu ihm.

„„Ich?"" meinte der Adams-Lieb wegwerfend. „„Was soll ich wissen? Ich weiß nix.""

Die Valtineſſin aber ſetzte ſich ihm gegenüber. Dann ſchlug ſie mit beiden Händen zugleich auf ihre Kniee und ſagte: „So red't ihr. Aber wer am Gründonnerstag Sechszig iſt geweſt, der läßt ſich nix vormachen. So red't ihr, aber hier ſitz' ich und ſag': ihr wißt's."

Auch die Merzenſchmiedin erhob ſich. Wie ſie daher kam, glich ſie einer rückwärts wandelnden Schwarzwälder Uhr, an der das Haubenfleckchen das Zifferblatt, die lang von der zuckerhutförmigen ſchwarzen Haube in den Rücken hinabfallenden Bandſchleifen die Gewichte und die lange, ſchmale Perſon der Schmiedin ſelbſt das Gehäuſe darſtellte. Der kurze, ſpitz ausgezackte Kragen des in Luckenbach unentrinnbaren engen, ärmelloſen, blauen Tuchmantels konnte für ein altmodiſch verziertes Geſimſe gelten.

Man ſah, der Adams-Lieb fühlte ſich durch die Frage der Valtineſſin in ſeinem nothreifen Mannesherzen geſchmeichelt. Er blickte ſich um, ob auch Alle herſähen, zugleich, ob die Ev' auch die männliche Haltung gewahre, die er annahm.

Aber ein neidiſches Schickſal gönnte ihm nicht, ſeine Redekunſt zu zeigen. Man hörte die Hausthür des Gringels mit Gewalt zufallen, faſt zugleich öffnete ſich die Stubenthür, und der Hereintretende zeigte ein Geſicht, über deſſen Anblick man etwas noch Ausgeſuchteres vergeſſen hätte.

Er warf ſich klappernd auf eine Bank und gab auf den allgemeinen Frageblick nur ein lang' andauerndes, pfeifendes Huſten zur Antwort.

Die Valtineſſin erhob ſich und ſchleuderte ihre Haube, die bis jetzt auf dem linken Ohr in der Schwebe geruht, mit einer eigenthümlichen Bewegung des Hauptes auf das rechte. Dieſe Bewegung, die man öfter an ihr wahrnehmen konnte, war aber keineswegs die Folge einer Angewöhnung. Wer ſie genauer beobachtete, fand bald, daß ſie dieſelbe nie zwecklos veranſtaltete, ſondern ſtets nur da, wo ſie etwas damit ſagen wollte. Und ſie

wußte unendlich viel damit zu sagen, was der Junge unaussprechlich war.

Als diese Bewegung sich als ein wirkungsloses Mittel erwiesen, griff sie zu einem anderen, den Mann von seinem Husten zu befreien. Sie wandelte zu dem Hustenden und versetzte ihm mit ihrer wohlgenährten Rechten einige sanfte Schläge in den Rücken. Und das half.

Denn obschon der Mann immer noch hustete, so kam doch Verstand hinein, und es hatte Aehnlichkeit mit der menschlichen Rede, als er weiter hustete:

„Da unter den Weiden, gleich bei der Heiterethei ihrem Häusle, hat er gelauert."

„„Er?"" sagte die Baltinessin und schwenkte unwillig die Haube. „„Er ist Niemand. Ein Dieb will der Meister Weber sagen.""

Aber das nahm der Weber übel. „Ich bin wohl Einer," hustete er, „der vor einem Dieb erschrickt? Das ist dem Dieb sein Handwerk, und über einen, der in seinem Handwerk ärbet, erschreck' ich nicht. Freilich hab' ich erst gemeint, es ist einer, und das geht dich nix an. Denn ein Dieb muß auch seh'n, wie er ehrlich fortkommen will auf der Welt. Aber wie mir's vorgekommen ist, als müßt's der Holders-Fritz sein der Statur nach, und in seinen Händen hat er ein Beil gehabt, da bin ich auf ihn zugegangen. Und da bin ich erschrocken, daß derjenig' über mich erschrocken ist, und hat sich wild umgeseh'n, hat seine Hand vor sein Gesicht gehalten und fort — ist er gewest. Ich mein', er ist in den Bach gesprungen, damit ich ihn nur nicht erkennen sollt'."

So hustete der Weber und gab noch Einiges zu, was wirkliches Husten vorstellen sollte.

Das unsichtbare Heimchen zirpte hinter dem Ofen hervor „Hm, hm, hm!"

Die Baltinessin aber schlug auf ihre Kniee und sagte: „Ob schon mein Vater ein Weber ist gewest, hier sitz' ich und sag': das ist kurios!"

„Aber ich hab' gedacht," meinte die Schmiedin, „der Holders

Fritz geht gar nicht aus. Und wenn er lauert, so muß doch was sein, worauf er lauern that."

„„Ja,"" sagte die Baltinessin, „„es ist finster, und der Meister Weber hat nun gemeint, es könnt' der Holders-Fritz gewest sein.""

Der Weber wollte antworten, aber es wurde ihm dasmal schwer, Verstand in sein Husten zu bringen.

„Und er geht nicht aus?" rief eine Stimme, die so schnell redete, daß man meinte, sie habe die fünf Worte zugleich gesprochen. Als sie fortfuhr, bemerkte man, es hatte mit ihren Reden eine eigene Bewandtniß. Das erste Wort jedes Absatzes stellte einen hemmenden Pfropfen dar, der erst durch ein gewaltsames Rütteln aller Gesichtsmuskeln zum Springen gebracht werden mußte. Dann aber schäumten die anderen ihm in desto sprudelnderer Eile nach. Der Besitzer dieser Stimme, der, so oft er sprechen wollte, hinter dem Tisch hervorsprang, als wollte er diesen vor der Gefahr seines Ergusses sichern, ähnelte auch in seiner einschnittlosen Gestalt, auf der ein kleiner Kopf saß, einer Selterswasserflasche. Sein Antlitz war von einer Röthe, der man eine Nachhülfe mit geistigem Getränk ansah, und ein schwarzer Schnauzbart theilte es in zwei fast gleiche Theile.

E—r geht nicht aus? Mit Vergunst von der Frau Baltinessin, aber das ist nicht wahr gered't."

Da die Baltinessin sich anschickte, ihm etwas zu erwidern, setzte sich der junge Mann einstweilen nieder.

„Man muß glauben, was ein Mensch sagt," entgegnete sie. „Der Meister Schramm ist hier ein Luckenbacher, und der sagt hier und sagt, er geht nicht aus."

Sie bewegte die Haube dabei wiederum auf ihr linkes Ohr, um anzudeuten, daß der Redner kein Luckenbacher, und daher gewisser Maßen kein Mensch sei und keinen Glauben verdiene.

Das verdroß den Salfelder, er sprang wiederum hinter dem Tische hervor, rüttelte an seinem Pfropfen und sprudelte: „M—i—i—it Vergunst von der Frau Baltinessin, ich bin Mensch und Böttchergeselle. Aa—a—als ein solcher hab' ich zwei Jahre

lang bei dem Meister Holder gearbeit't, und zwar als einer, der weiter drein ist gewest, als bloß in Luckenbach, wo nur ein kleines Nest im Vergleich mit großen, allwo ich gearbeit't mit Vergunst von der Frau Baltinessin."

„„Ein Mensch will Er sein und ein Büttnergesell? Ein Salfelder ist Er,"" sagte die Baltinessin entschieden.

Der Meister Schramm schien die scharfsinnige Eintheilung vernunftbegabter Wesen in Menschen, Büttnergesellen und Salfelder anzustaunen. Und die Sache war damit eigentlich abgethan.

Der Salfelder war zwar anderer Meinung. Er kam wieder hervorgerannt. „Ddddd—das kann ich dem Meister Schramm bezeugen, wie der Meister Holder ist gewest. Dddd—denn der Meister Holder ist auch auf mich zugekommen mit unvorsichtigen Griffen wie ein Rohalist, das er immer ist gewest. Mmmm—meister Holder, hab' ich gesagt, ich bitt' ihn inständig, sich nicht zu vergreifen. Wwww—wenn ich meint', einen rechtschaffenen Menschen in dir anzugreifen, da ve—vergriff ich mich freilich, hat er gesagt. Jiii—ich hätt' ihm noch mehr gesagt, wänn'r' ich nicht zufällig schon draußen gewest. Unnnd der Spandauer, mein Nebensgesell', ist von se—elber gegangen vor Zorn über mich, daß der Mei—eister einen rechtlichen Kunstgesellen so behandelt hat. Dddden — denn es ist eine Kunst und kein Handwerk nicht; da—as Buch ko—stet mich sechszehn Groschen: das Gg—ganze der Böttcherkunst mit Vergunst von der Frau Baltinessin."

Für diese war der gute Salfelder gar nicht mehr vorhanden: sie strich sein Gedächtniß in Gestalt einer Falte von ihrer Schürze weg. Aber das Heimchen zirpte hinter dem Ofen hervor: „Die Red' ist davon, ob der Holders-Fritz ausgeht oder nicht!"

„„Jfreilich geht er,"" sprudelte der Salfelder. „„Mmmüßt nur's der Lehrer (Lehrling) nicht gesagt haben, wo ganz allein bei ihm geblieben ist, wei—weil er ein Schurk ist seines Namens, uund das ka—ann man ihm nicht verdenken thun von wweger er ist erst sechszehn gewest. Dddder muß nun die Bestellungen annehmen und mit den Kunden veraccomodiren von weger weil

der Meister mit Niemand reden will. Dddda sitzt der Meister auf der Schnitzbank und sagt: Ththu ich's oder ththu ich's nicht? Ich ththu's, und eh's herauskommt, ggeh' ich nach Amerika. Unnd ddabei hat er Augen gemacht wie glühig Pech und den Schnnitzer vor sich in die Schnnnitzbank gestochen wie ein Tyrann. Und wwie er den Lehrer hat gesch'n, daß der ist in der Wewerkstatt gewest, dda ist er erschrocken klaseweiß, ddaß dem Lehrer 's hat gegruselt den ganzen Rücken hinnnter mit Verggunst von der Frau Baltinessin. Unnnd hernach hat sich der Mei—eister angezogen, ddder Lehrer hat's durch's Schlüsselloch gesch'n, aber nicht wie ein Chchchristenmensch, sondern wie ein italjänischer Banditer; so hhhat er das Fnnter außenhin gehabt und ddas Tuch inwendig. Es ist schschon dämmerig gewest, aber er hat noch gewart't, bis es Nnnnacht worden, und hat dem Llehrer erst nnnoch gute Nacht gesagt und gethhan, als wenn er sich niederlegt', eh er ist ggegangen nach den Wwweiden zu mit Vergunst von der Frau Bvvaltinessin.""

„Nach den Weiden," zirpte das Heimchen, „hm, hm, hm!"

Die Baltinessin war eben im Begriff, das ganze Zugniß des Salfelders auf ihren Knieen heimzuschlagen, als sich die Stimme des Uhrmachermeisters Zerrer erhob. Der Mann schien bei seinen Gehwerken das Sprechen gelernt zu haben. Aus seinem Knarren und Schnarren schien hervorzugehen, daß auch er den Holders-Fritz in der Dämmerung lauernd getroffen.

„Wo denn?" fragte das Heimchen. „„Auch' bei der Heiterethei ihrem Häusle?"

„„Es war am Weidenweg,"" schnarrte der Uhrmacher. „„Ja, wenn ich mich recht besinn', so ist mir die Heiterethei nicht lang' zuvor den Weidenweg her begegnet gewest. Ich hab' ihn ganz genau erkannt. Die Frau Baltinessin kann's glauben, so gewiß ich ein Luckenbacher bin.""

„Hm," sagte die Baltinessin und schwang die Haube. „Ich kann mich nur nicht gleich besinnen, wo sein Großvater selig wohnhaft ist gewest in Luckenbach."

„„Der liegt auf dem Schwarzwald begraben, in Tuttlingen,""

entgegnete der Uhrmacher. „„Mein Vater ist erst hergezogen nach Luckenbach.““

„So, auf dem — Schwarzwald,“ sagte die Baltinessin und dehnte den Schwarzwald, daß seine letzten Bäume weit nach Frankreich hinein zu stehen kamen: „Das ist, wo die Katholiken sein, und da heißt einer Florian und der ander' Fabian und machen Mausfallen.“

„„Ego ist mir nicht bekannt,““ sagte der Uhrmacher. „„Aber von den Schwarzwälder-Uhren weiß die ganze Welt.““

„Die ganz' Welt?“ sagte die Baltinessin und schob sie mit der linken Hand geringschätzig beiseite. „Das kann sein. Aber von Luckenbach weiß sie nix. Und obschon mein Vater ein Weber ist gewest, Gott sei Dank! es ist noch kein Luckenbacher gewest, der Uhren hätt' gemacht!“

Die Ev' lachte eben nicht ehrerbietig. „Nun, so wird Sie mir's doch glauben, wenn ich's sag'. Der Holders-Fritz hat mich dahinten an der Mauer beinah' über den Haufen gerennt, wie er den Leuten ist ausgewichen. Und gelauert hat er vorher, das hab' ich selber gesehn.“

„„Und die Heiterethei?““ schob das Heimchen, hinter dem Ofen hervor, ein. „„Die ist erst vorbeigewest?““

„Nein,“ sagte die Ev'. „Aber weit war sie nicht; das ist schon wahr. Und den Weg ist sie hernach auch gekommen. Und nun wird Sie's doch glauben, wenn's eine bessere Luckenbacherin sagt, als Sie selber ist. Ich hab' doch ein Luckenbacher Heerle (Großvater) mehr, wie Sie.“

„„Ja, was das für ein Mordmädle ist,““ lachte die Baltinessin voll Mutterstolz, „„die Ev'! und obschon mein Vater ein Weber ist gewest, mein Heerle selig ist Burgemeister von Luckenbach gewest, und alle Leut' haben gesagt, ich bin ihm wie aus den Augen geschnitten.“

Das war eigentlich der Nachsatz, zu welchem jenes Obschon ursprünglich gehörte. Wenn sie dies ohne den Nachsatz brachte, so war das jedenfalls Bescheidenheit und sie rechnete darauf, daß der Hörer dieses in seinem Kopfe ergänzen würde.

Der Meister Schramm wunderte sich diesmal mit Recht. Denn was mußten das für Augen gewesen sein, auf denen man eine Gestalt wie die Baltinessin schneiden konnte! Von einem Bürgermeister, der solche Augen hatte, da war freilich Yuckenbach wohl gehütet.

„Ja," sagte der Meister Schramm, „in Yuckenbach ist dafür auch die Frau Baltinessin der Hanswurst in der Komödie."

Der Meister hatte in diese Aeußerung nichts Unehrerbietiges legen wollen, und keiner der Anwesenden fand etwas dergleichen darin. Es wußte Jeder, daß der Hanswurst die Hauptperson in der Komödie ist, und die Baltinessin nahm das Compliment mit gütiger Herablassung auf. Dann erklärte sie, da eine Yuckenbacherin es gesehen, so müsse man nun wohl glauben, der Holders-Fritz lauere Jemandem auf.

Das Heimchen aber hatte nicht vergessen, daß der Adams-Lieb noch sein Wissen um die Sache schuldig war.

„Ihr wißt noch was," zirpte es, „ihr, Adams-Lieb!"

Der Adams-Lieb sah sich wichtig um und schwieg, bis die Baltinessin die Haube warf und damit erklärte, sie halte den Adams-Lieb weder für einen Schwarzwälder noch für einen Salfelder, und da er meinte, in den Augen der Ev' ihr Wohlgefallen an seiner männlichen Haltung zu lesen, begann er:

„Es ist nix weiter. Am Gründer Marktabend sind wir der Heiterethei im Reuter Hohlweg begegnet. Ich hab' ihn abhalten wollen, aber er hat ihr den Schiebkarren aufgehalten, und da hat sie ihm gesagt, was er für Einer ist. So ist ihm noch nicht gesagt worden."

„„Ja, so ein gemeines Ding ist sie,"" sagte die Ev'.

„Und," meinte der Schmied, „da fabeln die Leut' wieder, ihr hättet ihn auf die Heiterethei gehetzt, und sie hätt' ihm auch gesagt, was ihr für Einer wärt. Ja, kein Wort soll man den Leuten glauben."

„„Was die Leut' sagen!"" erwiderte der Adams-Lieb großartig. „„Die Frau Baltinessin weiß, wie ich bin, und weiter frag' ich den Leuten nichts nach. Der Heiterethei ihr Schieb-

farr'n, kann wohl sein, der weiß auch Geschichten. Aber ich kumm're mich nur um mich.""

Der Schmied sagte vor der Hand nichts weiter; er mußte die Pfeife anzünden, die ihm ausgegangen war.

Dafür nahm das Heimchen wieder das Wort: „Hm! Und er war wohl sehr in der Wuth auf die Heiterthei?"

„„So hab' ich ihn noch nicht geseh'n gehabt,"" entgegnete der Adams-Lieb. „„Er hat nicht können sprechen, und hat nur mit den Zähnen gefnirscht und die Fäust' nach ihr geballt! Und von Stund' an ist er so wunderlich geworden, wie man hört, daß er noch ist.""

„Hm! Hm hm!" zirpte das Heimchen. „Wer einen Verstand hat, womit er denken kann, der mag sein Theil denken, wenn er auch nicht red't. Da will einer was thun, daß die Leut' die Händ' sollen über den Kopf zusammenschlagen. Da will einer was thun und sticht mit dem Schnitzmesser vor Wuth in die Schnitzbank und will nach Amerika, eh's 'raus kommt. Da sagt einer erst gut' Nacht, als wollt' er zu Bett geh'n, und geht doch heimlich weg und hat den Rock verkehrt an, wie ein italjänischer Bandit, damit ihn Niemand soll erkennen und alle Leut' sollen glauben, wenn was draußen passirt, er ist nicht herauskommen aus seiner Werkstatt. Und er lauert Nachts, wo er meint, daß eine vorbei muß geh'n. Und wer ist die Eine? Das ist eine, die ihn hat beleidigt, daß er nicht hat können sprechen und hat nur die Fäust' geballt und mit den Zähnen gefnirscht. Und da merkt er nicht bei seinem Lauern, daß die Leut' dahinter müssen kommen. So ganz toll und blind ist er in seiner Wuth, und verbeißt sich nur immer tiefer in seinen bosbaften Gedanken. Die gottlich' Vorsehung läßt von Zeit zu Zeit was Schlimmes zu, daß die Leut' zu reden haben und sich ein Beispiel daran nehmen. Und wenn so was in den nächsten acht oder vierzehn Tagen passirt, hernachen denkt an mich!"

„„Ja,"" sagte die Baltinessin und schlug auf ihre Kniee. „„Ev', gib mir den Regenschirm und die Latern'. Eh' so was geschieht, da ist erst die Baltinessin nach da. Und was Warnung und guten Rath betrifft, da soll nix geschont werden.""

Der Schmied bekam wieder seine unsichtbaren Stöße, welche die Schmiedin für einen Schluchzen-Anfall zu nehmen pflegte. Die Valtineſſin dachte anders davon.

Sie ſah ihn mit Mißbilligung an und ſagte: „In ſolchen Zeiten lernt man ſeine Leut' kennen. Der Holders-Fritz iſt nicht der Einzig', den das arm' Mädle zum Feind hat. Mögen ſie innerlich jubiliren, hier ſitz' ich und ſag':" —

Und wer weiß, was die Valtineſſin geſagt hätte, wär' ihr nicht das Mordmädle, die Ev', in das Wort gefallen.

„Was wollt ihr mit der? Mit einem armen Mädle und wo nix hat? und wo ſich mit allen Mannsbildern auf der Gaſſen zankt? Die dächt' Wunder, was ſie wär'. Das fehlt' mir noch! Und ſo ſpät geht man nicht mehr zu den Leuten. Der Diktes hat lang' Zehn getüt't. Laßt die, wofür ſie gut iſt, und ihr bleibt, wo ihr hingehört!"

„„Nu,"" beſänftigte die Valtineſſin, „„ſei nur gut, du Mordmädle du. Heut iſt's freilich zu ſpät. Aber morgen iſt auch noch ein Tag, wo im Kalender ſteht.""

„Wenn Sie hingeht," ſagte die Schmiedin noch zur Valtineſſin: „ich bin auch dabei."

Der dicke Semmelbeck hatte zu Allem kein Wort geſagt. „Hm," dachte er, als er ſich erhob. „Wenn das wild' Ding in die Angſt kommt, wird ſie mich am End' ſchon nehmen. Und wenn's gut geht, krieg' ich ſie zu mir ohne den Supperdent."

Da tütete draußen der Diktes elf Uhr und eine Viertelſtunde darauf ſchlief der ganze Gringel.

Als die Heiterethei, den Tag nach unſerem Beſuche im Gringel, Abends auf dem Heimwege war, erſchrak ſie über die Eile, mit der die alte Annemarie ihr' entgegen kam.

„Iſt was paſſirt?" fragte ſie die Alte. „Das Liesle iſt doch nicht krank?"

Die Annemarie konnte noch nicht reden. Sie winkte blos und deutete nach dem Hause zu.

„Sie hat's die ganz' Zeit her schon mit den Zähnen gehabt," sagte die Heiterethei; „sie hat doch nicht Krämpf' gekriegt?"

Jetzt bemerkte die Heiterethei erst, die Alte trug ihre Schuhe in den Händen, als fürchte sie, sonst zu laut aufzutreten, und ging auf Strümpfen; bei solchem Wetter und an Werkeltagen ein an ihr unerhörter Luxus. Dabei nickte sie so eigen, und all ihr Winken und Deuten strahlte von Feierlichkeit.

„Aber was ist das nur mit euch?" fragte die Heiterethei, indem sie unwillkürlich stehen blieb.

Die Annemarie schlug die Schuhe zusammen, weil sie die Hände nicht frei hatte, und die Heiterethei mußte wiederum über ihr leises und vornehmes Sprechen erstaunen, als die Annemarie sagte: „Ach, daß Gott erbarm'! Drinn sind sie. Sie sind drinne."

„„Wer denn?"" fragte die Heiterethei ungeduldig.

„Ja, die Weiber!"

„„Ja, die Schneiderin da vom —""

„Die!" sagte die Annemarie ordentlich entrüstet. „Um die zieh' ich meine Strümpf' nicht an. Gott bewahr'! Ich hab' nicht gewußt, was ich sollt' denken! Daß mir so was noch auf meine alten Taz' passirt!"

„„Wenn ihr's nicht sagen wollt,"" entgegnete die Heiterethei ungeduldig, „„werd' ich's ja seh'n, wer's ist.""

Die Annemarie aber hielt sie auf. „Die größten Weiber, wo im Städtle sind. Die Gringelwirths-Valtinessin mit ihrem rothen Sacktuch, die Morzenschmiedin und die Weberin vom Säumarkt. Ach, hat die Valtinessin einen Blick in ihren Augen, der ist nicht auszusagen! Ich bin noch ganz außer mir. Ach, Bäs' Annedorle, die Ehr', die große Ehr'!"

„„Ja,"" lachte die Heiterethei, „„wenn die Valtinessin auch nicht die größt' Frau im Städtle ist, die dickst' ist sie gewiß.""

Die Annemarie nahm die Schuhe unter die Arme und schlug die Hände zusammen, daß die Heiterethei jetzt lachen

konnte. Das war ihr, als wenn Eins in der Kirche gelacht hätte während des Segens.

Die Heiterethei lachte nur noch mehr, als sie die Annemarie sich so feierlich geberden sah. „Eure großen Weiber! So groß ist doch keine dabei, wie der steinerne Christoffel am Rathhaus. Und wären sie noch größer, mit der Arbeit bin ich für die ganz' Woche verthan."

Die Annemarie hatte nun wieder zu erschrecken, daß die Heiterethei den großen Weibern etwas zutraute, was so tief unter ihrer Würde war. „Aber was denkt ihr denn? Meint ihr denn, eine große Frau bestellt ihre Leut' selber? Daß Gott erbarm'! Und wenn's weiter nix war, das hätten sie mir könnt' sagen."

„„Ja, aber was ist's denn?""

Wenn ich's wüßt'! Da ist die Ein' um die Ander' gekommen und hat gefragt, ob ihr noch nicht heim wär't. Und jetzt sind sie wieder alle drei drinne. Und was sie hätten zu sagen, das wär' für euch und sonst für Niemand."

„Aber ihr werd't doch nicht!" unterbrach sich die Annemarie selber. „Wie ihr einen erschreckt! Ihr werd't doch nicht so hineingehen? Wart't, Annedorle, ich werf' euch eure Strümpf' zum Hinterfenster 'raus. Und hernachen wollt' ich euch erst noch allerlei sagen. Dessentwegen bin ich euch entgegen. Ihr seid ein Bißle grob mit den Leuten und red't immer, wie ihr's meint. Und es ist gar nicht schicklich, wenn man keine Lügen sagt bei großen Leuten; die Wahrheit ist nur für die armen Leut', deshalb nennt man's auch die nackt' Wahrheit. Und ihr red't auch immer so laut, da wollt' ich" —

„„Ja, wenn ihr mir haußen schon die Geduld alle macht,"" sagte die Heiterethei ärgerlich, „„hernachen seid ihr selber schuld, wenn ich drinn keine mehr hab'. Zieht ihr meinethalb noch sechs Paar Strümpf' auf einmal an; ich will euch noch meine dazu borgen. Meine Füß' sind rein; ich hab' sie erst im Bach gewaschen. Und wie ich red', so red' ich; zier'n thu' ich mich einmal nicht. Um die ganz' Welt nicht, geschweig' um drei alte Weiber. Und nu laßt mich 'nein.""

Aber die Alte umschlang das Mädchen und bat schluchzend: „So macht nur wen'gstens einen Reiger, wenn ihr 'nein kommt. Seht ihr, Annedorle, ich hab' euch gekannt, wie ihr noch war't wie das Liesle; nur einen Reiger! Thut mir nur den Reiger zu Lieb' noch vor mein'm End'."

„„Vor dem Herrgott mach' ich einen Reiger,"" lachte die Heiterethei, indem sie die Alte von sich abstreifte. „„Und eure drei großen Weiber sind noch lang' kein Herrgott. Das ist mein Häusle, hat selber Spitz gesagt und hat den großen Bullenbeißer 'naus gejagt. Ich bin nicht zu den Weibern gegangen, sie sind zu mir gekommen. Bin ich den Weibern nicht recht, so bin ich mir recht, und so ist's, und nu ist's fertig!""

Die Alte kannte das Mädchen zu gut, als daß sie nach diesem Trumpf noch einen Versuch hätte machen sollen. „Das ist einmal Eine!" sagte sie kopfschüttelnd und wackelte mit kummervollem Blick dem raschen Mädchen in die Stube nach.

Drinnen waren die drei großen Weiber eben beschäftigt, das kleine Liesle und seine Garderobe zu mustern. Da war kein Hemdchen und kein Strümpfchen, das nicht mit Kennermienen betrachtet worden wäre.

Die Heiterethei sagte eintretend in ihrer frischen Weise: „einen guten Abend herein." Die Annemarie machte den Reiger dazu, den ihrer Meinung nach die Heiterethei hätte machen müssen. Als diese die Beschäftigung der Frauen sah, begannen sich die Druckflecken auf ihren Wangen zu zeigen. Sie dachte: „Ja, so unverschämt sind die großen Weiber! Als wär' die Armuth und ihr Bißle Sach' blos, damit sie dran könnten seh'n, wie reich sie sind."

Die Valtineſſin aber setzte sich auf den einzigen vorhandenen Stuhl, schlug auf ihre Kniee und begann: „Was wahr ist, das muß man sagen; das Annedorle ist das ordentlichst' und bravst' von allen armen Mädlen in der Stadt."

„Und da ist sie noch so lustig dabei," sagte die Weberin. Es sah aus und klang, als spänne sie an einem unsichtbaren Spinnrade und sänge dazu. „Und da ist sie noch so lustig dabei, das Annedorle,

als gäb's keine Weidenbüsch' auf der Welt und auch keinen, der dahinter lauern könnt'. Wie das klein' Kind auf selbem Bild, das lacht und in die Händle patscht, und der Bär hat's schon beim Kragen. Das ist die Gesundheit, Frau Gevatter Valtinessin."

„„Ja,"" sagte diese, „„aber für den Bär, da sind wir da. Hier sitz' ich und sag', der Bär soll das Annedorle nicht beißen, so lang' ich eine Zunge hab' in meinem Hals.""

Die Schmiedin sagte gerührt: „Ja, wenn das Annedorle so lustig ist, das kann mich ordentlich dauern."

Die Heiterethei sah die Frauen, eine nach der andern, verwundert an. Die Annemarie verfolgte jede Bewegung des Mädchens ängstlich mit ihren Augen.

„Ja, es wär' nicht halb recht," spann die Weberin wieder, indem sie und die Schmiedin sich voll Rührung auf die Ofenbank niederließen, „es wär' nicht halb recht, wenn man's so ruhig wollt' mit anseh'n. Was das aber für ein hübsch Stüble ist!"

„Ich meint," sagte die Schmiedin, „da auf dem Heerd müßt' sich's gut Kaffee kochen."

„Und da auf dem Tischle," spann die Weberin; „besser muß der Kaffee gar nicht können schmecken, als auf dem Tischle da. Das Annedorle hat wohl keinen im Haus?"

„„In mein Häusle kommt solch' Zeug nicht,"" entgegnete die Heiterethei. „„Mein Kaffeetopf, das ist draußen der Brunn.""

Die Annemarie erschrak und hielt sich den Mund zu, als wäre dadurch zurück zu nehmen, was die Heiterethei gesagt hatte.

„Ja," sagte die Valtinessin, „es red't sich besser bei einem Schäle Kaffee. Die Annemarie könnt' in den Gringel. Die soll'n mir welchen schicken von dem guten in dem obern Kästle, wo die Fuhrleut' kriegen. Und Rahm aus dem mittlern Topf. Und auch drei Köpple und drei Unterschalen. Ein Topf und Holz wird doch wohl da im Häusle sein."

Die Annemarie fühlte sich geehrt durch einen Auftrag der Valtinessin. Daß die Valtinessin dem Häuschen einen Topf zutraute, dafür bedankte sie sich bei ihr in des Häuschens Namen

mit einem Reiger. Indem ſie ging, dachte ſie: „Es wird mir ja wohl auf dem Schloßweg Eins begegnen und wird mich fragen, wo ich ſo nothwendig hin hab.“ Aber die Furcht, die Heiterethei könnte unterdeß daheim was Verkehrtes machen, ließ ſie auf dem ganzen Wege der ihr gewordenen Ehre nicht recht froh werden.

„Na,“ ſagte die Schmiedin, „die werden zu Haus auf mich warten. Mit meiner Mäd da iſt's auf der Gottes Welt nix. Nicht die Küh' werden ordentlich gefüttert ohne mich. Meine Nachbarn wiſſen's allemal, wenn ich weg bin. Ja, ſagt die Schneiderin neben mir, das iſt auch eine Kunſt; man hört's den Kühen am Brüllen an, ob die Morzenſchmiedin daheim iſt oder nicht. Die denken eben nur immer an die jungen Burſch'.“

„Ja,“ ſpann die Weberin, „an den Lohn denken ſie, aber an die Arbeit? Da muß man Alles noch ſelber machen mit ſeinem kranken Leib. So ſchlimm iſt's noch nicht geweſt mit den Dienſtboten. Ich will Gott danken, wenn mein Kätterle herangewachſen iſt. Wie wär's denn mit der Annedorle? Das müßt' eine Mäd geben!“

„„Ja,““ ſagte die Heiterethei, „„daß ich mir den ganzen Tag ſollt' laſſen befehlen von einer Frau, wo nix verſteht? Ich ſeh' ſelber, was zu thun iſt, und ſagen laſſ' ich mir nix. Ich hab' auch ſo zu thun, und hernachen bin ich in meinem Häusle mein eigener Herr.““

Die Valtineſſin aber ſchlug auf ihre Kniee und ſagte: „Wer am Gründonnerstag Sechszig iſt geweſt, der hat andere Zeiten d'erlebt. Mein' Ev', das iſt ein Nordmädle, was Aerbeten beſagt, aber es iſt zu viel mit den Sachen und Machen und wird noch alle Tag' mehr. Ich ſollt' auch zu Haus ſein, aber obſchon mein Vater ſelig ein Weber iſt geweſt, hier ſitz' ich und ſag', wo's meinem Nächſten gilt, da ſeh' ich das Meinig' nicht an.“

„„Ja, ſo iſt man einmal,““ ſpann die Weberin den Faden der Valtineſſin fertig.

„Und hernachen,“ ſchlug ihn die Valtineſſin auf ihren

Knieen platt, „ist das Annedorle auch ein echt Luckenbacher Kind.“

„„Mein Mann,““ knüpfte die Schmiedin einen andern daran, „„der wird auch brummen.““

„Und meiner husten,“ spann die Weberin ihn fort.

„„Na,““ nahm ihn die Schmiedin zwischen beide Hände, „„wenn die Gevatter Weberin meinen hätt'! Die weiß nicht, wie gut sie dran ist. Das ist ein Böser! Mit dem ist keine Stund' Auskommen. Wenn ich nicht so ein gut Thier wär', ich möcht' seh'n!““

„Na, wenn die Morzenschmiedin klagen will!“ zerriß der Weberin der Faden. „Da ist meiner ein wahrer Satan dagegen. Ich bin eine kranke Frau, eine sehr kranke Frau, und doch wird kein Mensch einen Huster von mir hören. Ich hust' in meinem Kämmerle, aber der? Der ist gesund wie ein Fisch und hust't den Leuten die Ohren von einander aus bloßer Bosheit. O, wenn ich sagen sollt', was der für Einer ist! Ich bin die elendst' Frau in der Stadt.“

Die Baltinessin aber sah die Beiden ordentlich mitleidig an. Denn was waren der Schmied und der Weber zusammen gegen den seligen Baltines, da er noch lebte! „Ihr könnt beide dem lieben Gott danken den ganzen Tag auf euern beiden Knieen,“ sagte sie, indem sie sich auf die ihrigen schlug. „An meinem, da war nicht eine Ader, die gut wär' gewest: Alles hat er gethan, was nicht recht ist. Nun liegt er draußen auf dem Gottesacker. Er war ein guter Mann. Ich hab' keine Klag' über ihn gehabt. Ich müßt's lügen. Es hat keine einen bessern gehabt!“

„„Das heißt,““ sagte die Schmiedin. „„Ich brauch' meinen nicht zu loben.““ Sie sah nicht ein, was ein Todter vor einem Lebenden voraus haben sollte.

„Na,“ spann die Weberin, „die Best' kann froh sein, wenn sie so einen kriegt, wie meinen. Ich tausch' mit Keiner nicht.“

Die Heitere:hei hatte sich mit ihrem Gestrick auf ihr Bett gesetzt, und das Liesle trieb Possen um sie herum. Der Heite-

rethei war's schon komisch vorgekommen, daß die Weiber in ihrem Stübchen saßen und ganz vergessen hatten, was sie eigentlich hier wollten. Wie der Ehrgeiz sie trieb, daß erst jede die Elendeste, hernach die Glücklichste sein wollte, da wurde es ihr doch zu toll. Sie brach in lautes Lachen aus. Dieses schoben zu ihrem Glücke die großen Weiber auf des Liesle's Rechnung. Denn daß ein armes Mädchen über große Weiber zu lachen sich erdreisten könnte, davon hatten sie so wenig eine Ahnung, als von der Möglichkeit überhaupt, daß eine große Frau etwas Lächerliches reden oder thun könne.

Die Annemarie wär' nicht halb so eilig zur Thür herein gerannt, wenn sie nicht das Lachen der Heiterethei draußen gehört hätte. Sie meinte, ihre Furcht von vorhin sei in Erfüllung gegangen.

Die Freude über ihre Rückkehr, welche die Frauen zeigten, beruhigte sie. Sie wagte sogar, von dieser, nachdem sie den größten Theil freilich dem Kaffee und den Tassen auf Rechnung gesetzt, einen ganz kleinen Rest für das Wiedersehen ihrer Person zurück zu behalten, und war glücklicher darüber, als die Frauen über den Kaffee. Mit großem Eifer unterzog sie sich sogleich unaufgefordert der Bereitung des Getränkes, und als die Baltinessin das fertige gelostet und die Geschicklichkeit der Annemarie belobt, da gab's den Rest des Tages über keinen Wunsch mehr für die Annemarie, es müßte denn der Neiger sein, den die Heiterethei ihr vor ihrem End' noch zu Lieb' thun sollte.

„Aber das Annedorle trinkt doch auch ein Schäle mit uns?" fragte die Weberin.

Der Heiterethei kam's drollig vor, daß sie in ihrem eigenen Häuschen bewirthet werden sollte. Sie sagte: „Trinkt nur euer Zeug selber; ich mag keins."

Die Annemarie meinte, die Heiterethei hätte sich eigentlich bedanken müssen, und machte für die Heiterethei einen Knix.

Bei der zweiten Tasse war es, daß die Rührung wiederum eintrat, die der Heiterethei Komnen und unbefangenes Wesen erregt hatte. Die drei Frauen sahen sich ein Mal über das andere Mal an mit so „barmherzigem Gethu", wie es die

Annemarie bei ihrem Abgange gegen die Heiterethei bezeichnete, daß der Alten die Thränen in die Augen kamen, obschon sie noch nicht wußte, worüber sie eigentlich weinte.

Und endlich begann nun die Baltinessin das Bild der Gefahr, die über ihr schwebte, vor den Blicken der Heiterethei aufzurollen.

Aber die Heiterethei lachte nur dazu. Wie ihr die Wildheit des Holders Fritz mit den brennendsten Farben geschildert war, meinte sie: „Wenn der Holders Fritz wild ist, bin ich noch wilder.“ Wie seines Entschlusses, „es zu thun“, seiner Verkleidung und seines nächtlichen Weges nach den Weiden gedacht worden, sagte sie: „Er ist eben in das Weiden-Wirthshaus gegangen.“ Mit der Eindringlichkeit der Warnungen nahm ihr Muthwille zu.

„Ja, wenn man nur noch wüßt', was es ist, das er euch will thun!“ brach die Schmiedin aus. „Das ist das Schrecklichst', daß man das nicht einmal weiß.“

„Ja,“ bestätigte die Weberin und vergaß das Spinnen vor Gemüthsbewegung, „man zerbricht sich den Kopf und bringt's doch nicht heraus.“

„„Ja, was er will?““ sagte die Heiterethei mit unwilligem Ernst. „„Was er will, daß er da am Häusle lauert? Frei'n will er mich, und ihr werd't's nicht hindern.““

Ueber diesen Frevel schlugen die Weiber die Hände zusammen. Die alte Annemarie that dasselbe zugleich vor Schrecken und aus Höflichkeit.

„Weiher,“ sagte sie; „die ganz' Nacht hab' ich's in den Weiden hören rauschen.“

„„Nu,““ meinte die Heiterethei, „„wenn er nicht meinetwegen an's Häusle kommt, so hat er's auf euch abgesehn, Bäs Annemarie. Gesteht's nur gutwillig ein! Denn weiter wohnt keine im Häusle da.““

Darüber nun brachen die Frauen wiederum in ein Gelächter aus. Die Baltinessin versicherte, die Heiterethei sei ein Hauptnüdle, beinah' wie ihre Ev'. Die Annemarie lachte mit,

so sehr sie sich schämte. Dazwischen faltete sie ein Mal um das andere Mal die Hände und sah andächtig nach dem Himmel. Denn der konnte den Frevel übel nehmen, wenn er eben nicht bei guter Laune war.

Die Valtineſſin war die Erſte, der's gelang, wieder in das „barmherzige Gethu" hinein zu kommen.

Sie ſchlug auf ihre Kniee und ſagte: „Jedem, was ihm gehört, dem Ernſt und dem Spaß; die Sach' iſt nicht zum Lachen. Und weil ich einmal hier ſitz', ſo will ich auch meinen Fuß nicht weiter ſetzen, bis ich die Annedorle hab' errettet."

„Ja, laßt Euch rathen, Annedorle," ſagte die Schmiedin „Geht beileib' nicht bei Nacht aus euer'm Häusle!"

„Und verſchließt's auch bei Tag," ſpann die Weberin, „ſo lang' wir nicht bei euch ſind."

Die Valtineſſin ſchwang ihre Haube. „Und wenn das Annedorle vernünftig iſt, ſag' ich, hernachen geht ſie auch bei Tag nicht aus ihrem Häusle heraus."

„Ja, ihr meint," lachte das Mädchen, „verhungert iſt auch geſtorben, und wer todt iſt, dem thut kein Menſch mehr was. Da habt ihr ſchon Recht. Ich aber denk', es iſt beſſer, es will mir Einer was thun, und ich bleib' am Leben und wehr' mich. Und ich hab' auch Recht."

„Wenn ich das Annedorle wär'," ſagte die Schmiedin, „ich freit'. Und ich weiß mehr als Einen, der ſie gern' nähm'."

„Ja," ſpann die Weberin, „ein ledig Weib iſt einmal wie ein Arzneiglas, wo kein Zettel dran iſt."

Damit hatte es die Weberin getroffen.

„Kann ſein," ſagte die Heiterethei gereizt. „daß Andere Arzneigläſer ſind geweſt, eh' ſie gefreit haben; ich bin keins und brauch' keinen Zettel. Wenn's ſo gefährlich iſt, warum geh'n denn die Arzneigläſer herum und haben ihren Zettel nicht um den Hals? Und mit dem Holders-Fritz und ſeinem Auflauern, das iſt obendrein nur dummes Zeug."

„Na, nichts für ungut," ſpann die Weberin. „Wenn das

Dorle nicht will, so kann man sie nicht zwingen. Aber in Acht nehmen bricht keinen Finger."

„Und zu Nacht," fügte sie hinzu, „ließ ich ihn nicht herein, wär' ich das Dorle, er möcht' Ursachen machen, was für er wollt'."

Das nahm die Heiterethei nun doch im Ernst übel. Die Druckflecken prophezeiten nichts Gutes. Und wer weiß, was sie gesagt und gethan hätte, ohne das allgemeine angelegentliche Versichern, man kenne sie zu gut, um mit dieser Warnung ihrer Aufführung zu nahe treten zu wollen.

„Man weiß ja," sagte die Weberin, „das Annedorle ist das bravst' unter den armen Mädeln in der Stadt, und Niemand weiß nix Unrecht's an ihr. Ich hab' mit keinem Gedanken daran gedacht, daß ich das Annedorle wollt' beleidigen. Deshalb hätt ich doch nicht Aerbet und Alles lassen liegen und wär' hierher gekommen mit sammt meinem kranken Leib."

„Aber nu muß ich doch heim," sagte die Morzenschmiedin, indem sie aufstand und ihr Gehäuse fester zusammen nahm. „Die Schneiderin hört's sonst an meinen Kühen, daß ich nicht daheim bin."

„Ja," schloß die Baltinessin mit einem gewichtigen Schlag auf ihre Kniee. „Wir wollen das Unser' thun nach unsern Kräften. Die Köpple lassen wir da. Morgen kann die Morzenschmiedin den Kaffee mitbringen, und ein Paar Stühl' will ich lassen her besorgen, damit wir dem Himmel eine Seel' erretten."

Damit stand sie schon quer in der Thür des Häuschens. Diese, sah man, war nicht für sie berechnet. Es kostete ihrer massiven Grazie einige künstliche Wendungen, bis sie sich hinausgeschraubt hatte.

„Lach' Sie nicht, Dorle, lach' Sie ja nicht," warnte die Morzenschmiedin noch von draußen. „Das dauert mich zu sehr."

„Wenn ich nicht lachen soll," sagte die Heiterethei hinter den Gehenden her; „weinen mag ich nicht! Und die ganz' Ge-

schicht' ist nur dummes Zeug. Bei Tag muß ich in die Aerbet, und bei Nacht verschließ' ich mein Häusle ohne euch."

Die alte Annemarie hielt's für ihre Pflicht, der Heiterethei noch einmal Alles vorzuhalten, und womöglich mit den Worten und Geberden der großen Weiber; etwas daran zu ändern, hätt' ihr ein Unterschleif, eine Art Kirchenraub geschienen.

Die Heiterethei war nicht einzutreiben, und der alte Hollunderbusch schien ihrer Meinung. Noch eine ganze Weile, nachdem die Weiber gegangen, hörte man, wie er sich vor Lachen schuttelte.

Aber es blieb nicht etwa bloß bei dem versprochenen Besuche der Baltineſſin, Weberin und Morzenschmiedin. Die Heiterethei hatte sich jeden Tag über die wachsende Zahl der Frauen zu verwundern, die zum Theil unter den gesuchtesten Vorwänden zu ihr kamen, um sie zu warnen und ihr rathen zu helfen, und um so zahlreicher und angelegentlicher, je mehr durch das ewige Bedenken der Sache deren Bedenklichkeit wuchs. Sie hatte Mancher, die sie bis jezt für hochmüthig, ja, für ihr feindselig gehalten, dieses in ihrem Herzen abzubitten.

Erst meinte sie freilich, nur der Neugierde, ihr Hauswesen zu sehen, habe sie den unerwarteten Zuspruch zu danken. Aber diese wäre beim ersten Male gestillt gewesen, und die gutmeinenden Frauen konnten bald nicht mehr vorbeigehen, ohne einzusprechen. Und nie hatten sie so oft vorbei zu gehen gehabt.

Die Heiterethei dachte jeden Tag besser von den großen Weibern. Und wenn sie sich's auch nicht eingestehen wollte, die allgemeine Theilnahme that ihr doch wohl.

Dafur verwunderten sich die Frauen immer mehr, daß sie nicht früher eingesehen, welch' ein braves, aller Achtung und Hulfe würdiges „Thier" die Heiterethei war; besonders wie gut und recht sie an dem Kinde ihrer Schwester handelte.

Wer aber bei der Sache nicht gewann, das war der Holders Fritz. Jeden Tag wurde die Vergoldung seines Bildes

dünner und erwies sich zuletzt sogar obendrein noch als unecht. Auch die wenigen Tugenden, die man ihm bisher noch zugestanden, hielten die Probe nicht.

Die Einzige, die für ihn sprach, war die Heiterethei. Sie konnte es nicht leiden, wenn von Einem hinter seinem Rücken Böses geredet wurde, er mochte sein, wer er wollte.

„Und wenn's auch wahr wär', das mit dem Holders-Fritz," sagte sie, „daß er jetzt auf mich lauern thät'! Wild ist er gewest, das will ich auch zugeben, aber außerdem sollt' Keiner was Unrecht's von ihm sagen, und die Leut' im Städtle am wenigsten. Denn wenn der Holders-Fritz nicht wär gewest beim Brand vor sechs Jahren, da hätten wir jetzt keine Kirch' mehr, wo wir hinein könnten geh'n. Und bei dem Wolkenbruch hernachen, da hat er ganz allein die Gerbersleut' herausgeholt, wo sonst wären ertrunken. Ich hab' nix mit einem Bursch, und mit dem Holders-Fritz am allerwenigsten, aber man muß reden, was wahr ist."

„Ja," sagte dann die Schmiedin, „das ist alles recht, aber der Herr Vicares hat erst den letzten Sunntig noch gepredigt: man soll nicht anseh'n, was ein Mensch thut, sondern was seine Absicht dabei ist. Und die Absicht ist's, warum man einen Menschen soll loben oder nicht."

„Denn warum?" fiel die Tischlerin ein, „wie er die Kirch' und die Menschen hat gerett't, da ist's ihm auch nur darum gewest, daß er seine Stärk' hat wollen zeigen, wie wenn er einen Tanzboden hat geräumt. Wenn einer einen Menschen will retten, so muß er's aus Christenlieb' thun, und was Einer nicht aus Christenlieb' thut, das ist Sünd'; denn warum? Wenn einer einen Menschen nicht aus Christenlieb' will aus dem Wasser zieh'n, da ist's besser, er läßt ihn gleich drin liegen. Die Schmiedin hat schon Recht."

„Ja, aber," sagte die Tüncherin, „man weiß ja auch nicht einmal gewiß, ob er's ist gewest, der die Kirche hat gerett't. Wenn man Alles wollt' glauben, was die Leut' reden, da müßt' man einen Kopf dazu haben, so groß wie ein Ochs."

Na, ich will nichts ſagen," ſpann die Weberin mit beiden Händen. „Aber wenn ich Zeit hätt', da wollt' ich Geſchichten erzählen. Wißt ihr noch, wie's bei der Leiermühl war, wie die iſt abgebrannt? Die Knechtsfrau war die Alleremſigſt', wo beim Löſchen geweſt iſt; der Amtmann ſelber hat ſich gewundert; ſie hat mehr gethan, wie zwei Männer, hat er geſagt, und ihre ganzen Haar' ſind verbrennt geweſt, ſo hat ſie ſich gewagt, wo kein Anderer das Herz gehabt. Und wer hat die Leiermühl angebrennt gehabt? Wer iſt's geweſt? Die Knechtsfrau ſelber iſt's geweſt. Und ſo, hat der Actuarius hernachen geſagt, ſo iſt's gewöhnlich, und d'rum paſſen die Herr'n allemal auf, wer beim Löſchen und Machen am eifrigſten iſt."

Da ging den Frauen ein Licht auf, ſo hell und ſchauerlich, als der Brand der Leiermühl' ſelbſt.

„Ja," ſagte die Tüncherin leiſe, „ich wollt' mit dem Finger auf den zeigen, der die Stadt ſelbmal hat abgebrennt."

„Und wer den Wolkenbruch hat angeſtift't," ſetzte die Beutlerin hinzu.

Die Ruſſenſattlerin machte eine Geberde, die hieß: „Hab' ich das nicht ſchon vor zehn Jahren geſagt? Aber wer hat mir denn geglaubt?"

Die Heiterethei aber hätte gelacht, wär' nicht ihr Blick eben auf ihren kleinen Holzvorrath gefallen, der in bedenklicher Schnelle ſeinem Ende entgegen ging. Er hatte mit der öffentlichen Meinung von den Tugenden des Holders-Fritz Ein Schickſal.

Die Heiterethei war meiſt in Tagesarbeit von ihrem Häuschen entfernt; aber das ſtörte die ſorglichen Frauen nicht. Sie kamen Tag für Tag ſchon früh in das Häuschen. Die Valtineſſin hatte für Stühle geſorgt; ihre Taſſen trugen ſie bei ſich. Jeden Tag hatte eine Andere Kaffee und Sahne zu beſchaffen. Wenn man die Heiterethei nicht traf, ſo traf man andere Frauen. Redete man nicht von dem neueſten Ueberfalls-Verſuche des wilden Holder, ſo redete man von andern Dingen; und der Fall ſoll in Luckenbach und anderswo noch zum erſten

Mal vorkommen, daß auch nur zwei Frauen aus Mangel an Stoff schweigen müssen. Ging eine mit dem schmerzlichen Bedauern, ihre karggemessene Zeit erlaube ihr nicht, länger auf das gute Annedorle zu warten, so kam dafür eine andere, wenn nicht zwei oder noch mehr.

Das Häuschen unter den Weiden war zu einer Art Hauptwache geworden. Den ganzen Tag kräuselte der Kaffeerauch seine leichten Wölkchen um das Strohdach und den alten Hollunderbusch. Wenn die Heiterethei Abends vom Felde heim kam, fand sie oft das ganze Stübchen voll. Dann begann ein Erzählen, ein Warnen und ein Rathen, ein Befürchten und Beschwören, daß eine Andere, als die Heiterethei, mürb' geworden wäre.

Die Heiterethei lachte und spottete, und je bedenklicher sie endlich doch selbst wurde, desto mehr. Sie konnte nicht mehr zweifeln, der Holders-Fritz laure ihr auf; ihre eigenen Augen hatten sie davon überzeugt. Sie lachte und spottete jeden Tag lustiger, und jede Nacht verschloß sie vorsichtiger ihr kleines Haus.

„So ist's," zirpte das Heimchen im Gringel Abends hinter dem Ofen hervor — wer nach ihm sah, wurde nichts gewahr, als zwei ungeheure Brillengläser —, „Wenn einmal ein Mensch einen bösen Gedanken hat gefaßt, hernachen hat er für nix Anderes mehr keinen Sinn. Sagen darf er's Niemand, und weil er meint, die Leut' sehen's ihm an, so weicht er den Leuten aus. Und so muß er nun erst recht in seine bösen Gedanken hinein kommen, weil er nix Anderes hat, womit er sich könnt' eine Zerstreuung machen. Wenn so ein Dieb oder ein Mörder erst mit einem rechtschaffenen Gevatter oder so aus der Sach' reden thät', da würd' Manches nicht geschehn. Wißt ihr, was ich thät', wenn ich Ihr wär', Meister Sacher?"

„„Nu?""

„Ich ging auf der Stell' in die Gericht' und zeigt's an."

„„Ja,"" entgegnete der Meister Sacher phlegmatisch, „„die? Einen hindern, daß er nicht schlecht wird, das fällt denen nicht

ein; hernachen, wenn er's ist, kriegen sie ihn noch zeitig genug bei denen Ohren. Das liegt an denen schlechten Einrichtungen. Der Staat bezahlt die Amtleut', daß sie einen Dieb richten, wenn er gestohlen hat; da muß ihnen daran gelegen sein, daß die Dieb' recht stehlen. Wenn ich die Sach' zu machen hätt', da krägen sie nix, wenn ein Dieb stiehlt; allein aber für jeden Dieb, der nicht stiehlt, einen Louisd'or.""

„So werd't ihr doch in die Gericht' geh'n, Vetter Mathes?" zirpte das Heimchen wieder. „Es wär' doch so schrecklich, wenn's passiren sollt', und ihr hättet's können verhindern und hättet's nun auf euer'm Gewissen!"

„„Ich hab mit dem Meinigen genug zu thun,"" entgegnete der Vetter Mathes trocken.

„Aber, ihr Leut', so wird doch einer von euch in die Gericht geh'n?" zirpte das Heimchen wieder, und man hörte an der Betonung, daß es die Vorderbeine über den Kopf zusammenschlug. „Ihr müßt nur denken, wenn's nicht an die Gericht' wird gebracht, können die nix thun. Die geht eine Sach' nix an, und wenn sie ihnen auf der Nasen säß', wenn sie nicht als ein ordentliches Anliegen an sie gebracht wird."

Als das Heimchen eine Zeit lang geschwiegen, ohne eine Antwort zu erhalten, zirpte es weiter: „Da sitzt die ganze Stuben voll. Karten können sie und von ihren Aeckern reden und Sachen und Machen, aber in die Gericht' geh'n, kann Keiner. Das ist doch eine schreckliche Welt!"

Der Morzenschmied nahm die Sache leichter.

„Nun?" fragte er die Schmiedin, die, eben heim gekommen, ihren blauen Mantel von sich that. „Die Wacht vorbei, Lene? Wer hat denn heut die Schur in den Wachtstuben, der Feldwebel oder der Corporal?"

„„Laß du's nur die Baltinessin hören,"" entgegnete die Schmiedin, „„die würd' dich schon beseldwebeln, und die Gevatterin Weberin würd' dir den Corporal eintränken, wie sich's gehört'.""

„Du müßtest einen guten Tambauer geben, Lene, du brauchst keine Trommelschlägel.“

„„Brauchst nicht zu spotten! Wer ist schuld, wenn ich magerer bin, als du? Du ärgerst mich den ganzen Tag.““

„Nu, erzähl' nur aus deiner Wachtstuben was!“

„„Ja, da vergißt du noch den Gringel darüber. Wenn der der armen Annedorle nur was Recht's versetzen thät', du legt'st gleich einen Batzen in den Klingelbeutel, du schadenfroher, nachträgerischer Mann! Du kannst dem Mädle das mit dem Schiebkarr'n nicht vergessen. Spott' du nur, spott' du nur! Weil wir das Annedorle beschützen, das ist dein Aerger. Und dir zum Trotz beschützen wir sie erst recht.““

„Ja, euer Feldwebel allein, wenn der auf seine Kniee schlägt und seine Zunge vom Leder zieht, da reißt so ein wilder Fritz aus. Aber Spaß beiseit'! Ich denk' schon lange nicht mehr so, wie ich da red'. Du wirst mir immer caputter, Lene; du dauerst mich, und es wird noch ganz alle mit dir, wenn ich dir nicht helf'.“

Die Schmiedin sah ihn verwundert an. Sie hätte ihm gern geglaubt.

„Ja, guck',“ sagte der Schmied, „das kommt von deinem guten Gemüth.“

„Wenn ich sein Gethu kenn', so ist's doch sein Ernst,“ dachte die Schmiedin.

Der Schmied fuhr fort: „Guck', Lene; versteh' mich recht. Wenn dir's angst wär', daß der Heiterethei was sollt' geschehn, das wär' Neugier, und ich kümmert' mich nicht drum. Aber dich plagt's, daß du's nicht weißt, was das ist, das der Heiterethei könnt' geschehn; guck', das ist christliche Lieb' zu deinem Nächsten, und da will ich dem Fritz einmal aufpassen und seh'n, was ich kann 'raus bringen. Heut' ist die Heiterethei im Leinjäten. Bis ich hinkomm' an den Leinweg, da wird's finster. Wenn's wahr ist, daß er ihr aufpaßt, so müßt's wunderlich zugeh'n, wenn ich nicht mit ihm zu sprechen käm'.“

Die Schmiedin war ganz erstaunt und versprach ihm vor

Freude, daß er, wie sie sagte, so ihr christlich Herz geseh'n, einen Beizbraten und rohe Kartoffelklöße, sein Lieblingsessen, für morgen Mittag.

Der Morzenschmied nickte zärtlich, nahm seine Pfeife vom Nagel und machte, nachdem er draußen in der Werkstatt den Gesellen einen glühenden Hufnagel auf seinen Tabak halten lassen, sich auf den Weg.

„Wenn er's herausbrächt'!" sagte die Schmiedin hinter ihm drein. „Das weiß die übergescheidte Gevatter Weberin doch nicht, die Alles besser wissen will. Wenn's nur was recht Schrecklich's wär', daß die einmal nix drüber wüßt'! Ich gönn' dem Annedorle nicht etwa was Schlimm's, aber für das Schlimmst' kann man sich leichter trösten, wenn's einmal nicht zu ändern steht, wenn man's nur wenigstens weiß. Na, wenn's zu machen ist, der Tuckmäuser macht's gewiß. Und er ist doch nicht so gräulich, wie man manchmal denkt."

Die Heiterethei war wirklich noch im Leinfelde ihrer Base, als der Schmied des Weges kam.

Sie richtete sich eben vom Jäten auf und ging zu ihrer Schoppe, die unfern von ihr auf einem Steinhaufen lag, um sie anzuziehen.

„So spät Feierabend, Annedorle?" sagte der Schmied, indem er stehen blieb. „Eure Bäs hat da schönen Lein."

„'s ist eben noch nicht spät," entgegnete die Heiterethei, die ihre Schoppe über der Brust zuheftete und das Tuch mit dem ausgejäteten Gras an einem Zipfel über die Schulter warf. „Und der Lein könnt' auch größer sein."

„Na, wenn heint der Holders-Fritz nicht auflauert! So einsam find't er's nicht gleich wieder. Geht ihr mit den Ulrichsfleg, so seid ihr nicht allein."

„Kann sein, ich wär' jenen Weg gegangen. Nu geh' ich den andern. Gruß' Gott!"

Dabei ging sie singend in einer andern Richtung fort. Der Schmied hatte schon wieder ein „Das Mordmädle!" auf der

Zunge. Aber — „Hm!“ dachte er weiter, „kann auch die Furcht sein, was aus dem Wädle singt.“

Und das wär' kein Wunder gewesen. So einsam und still hatte der Schmied die Gegend noch nicht gefunden. Nur eine Lerche sang, als er weiter schritt. Lerchengesang war es eben nicht, was den Schmied von seinen Gedanken abziehen konnte. Der wunderlich schnarrende Ton eines Wachtelkönigs, der sich eben hören ließ, bald hier, bald dort, wie um den Hörer zu vexiren, traf weit eher eine verwandte Seite im Gemüthe des Schmiedes an, — zumal, da er jetzt von einer Stelle herkam, die ein Rittergut in seinem Gedächtnisse besaß. Dort hatte ja der alte Förster Schweigaus eine Schnei im Ulrichsholze angelegt und der Morzenschmied als Schulknabe mehr denn einmal die gefangenen Krammetsvögel aus den Schlingen geholt und sehr andere Dinge dafür hinein prakticirt.

Er geht immer duchsiger und schmunzelt; zuweilen meldet sich der Ruck von unsichtbarer Hand; er schmeckt die Possen in Gedanken noch einmal durch und rennt mit der Nase an einen Hagebuttenzweig.

„Gut,“ meint er, „daß das Gebüsch so dick ist, sonst wär' ich in den Bach gelaufen. Ob ich vom Weg abgekommen bin? Nein! Das ist die lange schmale Schlinz', die der Zehntbach macht hart am Weg. Hm! und der Schatten da drinn in der Schlinge? So einen Krammetsvogel hat der alt' Schweigaus sein Leben lang nicht gefangen!“

Immer duchsiger und gleichgültiger geht der Schmied, bis er dahin kommt, wo die Schlinge sich öffnet.

„Nun müßt' er in's Wasser springen,“ lachte er leise vor sich hin, „sonst hab' ich ihn.“ Er zieht sein Messer, um an einer Hagebutte einen Pfeifenräumer abzuschneiden, und sucht nach einem Zweige, der ihm gelegen hängt. Einige Schritte seitwärts, dann eine schnelle Wendung, und er steht vor dem Fritz. Und der Fritz ist's wirklich, der erst Miene macht, in's Wasser zu springen, aber, als ihn der Schmied bei der Jacke faßt und seinen Namen nennt, grimmig das Entkommen aufgibt.

„Hm," sagte der Morzenschmied wie verwundert, „bist du's Fritz? Aber was machst du denn da? Hm, ja, 's hat heiß warm gemacht, und du willst ein Bißle ins Wasser. Aber du hast doch deine Jacken verkehrt an? Ja, du bist schon im Wasser gewest, und in der Eil' hast du beim Auszieh'n die Aermel mit genommen gehabt, und das hast du hernachen beim Anziehen nicht gemerkt."

Der Angeredete brummte etwas, das für ein „Ja, kann sein!" gelten konnte. Der Schmied wußte wohl, Niemand kam jenem ungelegener, als eben er, und das war ihm um so lieber.

„Ist's denn wahr, du gehst nicht mehr mit dem Adams Lieb und seinen Kameraden? Wer hat mir's doch gesagt? Ja, bab' gesagt: das ist vernünftig von dem Fritz. Aber die haben ihren Aerger deßwegen, und du kannst dich immerfort in Acht nehmen. Da am Leinweg ist mir die Heiterethei begegnet, das arme Mädle, der hast du's recht angethan."

An dem Rauschen der Büsche, in denen er stand, hörte man der Fritz machte eine rasche Bewegung. Der Name hatte ihn erschreckt. Den hatte er am wenigsten zu hören gemeint. Aber gleich war es wieder ruhig, und der wilde Fritz sagte in einem Tone, der leicht klingen sollte: „Die! Wie kommst du auf die? Was geht mich die an! Angethan? Möcht' auch wissen, wie!"

„„Nu,"" entgegnete der Schmied lauernd, „„die ist ganz in dich verschamerirt.""

Der Fritz lachte ganz eigen. Einen Andern, als den Schmied hätte dieses Lachen geängstet. Man hörte, er zwang sich, um keinen Verdacht zu erwecken, von der Heiterethei zu reden, als er lachte: „Die Heiterethei und verschamerirt! Du weißt nicht, was du red'st, oder morgen ist der jüngst' Tag. Wer hat dir das aufgebunden? Das hat deine alte Bäs einmal wieder ausgeheckt."

Er schien recht im Zuge, zu fragen. Plötzlich schwieg er. Es war ihm eingefallen: „Der Laurer, der Morzenschmied ist's, der mit dir red't. Zu viel kann eben so leicht Verdacht erwecken als zu wenig." Da aber auch das Schweigen zu viel ver-

räth, besonders einem so scharfen Ohr als dem des Morzenschmiedes, so fügte er noch einige Töne hinzu, die dieser für ein gleichgültiges Lachen nehmen sollte.

Der Morzenschmied sagte leise vor sich hin: „Hm!“ Dann fuhr er laut fort, und ihm gelang der gleichgültige Ton besser, als dem Holders-Fritz: „Ja, die Heiterethei und verschameriren! Ich mein', das Mädle ist ein verkleideter Jung'. Aber — was ich sagen wollt' von dem Adams-Lieb und den Andern. Aber ich muß mich setzen; es muß mir ein Schnupfen in die Glieder gefahren sein. Die sprechen, es wär' umgekehrt. Du wär'st in die Heiterethei verschamerirt.“

Der Schmied wartete das abermalige Rauschen der Büsche ab und das heisere Lachen, das der Fritz ausstieß.

„Das ist die Wuth, daß ich nix mehr von denen wissen will,“ lachte der, und der Schmied sagte: „„Freilich, das ist's, und das mein' ich eben. Sie sagen, du paßtest dem Mädle überall auf, um — deine Sach' anzubringen. Aber sie möcht' nix von dir wissen.““

Eh' der Schmied das sagte, war er erst vorsichtig einige Schritte weiter vom Fritz abgerückt. Ein Buchenstamm stand zwischen ihnen. Der Schmied war wohl auf seiner Hut.

Das Rauschen des Busches verrieth dieses Mal auch eine heftigere Bewegung des Holders-Fritz, und sein Lachen klang immer gezwungener und wilder.

„Aufpassen!“ lachte er; „möcht' wissen, wo! Weidenhaun' geh' ich; da siehst du die Barte.“ — Er schwang das kleine Beil nahe vor den Augen des Schmiedes.

Der wich etwas zurück. Dann sagte er: „Darin sollen sie auch Recht haben; nicht mit der Verschamerirung und dem Sachanbringen, mit dem — Aufpassen mein' ich.“ — Er hielt einen Augenblick inne und sah vorsichtig hin nach dem Fritz. Das that er öfter, während er fortfuhr: „Da ist in der Stadt kein Mensch, der dich nicht hinter einer Hecken oder sonst wo hätt' lauern gseh'n, und allemal, wo die Heiterethei vorbei hat gemußt. Und guck', mir mußt du nix weis wollen machen; was

thust du denn jetzt da im Busch, wo die Heiterethei vorbei wär' gekommen, hätt' sie dir nicht den Possen gethan und wär' den Weg bei der Herrenmühl' gegangen? Ja, du willst's nicht sagen. Aber du mußt nicht denken, daß die Leut' keine Augen haben. Und die haben mehr denn zu viel."

Er rückte dem Fritz vertraulich etwas näher und sagte leiser als vorhin: „Aber es verdrießt einen, wenn ein Kerl wie du einem Mädle nachläuft, das vor allen Leuten seinen Hohn mit dir hat gehabt. Die Geschicht' vom Gründer Markttag her weiß die ganz' Stadt', und wie die Heiterethei von dir red't."

„„Ho, ho!"" sagte der Fritz verbissen, „„vielleicht red't sie bald anders. Die Leut' wissen, was die gesagt hat, aber nicht, was ich gesagt hab'.""

„Ja, und sie meinen," fuhr der Schmied fort, „aus lauter Respect vor der Heiterethei wär's, daß du nicht mehr zum Bier ging'st und ein ordentlicher Kerl wär'st geworden, und einmal könnt's bei dir heißen, wie beim — Läpplesschneider: Respect muß sein im Haus."

Dasmal rauschten die Büsche um den wilden Fritz, als hätt' er sie mit den Händen gepackt, um sie auszureißen.

„Gnck'," fuhr der Schmied fort, „mir kannst du's sagen — du weißt, ich kann die Heiterethei auch nicht leiden, drum. . ."

Der Fritz hatte schon reden wollen. Aber die Absicht des Schmiedes, ihn auszuholen, mochte ihm trotz seiner Aufgeregtheit nicht entgangen sein. Nach kurzem Besinnen sagte er mit gepreßter Stimme: „„Kann sein, daß ich ihr auflaur', kann sein. Man will manchmal einen guten Abend sagen; das bind't man den Leuten nicht auf die Nasen. Aber ich wollt' immer zu dir; von wegen dem Beil, was ich bei dir hab' bestellt."

„„Ja, das,"" fragte der Schmied, „„wo unter die Jacken sollt' zu verstecken geh'n, wenn du in's Reifhauen ging'st, daß die Leut'"". . .

„Ist's fertig?" fragte der Fritz dagegen, ihn heftig unterbrechend.

„„Hm!““ sagte der Schmied erschrocken; „„aber du wirst doch nicht — du hast doch nicht etwa““. . .

„Nix werd' ich und nix hab' ich,“ lachte der Fritz, der sich besonnen; aber dieses Lachen hatte einen eigenen Klang. „Ich brauch' eben ein Beil. Warum soll ich nicht ein Beil brauchen wie andere Büttner auch? Was ich gesprochen hab' da am Gründer Markt, das war Spaß. Und daß ich ihr gedroht hätt' und wär', wüthend auf sie gewesen, das war auch nur Spaß. Und wenn einem einer sagt: du paßt dem Mädle auf, daß du deine Sach' anbringst, da wird Keiner sagen: Ja. Und 's kann sein, 's kann schon sein, daß es einmal heißt wie bei dem Lävples-schneider: Respect muß im Haus sein.“

Aus seinem Lachen klang schlecht verhehlte Wuth.

Der Schmied wollte ihn zurückhalten; das war vergeblich. Noch lange hörte er das schauerliche Lachen, als der Fritz schon an ihm vorbeigerannt war. — —

„So duchsig,“ dachte die Schmiedin, als sie den Schmied zur Thür' hereintreten sah, „ist er noch nicht heimgekommen. Sonst duchst' er wohl auch, aber aus Tuckmäuserei; aber dasmal ist er doch ganz wie verblaßt. Und so zitternd an den Kleidern herumgegriffen, wenn er sie an die Alkovenwand hat gehängt, hat er noch nicht, so lang' ich ihn hab'. Und das Schluckſen hat er auch noch nie so sehr gehabt. Ich seh' schon, er will nicht reden; aber ich will ihn schon dazu bringen.“

Aber auf alle ihre Fragen hatte er keine Antwort oder nur die: „'s ist nix, und ich will in's Bett. Muß morgen vor Tag wieder auf.“

Seine Geberden sprachen freilich beredter; aber der Schmiedin war es um ein spezielleres Eingehen zu thun, als worauf Hände, Augen und Schultern sich einlassen konnten.

Er duchste schon der Kammerthür zu. Die Schmiedin bemerkte einen Flecken an seinem rechten Hemdärmel und hielt ihn daran fest. „Daß du immer die feinen Hemder zur Aerbet anziehst! Hast du denn den Fritz getroffen? Nu wart' doch nur! Ein Brandfleck ist's doch wohl nicht. Aber warum red'st du

nur nicht? Es muß vom Gänspfeffer sein. So wirst du doch zeitig genug in's Bett kommen, du Schlafratz! Heraus zu reiben geht's nicht. Aber, Morzenschmied, so wirst du doch nur ein Wortle können sagen? Und es ist doch ein Brandfleck, du ruiniger Mann. Aber, Morzenschmied, so sag' nur wenigstens, willst du die Kloß' morgen mit Graslaub oder nicht? Es hat just wieder so zarte Schußle. Das ist doch sonst dein Leibessen gewest."

Die Schmiedin sah, ihr letztes Mittel half.

Der Schmied setzte sich mit allen Anzeichen innerer Erschöpfung. Die Schmiedin rückte ihm so nah als möglich, wie aus Befürchtung, die Worte möchten auf der weiteren Reise sich zu lang' aufhalten oder gar verirren.

Endlich sagte der Schmied: „ich muß dir sagen, Lene, ich wollt', ich wär' derheim geblieben. Es ist doch ein grausig Beisammensein mit so einem Menschen."

„„Wo hast'n denn angetroffen?"" fragte die Schmiedin.

„Dort, wo der Zehntbach die Schleifen macht im Busch."

„„Im Busch?"" schauderte die Schmiedin. „„Mitten drinn im Busch?""

„Mitten drinn."

Die Schmiedin wäre gern wieder heraus gewesen, aber der Morzenschmied blieb länger als eine Minute drinn. Denn so viel Zeit verging, eh' er in seiner Erzählung weiter fortfuhr.

Die Schmiedin konnte sich unterdeß im Geist in die Wachtstube versetzen! Da sah sie sich stehen, die anderen Weiber um sie herum, athemlos an ihrem Munde hangend. Der Feldwebel hat schon die Hände gehoben, um damit auf die Kniee zu schlagen, wenn die Schmiedin fertig. Der Corporal ist gelb vor Neid, daß er nichts Stärkeres bringen kann. Und die Schmiedin aber sie weiß ja selber noch nicht, was sie dort sagt.

„Ja, guck'," sagte der Schmied, und die Schmiedin saß wieder horchend vor ihm. „Das hätt' ich mir doch nicht vom Fritz eingebild't."

„„Aber was denn?""

„Daß er das thun wird."

„„Was thun wird?""

„Das! — Ja, guck', der thut dir's gewiß und wahrhaftig noch." Dabei schlug er die Hände zusammen, was die Schmiedin unwillkürlich nachthat. Das sieht sie all' die Weiber in der Wachtstube thun. Die arme Frau ist hier horchend und dort erzählend zugegen. Die Ungeduld, hier endlich das Was zu hören, worüber sie dort die Weiber schon erschrecken sieht, denen sie selbst es erzählt hat, wird zur Pein.

„Der verdammte Schlucken!" fährt endlich der Schmied fort. „Ja, guck', er lauert wirklich der Heiterethei auf, und dazu braucht er ein Beil, hat er gesagt, das er unter der Jacken kann verstecken. Er hat das nicht so deutlich gesagt, wie ich's dir da erzähl', aber es ist gewiß und wahrhaftig; er ist wüthend auf die Heiterethei. Ich dacht' erst, die Sach' wär anders und hab' meinen Spaß wollen haben. Aber — na, vor so einem Spaß bedank' ich mich. Er hat gesagt, die Heiterethei soll bald aufhören, von ihm zu reden."

Die Schmiedin schlug die Hände über ihrem Kopf zusammen. Sie empfand zugleich, wie schrecklich das sei, und auch, wie sie sich ausnehmen wird dabei, wenn sie's den entsetzten Weibern erzählt.

„Aber daß du mir nicht" — sagte der Schmied aufstehend.

Die Schmiedin suchte während deß im Eßschrank unter den Kaffeetrichtern und Tassen. „„Ist der Fenchelthee schon wieder alle?""

In der Kammerthür wandte sich der Schmied noch einmal halb um. „„Daß du mir Niemand davon sagst. Wenn was geschäh', und die Leut' könnten sagen, wir hätten's vorher gewußt . . . ."

„„Thee muß da sein für das Gottsieble. Das wär' eine schöne Geschicht' auf die Nacht! Und man hat keinen Menschen, wenn man sie braucht. Die Mad hat sich in den Finger geschnitten, und die Gesellen kann man nicht von der Ruh' abhal-

ten jetzt in der theuern Zeit. Was hilft's, ich muß schon selber in die Apotheken.""

„So kamen wir in's Teufels Küchen, hörst du?"

„„Sag' mir nur nix,"" entgegnete die Schmiedin fast erzürnt. „„Ich dächt', du kenntest mich doch.""

Der Schmied verschwand mit einem bedeutsamen Nicken in der Kammerthür. Die Schmiedin setzte ihr Zifferblatt auf den Kopf und nahm ihr blaues Gehäuse um die Schultern. Schon an der Stubenthür, blieb sie noch einmal stehen. „So glaub' ich doch gar, der lacht da draußen noch? Er ist so schlimm, wie der Fritz selber. Die Mannsleut' sind lauter geber'ne Mörder. Er wird doch dem Gottlieble in der Wiegen nichts thun? Das Lachen ist auf der Gass' gewest. Er schnarcht ja schon. Und der Fritz wird mir doch nicht begegnen? Wie finster das ist! Was hilft's? Thee muß man im Hause haben," sagte sie, draußen noch.

Mit jedem Tage waren die Frauen bedenklicher geworden, und in derselben Steigerung hatte die Größe und Dicke der Kaffeewolken zugenommen um Strohdach und Hollunderbusch. Heute dampfte der Schornstein des Häuschens wie ein kleiner Vulkan. So zahlreich waren die Frauen noch nie versammelt gewesen; es fehlte Niemand als die Schmiedin und die Baderin, und diese mußten noch kommen.

Das hatte aber auch seinen guten Grund.

Morgen wollte die Heiterethei wieder nach dem Zainhammer fahren. So weit hatte sie sich, seit der Fritz ihr aufzulauern begonnen, noch nicht vom Städtchen entfernt. Dann konnte sie auch, was schon öfter geschehen, dort so lange aufgehalten werden, daß sie erst bei Nacht in das Ulrichsholz kam. Das war dick, die Straße hindurch nicht die belebteste, und man wußte tausend schreckliche Geschichten davon zu erzählen. Dazu kamen Vorbedeutungen der schlimmsten Art.

Die Weberin versicherte, daß sie nie die Hähne so ganz

eigen und zu so ungewohnlicher Zeit krähen gehört, als die letzten Tage. „Ja," sang sie dem unsichtbaren Rocken zu, an dem sie spann, und es war, als suchte sie das eig'ne Krähen mit dem Ton ihrer Rede zu malen, — „ja, wenn ich's nur könnt' beschreiben! Ordentlich, wie wenn ein weinend Kind der Bock stoßen thut."

„„Ja,"" meinte die Tüncherin, „„das bedeutet ander Wetter.""

„So, ander Wetter?" sagte die Valtineſſin. „Und iſt's denn anders geworden etwa? Iſt's nicht das beſt' geblieben? Nur noch zwei Mal haben ſie ſo gekräht, das ich's weiß. Das war den Tag vorher, eh' der Schäfer den Jungen hat umgebracht im Ulrichsholz und wie hernachen die Würtemberger im Krieg seinen Schädel vom Rad' haben genommen und daraus getrunken im Schwanen-Wirthshaus. Die Weberin da iſt meine Gevatterin. Und wenn ich und meine Gevatterin nicht wiſſen, wie die Hähne in Luckenbach kräh'n, und And're wiſſen's beſſer, ſo weiß ich nicht, was ich hier zu thun hab'. Und hier ſitz' ich und frag': Warum hat mir's denn die ganz' Nacht vom alten Spritzenhaus geträumt?"

Die Frauen fürchteten, die Valtineſſin könne, da ſie eben im Uebelnehmen begriffen war, auch übel nehmen, wenn ſie geſtänden, ſie wüßten das nicht. Als ſie ſchwiegen, ſetzte die Valtineſſin noch hinzu: „Oder weiß ich und meine Gevatterin auch nicht, was uns geträumt hat, und die Frau Tüncherin weiß auch das beſſer?"

„„Aber,"" begütete die Tüncherin, „„man red't ja nur, Frau Bäs Valtineſſin. Und es iſt wohl möglich, daß der Hahn, den ich hab' ander Wetter hören kräh'n, gar kein rechter Luckenbacher iſt geweſt. Sonſt hätt' er's gewiß der Frau Bäs Valtineſſin nicht zu Leid gethan. Denn das müßt' kein rechter Luckenbacher ſein, der nicht allen Reſpect hätt' vor der Frau Bäs Valtineſſin.""

Die Valtineſſin war ſchrecklich in gerechtem Zorn, aber ſie ließ ſich verſöhnen, und ſo bekräftigte ſie durch ein feierliches

Schwingen ihrer Haube, daß das alte gute Verhältniß wieder hergestellt sei.

Die Tischlerin aber sagte etwas zaghaft: „Wenn's der Frau Vas Baltinessin nicht unrecht wär', so hätt' ich auch geträumt; denn warum? es fällt mir nicht ein, so vornehm zu träumen, wie die Frau Vas Baltinessin; man träumt eben, wie man's so in's Haus braucht. Die ganz' Nacht ist mir's gewesen, als wenn ein Bär bei mir im Bett läg'; denn warum? mein Mann hat mich zwei Mal aufgeweckt, weil ich so tief hab' Athem geholt."

Da die Baltinessin sich's von der Tischlerin gefallen ließ, so hatten nun die Frauen alle geträumt, wenn auch nicht so vornehm und bedeutsam wie die Baltinessin, doch etwas, das sich auf die Heiterethei bezog oder beziehen ließ.

Von den schaurigen Träumen, denn das waren sie alle, kam man auf noch schauerlichere Geschichten. Je schauerlicher die wurden, desto leiser wurden die Stimmen. Und kaum, daß die eine geendigt war, so fing schon wieder eine andere an. Denn wenn's so still wurde, daß man das Rauschen der Weiden und das Kratzen der Hollunderäste am Dach und an den Wänden des Häuschens hörte, dann war's noch schauerlicher in der Wirklichkeit, als in der schauerlichsten Geschichte.

Und wenn nun die erzählten Dinge aus den Geschichten heraus in die Wirklichkeit traten? Wenn man nun wieder reden wollte und es kam kein Ton heraus? Oder wenn man die Augen von der Erde hob und sah plötzlich in lauter Todtengesichter hinein? Oder es stöhnte irgendwo in einer Ecke und man sah doch Niemanden; was sollte da erst werden?

Wie es vor einem schrecklichen Ereigniß ist, das kommen muß: Jedem liegt's auf der Zunge, es vorher zu sagen, und es wagt's doch Keiner. Weil es ist, als müßt' es dann erst geschehen, als könnte es vorbeigehen, würde es nur nicht berufen. Und gleichwohl drängt es Jeden dazu; als ob es wiederum doch zu vermeiden wäre, spräche man es vorher nur warnend aus. Alle sahen während des Erzählens nach der Heiterethei hin. Man durfte sie nicht fortlassen; mit oder wider Willen, bleiben

mußte sie. Aber um ihr das zu sagen, mußte man die Geschichten unterbrechen. Und dann wurd's still, wer weiß, wie lang'! und dann hörte man wieder die Weiden rauschen und den Hollunder am Häuschen kratzen wie einen Lebendigbegrabenen an seinem Sarge.

Und doch riß der Weberin mitten in der schrecklichsten Geschichte der Faden; just da, wo die Räuber im einsamen Wirthshaus im Walde die Thür aufbrechen und der junge Kaufmann, der da eingekehrt ist, entsetzt nach seinen Pistolen greift. Und — war das ein Schuß? Nein, es ist der Wind, der in den Waldbäumen um das Wirthshaus so entsetzlich braus't. Und doch auch das nicht. Man ist ja nicht wirklich in jenem Wald-Wirthshause; man ist in der Heiterethei Häuschen an den Weiden. Und dieses Brausen und Zischen klingt gar nicht so wildfremd; es hat vielmehr etwas Heimliches, Vertrautes; man hört es nicht zum ersten Mal. Aber es braucht erst das laute Lachen der Heiterethei aus ihrer Ecke heraus, den Zauber von den entsetzten Gemüthern hinweg zu beschwören. Die Hälfte des siedenden Wassers mußte erst aus dem Kaffeetopf auf den Heerd laufen, ehe man begriff, das seltsame Brodeln und Zischen sei das allbekannte, täglich gehörte, das jede siedende in die glühenden Kohlen laufende Flüssigkeit hören läßt.

Der Gegensatz der sicheren Wirklichkeit zu den Erwartungen eines Etwas, das anders sei, als alle Wirklichkeit, und das Gefühl, daß jene so nahe war, in die man sich retten konnte aus den Schrecknissen der Einbildung, erweckte ein behagliches Gelächter, dessen letzte Töne doch schon wieder vor dem Gedanken zitterten, daß es unrecht und ein Frevel sei, in solchen Augenblicken solcher Erwartung zu lachen.

Doch war wenigstens die Furcht vor der Stille gewichen, und als man sich besonnen hatte, was man doch vorhin sagen gewollt und nicht gekonnt, da erhob sich das Warnen und Rathen von Neuem, — und um so lauter, da man sich selbst dadurch betäuben konnte.

„Ach du lieber Gott!“ rief die Weberin, „wenn doch nur das Dorle freien wollt'!“

„„Ja, wenn das so geschwind ging'!““ verzweifelte die Tuncherin. „„Auf's Rathhaus muß das Dorle, in die Gericht'.““

„Die sitzen auch, bis der Frau Tüncherin so was Gescheidt's einfällt,“ strafte die Baltinessin. „Da wär' das Best' das Dorle holt' die Herrn morgen früh, eh' sie fortgeht, im Tragkorb aus den Betten auf's Rathaus.“

„„Militär muß geholt werden aus der Hauptstadt,““ schrie die Beutlerin.

„Das kommt zu spät,“ schlug die Tischlerin die Hände zusammen. „Denn warum? Wenn das Dorle dem Nachtwächter sechs Batzen gibt, da geht er mit ihr in den Zainhammer und wieder heim.“

„„Aber wer weiß,““ ächzte die Tüncherin wieder, „„ob das Dorle so viel mit der Fuhr' verdient! Ich mein, da schickt' das Dorle gleich den Nachtwächter und blieb' zu Haus. Da könnt' sie's halb abverdienen, was der Nachtwächter kost't.““

„Ja,“ sagte die Heiterethei lachend. „Ich fürcht' mich aber nicht. Und wenn ich mich fürchtet', da braucht' ich auch den Nachtwächter nicht zu schicken; ich blieb' eben daheim, und so wär's, und nu wär's fertig. Aber ich fürcht' mich nicht, und da frei ich nicht und geh' nicht auf's Rathhaus und schick' auch keinen Nachtwächter, sondern ich fahr' in den Zainhammer. Und so ist's, und nu ist's fertig.“

„„Es ist schrecklich,““ spann die Weberin wie außer sich, „„daß das Annedorle nicht folgen will. Und wenn man nur wenigstens eine Karten hätt', daß man sich erst darauf legen könnt'!““

„Ach,“ sagte die Schwesterleins-Evekathrine, „ich hab' ja eine mit, aber über die Geschichten hat man Alles vergessen. Ich will sie nur geschwind legen, eh' noch was And'res d'rein kommt.“

„„Ja,““ sagte die Baltinessin und schlug auf ihre Kniee. „„Man hofft ja nicht, daß dem guten Annedorle was begegnen

soll. Wenn's aber soll sein, so hat man seine Schuldigkeit gethan und braucht sich nichts vorzuwerfen von dessentwegen.""

Der Meinung waren die Frauen alle.

Kein Athemzug ließ sich hören, als die Schwesterleins-Evekathrine ihr Werk begann.

„Ein—zwei—drei—sechs" — eine Reihe Karten lag da. Die Baltineſſin griff an die Nase, um die Brille herab zu nehmen und zu putzen, die sie nicht aufhatte. „Wo ist denn das Unglück?" sagte sie. „Das sieht ja aus wie lauter Herz und Schellen. Da ist ja gar kein Grün. Es wird noch kommen," tröstete sie sich.

Aber es kam nicht.

„Liegt denn die ganz' Sach', oder ist's noch nicht fertig? Ja, es ist doch. Aber wo ist denn das Unglück? Ist denn das Eichelsauß und die Eichelzehn, wo da neben dem Herzunter liegt? Das wär' ja eine Hochzeit, verzeih' mir Gott meine Sünd'!"

Den Andern ging's nicht besser als der Baltineſſin. Alle fühlten nur das Unangenehme einer getäuschten Erwartung.

„Es ist nix mit dem Kartenlegen," sagte die Baltineſſin. „Dummes Zeug ist's. Und wenn einer gewiß wußt', es träf' zu, da ließ er sie sich gar nicht legen. Aber nu, wenn die Karten gut sind, hernachen glaubt er's; sind sie aber schlimm, hernachen sagt er: Es ist dummes Zeug. Und das ist's auch."

„Wenn die Evekathrine nicht falsch abgezählt hat," sagte die Weberin.

„„Oder falsch gemischt,"" sagte die Tünchern.

„Ja," sagte die Schwesterleins Evekathrine selber, „ich wollt' schwören, ich hab's richtig gemacht. Passirt mir auch sonst nicht, daß ich einen Schnitzer mach'. Aber es muß doch wohl. Und wenn man so in der Angst ist."

„„Und in der Gemüthsbewegung,"" spann die Weberin.

„Hm, ja," dachte die Baltineſſin. „das kommt' sein." Dann schlug sie auf ihre Kniee. „Drum sitz' ich hier und sag': die Evekathrine legt die Karten noch einmal. Hernachen wird sich's

ausweisen, ob man auf das Kartenlegen was geben kann oder nicht."

Und es wies sich aus.

„Ja," spann die Weberin, als die Karte von Neuem gelegt war, mit trauriger Zufriedenheit, „das sind andere Ding'!"

„„Aber,"" sagte die Tüncherin, die noch immer unbefriedigt schien, „„da ist freilich der Herzunter, das ist das Annedorle. Und dort drüben liegt die Laubzehn und da ganz unten das Laubdauß. Aber das sollte doch eigentlich beisammen liegen, wenn das Unglück das Annedorle anging'.""

„Wenn's auch nicht beisammen liegt," meinte die Tischlerin mit wehmüthiger Freude; „denn warum? Man weiß doch, daß es zusammen gehört."

„„Ja,"" sagte die Evekathrine, „„es muß nur richtig ausgelegt werden, hernachen trifft's schon zu.""

„Ach Gott, es ist doch schrecklich," drehte die Weberin mit schmerzlicher Wollust den Faden. „Das arme Annedorle! Die Laubzehn ist eine Straßen, das ist die nach dem Zainhammer. Und der Laubober, das ist ein böser lediger Bursch, das ist der Holders-Fritz. Und das Laubdauß, das ist eine schreckliche Gefahr."

„„Ja."" legte sich die Tüncherin die Sache zurecht. „„Es kann ja sein, daß er von Weitem lauert, und das Annedorle fahrt vielleicht auf der Wiesen neben dem Weg. Und die Gefahr, die ist ja auch jetzt noch nicht beim Annedorle; da ist noch ein ganzer Tag dazwischen.""

„Ach, du Gerechter!" schluchzte die Beutlerin. „Und der Laubober da, ob der dem Holders-Fritz nicht wie aus den Augen geschnitten ist? Wenn der Holders-Fritz so eine kleine Nasen hätt' und so ein groß Maul und seine Augen ständen so schiefe! — Wenn auch die Statur anders ist, aber der Rock und die Schuhe, das ist doch der leibhaftig' Holders-Fritz!"

„Ach, das arme Annedorle! das arme Annedorle!" spann die Weberin und netzte mit ihren Thränen.

„„Dummes Zeug!"" lachte die Heiterethei. „„Vorhin, da

sollt's falsch gemischt sein, und jetzt fällt so' was Keiner ein. Wenn's was bedeuten sollt', müßt's das eine Mal ausfallen wie das ander. Und wenn ich nu gar nicht fortging' morgen, da müßt' die Straßen zu mir kommen. Und da der Herzunter, das ist noch ganz ein anderer Kerl wie der Laubober, und der muß doch auch dabei sein, wenn ihm was soll geschehn. Wenn ihr flennen wollt, so wartet doch wenigstens, bis was passirt ist, oder flennt wo anders. Mein Häusle ist an andere Ding' gewohnt.""

Die Baltinessin aber rückte feierlich die Haube, dann schlug sie's auf ihren Knieen unwiderruflich fest: „Und obschon mein Vater selig ein Weber ist gewest, nu hat sich's gezeigt. Und mit dem Kartenlegen, das trifft doch zu. Was Schrecklich's wird geschehn, das ist gewiß; Bäs Schreinerin, Sie könnt' mir einmal den Kaffeetopf hergeben. Wenn man nur auch wüßt', was! Der Rahm hat doch wieder einen Stich gekriegt von der Hitz' den Tag. Hernachen wär' Alles gut. Hernachen könnt' man sich doch christlich drein ergeben."

Ja, das Was! das Was! Je gewisser seine Auflösung wurde und je näher sie kam, desto mehr peinigte das Räthsel die guten Frauen. Da stand der Geist der noch ungeborenen That wie ein ungeduldiger Gläubiger und forderte immer unbarmherziger eine Gestalt. Er sauste in den Weiden und kratzte an der Wand, er brodelte im Kaffeetopf, er mahte von der Haube der Baltinessin herab, er zirpte mit dem Heimchen unter dem Ofen hervor, er sah mit ungeheuren schwarzen Augen durch die Fenster herein und pochte gegen die lockeren Scheiben; er blickte aus jedem Auge und sprach aus jedem Munde. Das Was war unentrinnbar.

Und als nun plötzlich die Thür ging und das Entsetzen die Widerwilligen nach ihr zu sehen zwang, da kam es auch durch die Thür herein.

Aber das war doch eine leibhafte Gestalt! Hatte es die endlich gefunden?

Dann zeigte es sich nicht sehr wählerisch.

Aber es war auch gar nicht das schreckliche räthselhafte Was,

das eben eintrat. Es war die wohlbekannte kleine Baderin aus der Weidengasse, aus dem gelben Häuschen mit den grünen Fensterläden. Ein Weib, weder schrecklich, noch räthselhaft; denn jeder Luckenbacher weiß, sie besteht bloß aus O und Ach, in ein ewiges Erröthen gewickelt.

Auf dem Wege hieher hatte sie in der Angst vergessen, daß sie nur die kleine verschämte Baderin war. Nun sie die Augen so vieler großen Weiber auf sich gerichtet sieht, fällt ihr das wieder ein, und sie möchte sich in sich selber verkriechen. Es ist ihr, als ob ihre Kleider immer kürzer und dünner würden, als ob sie in Kurzem nackt vor all' den großen Weibern dastehen müßte, so sehr sie an den Kleidern zupft und dehnt.

Das Erröthen auf ihrer Wange wird roth vor Scham, daß sie nur die kleine verschämte Baderin ist von der Weidengasse, die erröthet.

„Aber was ist denn?" lieh die Weberin endlich der allgemeinen Spannung das Wort.

„„Ach, es ist nix weiter. O, es ist nicht der Müh' werth, daß man's vor solchen Weibern sagt.""

„Und deßhalb hat sich die Baderin so außer Athem gelaufen?"

„„Ja, wenn's der Baltinessin ihr Athem wär',"" denkt die Baderin. „„Aber meiner!""

Die Baltinessin glaubte: „Sie will uns schonen. Sie meint, wenn sie's gleich herausjagt, wird's uns zu sehr angreifen. Aber hier sitz' ich und sag': Mog's sein, was es will. Ich will nicht geschont sein. Ich halt's aus, es mög sein, was es will."

Der Baderin Verlegenheit wuchs mit der Erwartung der Frauen, von der Wichtigkeit ihrer Nachricht, da diese selber in eben der Steigerung ihr immer unbedeutender erschien. Das wurde durch langeres Zögern nur noch schlimmer; deßhalb faßte sie sich ein Herz, freilich nur eins, wie die kleine verschämte Baderin von der Weidengasse sich eins fassen konnte, und begann mit fast geschlossenen Augen:

„Ach, wo ein Arm oder Bein am schwersten heilen thät', hat er Meinen gefragt. Und ob Einer auf der Stelle todt bleiben thät', wenn man ihn mit einem Beil an die Schläfen thät' schlagen. Der Holders-Fritz nämlich. Es ist, wer weiß, wie lang' her, hat Meiner gesagt, daß er mich so hat gefragt. Der Holders-Fritz nämlich. Da hab' ich gemeint, weil's nur Meiner ist gewest: du weißt auch viel, was lang ist und was kurz. Denn ich hab' gedacht: wann soll er so gefragt haben, als die letzten Tag'?"

„„Ja,"" sagte die Tischlerin entsetzt, „„denn warum? Mit solchen Dingen ist er ja erst in der letzten Zeit umgegangen. Das kann höchstens vierzehn Tag' sein gewest.""

„So," meinte die Baltinessin. „Und das weiß die Bäs Schreinerin auch so gewiß? Also der Mensch kann nicht schon früher solche Ding' haben verübt, wie er jetzt verüben will? Da an diesem Fenster hab' ich gestanden und den meinen Finger von der meinen Hand hab' ich aufgereckt, wie ich gesprochen hab': Hier sitz' ich und sag', es wird gar viel gethan, was nicht gleich heraus kommt."

„Zum Beispiel," schaltete die Tüncherin ein, „es geschehen Bränd'."

„„Und Wolkenbrüch',"" fügte die Leutlerin an.

„O! Ach!" erröthete die Baderin; „ich hab's lang' prophezeit, mit dem nimmt's einmal kein gut End'."

„„Die Heuchelei hab' ich ihm schon angesehn," sagte die Tüncherin, „„wie er noch nicht hat können lernen.""

„Das ist gewiß," meinte die Tischlerin, „daß er nix Gut's hat im Sinn. Denn warum? Ein Mensch, der solche Ding' gethan hat und doch immerfort noch zu ermachen gewußt, daß man meint', er hat ein gut Gemüth, das muß ein Erzbösewicht sein. Denn warum? So einem Bösewicht kann man zutrauen, daß er das Schlimmst' hat gethan."

Das Was hatte schon eine viel bestimmtere Gestalt, als sich die Thür abermals aufthat. Und das war es wirklich selber,

was nun hereintrat, so lang und hager, mit Zügen, die nicht Entsetzen ausdrückten, sondern das Entsetzen selber waren.

Es war das schreckliche Was, welches sich nun in Gestalt der Morzenschmiedin auf einen Stuhl fallen ließ und mit solcher Angst nach der Thür zurück sah, daß sie damit die sämmtlichen Weiber ansteckte.

Nur die Heiterether lachte. „Kommt der Holders-Fritz etwa selber, Frau Morzenschmiedin?"

Die Morzenschmiedin deutete erst, ehe sie der Sprache mächtig wurde.

„Hinter mir her ist's da vom langen Bau an. Wenn's nicht schon hinter mir aus der Schmieden ist gegangen. Ich hab' mich nicht umgesch'n vor Angst. Und es ist gewiß noch draußen. Und ausich'n muß es wie ein Besen."

„„Aber, Bas Morzenschmiedin,"" sagte die Baltineffin kopfschüttelnd, „„wenn ihr euch nicht habt umgesch'n, wie könnt ihr wissen, wie das Ding hat ausgesch'n?""

„Ich hab's gehört," entgegnete die Morzenschmiedin. „Just, als wenn Eine hinter mir kehren thät'."

Die Heiterether wollte nachsehen, wer es wäre, aber die Frauen klammerten sich an sie und ließen sie nicht hinaus.

„Wenn ihr euch gern unnöthig fürchtet," lachte die Heiterether, „meinetwegen!"

Aber die Frauen hatten das Mädchen nicht halten können, wär' es dieser mit dem Nachsehen Ernst gewesen.

Die Schmiedin hatte sich's freilich ausgedacht, wie sie erst geheimnißvoll thun wolle und nicht eher reden, als bis die Weberin meinen müßte, obenauf zu sein. Dann aber wollte sie losbrechen und mit ihrer Nachricht über die Weberin triumphiren. Denn dieses Mal konnte die Weberin sie nicht überbieten. Aber die Angst vor dem Dinge, das ihr hieher gefolgt, hatte den ganzen schönen Plan vereitelt.

Und noch obendrein sollte sie in ihrer Geschichte stecken bleiben, just wo diese am spannendsten wurde. Draußen vor der geschlossenen Thür flatterte etwas geisterhaft schnell vorüber. Es

blieb zweifelhaft, sollte man es für die Flügelschläge einer eilenden Taube oder für ein leises schauerliches Lachen erkennen.

Die Schmiedin verstummte. Alle sahen entsetzt nach der Thür.

Endlich versicherte die Beutlerin: „wenn ein Besen lachen könnte, so müßt' es klingen."

„„Der Morgenschmied war's,"" lachte die Heiterethei. „„Der lauscht draußen. Wiewohl, ein Wunder war's nicht, wenn auch die Besen anfingen zu lachen.""

Es wäre leicht gewesen, der Sache auf den Grund zu kommen. Man hätte nur nachsehen dürfen. Da die Heiterethei sitzen blieb, so ist mit Recht zu bezweifeln, ob sie wirklich dachte, wie sie sprach.

Jetzt klangen tiefe Glockentone durch das Sausen in den Weiden. Eins — zwei — drei — das ist schon Zehn. Nein, es ist schon Elf. Und noch ein Schlag? Ist's möglich? Zwölf? Aber um Gottes Willen! Wo ist die Zeit hin? Es ist ja, als wäre das Dorle erst vom Feld heimgekommen. Aber länger bleiben kann man nun keine Minute. Das sagt Jede, und doch hat keine den Muth aufzubrechen.

Man rettet sich vor sich selber wieder in das Warnen und Rathen hinein.

„Ihr geht nicht, Dorle!"

„Um Gottes Willen, bleibt morgen nur daheim!"

„„Daß die Leut' mich auslachen, wenn ich nicht geh'? Und ich geh' ja auch nicht,"" lacht die Heiterethei. „„Das ist mir viel zu niederträchtig. Ich fahr'.""

„Ach du lieber Gott, wenn ich denk', wie jetzt das Dorle so frisch und lebendig mit uns red't, und morgen —"

„„Ei was! So wird Unkraut nicht über Nacht anfangen und verderben.""

„Dorle! Dorle! wenn sie euch morgen bringen!"

„„Dumm Zeug, und nu werd' ich bös'. Es kann Jeder machen, was er will. Und ich geh', und so ist's, und nu ist's fertig.""

„So lebt wohl, Dorle! Lebt wohl! Lebt wohl! Paßt auf, wir seh'n uns nicht wieder. Wenn ihr todt seid, wird's euch schon reu'n. Ach, daß Gottes Barmherzigkeit! Ihr seid schon so gut wie todt. Ihr seid ein todt Mädle und ihr bleibt ein todt Mädle! Und o! und ach! Lebt wohl, Dorle! Dorle, lebt wohl!"

So klingen die Stimmen stöhnend und schluchzend durch einander. Es ist, als wäre das schon das Leichengeläute der armen, eigensinnigen Heiterethei. Bald scheinen die Töne zu ersterben, bald heben sie sich wieder zu voller Macht, wie man vom Thurme das Schwanken des schwarzen Zuges bald hinter grünen Bäumen verschwinden, bald wieder hervorkommen sieht. Durch das Wimmern der kleinen Glocken klingen die selteneren und tieferen Pulse der Valtineſſin doppelt erschütternd.

Es gehörte ein Wesen dazu, wie es die arme Heiterethei — vielleicht morgen nicht mehr besaß, die unzähligen Umarmungen zu überstehen. Wer der Heiterethei nicht mehr habhaft werden konnte, der ergriff die nächste Andere. Wer keine Einzelne mehr fand, umschlang eine ganze umschlungene Gruppe. Es war ein wahrer Scheideknäuel, eine durch einander gewirrte Strähne Abschiedsgarn von Armen, Haubenschleifen, blauen Mänteln und auf fremde Schultern gelehnten Haubenfleckchen, die der Engel des Jammers, der bleich über dem Ganzen schwebte, mit Thränenströmen übergoß.

Und so oft die natürliche Erschöpfung des Gefühls den Knäuel lockerte, so oft band ihn die Furcht vor dem Heimwege in tiefer Nacht auf's Neue zusammen, bis endlich ein fürchterliches Gebrüll vor der Thür ihn schonungslos mit Einem Ruck zerriß. Und eine schauerliche Stimme sprach — o, es war wie frische Luft für einen Erstickenden, daß sie sprach: „Ihr Herr'n und laßt euch sagen." Und sie schien auch nicht mehr schauerlich, als man einmal wußte, sie gehörte dem alten Diktes.

Die Gelegenheit einer männlichen Begleitung mußte man benutzen, und wie sie hinter dem alten Diktes herzogen und mit ihm von Zeit zu Zeit stehen blieben, wenn er tuten mußte, da sagte die Valtineſſin: „Nun mög's geh'n, wie es will. Wir

haben das Unsrig' gethan. Wir haben unsere eigene Sach' versäumt aus Christenlieb'. Ich wollt' gern was Ander's drum geben, wenn das Annedorle vernünftig wär'. Aber einen Kranz soll sie haben auf ihren Sarg, wie noch kein arm' Mädle in Luckenbach einen hat gehabt."

Die Tischlerin wollte beim Herausgehen ein Käuzchen gehört haben, das auf dem Hollunder gesessen.

„Dummes Zeug!" sagte die Heiterethei zornig hinter ihr her. „Weil ihr selber Käuzle seid. Ihr kennt meinen alten lust'gen Hollunderbusch schlecht. Solch jammerig Gesindel läßt er gar nicht auf sich sitzen."

Der Mann kämpft mit dem Unglücke. Das drohende sucht er abzuwehren, das vorhandene auszugleichen, und wo er das nicht vermag, unterliegt er ihm. Das Weib, wenn es nicht ausweichen kann, bezwingt das Unglück innerlich durch die sinnliche Erleichterung im Jammer; es bezwingt das Unglück, indem es dasselbe genießt. Mag es nun die unbesiegbare Lust sein, einen Genuß zu theilen, den eine Andere schon für Alle bezahlt hat, oder wirkt der Jammer körperlich ansteckend wie das Gähnen; gewiß ist's, auch die Stärkste kann sich nicht auf die Dauer enthalten, wenn auch nicht über das Unglück, doch über den Jammer mitzujammern. Und so wäre wohl die Heiterethei in das allgemeine barmherzige Gethu der Weiber mit hineingezogen worden, wäre sie auch nicht selbst der Gegenstand desselben gewesen.

Der Widerwille gegen alles zur Schau getragene Gefühl, der gesunden, kräftigen Naturen eigen ist und sie oft hart erscheinen läßt, wo sie es am wenigsten sind, hatte sie beschützt, so lange jenes sich ihr in unmittelbarer Gegenwart aufdrang. Ihr Stolz auf ihre Kraft und Unabhängigkeit hatte sie diesem Widerwillen verbündet. Nun sie allein in ihrem Stübchen war, machte sich jener Einfluß erst allmälig und darum desto gewisser geltend. Sie fühlte sich trotz ihres Sträubens gezwungen, Alles, was die Frauen bloß angedeutet hatten, auszumalen. Der Schlaf, auf

den sie früher nie zu warten gebraucht, wollte diese Nacht nicht kommen. Und als er endlich nahte, suchte sie selber ihn zu entfernen.

Noch diese Nacht, ehe sie zu Bette gegangen, hatte ihr die Annemarie gesagt: „Ich muß doch auch meinen Traum erzählen. Heint, wie die großen Weiber da sind gewest, da hab' ich das Herz nicht dazu gehabt."

„„Ich mag's nicht wissen,"" entgegnete die Heiterethei. „„Und die Weiber haben das Alles nur erdichtet gehabt. Ich hab' dumm Zeug genug müssen hören; fangt nun ihr nicht auch noch an.""

„Ja, guckt," begann die Annemarie dennoch, „wie ich so gelegen hab', da ist auf einmal ein Mann an mein Bett kommen."

„„Dummes Zeug!"" sagte die Heiterethei. „„Die Thür ist fest zu gewest.""

„Ja, Dorle, wenngleich; und es war ja nur ein Traum."

„„Warum träumt ihr auch?""

„Ja, ihr meint, Bäs Annedorle, weil ihr in eurem ganzen Leben noch nicht habt geträumt? Wie ich noch jung bin gewest, da hab' ich auch wenig oder nix vom Träumen gewußt. Da kann man nix dazu thun und nix davon. Wenn der Traum einmal gekommen ist, hernachen und so ist er da, da mög' man wollen oder nicht."

„Ihr fürcht't euch doch nicht gar davor?" fragte sie, als sie die Gansehaut an den Armen der Heiterethei sah.

„„Ich fürcht' mich vor nix,"" entgegnete die Heiterethei. „„Und ihr habt's euch nur eingebildet, es träumt' euch, ein Mann ständ' an euerm Bett. Wer weiß, was das ist gewest.""

„Nein, Dorle, das hab' ich gewiß und wahrhaftig geträumt. Und guckt, ich seh' ihn noch so deutlich vor mir, wie ich euch da seh'."

„„Warum habt ihr ihn denn nicht fortgejagt? Ihr hättet ja nur mich zu rufen gebraucht.""

„Ja, wenn ich hätt' gekonnt, Dorle, aber ich hab' nicht können Pips sagen."

Die Heiterethei schauderte innerlich vor dem Gedanken, was

solch' ein Traumbild mit einem hülflos daliegenden Schläfer vornehmen konnte. Sie hatte nie geträumt, und was sie von Andern erzählen hören, hatte ihr die Vorstellung gegeben, als sei es etwas Unheimliches, etwa wie eine Gespenster-Erscheinung. Manche Nacht war ihr's vor dem Einschlafen wie eine Angst gekommen, sie könnte heute träumen.

„Und der Mann," fuhr die Annemarie fort, „hat mir die Kehl' zugehalten. O, ich hab' mich gewehrt, aber ich hab's nicht ermachen können, bis er endlich selber gangen ist."

„„Und das habt ihr gefühlt?"" fragte die Heiterethei.

„Ich spür's jetzt noch," entgegnete die Alte.

„„Und seid auch nicht munter geworden?""

„Behüte."

Die Heiterethei stellte sich das Traumbild der Annemarie nicht als ein wesenloses Gedankengeschöpf der Alten selbst, sondern in wirklicher äußerlicher Gegenwärtigkeit an dem Bette der Annemarie vor, etwa wie der Aberglaube sich Gespenster denkt. Die weißen Druckflecken, die auf ihrer Wange erschienen, rief der Gedanke hervor, daß ihr in einem ähnlichen Falle ihre Kraft nichts würde helfen können, wenn sie bewegungslos und schlafend liegen bleiben müßte.

„Hernachen; guckt, Dorle, war ich auf einmal in der Kirchen."

„„In der Kirchen? Und ihr seid nicht aus dem Hänsle gekommen?""

„Im Traum, Dorle" —

„„Wenngleich, aber warum seid ihr hingegangen in die Kirchen? so bei Nacht?""

„Ja, ihr denkt, Dorle, im Traum, da kann man's machen, wie man's will!"

„„Habt ihr's denn nicht gewollt?""

„Ja, daran hab' ich nicht können denken, ob ich will oder nicht, so schnell ist's gangen."

Auf der Heiterethei Wange zeigten sich wiederum die weißen Druckflecken, als sie schwieg. Endlich fuhr sie auf: „„Dumm

Zeug! ich mag nix mehr davon hören. Geht 'nauf in euer Stuble. Es ist nunmehr Zeit. Morgen müßt ihr früh auf. Mit der Sonn' fahr' ich fort.""

„Aber wie ihr seid, Dorle! In den Zainhammer wollt ihr morgen, so sehr die großen Weiber haben gebarmt, wo ihr vielleicht bei Nacht durch's Ulrichsholz müßt? Wo euch wirklich was kann passiren, da fürcht't ihr euch nicht, und vor einem Traum, wo doch nix ist, da fürcht't ihr euch! Denn wenn einer vorüber ist, so ist er vorbei, und bleibt nix haften davon. Das ist, wie wenn man in Gedanken was thut, oder es wird einem was gethan."

„„Wenngleich!"" sagte die Heiterethei. „„Und wenn's wie bloß in Gedanken wär', gefallen will ich mir einmal nix lassen. Von Fürchten übrigens ist da kein' Red'. Nu geht ihr 'nauf und schlaft wohl, und so ist's und nu ist's fertig.""

„Sie läßt sich einmal nicht abhalten," hatte die Annemarie gesagt, indem sie mit schweren Füßen ihr Stübchen erstiegen. Sie hatte ihren Thränen und Klagen freien Lauf gelassen, wozu sie in der Heiterethei Dabeisein den Muth nicht gehabt. Aber dazwischen hatte sie immer wieder einmal ihren grauen Kopf geschüttelt und gesagt: „Doch kurios, doch kurios! So hat doch Jed's sein wund Flecke, und säh's noch so gesund aus."

Wir wissen nun, warum die Heiterethei nicht schlafen wollte. Die alte Angst vor den Träumen war ihr wieder gekommen. Aber wenn sie auch wachte, nichts desto weniger hatte sie die ganze Nacht hindurch mit Mördern, Räubern, Gespenstern und Traumbildern zu kämpfen. Und immer reichte ihre Kraft nicht aus; sie mußte hülflos schlummernd sich Alles gefallen lassen, oder sie lief und kam nicht vom Fleck. Sie glaubte nicht zu träumen, weil sie jeden Augenblick sich sagte: ich bin wach, und hielt sich zum ersten Mal in ihrem Leben für krank. Denn auch der kalte Schweiß, der sie überströmte, war ihr etwas Fremdes. Das alles machte das sonst so starke Mädchen so kleinmüthig, daß sie schon, ohne es sich zu gestehen, auf Vorwände sann, die

ihr Daheimbleiben vom Zainhammer vor ihr selbst rechtfertigen sollten.

Als der erste Strahl der aufgehenden Sonne den kleinen zerbrochenen Spiegel traf an der Wand, da litt sie's nicht mehr im Bette. Ihr erster Gang war regelmäßig an den nahen Bach, wo sie Gesicht, Arme und Nacken wusch. Wie sie die Thür öffnen will, fällt ihr ein: wenn der Holders-Fritz jetzt draußen lauerte? Noch ist kein Mensch sonst in der Nähe. Da schlug ihr die Gluth der Scham in's Gesicht, und zornig stieß sie die Thür gewaltsam auf.

Herein drang die frische Morgenluft und umdrang und durchquoll sie mit ihren kühlen Wogen. Da war mit Eins die ganze Nacht mit ihren Gespenstern hinter ihr versunken und sie wieder die Heiterethei.

Das erfrischte Blut floß wieder im alten, ruhig kräftigen Takt durch die gesunden Adern. Und als sie mit dem leeren Schiebkarren den Weg durch das thauige Gras nach der Straße hinabfuhr, da lachten die braunen Augen wieder mit dem blauen Himmel um die Wette.

Wenn jetzt zwei Holders-Fritze hinter den Weiden hervorrauschten, es wäre ihr um so lieber gewesen. Es drängte sie geradezu, mit Jemandem anzubinden und aller Welt zu zeigen, sie bedürfe keines Schutzes und brauche den Stärksten nicht zu fürchten.

Und doch erinnerte sie sich recht gut, das Liesle hatte geweint. Es hatte mit ungewohnter Heftigkeit die Pflegemutter nicht von sich lassen wollen; was es sonst nie gethan. Die alte Annemarie hatte das als ein böses Vorzeichen gedeutet und in des Mädchens frisch abweisender Antwort nach ihrer Weise einen Frevel gesehen.

Die Heiterethei mußte über die Alte lachen. Dieser war das Bedenklichste bei der Sache gewesen, daß die Heiterethei den gutmeinenden großen Weibern nicht gefolgt. Eine solche Sünde konnte nicht unbestraft bleiben, hatte sie gemeint, und wenn mit

dem Wege nach dem Zainhammer auch auf der ganzen Welt kein weiteres Wagniß verbunden gewesen wäre.

Bis nach dem Zainhammer sah die Heiterethei die Haube der Valtinessin von einem Ohr zum anderen schweben. Im wachsenden Uebermuth agirte sie dem stillen Walde die ganze Abschiedsscene vor und stimmte in das Gelächter eines ihr etwa Begegnenden mit ausgelassener Lustigkeit ein. Die ganze Geschichte von dem wilden Holder und seinem Auflauern kam ihr in der nüchternen Morgenluft wie ein dummes, drolliges Märchen vor.

Es kam, wie die Warnerinnen geahnt hatten. Die Sonne stand schon tief, als die Heiterethei mit ihrer Last den Zainhammer verließ. Ehe sie das Ulrichsholz erreichte, begann es zu dämmern. Obendrein zogen von allen Seiten am Himmel Gewitterwolken auf.

Die Schwüle wuchs mit dem Abend, statt abzunehmen. Im Ulrichsholze kam noch der Duft hinzu, der von den dürren Fichtennadeln auf dem Wege wie heißer Staub emporstieg.

Und kein Lüftchen!

Es war nicht, als schlummerte die Natur, sondern als läge sie im Starrkrampf und sähe, wie die schwarzen Wolken als Leichenmänner schon Anstalten machten, sie lebendig zu begraben, und sie ränge vergebens nach einem Hülferuf nach einer Bewegung.

Die Last der Heiterethei war heute eine weit geringere, als am Tage des Gründer Marktes, und doch schien sie ihr doppelt so schwer.

Wie sehnt man sich auf solchem Wege nach dem Anblick eines Lebenden! Es ist, als bedürfte man eines thatsächlichen Beweises, die Welt sei nicht ausgestorben. Und ein einfaches „Gruß Gott" oder „Dank' schön" berührt die schmachtende Seele mit kühlem Finger und verdoppelt die Rüstigkeit der Schritte. Wie anders wird es aber auch gesprochen, als am Tage und mitten unter dem lauten Getreibe der Menschen!

Schon drei Viertelstunden mochte sie im Holze fahren, und noch war keine Seele ihr begegnet. An den hinabgegangenen

Tag mahnte nur noch ein leiser violetter Schein, der hier und da immer seltener und flüchtiger an einem Föhrenstamm hinzitterte, wie eine verlorene Stimmung aus der Vergangenheit, die vergebens Erinnerung zu werden strebt. Und auch dieser verschwand, und die Nacht begann ihr Weben, ihren geheimnißvollen Haushalt in dem stillen Walde. Wie verhaltener Athem säuselte es, jetzt kaum hörbar, jetzt anschwellend und plötzlich wie vor Schrecken verstummend, dem Mädchen entgegen. Wie heimliche Tritte raschelte es erst fern, dann immer näher und plötzlich stillstehend, hinter ihr drein, als wollte es sie locken, sich umzusehen. Jetzt schleift etwas durch die Büsche. Dort ist's, wo der fahle Schimmer vorübergleitet wie ein Erbleichen über die Wange der Nacht, kaum zwanzig Schritte weit von der Heiterethei. Dort schleift es, als zöge Einer einen schweren Körper in die Büsche sich nach, und die verbogenen Zweige schnellten hinter ihm hörbar in ihren natürlichen Stand zurück. Der Schimmer kommt näher; er verschwindet und wie aus der Erde gewachsen oder plötzlich aus der Luft verdichtet, wird dafür etwas sichtbar wie Umrisse einer ungeheuren, abenteuerlichen Gestalt.

Aber es ist kein Schreckbild, kein Gespenst, was da sichtbar wird.

„Guten Abend allein," sagte eine Frauenstimme. Sie kommt von einer Bäuerin, die einen Karren zieht. Und nun wird die Heiterethei gewahr: was erst von fern ein bloßer Schimmer und, näher kommend, ein Schreckbild schien, das sind mehrere große Bündel von weißem Tuch, die hoch empor ragen über den Rand des Karrens.

„„Schönen Dank,"" entgegnete die Heiterethei und richtete sich unwillkürlich höher auf.

In dem Augenblicke spalten sich auch die Rabenflügel des Gewitters am Himmel, und mit einer Art Trost bemerkt man, der Mond müsse aufgegangen sein, stecke er auch noch tief in Wolken.

Wenn er nur erst herauskommt! Es ist Vollmond, und der

Vollmond läßt kein Gewitter aufkommen und auch anderes Schlimmes nicht.

Unwillkürlich halten Beide und laſſen die Karren nieder; Beide wiſchen ſich den Schweiß von den Stirnen, und die Bäuerin ſagt: „Ihr müßt es ſein.“

Die Heiterethei wundert ſich, wer ſie ſein ſoll.

„Ja, ihr ſeid groß und ſtark, und vorhin ſchon, wie ihr auf mich zugekommen ſeid, hab' ich's an dem Klirren gehört, ihr habt Eiſen geladen. Ihr ſeid's! Nach euch hat er gefragt —“

„„Gefragt? Nach mir? Möcht' ich wiſſen, wer!““

„Ob ihr mir ſchon begegnet wär't? Aber, Gott ſei Dank, ihr wart's noch nicht. Und wenn ihr's ſchon war't, nein! dem hätt' ich's nicht geſagt. Dem nicht! Und hätt' ich nicht die Axt geſeh'n, wie ſie hat geblinkt! Er hat ſie mit der Jacke zugedeckt, ich hab' ſie nicht ſollen ſehen, aber ſie war zu groß; ich hab' ſie doch geſeh'n.“

Die Heiterethei weiß immer noch nicht recht — aber ein Schauder über den anderen rieſelte ihr am Rückgrat hinab. „Nicht weil ich mich fürcht',“ ſagte ſie erklärend zu ſich ſelber; „ſondern, daß ein Menſch ſo was ſoll können vorhaben.“

„Ja, ich will's euch nur verzählen,“ begann die Bäuerin wieder und ſetzte ſich auf ihren Karren zwiſchen die Bündel hinein. „Eine ganze Glockenſtund' hab' ich ſchon nix Ander's in Gedanken gehabt, als: Wenn ich ſie nur ſollt' ſprechen! Wenn ich ihr doch nur ſollt' begegnen! Meinen ganzen Karren wett' ich da, hab' ich gedacht, er iſt nicht euer Bruder, wie er hat geſagt. Aber warum fragt ihr denn? hab' ich geſagt. O, da hab' ich wohl gemerkt, wie verlegen er geweſen iſt. Es wär' nicht ſicher da im Ulrichsholz, hat er geſagt. Ja, hab' ich gedacht, das mein' ich ſelber. Und wenn ich euch begegnen thät', ſollt' ich nicht thun, als hätt' er nach euch gefragt. Ja, hab' ich gedacht, das mein' ich wieder. Und weil ich hab' wollen wiſſen, wer er iſt, da hat er gethan, als hört' er's nicht. Und weil er ſo gethan hat, da ſind Leut' gekommen, und das ſind Leut' aus der Stadt geweſen. Ich hab' ihm in's Geſicht wollen ſehen, da iſt er fort geweſen. Die Leut' aus der Stadt haben

aber gleich gesagt: Wenn das die Heiterethei wüßt! Und wenn ich ihr begegnen thät', so sollt' ich's ihr um Gotteswillen sagen. Und weil ich denk', daß ihr die Heiterethei seid, so kehrt lieber wieder um, als daß ihr dem in die Hände lauft. Aber ich hab' noch weit. Wenn ihr mit wollt, so kommt."

Damit nahm sie ihren Karren wieder auf und fuhr ihres Weges weiter.

Wohl möglich, die Heiterethei hätte ihren Rath befolgt, wußte sie sich nicht gekannt von ihr. Aber die Bäuerin sollte erzählen können, die Heiterethei habe sich vor Jemand gefürchtet, sei vor Jemand geflohen? Nein! Der Mensch war groß und stark, und wer weiß, vielleicht auch nicht allein. —

„Und wenn's zwei Holders-Fritze wären," sagte die Heiterethei zum Walde, warf die Lippen auf, daß der Wald hätte große Druckflecken auf ihren Wangen sehen müssen, war es Tag, und nickte noch oben drein mit dem Kopfe: „Ich fürcht' mich vor zwei solchen nicht. Wegen vier solcher kehr' ich nicht um. Und so ist's, und nu ist's fertig."

Der Wald zitterte vor Verwunderung oder vor Schauder an seinen grünen Gliedern.

Aber kaum nach zwanzig Schritten hielt die Heiterethei unwillkürlich an. Sie hörte, auch die Bäuerin blieb stehen, wahrscheinlich, weil sie meinte, die Heiterethei habe sich anders besonnen und werde ihr nachkommen.

„Ja, hätt' ich's gleich gethan," sagte die Heiterethei; „aber nun ich gesagt hab', ich thu's nicht? Und hinter der drein, wie ein klein' Kind hinter seiner Mutter?" — Und noch ehe sie sich selber geantwortet hatte, war sie schon wieder im Schritt und hörte auch die Bäuerin ihres Weges weiterfahren. Sie kam auch gar nicht zur Antwort. So plötzlich fiel ihr ein, daß der Grund, in den sie nun einbiegen müsse, der Blutgrund heiße. Zum ersten Mal vertiefte sie sich in die Bedeutung des Wortes, das sie so oft und stets gedankenlos ausgesprochen und ebenso ohne Gedanken darüber aussprechen gehört. Und wie der Name, kam ihr auf einmal die ganze Gegend wie eine andere, wildfremde

vor, der man es ansähe, daß hier etwas Schreckliches geschehen war oder noch geschehen sollte.

„Dummes Zeug!“ sagte sie endlich zornig zu ihren Gedanken. „Das wär', als wenn ich mich fürchtete.“ Und im Gegentheil hatte sie nun erst recht Lust, in den Blutgrund einzubiegen; obschon ihr einfiel, alle Leute sagten, der Weg durch den Bühel gehe gar nicht viel, oder eigentlich gar nicht um; er sei viel ebener und breiter als der Blutgrund; nicht jeden Augenblick bleibe man dort in Baumwurzeln stecken, wie hier.

„Fürchten thu' ich mich nicht. Soll ich deshalb jeden Augenblick in Baumwurzeln stecken bleiben, weil Eins denken könnt', es wär' aus Furcht, wenn ich's nicht thu'? Und wo's nicht einmal Jemand sieht!“

So dumm wollte doch die Heiterethei sich selber nicht vorkommen, wollte sie sich's auch nicht gestehen, wie viel leichter es ihr war, als sie den Eingang zum Blutgrunde eine gute Strecke hinter sich hatte.

Endlich nahm das Holz ein Ende. Sie war nicht mehr weit vom Leinfelde ihrer Base. Und nun verflachte sich auch das Gewölk vor dem Monde zusehends. Nur noch ein wenig dünner die dreieckige Wolke da, und sie konnte durch die Erlen und Weiden am Bache den Knopf vom Luckenbacher Thurme funkeln sehen. Und der Bach, der neben ihrem Wege hinglitzerte und etwas weiter hin ihn durchschnitt, war ja der Zehntbach, derselbe, der daheim an ihrem Häuschen vorbeifloß, derselbe, in dem sie alle Morgen sich wusch, darin sie sich gebadet in so mancher warmen Nacht.

Dennoch überrieselte sie von Neuem ein Schauder, als ganz nahe bei ihr ein leises „Pst“ sich hören ließ.

„Fahrt den breiten Weg, Dorle, den über die Herrnmühl',“ flüsterte eine Stimme, „und macht, daß er euch nicht ansichtig wird.“

Wer spricht? und wo? und wer soll ihrer nicht ansichtig werden? und wo ist er?

Ein blasses Gesichtchen taucht' neben ihr auf aus dem dun-

keln Gebüsch. Das kleine, lahme Waltmüllers-Gretle ist die Warnerin. Sie stößt die Krücke in den weichen Boden fest ein und streckt sich, mit dieser sich stützend, auf ihrem gesunden Beine, so hoch sie kann. Mit dem mageren Aermchen zeigt sie nach dort, wo der Bach quer über den Weg läuft.

„Dort, auf dem Ulrichssteg, dort steht er und lauert schon eine Stund' lang. Macht geschwind fort, sonst wird er euch noch gewahr!"

Ein flüchtiger Blick des Mondes durch eine Lücke im leichteren Gewölk streifte jetzt dienstfertig den Steg und die dunkle Gestalt, die darauf steht. Es ist, als wolle auch der Mond das Schreckliche nicht geschehen lassen. Im nächsten Augenblick ist's wieder so dunkel dort, als vorher; aber sie sieht ihn noch, der auf dem Stege steht: und wär's ganz Nacht, sie würde ihn noch sehen.

Einen Tumult der entgegengesetztesten Gefühle wühlt der Anblick aus ihrem tiefsten Herzen auf; dazwischen zucken wie Blitze fieberhafte Gedanken durch einander hin.

„Also ist's doch? Also doch lauert er mir auf? Und was hab' ich ihm gethan? Warum gerad' er?"

Alle die Warnungen, Träume und Vorzeichen, alle Schreckgeschichten der letzten Nacht wachsen aus dem Boden vor ihr auf wie riesengroße Schattengestalten und dräuen sie zurück. Sie sieht die Haube der Valtineissin, aber sie kann nicht lachen. Dazu die Reden der Bäuerin vorhin im Ulrichsholz. Sie sieht das Kind, das sie weinend zurückhalten will. Sie sucht Hülfe in ihrem Innern und findet nur den Gedanken: „Ein Weib ist doch kein Mann!" Sie weiß, sie wird sich des Gedankens schämen im nächsten Augenblicke. Aber sie fühlt, jetzt ist er ihr Herr. Sie biegt schon mit den Augen in den Weg ein, den das Gretle ihr gerathen hat. Aber wie die Füße folgen wollen, sieht sie, der Schneider kommt den Weg her; sie müßte ihm begegnen. Da schlägt ihr die Scham wie eine Flamme in's Gesicht. Sie hört seinen, des Schmiedes und des Webers Gelächter und Spott schon in Gedanken. Unwillkürlich thut sie einige Schritte weiter

dem Verfolger entgegen. Ueber die Mündung des anderen Weges einmal hinaus, kann sie nicht mehr zurück. Das würde den Spott erst gewiß machen.

Aber ist's nicht besser, sterben, wenn's sein muß, denn leben, der nimmer endenden Furcht und Selbstverachtung Preis gegeben? oder drinnen in der Stube dem Hungertod doch eine gewisse Beute? Dern die Warner bringen Rath dahin, aber kein Brod. — Als ob man sterben müßte! als ob ausgemacht wäre, der Holders-Fritz sei stärker als sie!

Und wenn er's wäre! Und trotz seinem Beil! Naht sie ihm dicht am Bache hinfahrend, von den Erlen versteckt, kann er sie nicht sehen, das Beil nicht heben, bis sie an ihm ist. Im weichen Grase rollt der Karren nicht, klirrt das Eisen nicht. So mit dem Vortheile des ungeahnten Angriffs, mit ihrer ganzen Kraft, durch Verzweiflung des Augenblicks verdreifacht, Gedanke und Ausführung Eins! Da müßt' es doch — — —

Ja, und es geht auch nicht mit unrechten Dingen zu.

Der Verfolger liegt im Bache, und die Heiterethei ist schon weit über den Steg hinaus, ehe es ihr gelingt, den Karren und sich selber anzuhalten.

Wir müssen nun einen Rückblick auf das Treiben des wilden Fritz werfen seit dem Gründer Markt, um zu erfahren, ob er sein trauriges Schicksal verdient hat, und ob er's um die Heiterethei verdient hat, durch welche es ihm geworden.

Wir folgen dem lärmenden Haufen seiner Kameraden und dem Holders-Fritz selbst vom Hohlwege vor der Stadt, wo wir, nach dem Zank über den Karren hinüber, sie sich selbst überlassen, nach „der Schwane."

Nicht weit von unserem Ausgangspunkt klingt uns schon Musik entgegen. Zuweilen wird diese von dem Geschrei vieler durcheinander zankenden Stimmen übertönt. Dann macht ein lustiger Juchhe-Ruf Frieden, der aber nicht von langer Dauer ist.

Der Adams-Lieb schüttelte sich vor Lust beinahe aus seinen

Kleidern heraus, die eben so wie sein gewöhnliches altkluges Wesen auf den Zuwachs berechnet schienen. „Die sind schon übereinander. Mach' zu, Fritz! Wir kommen gerade recht."

„Aber wie bist du nur heut?" unterbrach er sich selber. „Ich mein', du hast deine Ohren bei deinen Gedanken stecken, und die sind, wer weiß, wo. Den ganzen Tag schon weiß man nicht mehr, wie man mit dir dran ist."

Der Fritz schwieg und bejahte dadurch, ohne es zu wissen.

Nun bogen wir um eine Straßenecke. Das Haus, das uns gegenüberliegt und aus allen Fenstern lichte Scheine auf das nasse Pflaster wirft, über welches umschlungene Schattengestalten, sich lautlos drehend, hinweghuschen, ist „die Schwane".

„Fritz!" schrie ein Anderer, „du wirst doch nicht in das Deichle laufen?"

An einem Hause hin dehnte sich gemächlich und ungehindert eine Art Pfuhl, dicht von schwimmenden Brunnenröhren bedeckt, die entweder den Hineingerathenden vor dem Untersinken oder sich selber vor dem Verlechzen bewahren sollten. Davon stieg eine Verbindung von Jauchen- und faulem Holzduft auf, welche die Warnung des Kameraden hätte entbehrlich machen sollen.

Wenig Schritte noch und sie sind, in die Thorfahrt eingetreten, an der Wirthsstubenthür „der Schwane."

„Geh'n wir nicht gleich 'nauf in den Saal?" fragte der Adams-Lieb halb verwundert, halb ärgerlich, als der Fritz die Thür öffnete. „Ja, du willst erst einmal trinken," beruhigte er sich selber.

Und so war's.

Die Kameraden intonirten das classische Lied: „Bier her, Bier her, oder ich fall' um." Sie meinten, nur schnell im Durchgehen einen Trunk zu nehmen; aber auch darin erregte der Fritz wiederum ihren Aerger und ihre Verwunderung zugleich, daß er sich setzte, und zwar mit einer Entschiedenheit, als wolle er nie wieder aufstehen.

„Bier, Kätterle," rief der Holders-Fritz: „aber gleich sechs Maß für mich allein. Das Bestellen allemal ist mir zuviel."

„„Du bist doch gar nicht mehr wie sonst,““ sagte der Adams-Lieb; „„damit hätt's Zeit gehabt bis hernachen.““

Aber der Fritz entgegnete: „Dumm's Zeug!“ und begann dem inzwischen vor ihn auf den Tisch gestellten Getränke fleißiger zuzusprechen, als ein bloß menschlicher Durst rechtfertigen konnte.

„Er ist noch auf die Heiterethei wild,“ sagte ein Anderer.

„„Der wird er's schon zeigen,““ meinte der Adams-Lieb. „„Aber daß du den Lärm oben kannst hören und machst nicht mit, Fritz, das weiß ich nicht, wo ich's hinthun soll. Du bist doch immer ein Kerl gewest. Schon in der Schul', sagen sie, bist du der Gescheidt'st, aber auch der Allerwild'st gewest. Und so hast du's hernachen fortgemacht in der Lehr' beim Meister Schramm, und hernachen, wie du Meister bist gewest, erst recht. Na, der mag geschüttelt haben!“

„Gelt,“ fragte ein Anderer, „mit dem Morzenschmied bist du in die Schul' gangen? Hernachen ist der Kaspers-Andres dein Kamerad gewest. Und nach diesem der Tuchscheerer in der Weidengaß'.“

„„Das sind Alles alte Philister geworden,““ lachte der Adams-Lieb. „„Und dein letzter vor uns, der Schleiermüller, der thut auch schon, als wenn er den alten Schloßthurm auf seinen Armen hätt' getragen, wie der noch ein Wickelkind ist gewest. Und ist kein fünf Jahre älter wie ich. Die haben sich Alle vor den Leuten gefürcht't, und was die sagen. Du bist ganz allein frisch und jung geblieben. Du bist doch ein ganzer Kerl. Du machst dir aus allen Leuten nix, und so muß ein rechter Mann sein. Aber nun geh' zu, daß wir 'nauf kommen in den Saal. Den mußt du heint noch räumen; das sag' ich dir. Wenn du noch lang' machst, geh' ich erst einmal allein. Ich muß wenigstens erst sehen, was es gibt.““

Und das that der Adams-Lieb.

Unterdeß beginnt der Holders-Fritz alles Mögliche, in das alte Wildthun hineinzukommen. Aber es gelingt ihm nicht. Wild und toll ist er genug, aber auf andere Weise als er es sein möchte. Er ist toll auf die Heiterethei, daß sie keinen Re-

spekt vor ihm hat; und daß er sich gestehen muß, sie habe Recht daran, das macht ihn noch wilder auf sie. So deutlich ist's ihm noch nie geworden, daß der rechte Respekt nicht durch die Kraft seiner gewaltigen Arme und sein gewohntes Wildthun zu erzwingen ist. Darum ist er toll auf dieses Wildthun selber, das ihm nun wie das Treiben dummer Jungen vorkommt.

Seit er im Jüngling stecken geblieben, und Geschlecht um Geschlecht an ihm vorüber in die Reihen der Männer gerückt, hatte es an Selbstvorwürfen und inneren Mahnungen nicht gefehlt. Sie waren immer häufiger und dringender geworden; auf der anderen Seite hatte aber auch die Gewohnheit das alte Geleise immer mehr ausgetieft. Je nöthiger es erschien, aus diesem herauszukommen, um so schwerer erschien es auch. Eine solche Anwandlung hatte ihn heute vom Besuche des Gründer Marktes abgehalten, die alte Gewohnheit aber wiederum den Kameraden in die Hände geführt.

Er sagte sich nun: „Ich hab' anders wollen werden und wär's geworden, aber nun die Heiterethei denken müßt', ich thu's, weil sie's hat gewollt, nun geht's nicht!" Das will er sich aufreden, eben weil er fühlt, daß die äußere Anregung durch sie nothwendig war, daß diese erst seinen Stolz gegen seine Kameraden aufrufen müssen, um ihn loszulösen aus den festhaltenden Armen der Gewohnheit.

Ich hab' mehr so dumme Gedanken gehabt," sagte er zu sich selbst, „aber ich hab' sie nicht lassen aufkommen. Hernachen bin ich noch wilder gewest, bis ich sie los worden bin."

Und das will er eben wieder, aber es gelingt ihm nicht mehr. Der alte Zauber ist gebrochen. Ein neuer zwingt ihm den Gesichtspunkt der Heiterethei unentrinnbar auf.

Er sieht sich um. „Wenn doch einer käm' und was thät', daß ich wild werden müßt', ich möcht' wollen oder nicht!" denkt er. Er tritt sich selber auf den Fuß, er fährt alle Augenblicke zausend mit der Hand durch sein Haar, weil's ihm kein Anderer zu Gefallen thun will. Er trinkt immer hastiger und wird nur immer nüchterner davon.

Jetzt kam der Adams-Lieb wieder und jubelte. „Die hau'n sich da oben und wissen nicht, warum! So ein Spaß ist noch nicht gewest. Da sind keine zwei Parten, die's auf einander halten, sondern Jeder haut, was ihm vor die Faust kommt."

Und gleich hinter dem Adams-Lieb her kam ein Zimmergeselle wie aus einer Kanone in die Wirthsstube hereingeschossen. Aus eig'ner Macht, ohne fremde Nachhülfe, hätte er nimmermehr so schnell hereinfahren können. Sobald er das Gleichgewicht wiedergefunden, sah er sich herausfordernd um und schien die Anwesenden für die hülfreichen Geister anzusehen, deren Beistand ihn herembefordert.

„Nur her," schrie er, „wenn ihr das Herz habt, ihr Lumpenpack!"

Der Adams-Lieb und die übrigen Kameraden zogen sich hinter die mächtige Gestalt des Holders-Fritz zurück. Der Adams-Lieb bewies dem Holders-Fritz, er dürfe eine solche Herausforderung nicht abweisen um seines Namens willen. Er begriff den Holders-Fritz nicht mehr.

Unterdeß waren dem widerwilligen Eindringling mehre gefolgt.

Der Holders-Fritz hörte das „Hetz! hetz!" der Heiterethei wieder in seinen Ohren. Er sah, wie der Adams-Lieb und seine übrigen Kameraden sich zuwinkten. Das hatte er hundert Mal gesehen, aber halb aus Gutmüthigkeit, halb aus Bedürfniß ihrer Gesellschaft nicht gerugt. Dadurch waren sie sicher geworden. Jetzt kam ihm der Zorn. Er begriff, sie legten ihm seine Gutmüthigkeit für Einfalt aus. Und wer weiß, was geschehen wäre, fiel' ihm nicht ein: „Das wär's ja, was die Heiterethei hat haben wollen!" Die ganze Stadt und sie selber müßte glauben, er folge ihr, wie ein gescholtener Schulbube seinem Lehrer.

„Greif' nur einer den Holders-Fritz an," schrie indeß der Adams-Lieb hinter dem Holders-Fritz hervor, „wenn er das Herz hat!"

Er erreichte seine Absicht, denn die Eingedrungenen kamen auf den Holders-Fritz los, der noch immer an sich sporute. Die

Kameraden ließen den Sitzenden und hielten sich die Thür frei. Der zuerst Hereingeschossene machte mit der rechten Faust eine keineswegs zweideutige Bewegung nach dem Kopfe des Holders-Fritz. Da fuhr dieser empor. Eine kleine Weile schien die Wirthsstube in eine Walkmühle verwandelt. Das ging flipp, flapp! Bald verengte, bald erweiterte sich der Knäuel, bis er auseinander flog und stückweise durch die Thür verschwand. Der Holders-Fritz war Alles, was davon übrig blieb.

Wunderbarer Weise hatte er in den Zimmerern eigentlich auf seine Kameraden losgeschlagen. Wenigstens war es erst nur der Zorn über diese gewesen, den er an jenen ausließ.

Aber der Kampf gebiert einen neuen Zorn aus sich, wie ein Gewitter einen heftigeren Sturm aus sich entwickelt, als der es zusammengeblasen.

Es wäre schwer zu sagen, auf wen der Fritz eigentlich zornig war. Er war's auf die Heiterethei, auf die Kameraden, auf die Zimmergesellen, auf die ganze Stadt, auf sich selber; er war zornig auf das alte Leben, das ihn anekelte, aber auch auf das neue, welches er beginnen mußte, wollte er jenes lassen. Er schämte sich vor sich und aller Welt, zu bleiben, wie er war; aber er schämte sich auch vor sich und aller Welt, anders zu werden. Es war wiederum mehr der Drang, sich durch die Betäubung des Kampfes von allem dem wenigstens auf Augenblicke zu befreien, was ihn hinauftrieb in den Saal, der bereits den Anblick eines Schlachtfeldes bot.

Das war ein wildes, buntes Durcheinander, das sich, in einen Schleier von Staub und Tabaksrauch verstrickt, hin- und herwälzte. Da sah man, was man nie gesehen. Da waren Beine, die wie Arme in der Luft herumgriffen, Arme, die wie Beine auf dem Boden umherliefen, dazwischen Köpfe, die den Mund oben, und andere, die ihn unten hatten, menschliche Rümpfe in allen Stellungen, die nur möglich. Welches sterbliche Auge hätte bestimmen mögen, was zusammen gehörte? Mit überraschender Behendigkeit tanzten Stuhlbeine dazwischen und flogen Bierkrüge in allen Richtungen wie aufgeschreckte Vögel darüber

hin. Wunderbar war die gegenseitige Anziehungskraft von Köpfen und Fäusten, die Zuthulichkeit, womit ganze Haarbüschel sich um fremde Finger schlangen, die Ausdauer, mit welcher gekrümmte Fingerknochel anpochend untersuchten, ob unter einem Schädel nicht hier oder da eine hohle Stelle sich finde, oder was eine menschliche Nase eigentlich auszuhalten im Stande sei. Die Musikanten hatten der Versuchung nicht widerstehen können, auf dem Orchester all' die Kunstfertigkeiten, die sie unten im Saale üben sahen, nachzuahmen. Trompete und Posaune, Clarinette und Geige wollten sich von bloßen Stuhlbeinen nicht beschämen lassen. Ueber Mangel an Musik dabei zu klagen, wäre keinem menschlichen Gehör eingefallen. Eher war der Musik zu viel. Für die wenigen Instrumente, die unter die Stuhlbeine gingen, ward jedes Stuhlbein zu einem musikalischen Instrumente. Das ganze Getümmel war ein großes, sausendes und quiekendes Hackbrett, das sich selber mit Stuhlbeinen schlug.

Aus dem Gewoge der kämpfenden Männer ragten Tische und Bänke, wie die letzten Bergspitzen aus den steigenden Wassern der Sündfluth. Auf diese hatten die Töchter der Riesen sich geflüchtet. Mit Entsetzen sahen sie, wie die Köpfe ihrer Tänzer, hineingerissen in die brausenden Wellen, vergeblich sich emporzuheben rangen; zuweilen spülte eine Woge die Schreienden von der Klippe herab und zog, die Scheitel mit den Gewändern der Stürzenden gekrönt, sie drehend in den Strudel hinein.

Aber wie die Arche Noah, hoch über Allen, zogen Schultern und Haupt des wilden Fritz ihre Spur. Vor ihm bäumten sich die Gewässer, und hinter ihm zeigte sich Land. Nicht eine halbe Stunde, und er stand in dem weiten Saale unter Stuhlbeinen, gescheiterten Tischen, zerbrochenen Bierkrügen und Fensterscheiben verschnaufend allein. Die kühle Nachtluft, die durch die zerschlagenen Fenster hereinblies, mit dem Staube ein kleines Nachspiel aufführte und die wenigen Lichter, welche die Schlacht verschont, in ein angstvolles Zittern versetzte, sagte zu ihm: „Wir Beiden sind die Sieger."

Aber schlimmer, als außer ihm, sah es im Innern des wilden

Holders-Fritz aus — weit öder noch, weit wüster und nüchtern überwachter. „Dem Schwanenwirth" müßte es viel leichter werden, seine Stuhlbeine wieder zusammenzubringen, als das dem Fritz mit seinen zerrissenen und verworrenen Gedanken gelang. Und es war ihm nicht etwa wie Jenem an der Erhaltung des noch Vorhandenen gelegen. Er wäre lieber seine ganzen Erinnerungen und sich selbst mit los geworden. Mechanisch sah er sich nach seinen Kameraden um; aber es fiel ihm ein, in der Hitze des Kampfes hatte er vergessen, daß er sie schonen müsse, solle die Heiterethei nicht triumphiren. So hatten sie das Loos der Zimmergesellen getheilt.

In der Thür that er noch einen Blick zurück. Der Saal gemahnte ihn wie sein altes Leben. Nichts als Trümmer nutzlos vergeudeter Zeit und Kraft. Und darüber brütend, statt Staubes und Tabakrauches, Ekel, wüster, öder, gränzenloser Ekel.

„Bursch!" fuhr er auf, indem er sich an der Brust packte mit einem Griff, der einen Anderen aus dem Gleichgewicht gebracht haben würde, „nun ist's aus mit dem Wildthun, das sag' ich dir! Die alt' Zeit hat aufgehört. Hierher kommst du mir nicht wieder!"

Und so warf der Fritz, nachdem er das mit all' den Anderen aus dem Saale der Schwane gethan, sich selber zugleich aus dem alten, wüsten Leben hinaus.

Es war nicht mehr früh, als der Holders-Fritz erwachte und sich auf einer Schnitzbank in den Städeln sitzend fand. Eben klang die Glocke vom Kirchthurm; er zählte neun Schläge.

Er sah sich nach seinen Gesellen um, die eigentlich schon seit drei Stunden in voller Arbeit sein sollten. Er war allein.

Endlich kam der Lehrling und öffnete das Stadelthor. Er sah überwacht aus. Dem Holders-Fritz fiel zum ersten Mal auf das Gewissen, wie sehr zu seinem Nachtheil der Junge sich verändert hatte, seit er bei ihm war. Er hatte in voller Jugendlust und Gesundheit geblüht; jetzt erschien er verdrießlich, und

ſein verbleichtes Geſicht trug unverkennbar die Spuren einer wilden Nacht.

Die Stimmung, in welcher der Holders-Fritz ſich befand, war der Spiegel, den des Lehrjungen Zuſtand ihm vorhielt, nicht zu verbeſſern geeignet. Der Junge warf ſich gähnend und dehnend in eine Ecke und bot, da der Schrecken über den unvermutheten Anblick ſeines Meiſters ihn in ſeiner Stellung verſteinerte, ein ſeltſames Schauſpiel dar.

„Wo ſind die Geſellen?“ fuhr ihn der Meiſter an. „Iſt's etwa Sechs, daß du erſt kommſt?“

Der Junge raffte ſich auf und ſagte noch immer in ſtaunendem Schrecken: „Herrjeh, der Mäſter iſt ſchon auf!“

Der Holders-Fritz las ohne Mühe die Antwort aus dem Ausrufe heraus: „Ja, wir richten uns nach dem Meiſter. Früher kommt der auch gewöhnlich nicht.“

Er begriff, warum keine Arbeit mehr fertig werden wollte. Das hätte er ſchon früher einſehen können; aber ihm war das Handwerk zum Ekel geworden, ſeit ihm die Arbeit keine Freude mehr machte. Die Arbeit freute ihn nicht mehr, ſeit ſie ihm nicht mehr gelang, und ſie gelang ihm immer ſchlechter, je weniger ſie ihn freute. Er mußte ſich zur Arbeit zwingen, das machte ſie ihm völlig verhaßt. Und was er nicht gern that, daran dachte er auch nicht gern. Er ließ die Sache gehen, wie ſie ging.

Zum Ueberfluſſe fand er einen Brief von ſeinem bedeutendſten Kunden vor, der ſchrieb: wenn man nicht beſſere Arbeit liefere, müſſe er weiter gehen.

Sonſt war des Holders-Fritz Stolz geweſen, der wildeſte, aber auch der geſchickteſte Meiſter zu heißen. Er ſah, er konnte nur noch für den wildeſten gelten; das regte ihn noch mehr auf. Alles Unangenehme, das er bis jetzt, ſich in Wildheit betäubend, abgehalten hatte, drang nun unabwehrbar zugleich auf ihn herein.

Die Geſellen, von denen wir den Salfelder bereits kennen, waren ebenſo erſtaunt, als es der Lehrling geweſen, wie ſie, lang-

sam und mit Gähnen daher schlendernd, den Meister schon vorfanden, und zwar mit zornigem Gesicht.

Der Salfelder meinte, sich ihn zu gewinnen, wenn er dessen gestrige Heldenthat in der Schwane, die schon bekannt geworden war, durch Lob und Preis verherrlichte. So war es ihm schon öfter gelungen, wieder gut Wetter zu machen. Dieses Mal geschah das Gegentheil. Der Meister stellte eine strenge Untersuchung an. Es fand sich, daß ein großer Theil des ehemals übervollständigen Werkzeuges gänzlich fehlte, ein anderer in den traurigsten Umständen war. Das Ende davon fiel dahin, daß der Salfelder auf der Stelle fortgeschickt wurde, und der Hanauer, der sich in manchen Dingen nicht rein wußte, die noch zur Sprache kommen konnten, selber ging.

Wiederum hatte der Holders-Fritz Gelegenheit gehabt, sein eigenes Bild in zwei treuen Spiegeln zu sehen. Das lange, wilde Haar besonders, das beide Gesellen nach dem Beispiele des Meisters trugen, das Symbol seiner bisherigen Lebensweise, war ihm so widerwärtig geworden, als diese selbst. Ihm schien's, als beseitige er Alles, wovor ihm ekelte, als er mit dem Schnitzer durch seine dicken Locken fuhr und ihrer wilden Hoffart ein Ende gab mit Schrecken.

Ein ähnliches Schicksal traf die Baumelquasten und das lange weichselne Pfeifenrohr; die ersteren wurden gänzlich vernichtet, des letzteren Länge auf ein bescheidenes Maß zurückgeführt.

Der Holders-Fritz war nur eben fertig und hatte sich zur Arbeit auf seine Schnitzbank gesetzt, als der alte Meister Schramm in die Werkstatt trat.

Wir wissen, welchen Erfolg seine Mahnung hatte.

Die Aenderung, welche der Holders-Fritz mit seiner Lebensweise vorzunehmen im Begriffe war, sollte das Werk seines freien Entschlusses scheinen. Sie sollte wo möglich den Leuten zum Trotze geschehen.

Die Leute hatten natürlicher Weis von Anfang an schon sein Treiben nicht rühmenswerth gefunden. Es war ihm leichter geworden, ihre Mißbilligung zu verachten, als zu benutzen; und

wie der Mensch in seiner unbewußten Beifalls-Bedürftigkeit endlich in jeden Tadel einen Beisatz von abgezwungenem Lob oder gar Bewunderung hineinhört, so war es dem Holder mit dem Namen des wilden Fritz gegangen. In dem Kreise seiner Kameraden verlor er allmälig vollends das Ohr für rechtes Lob. Eine Reibung führte zur andern; seine erst eigenwillige Absonderung zwang ihn endlich, die Gewalt der öffentlichen Meinung, der kein ehrgeiziges Gemüth sich entziehen kann, da ihm der Weg freiwilligen Einstimmens nicht mehr offen stand, durch den Trotz anzuerkennen, den er ihr geflissentlich bei jeder Gelegenheit entgegensetzte.

Die Ermahnung des alten Meisters mußte deßhalb das Gegentheil von dem bewirken, was dieser damit beabsichtigte.

Wirklich hätte der Trotz, wider die Meinung der Leute zu schwimmen, den Holders-Fritz fast zu einem Rückfall in sein altes Treiben verleitet, wenigstens zu einer auffallenden Kundgebung gegen dieselbe. Er wäre dem alten Meister nachgerannt, um vor seinen Augen in das erste, beste Wirthshaus einzutreten. Aber zur rechten Zeit fiel ihm ein, daß er dann in seinen geschorenen Haaren nur einen Beweis für das Gegentheil zur Schau tragen würde.

Der Lehrjunge mußte mit seiner Arbeit vor den Stadel hinaus. Er selber riegelte das Thor hinter ihm zu. Die offene Thür in den Stadelgarten gab ihm Licht genug. Niemand sollte ihn sehen, bevor seine Haare wieder zu der alten wilden Herrlichkeit herangewachsen waren.

Draußen hielt mancher Vorübergehende eine Weile an, um bei dem Lehrjungen nach dem Fritz zu forschen. Es kam auch Mancher, um nach bestellter Arbeit zu fragen oder neue zu bestellen. Hörte der Fritz sein wildes Wesen loben und bewundern, dann freute er sich und sagte: „Ja, denen zum Trotz soll's anders werden." Tadelten sie ihn aber und wünschten, er möge sich bessern, dann war es gut für den neuen Entschluß des Fritz, daß er gegen seine Haare gewüthet hatte. Zum Glück geschah das

Erstere öfter, als das Letztere. „Wenigstens sollen sie nicht denken," sagte er, „daß ich's thue."

Vor Zorn und Langerweile bei der Arbeit, die nicht gerathen wollte, schnitt er zuweilen wie rasend in die Reife hinein. Dann sagte er sich: „Pfui, Bursch! Das ist immer wieder das alt' Wildern, und der Heiterethei und allen Leuten zum Trotz werd' ich ein Anderer!"

Mittags ließ er sich das Essen holen. Er konnte sich denken, die Großmutter, die ihm sein Hauswesen besorgte, werde selber kommen, um zu sehen, was er mache, weil sie an seinem unberührten Bett bemerken mußte, er sei über Nacht außen geblieben. Er ließ es ihr verbieten. Er fürchtete auch, ihre Freude, wenn sie ihm seinen Aenderungs-Entschluß anmerkte, würde ihm diesen verleiden.

Allmälig begann die Arbeit, mit der er sich zuerst nur zu betäuben gesucht, ihn zu zerstreuen. Darüber fand er seine Lust daran wieder. Dann sah er mit Freude, wie sie ihm besser gelang, immer schneller ihm von den Händen ging.

Abends freute er sich über die kräftige Müdigkeit, die ihm eine Nacht gesunden Schlafes versprach. Das war eine ganz andere Empfindung, als die geistige Abspannung von dem wilden Müßiggang. Er fühlte, sogar die Folgen der letzten wilden Nacht hatte die Arbeit und die wieder erwachte Freude daran beseitigt. Nach dem Feierabend ging er nicht heim. Die Werkstatt begann ihm so lieb zu werden, daß er sich nicht von ihr trennen mochte. Aus Stroh machte er sich ein Lager zurecht. Der Lehrling mußte ihm sein Kopfkissen und seine Decke herbeiholen.

Ehe er sich darauf zur Ruhe begab, ging er durch die Hinterthür in den großen Gras- und Baumgarten, der zum Stadel gehört, hinaus, um die Abendkühle zu genießen.

Er hatte die schöne Ruhe in der Brust, womit ein fleißig durcharbeiteter Tag zu lohnen pflegt. Alles sonst mag stehen, wie es will, der Arbeiter fühlt, daß er sich ein Asyl erworben hat, in welches selbst die Sorge um den nächsten Morgen nicht mit Heftigkeit eintreten darf. Er hat das Seine gethan, für die

Seinen gethan; er kann und darf an einen Anderen glauben, der auch das Seine für ihn thun wird als für den Seinen.

Vielleicht war es dieſes Gefühl, das Alles, was ihm naht, verklärt, warum dem Holders-Fritz der Garten ſo ſchön vorkam, wie nie vorher. Was war das für eine andere Luft als in den dumpfen, rauchigen Bierſtuben! Er ging unter den blühenden Bäumen hin durch das grüne Gras. Er empfand, nur wer ſein Beſtes gegeben hat, beſitzt den Sinn, wiederum das Beſte Anderer zu empfangen. Wie er den Tag thätig war, iſt am Abend Alles thätig für ihn. So haben ihm ſonſt die Blüthen nicht geduftet, ſo weich hat das Gras ihm die wandelnden Füße nicht gebettet, ſo emſig hat die Luft ihn nicht gekühlt. Es arbeitet Alles um den Preis, den er bereits in der Bruſt trägt. Alles will ſo zufrieden ſein können, als er es iſt. Der Trotz gegen die Heiterethei, gegen die Leute ſchlummert; er hat ihn mit den Leuten vergeſſen.

Hat er auch die Heiterethei vergeſſen? Sie wird ſchon ſorgen, ihn an ſie zu erinnern. Und an den wilden Fritz dazu, den er froh iſt, vergeſſen zu haben.

Denn das iſt ſie doch, die umſchlingend und umſchlungen da drüben mit dem Nagelſchmiede geht? Der iſt's, es iſt ſein Stadelgarten, der zweite nach Reik zu von dem des Holders-Fritz. Und die Heiterethei iſt's auch; es giebt nur Ein Mädchen ſo hoch und ſchlank in Luckenbach. Es iſt ihr kleiner Kopf, der lange Oberleib und die ſchmale Mitte; es iſt der rothe Unterrock, und es iſt auch ihr federnder Gang, ihre trotzige Nackenhaltung, der dicke Zopf, der ihr bis auf den Hals hinabwuchtet. Es ſind ihre Bewegungen, das Wergwerfen der rechten Hand, die Wendung, als wenn ſie ſich der ganzen Welt entgegenſtemmen wollte.

Dem Holders-Fritz ſchießt mit Gewalt das Blut vom Herzen herauf in das Geſicht. Er hatte den ſchlanken, glatten Wuchs eines Bäumchens mit der umfaſſenden Hand verfolgt; die Krone fällt ihm auf die Schulter; er hat den Stamm, ohne es zu wiſſen, umgeknickt. Er iſt zornig, ohne zu wiſſen, warum.

„Alſo ſo iſt die?“ lachte er grimmig vor ſich hin. „Ich

geh' in die Schwane und trink' die ganz' Nacht. Heint sollt' den Zimmergesellen ihr Tanz erst sein, hernachen" ... Aber das sagt er nur, um seinen Zorn auszutoben. Es ekelt ihm vor dem wilden Leben noch so sehr, als vorhin. Er kommt zu sich und wundert sich. Das ist ja, als wär' er der Heiterethei zu Gefallen im Begriffe, ordentlich zu werden, und um ihre Gunst zu gewinnen. Und das ist ihm nie eingefallen. Nein, aber daß sie so ist! Aber das ist auch wunderlich. Was geht's ihn denn an, wie sie ist? Aber dann soll sie auch Anderen nichts vorwerfen wollen.

Wie er sich wieder wendet, sind Beide fort. Er muß über sich selber lachen. Er hat nie nach einem Mädchen gefragt, nach der am allerwenigsten. Aber das eigene nagende Gefühl im Herzen wird er nicht los. Es ist sonderbar! er will nichts mit ihr haben, aber ein Anderer soll's auch nicht.

Nun, so soll er erst merken, was gesunde Müdigkeit für ein schönes Ding ist. Ohne sie hätte er weder so zeitig, noch so ununterbrochen die ganze Nacht hindurch schlafen können, als er that.

Am Morgen ist er mit der Sonne auf und wieder an der Arbeit.

Was ist das für ein anderer Morgen, als er seit vielen Jahren erlebt hat! Aber eigentlich hat er seit vielen Jahren gar keinen Morgen erlebt. Es ist ihm wie eine neue Entdeckung, daß die Sonne früh aufgeht und daß die Vögel singen.

Das Behagen, womit er auf seiner Schnitzbank schafft, oder die glatten Dauben in den Schnürleib der Reife zwingt, hört sich aus jedem Schnitt, aus jedem Hammerschlag heraus. Nur dann fallen die Schläge unregelmäßig und mit unlustigem Klange, wenn er sich der Leute erinnert oder der Heiterethei, wie er sie gestern belauscht hat. Aber das kommt immer seltener und geht immer schneller vorüber.

Die Stadelthür öffnete er noch nicht. Hört er draußen Vorübergehende mit dem Lehrling reden, dann bekommt er vielleicht Lust, noch eine Wand mehr zwischen sich und jene zu ziehen. Zuweilen fragt einer seiner bisherigen Kameraden nach ihm; dann

muß er sich Gewalt anthun, daß er nicht sein Verfahren von vorgestern in der Schwane an ihm wiederholt.

So geht es Tag für Tag. Die Ordnung und Mäßigkeit im Genuß von Speise und Getränk, der Schlaf vor Mitternacht, die wachsende Lust an der Arbeit, der regelmäßige Fleiß geben ihm eine Frische und Freudigkeit, die er noch nie gekannt. Das Schwerste gelingt ihm, das Gelungene baut einen ganz anderen Stolz in ihm auf, als sein früherer auf das Wildthun gewesen. Für die Stunden der Ruhe findet er einen ganz anderen Gefährten in sich, als seine ehemaligen Kameraden. Er macht sich über Alles seine eigenen Gedanken. Es genügt ihm nicht mehr, das so und das so zu machen, weil's sein Lehrmeister so gemacht hat, dem's wiederum sein Lehrmeister so vorgemacht. Er versucht Manches anders. Eins mißlingt, dafür giebt ihm das Gelungene, das ganz sein Werk ist, doppeltes Behagen.

Wenn er etwas vollendet vor sich stehen sieht, dann sagt er wohl: „Es geht doch kein Handwerk über die Büttnerei. So ein Ding, das steht auf sich selber da, so rund, so glatt und so fest, und man kann seine Freud' daran seh'n, wie's gefügt ist, daß man keine Fuge sieht. Dagegen was hilft dem Schneider und dem Schuster das Schönst', was sie machen? Der Kerl, der hernachen darin steckt, ist er häßlich, so verschimpfirt er das Werk, und ist er schön, so denkt man wieder, der macht's. Ich möcht' wissen, wie ein Schreiber an seiner Arbeit könnt' seine Freud' haben, oder ein Kaufmann, denn die Thaler, die der erwirbt, die hat er nicht selber gemacht. Dem Musikanten seine Sach', die ist vollends in die Luft geblasen. Er sieht's kein Mal ganz vor sich, was er hat gemacht, daß er sich kann' darüber freu'n."

Das Denken über Alles, was ihm vorkommt, bedeckt wenigstens die Leere, die dem vereinsamten Menschen nicht ausbleiben kann, wenn es sie auch nicht erfüllt. Allmälig aber empfindet er doch, daß ihm etwas fehlt, weiß er auch nicht, was es ist.

Eines Tages hörte er ein paar fremde Stimmen draußen

vor dem Stadel. Sie bewundern seine letzte fertige Arbeit, die draußen steht.

„Na, ich bin doch auch ein Büttner," sagte der Eine, „und ich mein', nicht der ungeschickt'st'. Aber so was von Arbeit hab' ich doch noch nicht gesehn. Mein alter Lehrmeister ist der geschickt'st gewest im ganzen Land, aber das hat er nicht machen können. Weiß der Kuckuck, wie das gemacht ist! Das ist eine ganz neue Mode."

Sie wollen den Meister sprechen, der das gemacht hat. Der Lehrling, dem Befehle des Fritz gehorsam, sagt, der Meister sei nicht daheim, und in seine Werkstatt dürfe er Niemand lassen. Sie bieten dem Jungen vergeblich Geld, wenn er sie hineinlasse; sie seien Freunde, dem Meister könne es nicht schaden.

„Ja," sagt der Andere, indem Beide gehen, „glaub's schon, daß er Niemand in seiner Werkstatt leiden mag, und Büttner am wenigsten. Da muß Mancher's abzugucken sein."

Was ist das für ein ander Gefühl, als wenn ihn die Kameraden um Dinge lobten, um die er sich hätte schamen müssen!

„Ja, Denken," sagt der Fritz vor sich hinlachend auf seiner Schnitzbank, „Denken macht den Mann, und nicht, daß er starke Arm' hat am Leib. Stärk' und Gesundheit sind viel werth, wenn sie richtig gebraucht werden. Und dazu ist das Denken da. Wie oft hab' ich meine und Anderen ihre Stärk' und Gesundheit um nix in die Gefahr bracht, weil ich nicht weiter Gedanken hab' gehabt, als zu albernem Zeug. Aber hier will ich mir mein heilig Wort drauf geben, in meinem Leben will ich nicht wieder handgemein werden. Wenn ich nun die Hand einbüßt' oder nur einen Finger davon, ich wär' der elend'st Mensch; und hätt' ich einen Anderen drum bracht, ich könnt nimmermehr wieder ruhig werden! Und die Leut' sind doch auch nicht so dumm, wenigstens die fremden nicht."

Aber auch die Luckenbacher lernt er allmälig ruhig reden hören; freilich, weil er sich außerhalb der unmittelbaren Berührung mit ihnen und in seinen Gedanken über sie gestellt hat. Und es ist ein eigen Ding! In seinen Gedanken kann der Mensch

sich frei machen; aber so wie er mit Menschen lebt, wird er ihr Sclave, und wenn er sich zu ihrem Beherrscher aufschwänge. Dann muß er den allgemeinen Gedanken anerkennen, sei's durch Fügen, sei's durch Trotz.

Wenn er nach vollbrachter Tagesarbeit in das Gärtchen geht, dann wird das eigene, aus Schmerz und Zorn gemischte Gefühl wieder wach, das ihn die Heiterethei in ihrem Kosen mit dem Nagelschmied hat kennen gelehrt. Er könnte ihm entgehen; seine Schnitzbank und die weite Gedankenwerkstatt, die ihm die Einsamkeit geöffnet, sind ihm eine ganze Welt. Aber er geht absichtlich heraus, jenes Gefühl zu erneuern. Er möchte Ursache finden, es noch wilder und tiefer zu empfinden. Seit dem ersten Abend-Spaziergange in dem Gärtchen hat er das Paar nicht gesehen. Daß sie beisammen sein können, wo er sie nicht sieht, daß es ihn zwingt, ihr Gehaben dabei auf alle mögliche Art sich bis ins Einzelste auszumalen, das erregt ihn weit stachelnder, als sie zu sehen. In dem Augenblicke, wo sie ruhig zusammen sprachen, hat er wenigstens nicht denken müssen: „Jetzt küßt er sie, jetzt streichelt sie ihn!"

Heute endlich soll er sie wiedersehen, und zwar in größerer Nähe als jenesmal. Sie kommen, einander jagend, aus der Thür von des Nagelschmieds Stadel in den Garten heraus. Sie läuft vor ihm bis fast an die andere Planke, der Thür gegenüber, dann schmiegt sie sich um ein schlankes Blüthenbäumchen und wendet sich schnell in der Richtung nach dem Fritz zu, der hinter einem großen Mehlfäßchenstrauch steht. Im Muthwillen springt sie über den Haag in den Nachbarsgarten; der Nagelschmied immer nach. Sie läuft weiter. Eben wie sie über den Haag in den Garten des Holders-Fritz herein will, ergreift sie der Nagelschmied. Sie will sich losmachen; er hält sie fest. Sie ringen mit einander. Sie macht sich doch wieder los. „Nun warte nur, Annedorle!" droht der Nagelschmied. „Du bist schuld, daß ich in einen Dorn bin getreten, oder was es ist, aber es thut verdammt weh."

Sie meint erst, es ist eine List von ihm, durch die er sie

beilocken will. Aber als er in das Gras sinkt, da kommt sie näher. Sie muß doch glauben, er hat sich beschädigt. Sie kniet bei ihm nieder und sagt herzlich und bedauernd: „Ich bin auch recht dumm.“ „„Ja,““ lacht der Nagelschmied, indem er sie umschlingt, „„das bist du, sonst hätt'st du dich nicht lassen fangen.““

Aber noch lauter lacht der Holders-Fritz hinter seinem Mehlfäßchenstrauch — so laut, daß die Beiden erschrecken und in Eile wieder dahin zurücklaufen, wo sie hergekommen sind.

„Sie ist's ja nicht, es ist ja gar nicht die Heiterethei!“ wiederholt er wohl sechsmal und lacht immer wieder dazwischen. Er lacht, daß sie's nicht ist, wie er sich geärgert, weil er meinte, sie sei's. Sonst hat er keinen Grund. Er geht in den Stadel zurück und beginnt im Mondenscheine zu arbeiten, weil er nicht weiß, was er sonst vor Freude thun soll. Aber die Thür gibt nicht Licht genug. Er muß wieder aufhören. Er bleibt auf der Schnitzbank sitzen, legt die Hände auf seine Kniee.

„Ob das nicht die junge Frau ist gewest?“ sagt er vor sich hin. Es hat schon lang' geheißen, der Nagelschmied holt eine Fremde in die Stadt. Dergleichen hat den Holders Fritz sonst wenig gekümmert, drum hat er's vergessen. Jetzt fällt's ihm wieder ein. „Ja,“ meint er, „der Nagelschmied ist nicht dumm. Wenn er den Tag gearbeitet hat, dann hat er Jemand, mit dem er reden kann. Und das Denken ist doch nur eine halbe Sach', wenn man Niemand hat, dem man's sagt. Und ich wär' noch hundertmal so vergnügt, wenn ich eins hätt', das sich mit mir könnt' freuen. Ja, nun begreif' ich's freilich, warum meine alten Kameraden das Wildthun müde geworden sind, wenn sie haben geheirathet gehabt. Und hätt' ich auch geheirathet, ich könnt' schon lang' da sein, wo ich jetzt bin, und braucht's nicht heimlich zu sein.“

Nun weiß er auf einmal, was ihm fehlt. Und wiederum, nun er's weiß, nun fehlt's ihm erst recht. Das Denken, womit er die Leere seither verdeckt hat, hilft, nun er sie sieht, auch nur sie noch größer machen. Und es freut ihn nicht mehr, weil er's Niemandem mittheilen kann.

„Wenn du mich doch hätt'st zur Frau, da könnt' noch ein

Mann aus dir werden!“ Das klingt ihm immer noch vor den Ohren. „Ja, sie hat auch darin Recht gehabt, die Heiterethei. Und sie hat's doch wohl eigentlich gut gemeint mit Allem, was sie mir am Grunder Markt gesagt hat. Und es war gut, daß sie das hat gethan. Und wenn ich mir's recht überleg', so hab' ich doch immer an ihre Reden gedacht. Ich wär' doch nicht anders worden ohne die Heiterethei. Weil ich ihr hab' folgen müssen, das hat mich wild auf sie gemacht. Und so wild ich auf sie war, ich hab' doch nicht anders können. Wenn ich ihr das selber könnt' sagen, es wär' doch ein ganz ander Ding. Und sie thät' sich drüber freuen.“

Solche Gedanken hätte er noch vor wenigen Wochen mit Spott verjagt und sich ihrer geschämt. So erweichend wirkt Einsamkeit und Einfluß des Aufenthaltes in freier Natur. Aber auch nur vor sich selber konnte er sich in solchen unbewußten Geständnissen ergehen; dachte er sich in die Welt, unter die Leute zurück, dann schämte er sich in der Denkart, die er ihnen unterlegte und die er widerwillig theilen mußte, solcher Gefühle desto mehr.

Am andern Morgen kam seine Großmutter in den Stadel. Sie wollte sich nicht länger zurückhalten lassen, nach ihm zu sehen. Die Gerüchte, die über ihren Fritz in der Stadt umherliefen, konnten ihr nicht fremd bleiben. Sie kam zitternd vor ängstlicher Erwartung und war ganz glücklich, als sie den geliebten Enkel weder still wahnsinnig, noch über schlimmen Planen brütend fand. Sie erstaunte über die an Eigensinn gränzende Ordnung, die in seiner Werkstatt herrschte, über seinen Fleiß — denn er allein schaffte den Tag über mehr, als früher mit seinen beiden Gesellen zusammen —, am meisten und freudigsten über sein heiteres, gesundes und freundliches Aussehen. Bedenklich freilich war es ihr, wenn sie ihn mit dem Lehrlinge reden hörte. Dann glich er in der That dem Bilde, wie ihn die Gerüchte malten. Das geschah auch zuweilen, wenn Bekannte draußen vorbeigingen.

Das „Fräle“ schüttelte den Kopf, als er ihr seine Gründe

dazu mitgetheilt hatte, aber sie kannte ihn zu gut und war zu klug, ihm ihre Meinung zu sagen. Auch von den Gerüchten über ihn schwieg sie, um ihn nicht noch mehr gegen die Leute aufzureizen.

„Weißt du denn, Tichterle (Enkel), was ich eigentlich bei dir will? Ja, du weißt's net. Guck', Fritzle, es wär' freilich besser gewest für dich, wenn dein Vater oder deine Mutter selig länger wär' am Leben geblieben. Wie du kaum bist zwölf Jahr alt gewest, da hast du armer Jung' schon nix mehr gehabt als dein alt Fräle. Ja, wenn du noch wen'gstens hätt'st Geschwister gehabt; mit denen hätt'st du dich verstanden, und es wär' Manch's von euch geredt' worden, was gut wär' gewest. Aber was kann ein junger Bursch mit einem alten Fräle reden? Siehste, das ist, als wenn ein Franzos und ein Pariser mit einander wollten reden. Da red't der Ein' Französisch und der Ander' Pariserisch, und hernachen weiß Keiner, was der Ander' eigentlich hat gewollt. Siehste, da hab' ich immer gedacht, wenn das Fritzle nur einmal so weit aus dem Gröbsten wär', daß er könnt' frei'n. Und guck', wenn einer auch ist wie ein Baum wo einen Stamm hat, wer weiß, wie dick, und einen Wust von Blättern, eine rechte Wurzel kriegt er doch erst, wenn er hat gefreit. Jed' Kind ist hernachen ein Wurzle mehr, das ihn mit der Erden zusammenhält, wo drinn er steht. Nu, du wirst dir das alles besser ausdenken, wie's ein alt Fräle dir kann sagen. Und wenn dir's nicht recht ist, so ist's eben auch ein Wort gewest. Man red't gar viel den Tag, was man nicht in den Kalender schreibt. Nun sind Mädle genug in der Stadt, wo dich möchten. Es ist schon eine Zeit her, daß mir die Baltinessin hat merken lassen, ihre Ev' gäb' dir keinen Korb. Die Baltinessin ist eine große Frau, und wo viel Geld hat und viel Sachen; es wär' davon zu reden. Ich hab' freilich meine Gedanken für mich gehabt, und ich weiß nicht, ob's deine auch konnten sein. Guck', ich bin ein arm Mädle gewest, wie mich dein Härle (Großvater) selig hat genommen, er hat's aber keine Stund' bereut. Ich will nicht weiter davon reden, aber ich hab' gedacht, eine Reiche müßt's nicht sein, wenn's

nur Eine wär', wie sie für dich passen thut. Es ist nix leichter, als Frau heißen, aber damit ist's noch nicht gethan. Guck', die Heiterethei hast du immer so gut können leiden, und wenn ich eine Tichterlesfrau nach meinem Gustum finden müßt', ich braucht' nicht lang' zu suchen."

Der Fritz saß rittlings auf seiner Schnitzbank. Er streckte seine Beine gerade aus in die Luft und lachte, damit die Großmutter nicht merken sollte, ihm sei derselbe Gedanke schon gekommen. Wohl auch aus Freude über das unvermuthete Zusammentreffen.

„Ihr seid nicht gescheidt," sagte er dann. „Ihr habt Einfäll', wie ein alt Haus, Fräle. Von mir red' ich gar nicht, und bei der Heiterethei, da kamt' ihr auch schön an."

„„Ja, du meinst,"" entgegnete die Alte, „„wegen ihrem Gethu? Es ist aber gar ein ander Ding, wenn einem Mädle wird gesagt: willst du frei'n? oder wenn Einer sagt: willst du mich frei'n? Und einem armen Mädle klingt fell (jenes) wie Spott. Und so haben's die Leut' ihr oft gesagt. Frag' du sie nur, Fritzle: willst du mich? du fragst gewiß nicht fehl.""

Der Fritz zog die Beine wieder an sich und setzte die Füße vor sich auf die Schnitzbank. „Ihr seid ein dumm's Fräle," lachte er noch einmal. „Ihr meint, weil sie arm ist. Ja, seht ihr, ihr denkt nicht. Und ein alt Fräle, wie ihr seid, hat's auch nicht nöthig. Aber ein Mann, den macht erst das Denken. Wer fleißig ist, der ist nicht arm. Das sind nur die Leut', die nix machen und sich umseh'n, wo von selber was kommen könnt' für sie. Na, ihr versteht das nicht. Wenn ich einmal will frei'n — ich hab' noch Zeit genug. Und nu geht heim und laßt euch nicht merken, wie ihr mich habt angetroffen. Der alt' Schramm und die ganzen Leut' sollen nicht meinen, sie sind schuld. Und wenn ihr sagt, ich bin anders geworden, hernachen werd' ich gleich wieder wild."

Die Großmutter ging, das alte, ehrliche Herz so froh, wie seit vielen Jahren nicht.

Der Fritz nahm das Schnitzmesser wieder zur Hand; aber

er legte beide nur auf seine Kniee; dafür schnitzte er im Kopf an einem Entschlusse. Das Holz, daraus der Entschluß werden sollte, war verdammt hart und voll Aeste. Es gab ihm manchen Ruck, wenn das Messer darüber hinrutschte, ohne zu packen.

„Wenn du mich zur Frau hätt'st," begann sein Selbstgespräch — „ja, wenn sie das nicht im Zorn hätt' gesagt! Und das: du denkst, dich möcht' ich? dich? das war ein dicker Ast. Und wenn du einen Rock anhätt'st, und der wär' aus lauter Thalern gemacht, und an jed's Haar wär' ein Dukaten gespießt, dich möcht' ich nicht. Der ärmst' Bettelmann wär' mir lieber als du, wenn ich Einen möcht'. Aber ich mag gar Keinen! Aber das hat sie eben auch im Zorn gesagt. Der Adams-Lieb und die Anderen waren dabei und ich selber, und ich hab' sie erst in den Zorn hineingebracht gehabt. Ich hätt's eben so gemacht an ihrer Stell', und ich thät's heut noch, wenngleich ich innerlich nicht so dacht'. Ja, wenn man wußt', was sie sich innerlich dabei gedacht hat, hernachen! — Und das, was das Fräle hat gesagt wegen ihrem Getu? Solch ein alt stumpf Fräle hat manchmal auch eine Stell', wo sie schneid't. Den Reif da, wo noch seine Rinden hat und ungespalten ist, den mach' ich auch nicht so um die Stuzen herum. Und' ich hab' damals freilich noch meine ganze Rinden um mich gehabt und bin noch nicht gespalten gewest. Sie hat gemeint, wie ich damals bin gewest, und da verdenk' ich ihr's jezt selber nicht, wenn sie mich nicht hat gewollt. Hergegen, wenn sie wüßt', wie ich jezt bin, und daß man schon komm' sagen: Wer was gscheidt will anfangen, der muß den Meister Holder fragen! Und wenn sie's nun wüßt' und möcht' mich doch nicht und thät' sich groß damit: der Holders-Fritz ist wie dem Herrnmüller sein Spitz; er thut, was ich will, aber einen Spitz nehm' ich doch nicht? Oder so; denn sie hat verwünschte Reden, wenn sie anfängt."

Ohne es zu wissen, zerhieb er mit dem Schnitzmesser den Reif, der vor ihm lag.

„Oho!" sagte er dann; „das Wüttern ist vorbei." Er packte sich selber mit der nervigen Faust vorn beim Hemdekragen.

„Ich will doch über dich Herr werden, Bursch! Du sollst doch nicht der Einzig' sein, den ich nicht unterkriegt'! Na, da wär' ja der alte Fritz wieder! Das ist was Recht's, einen an der Gurgel packen. Das ist's nicht, sondern Denken macht den Mann!"

„Ja, wenn man halt wüßt', was sie innerlich meint," setzte er sein Selbstgespräch in einem Tone fort, der mit seiner Aufregung absichtlich im Gegensatze stand. „Aber wie soll man das erfahren? Da sind wieder die verwünschten Leut'!"

Er vergaß, daß er ja selber die Wand zwischen den Leuten und sich aufgeführt. Es ging ihm wie Allen, die sich vereinsamen. Er meinte, die Leute machten Opposition gegen ihn, während er dies gegen die Leute that. Den Leuten ist's bloß um vorübergehenden Zeitvertreib zu thun. Wär' er wieder unter sie getreten, hatt' er offen um die Heiterethei geworben und gezeigt, daß er anders sei als sonst, man hätte ihn gelobt und getadelt und — nach wenig Tagen über etwas Anderem vergessen. Aber er setzte seinen Groll bei Allen voraus, er meinte, ihnen sei es eben so eine Sache des innersten Menschen, ein Ehrenpunkt, wie ihm. In geringerem Maße begegnet Jedem etwas Aehnliches. Er kann nicht drüber hinwegkommen, was Andere über seine Reden und Handlungen denken mögen, die längst von Jenen vergessen sind. Er meint, sie sind so angelegentlich mit ihm beschäftigt, als er selbst es ist.

„Das Frale mag ich nicht schicken," dachte er weiter. „Sie kann nicht gut hören, und ich schämt' mich, wenn ich's ihr sollt' auftragen. Ich könnt' die Heiterethei an einen Ort bestellen lassen; das ist auch nix. Wenn ich ihr auspaßt'? Sie ist immer die Letzt' herein vom Feld. So daß sie meinen müßt', ich käm' so zufällig den Weg. Und im Zwielicht; und ich müßt' passen, wenn sie einmal allein wär', und auch Niemand in den Weg kommen könnt'. Ja, ich thu's! Und die Garten da nehm' ich mit. Wenn mir doch Jemand begegnet, daß er meint', ich geh' Weiden hauen. Finster ist's genug! wenn ich noch den Rock umwend', kennt mich keine Seel'. Und merken sie doch, und die Heiterethei mag mich nicht, hernachen geh' ich nach Amerika!"

Wir wissen, wie wenig es ihm glückte, seinen Vorsatz auszuführen. Einmal wartete er vergeblich; sie war wo anders gewesen, als er gemeint; ein ander Mal war sie nicht allein, ein drittes Mal mußte er seinen Lauerposten verlassen, um nicht entdeckt zu werden.

Je öfter er vergeblich gegangen, desto versessener wurde er darauf, sie zu sprechen. Arbeit und Denken freuten ihn nicht mehr; er dachte bald nur noch an die Heiterethei, und wenn er fleißig arbeitete, so geschah es nur, um das Denken, das immer qualvoller wurde, los zu werden. Und wozu arbeitete er, wenn er nicht für sie mitschaffte? Auch auf die Leute, die zwischen dem Mädchen und ihm hindernd standen, ward er immer zorniger. Und dieser Zorn entfernte ihn wiederum immer mehr von dem einfachsten Wege, das Mädchen durch seine Großmutter ausforschen zu lassen, oder sie offen in ihrem Häuschen oder sonst wo aufzusuchen. Am schlimmsten wurde es mit ihm, als er zu bemerken glaubte, sie weiche ihm geflissentlich aus.

Wir können uns nun leicht erklären, wie es ihn packte, als er dem Schmied glauben mußte, es wisse die ganze Stadt, er sei ein Anderer geworden, und zwar aus Gehorsam gegen die Heiterethei, und er bemühe sich um sie, die ihn verschmähe. Sein ganzer alter Stolz wachte wieder auf. Es war ihm nicht genug, sich den Anschein zu geben, als verfolge er die Heiterethei in böser Absicht. Er wollte nun wieder der Alte werden, wieder der völlig wilde Fritz, der Heiterethei, der ganzen Stadt und sich selber zum Trotze.

Er stand schon in der Kegelbahn im Schwanengarten, als er zu sich kam und begriff, es sei der verkehrte Weg, sich an der Heiterethei und den Leuten zu rächen, wenn er nun wieder wild würde, da die Leute wußten, er that es nur, weil die Heiterethei ihn verschmähte. Nein, ihnen zum Trotz mußte er nun ordentlich bleiben, und die Heiterethei mußte Respect vor ihm bekommen und bereuen, was sie gethan. Der Schwanengarten stieß unmittelbar an die lange Reihe der Stadelgärten. Wenn er über etwa zehn Hage wegstieg, kam er unbemerkt wieder in

seiner Werkstatt an. In wenig Minuten war der Gedanke ausgeführt. Schon stand er an dem letzten Zaune, der ihn noch von seinem Garten schied.

„Ja, wenn's auf mich ankäm'," hörte er da die Stimme der Heiterethei sagen. Er merkt, sie steht im Garten des Nagelschmieds bei diesem und seiner jungen Frau.

„Meinetwegen," sagt er trotzig zu sich selbst, „ich geh' in meine Werkstatt." Er that das wirklich; es war nur seltsam, daß er dazu einen Umweg wählte durch den Nachbarsgarten, und zwar einen, der ihn hinter dichten Weichselbüschen ganz nahe an den Sprechenden vorbeiführte; und noch seltsamer, daß er dort stehen blieb. Und doch war das Letztere gar nicht seltsam, denn das Rauschen seiner Schritte im tiefen Gras mußte ihn den Sprechenden verrathen, wenn er weiter ging.

„Ja, wenn's auf mich ankäm'," hatte die Heiterethei gesagt. „Ich könnt' bei guter Zeit mit dem Eisen da sein. Aber im Zainhammer ist's immer, als machten sie das Eisen erst, das man holen will. Da läuft ein Schmiedeknecht nach dem Buchhalter. Der ist nach Reik gegangen. Hernachen finden sie die Schlüssel nicht, und wer weiß, was noch!"

„„Das Annedorle muß nur recht tribuliren,"" entgegnete der Nagelschmied.

Jetzt kann der Holders-Fritz die Heiterethei mit der jungen Frau vergleichen, die er neulich für sie gehalten hat. Und er begriff nun kaum, wie die Verwechslung möglich war. Wer die junge Frau allein sieht, der kann sie wohl für hübsch halten; doch der Heiterethei gegenüber! Aber er hat eben selber gar nicht gewußt, wie hübsch die Heiterethei ist. Das sieht er jetzt erst.

Die Heiterethei ist an jedem Gliede voller, als die Nagelschmiedin, und doch im Ganzen schlanker. Die Nagelschmiedin hat viel in der Art, sich zu halten und sich zu bewegen, mit der Heiterethei gemein; aber es sieht so zufällig an ihr aus, als könnte sie es auch anders machen; bei der Heiterethei dagegen begreift man nicht, wie eine Bewegung an ihr anders sein könnte, als sie ist. Sie gehört zu jenen seltenen Gestalten, die ganz

und nur sie selbst sind, wo jeder Zug, jede Bewegung ein nothwendiger Bestandtheil des Ganzen ist, eine Ausstrahlung ihres innersten Wesenkerns.

Der Holders-Fritz stellt sich vor, wie sie aussehen müßte, wenn sie geputzt an seiner Seite ginge.

„Du bist mir der recht' Denker!" sagt er zu sich. „Da hätt'st Du gleich daran denken sollen, daß der Morzenschmied ein Tuckmäuser ist, der dich bloß hat ausholen wollen und dich gegen die Heiterethei aufbringen. Das ist dumm, daß die, der Nagelschmied und seine Frau, mit der Heiterethei geh'n, sonst probirt' ich's heut noch, dem Tuckmäuser zum Trotz, ob ich mit ihr soll' zum Sprechen kommen. Aber nun geschieht's morgen ganz gewiß. Die werden sie ja im Hainhammer wieder aufhalten bis zu Abend."

Und mit dem Beginne des nächsten Zwielichts ist er auf dem Wege.

Die Bäuerin, die er am Eingange in das Ulrichsholz fragte, ist ihr nicht begegnet. Herein in die Stadt kann sie noch nicht sein.

„Wenn sie aber den Bühel fährt," meint er, „verpaff' ich sie doch. Den Weg an der Herrnmühl' vorbei, den geht sie nicht; der wär' ihr zu viel um. Wenn ich auf dem Ulrichssteg wart', da kann ich sie nicht verfehlen."

Und auf dem Ulrichssteg steht er nun schon eine ganze Stunde lang.

Alles ist still um ihn, kein Mensch zu sehen und zu hören, das ganze Thal hin und her. Wie ist's so schwül und so ängstlich! Die Weiden flüstern wehmüthig und winken ihn vom Steg weg. Der Bach hupft, als möchte er nur schnell vorüber sein, und der Fritz sollt's auch so machen. Gar nicht fern rauscht das Walkmüllerwehr. Zuweilen blickt der Mond aus den Wolken, als wolle er sehen, ob denn der Holders Fritz noch immer auf dem Unglückssteg stehe. Dann verhüllt er schnell wieder sein Antlitz, wie einer, der sich seine Angst nicht will ansehen lassen. Wenn er herunter sieht, dann blinkt das Wasserrad der

Walkmühle wie die Silberstickerei von einem Leichentuche auf dem Dunkel der Nacht. Eine Singdrossel singt so ängstlich eifrig, als wollte sie einem Scheidenden noch schnell soviel von ihrer süßen Stimme mit auf den Weg geben, als sie kann.

Nur der, dem all' dieses ängstliche Bemühen gilt, theilt es nicht, obgleich es allmälig, ohne, daß er weiß, warum, seine warmen Gedanken anfröstelt.

„Heint muß ich erfahren, wie sie meint," sagt der Holders-Fritz vor sich hin. „Will sie mich, hernachen laß ich Leut' Leut' sein und führ' ein Leben mit ihr, wie der lustig' Herrgott von Frankreich, einen Tag schöner wie den anderen. Da sollen die Leut' einmal seh'n, was ein Büttner eigentlich kann machen, der seine Sach' versteht, und was einer kann erwerben, wenn er nur fleißig will arbeiten. Und am Sonntag geh'n wir zusammen nach den Felsenkellern, oder zum Tanz wohin. Die Leut' sollen Respect haben, sie mögen wollen oder nicht. Und wenn wir den Saal hinauf tanzen zusammen — still! ist das nicht ihr Schiebkarr'n, was so geklirrt kommt vom Ulrichsholz her? Den soll sie mir nicht mehr anrühren. Sie soll nix als kochen zu Haus, und was sie selber sonst will thun. Wenn ich einmal sterb', soll sie denken: so lieb hätt' mich doch kein Anderer gehabt! O, ich will's schon machen, daß sie den Fritz nicht soll können vergessen. Wie ich aber jetzt nur auf's Sterben komm'? Ein Kerl wie ich, da geht's nicht so leicht damit, wie mit einem Schneider, und wenn ich das Annedorle hab', vollends nicht! Ja freilich: wenn ich sie hab'!" —

„Aber das ist sie endlich doch, was dort gefahren kommt? Ja, jetzt im Mondschein. Wie das kurios aussieht. Alles drum 'rum ist finster, und nur das Annedorle und ihr Schiebkarr'n sind hell. Es ist ordentlich, als wenn sie selber leuchten thät'. Und noch ein Arm daneben, und es ist, als deutet' der Arm nach mir. Wem der Arm muß gehören? Das wär' verwünscht, wär' sie wieder nicht allein. Jetzt — ja nu ist's weg. Nu ist's dort wieder so finster, wie überall sonst. Aber nunmehr müßt' ich sie doch den Weg seh'n kommen daher, wenn auch nicht mehr

so deutlich wie vorhin. Oder den dort, wo nach der Herrnmühl' geht. Und klirren hört man auch nix mehr. Die Bauersfrau hat so wunderlich gethan. Hat sie's dem Annedorle doch gesagt, daß sie mir ist begegnet und ich hab' nach ihr gefragt? und weicht die mir doch mit Fleiß aus? und hat mich da auf dem Steg geseh'n? Aber hernachen müßt' sie umgewandt sein und wieder zurück. Oder hab' ich mir's bloß eingebild't, daß ich sie sah? Die Leut' reden von Ahnungen, wie sie's heißen. Soll ich sie nicht kriegen? Dann geh' ich übermorgen nach Amerika. Jetzt war's doch, als klirrt' was im Gras unter den Erlen her? — Oder — am allerliebsten wär' mir's hernachen, ich stürb', und lieber heint als morgen. Hernachen wollt' ich, es wär' eine Ahnung gewest, und die mich hätt' bedeutet. Da unten das dunkle Wasser unter mir . . ."

Der arme Holders-Fritz! Er hat sie wirklich gesehen; aber er darf's immer für eine Ahnung nehmen, die ihn bedeutet.

Denn nun klirrt es wirklich und laut und hart an ihm auf dem Steg. Er will sich nach dem Klirren wenden, aber ein gewaltiger Stoß reißt ihn um. Er fühlt keinen Halt mehr unter den Füßen. Im Fallen wirkt die Bewegung noch, mit der er sich wenden wollte. Einen Augenblick sieht er das bleiche Gesicht der Heiterethei über sich; so wild und bleich; so rollend die braunen Augen, so gepreßt die vollen Lippen; es ist immer noch schön. So lange hört er ihr schnelles, tiefes, lautes Athmen.

Jetzt spritzt das Wasser um ihn auf. An allen Gliedern faßt es ihn wie mit kalten Händen an. Mit dem ganzen Leibe aufschlagend, fühlt er wieder festen Boden unter sich; ein Schmerz zuckt vom ersten Finger der rechten Hand nach seinem Herzen zu. Das thut noch ein paar wilde Schläge. In seinen Ohren braus't es, als läg' er unter'm Walkmüllerwehr. Um seine Brust ringelt sich pressend eine ungeheuere grüne Schlange; über seine Augen legt sich ein dunkelrothes Tuch. Er schnappt nach Luft und zieht ein kaltes, schweres, nasses, gurgelndes Ding durch den Mund hinein in die tiefste Brust, das er nicht wieder herauszustoßen vermag. Das rothe Tuch wird schwarz mit durcheinander wim-

melnden gelben Sternen. Der Boden unter seinem Kopfe versinkt, der Kopf nach in eine endlose Tiefe. Und diese eigene Empfindung, die schon in Bewußtlosigkeit übergeht, weiß er, ist die Empfindung, die jeder Mensch kennen lernt, aber keiner mehr als Einmal.

Nicht lange, und keine Blase mehr spritzt auf über dem Liegenden. Der Wasserspiegel schließt sich und zeigt gleichmüthig der stillen Nacht ihr Bild.

So, zu langsam und doch zu schnell, war der Heiterethei noch keine Nacht vergangen. Dagegen war die vorige mit all ihrer Furcht vor dem Träumen, mit all ihrem Angstschweiß noch eine Ruhenacht, eine Erquickungsnacht gewesen. Da gaukelten nur unbestimmte Erwartungen um sie, was ihr vielleicht Schlimmes begegnen könnte. Heute stand es gewiß, furchtbar gewiß vor ihrer Seele, was sie selber Schlimmes wirklich gethan.

Immer und immer wieder zwang es sie, sich zurückzurufen, was sie gern vergessen hätte, und hätte sie Alles mit vergessen müssen, was sie in anderen, glücklichen Nächten so gerne gedacht. Und mit unbarmherziger Gewissenhaftigkeit Zug für Zug. Keiner wurde ihr geschenkt. Erst die Genugthuung des Sieges und der Rettung, dann mit der wiederkehrenden ruhigeren Besinnung die Angst vor der Art, die Furcht vor den Folgen der That. Wie es sie getrieben, zu dem Stege zurückzulaufen, um zu sehen, ob er noch lebe! Und warum sollte er nicht? Das Bächlein war ja in den heißen Tagen so seicht und floß dort auf weichem, moorigem Grunde. Sie hätte es nicht überleben mögen, wenn er todt war. Ein so tiefes Mitleid entband sich so seltsam und plötzlich aus seinem Gegensatze. Ein beredterer Anwalt sprach dies jetzt für ihn, als alle Stimmen, die ihn früher angeklagt. Ja, ihr war, als habe sie selber eigentlich gar nie geglaubt, er verfolge sie, und als müsse sie sich verwundernd besinnen, was sie doch nur getrieben habe zu der feindlichen That. Er hatte

nichts gegen sie gebrütet; sie hatte nicht Nothwehr geübt. Nein! ohne alle Ursache hatte sie sich an ihm vergriffen. Es war ihr ein Bedürfniß, eine selbstmörderische Lust, ihrer That die geringfügigsten Ursachen unterzulegen, damit sie selber sich nur recht hassenswerth erschien.

Aber war jetzt Zeit zu solchen Gedanken? jetzt, wo jeden Augenblick Jemand sie sehen konnte? Und wenn sie dennoch wendete, ihn zu retten, wenn es noch möglich ist — stehen nicht schon Menschen um den Steg? wohl gar schon die Gerichte? Wenn sie jenen Umweg unter den Erlen einschlägt, kommt sie von der entgegengesetzten Richtung nach der Stadt. Aber weiß man nicht dennoch, daß sie im Zainhammer gewesen? Hat der Schneider sie nicht gesehen?

Die letzten Einwände treffen sie schon auf dem Erlensteig. Der Umweg wird ihr nicht helfen. Und ist es ihr nicht gleichgültig, ob man sie sieht? ob man sie ergreift? Wäre ihr in diesem Augenblicke die Todesstrafe nicht Wohlthat? „O, ich wollt'," stöhnte sie vor sich hin, „sie machten mich auch todt!" Warum flieht sie denn? Warum schlägt sie den Unterrock herauf über den Kopf, um sich unkenntlich zu machen?

Ja, wäre es einen Augenblick nur! Müßte sie jetzt, jetzt niederknieen, und das breite Schwert durchzischte ihr den Nacken! Aber wenn sie mit Ketten geschlossen über die Straße geführt wird, und die Leute weichen scheu vor ihr und flüstern auch nicht eher mit einander, bis sie vorbei ist! Und das Gefängniß! Zwischen den engen Steinwänden soll sie still sitzen, wer weiß, wie lange! Sie, der es wie dem Reh und dem Vogel nur im Weiten wohl ist! In der Gerichtsstube muß sie stehen und sich von Männern in's Gesicht sehen und sich fragen lassen, wer weiß was! stundenlang! Und dazwischen ist's so still, daß man nur die Federn knarren hört, die aufschreiben, was sie gethan. Und die Leute — aber die Leute wissen ja, daß er sie verfolgt hat; sie alle können's bezeugen, sie alle haben's gesehen.

Und so oft sie im gezwungenen wieder und immer wieder Durchleben der Ereignisse der schrecklichen Nacht an diesen Ge-

danken kommt, dann wünscht sie den Tag herbei, den sie doch fürchten muß. Dann sind die Frauen wieder da, und an der Dringlichkeit ihrer Warnungen wird sie gewiß, daß sie die That thun mußte, daß sie in Nothwehr war, und Nothwehr ist erlaubt. Ja, sie hat nur Nothwehr geübt. Hatte die Bäuerin nicht die Axt blinken sehen? Hatte er nicht gegen den Schmied gedroht? Sollte sie in ewiger Angst leben? Nein! lieber sterben, wenn es sein muß! Aber muß es denn sein? Soll sie sich nicht wehren? Und wieder stand der Fritz auf dem Steg. Und wieder fährt sie mit dem Muthe der Verzweiflung auf ihn los. Und wieder stürzt der Fritz in den Bach. Und wieder fragt sie sich: „Ich hab's doch wohl eigentlich gar nicht geglaubt. daß er mir was will thun; ich möcht' nur wissen, was mir gewest wär', daß ich ihm das hab' gethan!" Und wieder endeten und wieder begannen die Ereignisse der Nacht ihren schwindelerregenden Reihentanz vor den fieberisch glühenden Augen des Mädchens.

Der gehoffte und gefürchtete Tag kommt — und kommt eben so wie jeder andere.

Die Heiterethei begreift nicht, daß sein erster Strahl auf den zerbrochenen Spiegel fallen kann wie immer, da in ihr Alles so anders ist. Sie meint, heute muß die Sonne wo anders aufgehen und auch anders aussehen als sonst. Aber der Tag kommt eben daher, wo seine älteren Brüder herkamen, und er zögert auch nicht und eilt auch nicht; gleichgültig wie jeder andere, ob man ihn fürchtet, ob man ihn erhofft. Und er kommt nicht einmal in Wolken gehüllt, er kommt so blau und golden, als wüßte er sich bloß erhofft.

Und wenn es an das Häuschen pocht, so ist's auch nicht ein Bote des Criminalgerichtes, so ist's nur der alte Hollunderbusch, der sich behaglich in sich hineinschüttelt im lustigen Morgenwind, als wüßte auch er nichts von den Ereignissen der schrecklichen Nacht.

Die Heiterethei sieht jedes Kleidungsstück, das sie anlegt, darauf an, ob es nichts davon weiß. Der Bach, in dem sie sich

wäscht, erzählt immer noch die alten Geschichten und nichts von der gestrigen Nacht.

Wie sie alles Andere so fest steht im alten Geleise, möchte sie an sich selber zweifeln. War Alles, was sie erlebt zu haben meint, eben das, vor dessen ihr unbekanntem Wesen sie sich immer gefürchtet, ein Traum?

Aber da steht ihr Karren noch mit dem Eisen. Das hat sie doch gestern vom Zainhammer gebracht. Sie hat es nicht an den Nagelschmied abliefern können, weil sie auf dem Umwege so spät heim kam. Und warum hatte sie den Umweg gemacht?

So war doch Alles wirklich geschehen.

Aber wie kam es denn, daß man sie nicht ins Gefängniß holte? War es ihr gelungen, allem Verdachte auszuweichen?

Das Eisen muß zum Nagelschmied. Auf dem Wege dahin wird sie Leuten begegnen, und die müssen's ihr doch ansehen, daß sie es ist, die es gethan hat. Die Gassenjungen müssen ihr nachlaufen und mit den Fingern auf sie zeigen: „Die, die da ist's! Die ist's gewesen, die hat's gethan!"

Oder war's nicht so gefährlich für den Holders-Fritz ausgefallen, als sie gefürchtet? Sollte sie nicht sterben oder ein ganzes Leben hindurch das erdrückende Gewicht der Unthat auf ihrer Seele tragen müssen? So will sie wenigstens die Ungewißheit loswerden.

„Hab' ich's gethan, so mögen sie mich einsetzen," sagte sie; „hernachen mag ich auch nicht mehr am Leben bleiben. Muß ich sterben, so will ich's wenigstens nicht am Fürchten. Und so ist's, und nu ist's fertig."

Aber in dem alten Tone sprach sie das nicht.

Nun hört sie die alte Annemarie die Treppe herunterkommen, um ihr Wächteramt anzutreten. Die Heiterethei muß eilen; sie fühlt die Blicke der Alten auf ihrem Rücken brennen.

Das starke Mädchen vermochte kaum, den Schiebkarren zu heben. Es war, als läge ihre That mit darauf.

Und wie langsam kommt sie diesesmal von der Stelle! Jeder Vorübergehende wird sehen, wie sie zittert, und bedenklich stehen

bleiben, um ſie recht zu beſehen. Und deſto weniger wird ſie eilen können. So hat ſie gedacht, wie ſie um die Ecke biegend in die Weidengaſſe kam. Und dort ſteht ſchon Einer am Fenſter und beobachtet ſie. Er öffnet das Fenſter und ruft: „Die iſt's!“ Nein; er ruft dem Bader, der aus einem andern Hauſe kommt, zu eilen! Aber weßhalb? Soll er ihm helfen, ſie beobachten? oder ſie aufhalten? „Er barbirt wohl den Wirthen ihre Fäſſer, und Seine Kunden können ſich den Bart mit der Scheer' abſchneiden!“ So zankt der Geleitsreiter aus dem Fenſter, und der Bader entgegnet lallend und ſtolpernd: „Keinen Tropfen, Herr Geleitsreiter!“ „„Das iſt ja auch wie jeden Tag,““ ſagt wieder aufathmend die Heiterethei.

Sie kommt durch Gaſſen und Gäßchen; da hat Jedermann mit ſich ſelbſt zu thun; wenn Einer auf ſie redet, ſo iſt's mit einem herkömmlichen Spaße. Niemand ſieht ihre That ihr an. Nirgends ſtehen Leute beiſammen, die mit einander flüſtern und ſich erzählen, was da wieder einmal Schreckliches iſt geſchehen. Die Gaſſenjungen ſchlendern der Schule zu; keiner läuft hinter ihr her und zeigt mit den Fingern auf ſie: „Die iſt's, die hat's gethan.“ Ihre Laſt wird ihr immer leichter, ihr Schritt federnder.

„Ich mein', das Annedorle iſt über Nacht geblieben im Zainhammer,“ ſagt der Nagelſchmied, der in ſeiner Thür ſteht. „Die iſt gut nach dem Tode ſchicken.“

Die Heiterethei weiß nicht, ſoll ſie ſagen, ſie ſei die Nacht zu ſpät heimgekommen, um das Eiſen noch zu überliefern. „Ich denk',“ ſagt ſie, „damit wartet ihr noch ein Jährle oder ein paar. Meinen Schiebkarr'n kann ich wohl da bei euch laſſen ſteh'n, dann braucht' ich nicht erſt noch einmal heim. Rückwärts von meiner Bas ihrem Lein nehm' ich ihn wieder mit.“

„„Na, da laßt nur nicht etwa das Unkraut ſteh'n und rupft den Lein 'raus, Annedorle.““ Damit geht der Schmied wieder hinein.

Die Heiterethei ruft ihm noch nach: „Seht ihr nur eure Naſen nicht für einen glüh'nden Nagel an.“

Dann geht ſie ohne Schiebkarren weiter nach dem Ulrichs-

thore zu. Sie lebt zwei Leben zugleich neben einander. Mit dem einen iſt ſie in der alten Umgebung die alte Heiterethei, mit dem anderen eine Verbrecherin, die jeden Blick auf ſich gerichtet meint und vor jedem Tritt, vor jedem rauſchenden Blatt erſchrickt. Bald ſcheint ihr Dieſes, bald Jenes Wirklichkeit und das Andere ein Traum.

Nun iſt ſie aus dem Thor; der Weg, den ſie geht, iſt der Ulrichsweg, derſelbe Weg, auf dem ſie geſtern die That verübt. Faſt möchte ſie umkehren, wenn ihr das einfällt, und doch zieht ſie's wie gewaltſam und wie der Vollendung ihres Verhängniſſes entgegen.

Wie iſt das heute anders als geſtern! Wie viel Menſchen beleben die Gegend, die geſtern ſo einſam war!

„Biſt du auch einmal die Letzt', Annedorle?" ruft ihr eine Stimme zu. Es ſind ihre Mitjäterinnen auf der Baſe Leinfeld, die ſtehen blieben, weil ſie die Heiterethei ſich nachkommen ſahen. Die Heiterethei holt ſie ein. Nun gehen ſie zuſammen weiter. Die Mädchen erzählen ſich allerlei, necken ſich und lachen; von dem Holders-Fritz wiſſen ſie, ſcheint es, nichts.

Nun ſind ſie nahe am Ulrichsſteg; immer kommen ihnen Leute nach und entgegen. Im Vorbeigehen wird ein ſcherzender Gruß ausgetauſcht, und noch immer hat kein Menſch des Holders-Fritz gedacht.

Sie möchte ſchon wieder glauben, ein Traum habe ſie zum Beſten gehabt, aber rechts vom Stege, wo der Bach einen breiten Sumpf bildet, ſind die Waſſergräſer Menſchenleibs lang niedergedrückt, und darüber ſteht eine Pfütze.

Kein Menſch ſieht danach; die Heiterethei nur mit einem einzigen ſcheuen Blicke. Zugleich fragt ſie: „Aber was iſt das für ein Rauch da links in den Bergen?"

„„Ein Rauch? Möcht' ich wiſſen, wo! Was du auch manchmal ſiehſt, Annedorle?""

Die Heiterethei hat alle Blicke von der Richtung nach dem Steg abgewandt; nun fehlt ihr der Muth, die gelungene Liſt zu

nutzen. Sie fürchtet, die Blicke der Anderen werden dem folgen, wenn sie nach der Pfütze sieht.

Nun sind sie über den Steg.

Die Heiterethei trägt ihren Hut an den langen B und läßt ihn fallen. Sie geht wie in Gedanken noch Schritte, damit sie sich zurückwenden muß, wenn sie ihn a Aber sie hat nicht an die Erlen gedacht — dieselben tief hangenden Zweige, die gestern ihr Heranfahren auf den H Fritz versteckten, verdeckten ihr jetzt die Aussicht nach dem

„Möcht' ich nur wissen, wer mir den Hut beschrie'n lacht die Heiterethei und martert sich während des ganzen gesprächs, das sich an diese Worte knüpft, ab, das Erinne bild von jenem flüchtigen Blicke sich zu vergegenwärtigen. so deutlich vermag sie es sich nicht zurückzurufen, daß sie zur Gewißheit käme, ob Blut auf der Pfütze stand oder

Innerlich damit beschäftigt, ist sie schon auf dem W und mit ihren Gefährtinnen lange in der Arbeit begriffe meint noch auf dem Wege zu sein. Da weckt sie die eines Vorübergehenden. Es ist die Stimme ihres B nisses selbst.

„Wißt ihr's schon?"

Die Mädchen richten sich auf und sehen nach dem der. Die Heiterethei, die dem Weg am nächsten steht, sich halten — sonst merken Alle, sie weiß es schon, was sagen will.

Wie lange nun das währt, bis er weiter spricht nur der Heiterethei, den Andern nicht, so neugierig Doch wer weiß, wie ewig die Erzählung dauern wird während dessen muß sie zehn Augen verbergen, was in geht! Das müssen die Andern nicht.

„Der Holders-Fritz," fährt die Stimme fort, Heiterethei zuckt zusammen, „ist aufgehoben worden vom dort im Sumpf am Ulrichssteg."

Die Angst der Heiterethei eilt dem Erzähler

„„Die Heiterethei hat ihn ...““ Aber nein! Der fährt anders fort.

„Man weiß nicht,“ sagt er, „ob er selber ist hineingestürzt, oder ob ihn Jemand anders hat hineingeworfen, aber todt ist er.“

Die Heiterethei vergißt, Athem zu holen; fast hatte sie vergessen, zu leben. Aber — „Ja, so todt, wie wir sind!“ lacht eine andere Stimme. „Der recht' Arm ist gelähmt, sonst nix. Er ist damit auf einen spitzigen Stein gefallen, wie er hat Weiden wollen hau'n. Ich hab' ihn selber geich'n.“

„„Auf dem Gericht?““ fragt der Erste.

„Hast dir's auch lassen weis machen? Wenn sich die auch noch einmengen wollten, wenn einer von selber in den Bach fällt und ganzbeinig wieder aufsteht und geht allein nach heim, das thät' gerad' noch fehlen!“

Weiter hörte die Heiterethei nichts.

Die Andern wußten nicht, was ihr begegnet war, daß sie plötzlich in die Kniee fiel und mit beiden Armen in den grünen Lein griff, als wenn sie Jemanden umarmen wollte, und in Einem Athem weinte und lachte.

„Was ist dem Annedorle?“ fragte die Base erschrocken.

„„Nix,““ sagte die Heiterethei, noch immer zugleich lachend und weinend. „„Nix, Bäs, nix. So ein verwünschtes Viergebein (Eidechse)! Ich jät' der Bäs ihren Lein mein Lebtag nicht wieder mit, wenn sie nicht die Viergebein' abschafft auf ihrem Feld. Nein, Bäs, laß' Sie nur die Viergebein'; sie wollen auch leben auf der Welt. Und die Welt ist so eine lustige Welt! — —““

„Seht,“ sagte der Gurken-Kaspar, von seinem Kartoffelfeld auf die Heiterethei deutend, die heimwärts daran vorbeiging. „Wie das geht! Sprung auf Sprung. Heiterethei, Heiterethei! Die tanzt wieder einmal ihren Namen.“

Auf einem anderen Felde stand ein Bursche. Man sah, er suchte ein Gespräch, um einen Vorwand zum Feiern zu haben.

„Annedorle!“ rief er, „du tanz'ſt wohl ſchon auf die Kirchweih los?“

„„Ja,““ ſagte die Heiterethei. „„Hernachen bin ich fertig, wenn du anfangſt. So bleiben wir im Geſchick.““

Auf einer Wieſe lachte man den Abgefertigten aus.

„Wann wird der einmal eine geſcheidte Antwort fehlen!“ rief Einer.

„„Wenn du einmal eine haſt,““ entgegnete die Heiterethei. „„Das geſchieht in ſieben Jahren nicht.““

Der Gurken-Kaſpar ſagte noch hinter ihr her: „Die Tag' war mir's immerfort, als wär' der Kreuzberg nicht mehr an ſeiner Stell', es war mir was, und ich hab' doch nicht gewußt, wo ich's hin thun ſoll. Nun merk' ich's erſt; das iſt gekommen, weil die Heiterethei nicht mehr ſo getanzt iſt wie ſonſt.“

Wir kehren zum Holders-Fritz zurück, den wir, durch den Anprall der Heiterethei vom Ulrichsſteg herabgeſtürzt, im Zehntbach unterſinkend verließen.

Nicht lange, und keine Blaſe mehr ſtieg über ihm auf, der Waſſerſpiegel ſchloß ſich über ihm und zeigte gleichmüthig der ſtillen Nacht ihr Bild. Zu plötzlich war er aus ſeinen Sehnſuchtsgedanken herausgeriſſen worden, zu unvermuthet war der Angriff des Mädchens gekommen, zu ſchnell der betäubende Sturz und das erſtickende Einathmen des ſchlammigen Waſſers darauf gefolgt. Er wußte kaum, was ihm geſchehen und wo er war, und auch der letzte Reſt der Beſinnung mußte ihn verlaſſen, hob ihm nicht in dem Augenblicke, der über Leben und Tod entſcheiden ſollte, ein inſtinctmäßiges Aufſtemmen der Hände auf dem ſeichten Grunde des Sumpfes, Kopf und Bruſt über die Waſſerfläche empor und hielt ſie da feſt, bis das Eingeſchluckte durch Mund und Naſe wiederum herausgeſtoßen war. Das Dunkel vor den Augen ſchwand; die grüne Schlange wälzte ſich von ſeiner Bruſt herab, ſo wie dieſe ſtatt des harten, kalten, gurgelnden Dinges wiederum die weiche Sommernachtluft einzog, und

ringelte sich glitzernd und riesenlang von ihm weg, bis er gewahr wurde, sie sei nichts Anderes als der altbekannte Zehntbach, und er selber liege bis an die Brust in des Baches Wassern. Was über ihm schwarz vom blauen Nachthimmel sich abschnitt, war der Ulrichssteg, auf dem er kaum vor einer Minute noch gestanden. Er besann sich, was er eben gethan und wie er heruntergekommen sei, und konnte erst nichts finden, als über ihm vorbei rasend ein bleiches, wildes Mädchengesicht mit rollenden braunen Augen und zusammengepreßten Lippen, durch die weitgeöffneten Nüstern schwer, rasch und hörbar athmend. Er griff mit beiden Händen nach dem Steg, um sich auf ihn hinaufzuschwingen; aber der Schmerz, der von der rechten Hand bis zum Herzen flutend zuckte, machte ihm das unmöglich. Er mußte eine Stelle suchen, wo das Ufer seichter war, und über einen Theil der Wiese, um wieder auf den Weg zu kommen.

Mühsam fand er endlich zusammen, was an und in ihm vorgegangen in dem Augenblicke zwischen seinen harrenden Sehnsuchtsgedanken und dem Sturz in das Wasser. Er hatte dem so plötzlich auf ihn zuklirrenden Schiebkarren unwillkürlich den Arm entgegengestreckt, und war durch den Stoß des Fuhrwerks gegen seine Hand über den Rand des Steges gedrängt worden. Die Verletzung an dem ersten Finger derselben abgerechnet, konnte der Hergang nicht glücklicher für ihn ausgefallen sein. Aber seine erste tief heraufquellende Empfindung war: „Wär'st du doch liegen blieben im Bach!"

Er wußte nicht, war der pressende Schmerz im Herzen und krallte bis in die Hand, oder war er in dem Finger und zuckte von da bis in die Brust hinein. Wie seine Seele rang zwischen Zorn und Schmerz, er fand nur die Frage: „Was hast du ihr gethan?" Er empfand mit einer Art schmerzlicher Lust ihr ganzes Unrecht an ihm durch, und anstatt ihn frei zu machen von seiner Liebe zu ihr, trieb es diese nur zu größerem Wachsthum. Es scheint dies wunderlich, aber es ist's nicht. Oft macht, was wir voraus haben vor Anderen, uns sie zu lieben geneigt, während wir, im Bewußtsein, gegen Andere im Unrecht zu stehen, in ihnen

das Gefühl unſeres Zurückſtehens haſſen. Aber ſeinem Stolze kam eine unerwartete Hülfe.

Er hörte ſchadenfroh lachen. Zornig wandte er ſich und fand den Läppelsſchneider hinter ſich ſtehen. So hatte das Thier, das dem Holders-Fritz Alles zum Poſſen that: die Leute, auch hier ein Auge und ein Ohr gehabt. Und was dieſes heute gehört, das wußte morgen das ganze Thier. Da ſtand der alte Groll wieder auf ſeinen Beinen und machte den Holders-Fritz dem Schmerz der Liebe ſtreitig.

„Nu kann man wohl lachen," ſagte der Schneider; „denn wie man ſieht, hat dir das" — er machte die Bewegung des Schwingens — „nix geſchad't. Ja, das iſt ein Teufelsmädle, das!"

„„Wer?"" fragte der Fritz, der nicht geahnt, einen Zeugen ſeines Sturzes zu haben, wild.

„Dächt' ich doch," entgegnete der Schneider, noch ſtärker lachend, „du wüßt'ſt, wen ich mein'. Spürſt ſie wohl noch in allen Gliedern, denk' ich. Kreuzelement, muß dir die einen Schwung gegeben haben, daß du ſo weit vom Steg biſt geflogen! Mach' mir nix weis, Fritz. Weiß die ganz' Stadt, du haſt ihr aufgelauert ſchon eine Wochen lang. Sie hat einmal ſollen ſeh'n, ſie iſt nicht die Allerſtärkſt' und nimmt's mit jedem Mannsbild auf. Sie hat ſollen ſeh'n, du biſt doch ſtärker. Du brauchſt dich nicht zu ärgern, daß dir's quer iſt gangen. Da am Gründer Markt hat ſie's dem Morzenſchmied und dem Weber vom Säumarkt nicht beſſer gemacht. Sei nicht wild, wenn ich noch immerfort lach'. Muß das ein Griff geweſt ſein! Ja, die hat Arm' wie Buchenäſt', das Teufelsding! Ich bin doch auch einer und kein Pfefferkuchenmännle" — er hob den Rechen, den er auf der Schulter trug, um recht groß auszuſehen, — „ich hab' Stärk' wie Einer da in meinen Armen, aber bei der iſt der ſtarke Holders Fritz nix. Wir wollen ihr eins einbrocken, Fritz! Das wird angezeigt. Sie ſoll ſchon Reſpect kriegen vor uns Mannern."

„„Ich weiß nicht,"" entgegnete der Fritz, „„was du mit deiner Sie willſt und wen du damit meinſt! Ich hab' Weiden wollen hau'n und mich zu weit übergebogen; da hab' ich

das Geschick verloren und bin gestürzt. Kann sein, es ist Eins just über den Steg gangen; das weiß ich nicht. Und wer weiß, wie dir's da vorgekommen ist!"

Er wußte selber nicht, was ihn zu diesem Vorgeben trieb. Er meinte, es sei nur die Scham vor den Leuten, und doch war eben so viel Sorge um das Mädchen mit dabei.

„Ja," sagte der Schneider, „du willst nicht, daß es heißt: den starken Holders-Fritz hat ein Mädle in den Bach gerannt. Aber das geht mich nix an. Ein rechter Bürger muß alles Unrecht anzeigen, wo er sieht."

Dem Holders-Fritz stieß der Zorn auf, daß er wieder zum alten Wildthun greifen mußte. „„Ich sag', ich hab' Weiden wollen hau'n und bin selber gefallen, und du weißt nicht, was du red'st. Wer's anders sagt, der hat's mit mir zu thun!""

„Ja," meinte der Schneider, „da möcht' man fast dem Morzenschmied Recht geben, du hätt'st ihr bloß aufgepaßt, du wär'st in sie verschamerirt und hätt'st deine Sach' wollen anbringen, weil du ihr nix willst lassen thun. Und da ist die Geschicht' noch närrischer. Ich hör' die Manner schon im Gringel lachen. Hahaha!"

Dem Fritz lohte die Scham ins Gesicht.

„„Ja, es gibt weiter Keine in Luckenbach! Und wenn ich wart', wo die Valtinessen-Ev' vorbeigeht oder sonst eine, so geht das keinen Schneider was an.""

„So? hast du's auf die gemünzt, und die Heiterethei hat gemeint, es gilt ihr? Du hast mit der Ev' wollen caressiren, und die Heiterethei meint, du willst ihr deine Stärk' zeigen; das ist verwünscht!"

„„Du bist still mit der Heiterethei!"" rief der Fritz zornig, aber eigentlich nur, weil der Schneider, das Stück Leute, sie nicht mit diesem Namen und überhaupt gar nicht nennen sollte. „„Und ich sag' dir's noch einmal, wer die Lügen ausspreugt, die du da hast gesagt, der soll seh'n . . .""

Der Fritz schwang den gewaltigen Arm, um seiner Rede mit einem Schlag auf einen imaginirten Wirthstisch Gewicht zu ge-

ben, und zuckte zuſammen vor dem Schmerz im Finger, den er in der Hitze des Geſpräches vergeſſen.

„Hm," meinte der Schneider, „deine Urſach' mußt du doch haben. Ja, von der Ev' und dir iſt die Red' geweſt, und an ſo ein arm Mädle, wie die Heiterethei iſt, — na, ich ſag' nichts wieder von der Heiterethei, brauchſt nicht ſo aufzufahren, — an ſo eine iſt da freilich nicht zu denken. Donner, die Ev', die hat ein paar Kaſten und Zeugs darin! Und da meinſt du auch, die Ev' wird's erfahren, und du verlierſt den Reſpect. Ja, und Reſpect muß im Haus ſein; darauf halt' ich auch. Du mußt nicht etwa denken, ich fürcht mich vor dir und bin ſtill aus Furcht. Da kennſt du den Schneider ſchlecht. Ich red' ſo nicht von Sachen, wo mich nix angeh'n. Das ſchickt ſich nicht für einen, wo ein Mann iſt. Deßwegen kannſt du ohne Furcht ſein, Fritzle; da kannſt du dich tröſten."

Sie waren im Geſpräche an einen Ort gekommen, wo ihre Wege ſich ſchieden.

Wie er allein war, fühlte der Holders-Fritz erſt, daß ihn fröſtelte. Aber er war innerlich zu erregt, um darauf etwas zu geben. Er ſagte zu ſich: „Ich wollt', mir wär' was Ander's eingefallen, als das Ordentlichſein. Das iſt ſchuld an der ganzen Geſchicht'. Nu wird der Schneider reden und der Schmied. Und das iſt verwünſcht, daß es wieder die Wahrheit iſt. Ich könnt' gleich wieder in das alt' Wildthun hineinkommen. Ich wollt', ich wär' nie anders geweſt. Das Denken iſt dumm Zeug; deßhalb iſt das Vieh ſo vergnügt, weil's nicht denkt. Jetzt gleich geh' ich in die Schwane und geh' nicht eher wieder heraus, bis ich die vergeſſen hab'."

Er hielt den ſchon ſchneller gewordenen Schritt wieder an und biß die Zähne zuſammen.

„Ja, daß ſie mich auslachen da und ſagen: Er iſt wieder wild, weil ihn die nicht mag und hat ihn in den Bach gerennt. Und wenn ſie ihn nicht in den Bach hätt' gerennt, wär' ſie ihn nicht losgeworden; ſo iſt er ihr überall nachgelaufen. Und daß ſie ſelber ſagt: Er iſt geweſt wie dem Herrnmüller ſein Spitz, und

so einem muß man einen Tritt geben, sonst hat man keine Ruh' vor dem Vieh. Element! Daß ich ihr nicht aufsäßig kann sein, und wenn sie noch schlimmer wär' und noch niederträchtiger thät'! Und den Finger da; wenn ich nicht mehr kann arbeiten, hernachen hab' ich erst Zeit zum Aufpassen, da kann ich ihr ja nachlaufen den ganzen Tag, da kann sich der Spitz lassen treten, so viel er Lust hat. Das wird anders, Bursch, das sag' ich dir! Die Ev' sollst du frei'n, so wahr ich der Holders-Fritz bin. Das soll dir nicht umsonst eingefallen sein. Der Schneider hat mir's auch geglaubt; da werden's die Leut' schon erfahren, daß ich der Ev' aufgepaßt hab' und nicht jener. Und die Heiterethei ..."

Er blieb wieder stehen. Es fiel ihm ein, da die Heiterethei nichts mit ihm haben wolle, werde sie sich nicht ärgern, nähm' er die Ev'. „Und wenn ich's ihr nicht zum Trotz thu', so thu' ich's dir selber zum Trotz," sagte er dann wieder zu sich, „weil du sie nicht aus den Gedanken kannst bringen. Wild thu' ich nicht mehr, das weißt du, aber unterkriegen will ich dich wohl noch, Bursch! Du sollst mir die Ev' heirathen. Warum willst du jene nicht vergessen?!"

Er hatte sich selber am Kragen gepackt, so war's ihm Ernst.

Es war das eine sehr mittelbare Weise, sich an der Heiterethei in seiner eigenen Liebe zu ihr zu rächen. Aber er hielt sie fest.

„Fräle," sagte er zu der Großmutter, „ihr habt mir neulich von der — Valtineffin-Ev' gered't, ihr wißt schon, was. Das könnt ihr fertig machen. Sagt mir nix weiter davon; in acht Tagen muß die Sach' fertig sein. Ich bin ihr schon lang' zu Gefallen gangen, — das könnt ihr sagen — und hab' sie nicht allein können antreffen."

Die Großmutter wunderte sich, ihn einmal wieder in seinem Hause zu sehen, wenn auch in tiefer Nacht. Da sie seinen Zustand gewahr wurde, seine Kleider naß und voll Schlamm, ihn frösteln und von seinem verletzten Finger Blut fließen sah, gerieth sie außer sich.

„Es iſt nix," ſagte er; „beim Weidenſchneiden bin ich in den Zehntbach gefallen."

Die Alte, voll Furcht, er könne ſich erkälten, wollte ihn im Hauſe behalten und bewegen, ſchnell zu Bette zu gehen oder wenigſtens die Kleider zu wechſeln. Er könne den Tod haben davon.

„Wär' mir juſt recht," dachte der Fritz. Er blieb darauf, ſo wie er ſei, nach ſeiner Werkſtatt zu gehen, und wenn ſie ihm den Bader etwa nachſchicke, der ſolle ſehen, ſeine andere Hand ſei noch geſund.

Sie meinte ihn dadurch zu überreden, daß ſie ſagte: „Aber, du bös Tichterle, wenn du krank wirſt, oder der Finger wird ſchlimm, daß du nicht kannſt arbeiten?"

„Ich mag nicht arbeiten mehr! Ich ſeh' nicht, wozu! Ich ſeh' nicht, wozu einer leben will!"" fuhr der Fritz auf. „„Wenn ihr was wollt thun, Fräle, ſo macht das geſchwind fertig, ich hab' euch geſagt, was. Oder ich geh' übermorgen nach Amerika.""

Die Vorſtellung, daß einer nach Amerika auswandere, war der Großmutter immer ſchrecklicher geweſen als die des Sterbens. Da, meinte ſie, komme man zu ſeinen Leuten und dort zu lauter Fremden. Die Valtineſſin-Ev' ſchien ihr nicht die Frau, die ſie ihrem Enkel wünſchen ſollte. Doch verſprach ſie ihm, die Sache möglichſt bald in Richtigkeit zu bringen, wenn ſie auch bei ſich dachte: „Das iſt die beſt' Eil, die nix übereilt, und Gott ſei's gedankt, der Menſchen Gedanken in ihren Köpfen ſind auch nicht ſo feſt, als die Erd' unter ihren Füßen."

Sie konnte nicht ſchlafen. Es fiel ihr nun erſt recht ein, wie er gefiebert, wie er bald dunkelroth, bald todtenbleich geſehen, ſein ganzes zerſtörtes Weſen, wie er zuweilen gewankt; wie viel Blut er auf dem Heimwege ſchon verloren haben müſſe. „Beſſer iſt beſſer," meinte ſie. Sie nahm ihren blauen Mantel um die alten Schultern, trippelte nach der Weidengaſſe und weckte den Bader. Mit dieſem kam ſie eben noch rechtzeitig in ihres Enkels Werkſtatt an.

Den andern Abend saß der Morzenschmied ganz still im „Gringel.“ Er hatte sich beiseite gemacht und schien wenig von dem zu hören, was gesprochen wurde. Es galt dies dem Holders-Fritz; man wollte wissen, er sei krank. Der Morzenschmied meinte: „Ja, einen Schnupfen mag er schon gekriegt haben davon.“ Dann kroch er ganz in sich hinein und versank völlig in die Betrachtung seiner Pfeife. Er hielt sie wieder und wieder einmal so nah vor seine Augen, als wär' er plötzlich kurzsichtig geworden. Dann kniff er die Augen auf die Weise zusammen, die nur ihm gehörte, bis sie ganz schief zu stehen schienen, und immer öfter meldeten sich Anwandlungen des eigenen Schluchzens, das wir schon an ihm kennen.

Endlich erhob er sich, lange vor seiner gewöhnlichen Aufbruchszeit, bezahlte schweigend und duchste hinaus.

Eben so duchsig trat er daheim in die Stube. Ein unmerkbar flüchtiger Blick zeigte ihm, daß seine Morzenschmiedin in der Ecke an der Wiege des Gottliebles saß. Sie nahm sich aus wie ein Pfahl, an den das Kind vielleicht gebunden war, damit kein Geier es wegtragen konnte.

Und nun dehnte sich sein vorher ganz zusammengeschobenes und gefaltetes Gesicht eben so in die Länge. Wiederum fingerte er zitternd an der eben aufgehängten Jacke herum.

Die Schmiedin sah ihm eine Weile zu. Die Neugierde schraubte sie mit unsichtbarer Schraube immer höher vom Stuhle empor; es kostete Mühe, das Gleichgewicht zu erhalten. Das Gottlieble war nie so langsam eingeschlafen, als diesen Abend. Als es endlich doch geschehen, stand sie mit zwei Schritten hinter dem Schmied und fragte: „Aber was ist denn? Was hast du nur wieder einmal?“

„„Du bist da?““ gegenfragte der Schmied über seine Schulter. Dann, indem er sich wandte: „„Hast du denn auch Thee genug daheim für die Nacht?““

„Wie kommst du auf den Thee, Morzenschmied? Hast's etwa wieder einmal in der Achsel? Ach, deinen Schlucker hast du einmal wieder!“

Der Morzenſchmied antwortete nicht, ſondern ſagte wie zu ſich ſelbſt: „Ich bin nur froh, daß ich froh bin.“ Dann wandte er ſich zu der Schmiedin: „Ich ſag' dir, es gibt nix Geſcheidter's auf der Welt, als wenn einer ſo eine geſcheidte Frau hat wie ich. So gut iſt heut nicht ein Jeder dran. Ja, ja. Das wird eine ſchöne Geſchicht'! Ich hab's mir gedacht, was mit der Wachtſtuben noch müßt' herauskommen. Na, wir beiden können lachen. Aber die daran ſchuld ſind! Ja, du weißt's wohl noch gar nicht? Die Heiterethei hat den Holders-Fritz vom Steg gerennt. Und ich möcht' nicht unter denen ſein, die ihr ſo lang' haben angſt gemacht, bis ſie deſperat iſt geworden.“

„„Die Heiterethei hat ihn hineingerennt? Aber er lebt ja noch, und es iſt gar ſo gefährlich nicht mit dem Holders-Fritz. Das Holders Fräle ſelber hat mir's geſagt.““

„Ja,“ ſagte der Schmied, „daß er noch lebt, das iſt nicht denen ihre Schuld; das Gericht ſieht darauf, wie's hätt' können werden. So ſteht's im Geſetz. Sie hat ihn doch in den Bach gerennt, daß er ſollt' ertrinken, und dazu haben ſie die verrückten Wachtſtubenweiber gebracht. Sie haben ihr weis gemacht, der Fritz hätt' ein Beil bei mir beſtellt, und was noch ſonſt für dummes Zeug.“

„„Ja, haſt du's denn nicht ſelber geſagt?““ fuhr die Schmiedin auf, wild vor Angſt. „„Und nu ſollen's die armen Weiber, du greulicher Mann?““

Der Schmied ſchien die Rede ſeiner Frau für einen Ausbruch von Heiterkeit zu nehmen. „Ja, wir beiden können lachen,“ fuhr er fort. „Ich hab' freilich auch ſo was gedacht, aber Denken iſt ein andrer Mann wie Sagen. Und der Morzenſchmied iſt kein Eſel ſeines Namens, daß er ſo ſchrecklich gefährliche Ding' auf dem Markt ausſchreit. Ich hab's Niemand geſagt, als dir, Lene; und hab' dir das Weiterſagen obendrein verboten. Sag' nix; ich weiß ja, das war unnöthig. Du biſt das vernünftigſt' Weib in der Stadt und verbrennſt dir von ſelber nicht die Finger. Weil ich ſo hab' geſeh'n, wie die andern Manner in Angſt ſind geweſt, da hab' ich erſt gemerkt, was ich an dir

hab'. Und da hab' ich dir ein ganz Päckle 'Aniskuchen vom dicken Semmelbeck mitbracht, weil du die so gern ißt. Freilich, Lene, ich weiß ja, dir hätten sie mit glühenden Zangen nix davon abgezwackt, was ich dir hab' gesagt, du sollst's heimlich halten. Und da ist auch Zeug zu einem Schöpple für dich. Du hätt'st längst gern so eins gehabt. Siehstu? Einem vernünftigen Weib kann man nicht zu viel zu Lieb' thun. Mach' doch und iß, Lenele. Sie sind wohl nicht süß genung? Sind von den besten, wo er hat. Denn siehstu, wenn auch die Heiterethei nicht desparat wär' geworden, so haben die verrückten Wachtstubenweiber doch gesagt, der Fritz will sie umbringen. Ja, das will das Gericht nun bewiesen haben; wer weiß, müssen die Weiber einen leiblichen Eid schwören vor einem Tisch, der ganz schwarz aus ist geschlagen, und da liegt ein Todtenkopf drauf und die Geistlichkeit steht dabei und der Meister Schramm, ihr Hintertiertel, und unten auf der Gass' singt der Cantor mit seinen Jungen. Der verwünscht' Schlucker! Iß doch, Lenele. Ich mein', es ist ein Jahr her, daß ich dir keinen Schmatz hab' geben. Komm her, Lenele; thu nicht so schämerig; eine Frau braucht nicht so zu thun. Und wie dir das Schöpple wird steh'n! Ja, es heißt, das Gericht will wieder ein neues Trillerhaus dazu lassen bau'n, weißtu? Wo die armen Sünder herum werden getrillert. Also Thee hastu für die Nacht. Ich bin schrecklich müd'. Was schlägst du denn die Händ' da unter'm Tisch zusammen? Ich meint', du wär'st ordentlich verblaßt? Dich dauern wohl die Wachtstubenweiber? Warum sind die so dumm!"

Damit duchste der Schmied in seine Kammer. Die Schmiedin rang nun über dem Tisch die Hände. Sie stand schon halb vor dem schwarzbeschlagenen Tische, halb stak sie im Trillerhause.

„Hast auch Oel für morgen früh?" fragte der Schmied schon über dem Auskleiden in der Kammer.

Die Schmiedin hörte es nicht. Sie setzte ihr Zifferblatt auf ihr Haupt, und nachdem sie die Haltebänder geknüpft, was nicht so schnell ging, da Händezusammenschlagen und Schleifenbinden

Dinge sind, die zu vereinigen man ein Taschenspieler sein muß, nahm sie ihr Gehäuse um und verschwand in der Finsterniß der Hausflur.

Hätte der Gurken-Kaspar der Heiterethei länger nachsehen können, der Kreuzberg hätte sich wieder um ein Stück aus seiner Stelle bewegt.

Bis jetzt hatte sie nur den einzigen Gedanken gejubelt: „Der Fritz lebt! Du hast ihn nicht auf deinem Gewissen! Du wirst nicht geschlossen über die Gasse geführt, daß die Leute ausweichend schweigen, wenn du vorbeikommst, und nicht eher flüstern, als bis du vorüber bist! Nicht im engen Gefängniß lange Monden lang sitzen, du sollst frei bleiben wie die Vögel unter dem Himmel und die Hirsche in dem Walde!“ Der Glanz des Ganzen, der so plötzlich die Finsterniß vertrieben, hatte sie für's Einzelne geblendet. Nun ihr Auge sich an ihn gewöhnte, trat auch dieses hervor.

„Der Fritz lebt, aber sein Arm ist gelähmt, und das hast du gethan. Wie soll er schaffen ferner mit dem gelähmten Arm? Und dennoch hat er dich nicht angeklagt; er ist selber gefallen, hat er gesagt.“ Von ihrem Herzen durch den linken Arm bis in die Fingerspitzen hinein zieht ein Schmerz, der doch etwas Süßes hat. „Er schont dich: und du hast ihm das gethan,“ meinte der Schmerz; das Süße daran ist der Gedanke: „er schont dich.“ Denn heißt das nicht: „er ist dir nicht feindselig; er hat dir nicht aufgepaßt, dir Böses zu thun, vielleicht gar —?“ Aber dieses voreilige Vielleicht mit seinem blauen Himmel schwindet. „Denn, freilich,“ sagt sie, „sollt' es heißen, ein Mädle hat den starken Fritz überwunden? Dazu ist er zu stolz auf seine Stärk'. Und ich hätt's an seiner Stelle auch nicht können gesteh'n.“ — Warum aber ist sie nun traurig?

Ja, der Gurken-Kaspar schüttelte den Kopf, säh' er sie so vor sich hingebückt gehen, als läse sie ihre Gedanken von der Erde auf.

So ist's. Aber ist es nicht noch unendlich gut, daß es nur so ist? und nicht so unendlich schlimm, als es sein könnte?

Die ununterdrückbare Jugendkraft hob ihre Augen und ihre Gedanken von der Erde auf. Und als sie emporsehend ihr Häuschen erblickte und den alten Hollunderbusch, wie er schon wieder unter einer flatternden Perücke von Kaffeewölkchen prangte, da jagte ein Lächeln die ganze Farbe aus der Mundgegend nach den prallen Wangen hin.

„Sind die dummen großen Weiber schon wieder da beisammen? Nun ist's doch mit dem Warnen aus und dem andern dummen Zeug. Wie viel haben die nicht gered't, was sie müßten versäumen meinetwegen! Da sollt' man meinen, sie sind nun beim Nachholen daheim. Ja, pros't! um's Plaudern ist's den Weibern zu thun gewest, und das Häusle steht so just am End', da kann man hineinwischen, und es sieht's kein Mensch, der es könnt' bereden. Nu, ich will mir's noch ein Tager etliche lassen gefallen. Aber hernachen hört's auf; hernachen kehr' ich aus. Und so ist's und nu ist's fertig!"

Man kann sich denken, mit welcher Freude die Heiterethei von den „Wachtstubenweibern" empfangen wurde. Und auch Stolz war dabei. Der Himmel hatte die Heiterethei gerettet, indem er den boshaften Auflaurer in die eigene Schlinge fallen ließ. Denn es war kein Zweifel, der Holders-Fritz hatte die Heiterethei in den Bach werfen wollen, in den er selber nun gestürzt. Aber es fragte sich sehr, ob der Himmel ohne die Wünsche, Sorgen und Gebete der vereinigten Frauen ein solch Exempel statuirt hätte? Und diese konnten wiederum daran die Größe des Steines erkennen, den sie bei dem Himmel im Brette hatten. Alle Stimmen feierten das Walten der Gerechtigkeit; nur die kleine verschämte Baderin, die kurz vor der Heiterethei in das Stübchen getreten, schien von anderen Gefühlen beseelt. Aber in ihrer Blödigkeit und ihrer ängstlichen Demuth vor den großen Weibern wagte sie kein Wort und schien nur mit stummen Blicken und gefalteten Händen die jedesmalige Redaerin um Barmherzigkeit für den ja ohnehin vom Himmel Gestraften zu flehen.

Die Weberin ſpann mit beiden Händen und verklärtem Auge der höheren Fügung, welche die verfolgte Unſchuld geſchützt, ein Ehrenkleid.

„Ja," ſchloß ſie ihre Rede, „den Böſewicht hat ſo recht der Finger der Vorſehung vom Steg getippt."

„„Da mög' einer,"" machte die Tiſchlerin begeiſtert die Nutzanwendung, „„Bonapart heißen oder Rinaldo Rinaldini oder Holders-Fritz; denn warum? das iſt der Vorſehung egal.""

„Denn Jeder," fügte die Tüncherin hinzu, „treibt's nur ſo lang', als es geht, und hernachen geſchieht was, worüber ſich Menſchen und Vieh verwundern."

„„Und wenn die Zeit gekommen iſt,"" ſagte die Beutlerin, „„hernachen iſt ſie da.""

„Und hernachen," nahm die Weberin ihren Faden wieder auf, „ſagt alle Welt: So iſt's einmal recht! So hat's einmal müſſen kommen."

Bewirkte es nun der ſtumme Flehblick der Baderin, oder war die Genugthuung über die Beſtrafung des Sünders zu dem höchſten Punkte geſtiegen, wo ſie nothwendig in Mitleid umſchlagen mußte, die Tiſchlerin ſagte ſanfter: „Ja, aber dauern thut es einen doch; denn warum? man iſt doch ein Menſch."

„„Und,"" meinte die Weberin, die auch in der Milde Keiner nachſtehen wollte, „„er hat doch eigentlich auch ſeine ſchlimme That noch nicht verübt gehabt. Der Himmel kann ſtrafen, aber die Menſchen ſollen mitleidig ſein.""

„Zumal," beſtätigte die Tüncherin, „wenn einer hernachen ſo bußfertig iſt wie der Holders-Fritz. Denn das muß man ſagen, obſchon er ein Böſewicht iſt, ſo iſt er doch eine recht chriſtliche Seel'. Wie ein Lamm iſt er, hat das Holders-Fräle geſagt. Und er hat auch gar kein Bißle Reu' über das, was er hat gethan, ſondern er erträgt's als ein frommer Chriſt, der da aus ſeinem Katechismus weiß, der Gottloſe muß viel leiden. Und glücklich iſt, wer das vergißt, was einmal nicht zu ändern iſt, hat der Apoſtel Paulus geſagt."

Dem durchdringenden Blicke der Weberin war indeß nicht

entgangen, daß die kleine Baderin mit einer wichtigen Eröffnung geladen war, aber nur den Muth nicht hatte, in Gegenwart der großen Weiber loszugehen.

„Die Frau Baderin muß doch eigentlich wissen, wie's mit dem Holters-Fritz steht?"

Die Baderin erschrak, daß sie reden sollte. Sie erröthete über und über und stotterte eine Entschuldigung. Es kam ihr wie eine Anmaßung vor, etwas zu wissen, was so große Weiber nicht wußten. Und die Nachricht, die sie geben konnte, hätte sie in jedem anderen Munde für wichtig und mittheilenswerth gehalten; in ihrem eigenen aber schien sie ihr so unbedeutend, als sie sich selber vorkam.

„Es muß sehr gefährlich sein," spann die Weberin. „Die gute Frau hat nicht das Herz, es zu sagen."

„„Dummes Zeug!"" lachte die Heiterethei, um sich selber die Furcht zu vertreiben. „„Er ist auf den Arm gefallen; daran stirbt so Einer nicht, wie der Holders-Fritz.""

Die Tischlerin wollte Beiden Recht geben. „Nein, daran gewiß nicht," sagte sie, „wiewohl's ihm kein Mensch könnt' wehren, daran zu sterben, wenn er's absolut will. Denn warum? Der Mensch ist wie ein Gras; das hat gar keinen Arm und muß doch sterben."

„Ihrer ist geholt worden?" fragte die Weberin.

„„Ja,"" entgegnete die arme kleine Frau und zupfte verschämt an ihrem Mantel herum, daß es nur Ihrer war, der geholt wurde. Dann faßte sie sich ein Herz und fuhr fort: „„Das Fräle ist zu Nacht gekommen mit ihrer Latern' und hat Meinen in die Werkstatt geholt. Da hat der Holders-Fritz gelegen und war von sich. Aber es ist nix —""

„„Was soll's denn auch sein?"" zankte die Heiterethei mit ihrer Angst. „„Bei so einem Jungen!""

„Ich mein'," fuhr die Baderin fort, und wußte nicht, wo sie hinsehen sollte, „daß ich's sag'; ich weiß, daß ganz andere Weiber da sind, und es ist nicht, weil ich dächt', es wär' was, weil ich's hätt' gesagt, und ..."

„„Mit wem iſt nix?““ gab die Weberin der allgemeinen Spannung die Frage. „„Mit dem Holders-Fritz ſeiner Krankheit?““

Die Baderin hatte ſich's ja gedacht, daß ſie die großen Weiber beleidigen würde. Sie ſeufzte eine Rede, die an Kleinheit und Vergehen in Angſt und Selbſtverſchmähung ihr völliges Ebenbild war: „Mit mir.“

„„Und der Holders-Fritz iſt wirklich von ſich geweſt?““

Die Baderin nickte und zuckte die Achſeln, daß ſie's nur war, die entgegnete: „Und ſo iſt's geblieben. Meiner hat ſich alle Müh' gegeben, aber ſo iſt's geblieben . . .“

Die Tüncherin brach aus: „Ja, er hat noch geſagt: Ich bin allen Menſchen gut geweſt, drum will ich nu in Gott begraben ſein.“

„„Es iſt nicht wahr,““ ſagte die Heiterethei zornig und wollte ſich mit Gewalt glauben machen, es könne nicht ſein, wenn ſie's nicht zugebe.

„Es iſt der Marasmus geweſt, hat Meiner geſagt,“ fuhr die Baderin fort. „Und ſo iſt's geblieben . . .“

Die Tüncherin konnte ſich nicht mehr halten. Wie in ſchmerzlichem Triumph über die ungläubige Heiterethei wiederholte ſie mit ſchrecklichem Nachdruck nickend: „Das hat der Holders-Fritz geſagt. Ich will am Schmarasmus ſterben, hat er geſagt, und hernachen hat er auch noch geſagt: wie's mit der Leich' ſoll werden.“

Darüber gerieth die Beutlerin außer ſich.

„Da ſoll's wohl eine große Leich' geben?“ fragte ſie haſtig. „„Wann wird er denn begraben? Die Wochen muß ich nach Tambich; das wär' doch dumm, wenn's gerad' die Wochen wär'! Ich mach' mir weiter nix daraus, aber man heult doch auch einmal gern mit. Wenn ſo die Kurrendſchüler ſingen und der alt' Meiſter Schramm, der Leichenbeſorger, wackelt ſo barmherzig mit dem Kopf, und der Vicares ſieht oben 'nauf, wo alles Gute kommt, vom Vater des Lichts. Und der Meiſter Schramm nimmt ſeine Pfeifen aus dem Mund und legt ſie auf den Teller, und hernachen geht's fort, ſo ſchwarz und weiß; da muß es

einen Hund erbarmen, und so einer ist doch gleichsam nur ein Vieh, geschweig' einen Chri—hi—stenmenschen."

Aber nicht die Beutlerin allein schluchzte; die Frauen schluchzten alle, und die Baderin, die mit einem Worte dem ganzen Jammer ein Ende machen konnte, vergaß dieses Wort und vermochte nicht, dem mächtigen Beispiel zu widerstehen. Wie gewaltig dies sei, wußten die Frauen recht gut. Denn so oft ihnen die Rührung ausgehen wollte, sahen sie einander an und erquickten sich durch das Bewußtsein der Gesellschaftlichkeit zu neuem, stärkerem Schluchzen.

Die Heiterethei war wie ein Marmorbild; ihr spannte die Muskeln an, was die der Frauen auflöste.

Die Weberin ließ den unsichtbaren Rocken, denn sie hob die Arme wie tröstend. „Sterben müssen wir Alle."

„„Aber so jung!"" schluchzte die Tischlerin. „„Er kann noch keine Zweiunddreißig sein. Er ist grad' so alt, wie mein Traugöttle selig. Na, wenn die Stadt wieder brennt, da wird die Kirch' nicht wieder gerett't. Und wenn's einen Wolkenbruch thut, muß der alt' Gerber ertrinken. Denn warum? Wenn ein Mensch todt ist, muß man sagen, was wahr ist.""

Es entstand eine Stille allgemeiner Ermattung. Die Baderin konnte in ihrer Erzählung fortfahren: „Bis Meiner ihm einen Topf kalt Wasser hat über den Kopf gossen. Hernachen ist er aufgewacht."

Das war für die Frauen selber kalt Wasser über den Kopf. Die Wendung kam zu unerwartet.

Was den Uebrigen die Augen trocknete, machte die Heiterethei erst weinen. Vorhin war ihre Seele im Krampf gefangen; jetzt fühlte sie erst seinen Tod und ihren Schmerz über diesen und daß sie ihn verschuldet, als wär' er wirklich, da sie wußte, er lebte noch.

Die Beutlerin dagegen sah auf mit halb unwilliger Verwunderung.

„Was?" sagte sie. „Da ist er noch gar nicht einmal gestorben? Da hab' ich für nix geflennt?"

„„Nun, und wenn er auch noch nicht gestorben ist,““ schluchzte die Tischlerin, die sich nicht so leicht aus dem Jammer herausarbeiten konnte, „„denn warum? Den Leuten ihre Schuld ist's nicht.““

„Ach,“ sagte die Baderin leise, „ja, er hat auch dem Annedorle gar nix zu Leid wollen thun. Er ist auch schon lang' gar nicht mehr wild gewest. Das Holders-Fräle hat gesagt: So ordentlich und so die Gutthat selber ist gar Keiner mehr wie mein Tichterle.“

Das gab ein neues Erstaunen. Aber wie man einmal über dieses hinaus war, wunderte man sich, daß man hatte erstaunen können, und fand, daß man ja eigentlich nie an die böse Absicht des Holders-Fritz geglaubt. Und nachdem die Frauen einmal so weit vorgerückt waren, bedurfte es nur noch eines kleinen Schrittes weiter, und sie besannen sich, Jede hatte diesen Unglauben auch ausgesprochen.

Es war wunderbar, mit welchem Scharfsinn man zuletzt bewies, daß nur ein ganz überspannter Mensch auf eine solche Albernheit habe kommen oder ihr Beifall geben können.

„Aber so sind die Leut',“ sagte die Tischlerin. „Denn warum? Wenn's nur nix Gut's ist vom lieben Nebenmenschen; je schlimmer es ist, je lieber glauben's die Leut'.“

„„Freilich! freilich!““ spann die Weberin mit beiden Händen. „„Weil er ein Beil bestellt hat? Ich hab' gleich gemeint, er will es zu den Weiden haben. Es ist zu verrückt. Da dürft' zuletzt kein Mensch mehr ein Beil bestellen. Und er hat's ja selber gesagt, er ist über dem Weidenhauen in den Bach gefallen. Na, wenn ein Büttner keinen Reif mehr soll hauen, womit soll er denn binden?““

Die Tüncherin war zornig über das Unrecht, das dem unschuldigen Holders-Fritz widerfahren war.

„Lieber Gott!“ rief sie; ‚über die Leut'! Und wenn er nu vollends m hellen lichten Tag Weiden gehauen hätt', wo's alle Leut' hätten gesehn? Was wär' da erst draus gemacht worden, wenn er's nicht einmal bei Nacht hat dürfen thun, ohne daß die Leut' reden!“

„„Es ist schrecklich,““ sagte die Tischlerin noch zorniger. „„Wenn ich's nicht immer gesagt hätt', wenn's hat geheißen: Nu hat er wieder da gelauert! Nu hat er wieder dort gelauert! Denn warum? hab' ich gesagt. Es darf gar Keiner mehr ordentlich werden auf der schlechten Welt. Denn warum? Wenn einer den ganzen Tag ärbet, wenn soll er denn Weiden hauen geh'n als wie bei Nacht? Da hat's geheißen: Er lauert, wo das Annedorle vorbei muß kommen. Da hätten die Leut' eben so gut könnt sagen, das Annedorle lauert dem Holders-Fritz auf. Denn warum? weil sie immer da hat geärbet, wo Weiden steh'n.““

„Ja,“ sagte die Baderin ängstlich verlegen. „Aufgepaßt hat er dem Annedorle schon. Aber nur, weil er sie hat wollen freien und hat's nur vor den Leuten nicht wollen thun.“

Das wäre schon wieder Stoff zum Erstaunen gewesen. Aber das Unerwartete war diesen Abend so oft gekommen, daß es keine Wirkung mehr that.

Vielmehr lachte die Weberin laut auf und sah die andern Frauen der Reihe nach an. „Was hab' ich gemeint, wenn ich's auch nicht hab' wollen sagen?“

„„Ja,““ entgegnete die Tischlerin beistimmend. „„Denn warum? Man wär' ausgelacht worden. Aber darauf wird sich Jede noch können besinnen, was ich für ein Gesicht gemacht hab', wie zum ersten Mal ist die Karten gelegt worden. Denn warum? Da hat die Eicheliehn und das Eicheldans beim Annedorle gelegen.““

„Ja,“ fuhr die Tüncherin fort, „und wie die Tischlerin das Gesicht hat gemacht, da hab' ich die Tischlerin angeseh'n und hab' gesagt: Das ist eine Hochzig!“

„„Und hernach hab' ich genickt und zwei Lacher gethan,““ sagte die Beutlerin. „„Na, die Frau Weberin und die Andern werden sich noch können erinnern an die zwei Lacher, wo ich da hab' gethan. So: Hahaha! Hahaha!““

Und wenn's sonst Niemand ihnen glaubte, sie hatten sich so hineingeredet, daß Jede wenigstens von sich überzeugt war, so habe sie gethan.

Die Baderin hatte davor mit ihrem Bericht kaum zu Ende kommen können, daß für das Leben des Holders-Fritz keine Gefahr mehr vorhanden sei. Nur freilich! der verletzte Finger konnte steif bleiben.

Aller Kraft ihrer ungeschwächten Jugend bedurfte die Heiterethei, den plötzlichen Wechsel der stärksten Gefühle zu verwinden.

Und wunderlich! auch ihr ging's wie den Frauen. Ihr war, als hätte sie, selbst in der Aufregung, die sie zu der wilden That getrieben, im Innersten ihres Herzens gewußt, was der Fritz eigentlich von ihr wollte. Um so entschuldigungsloser und schwärzer stand nun die wilde That vor ihr. Sie konnte der Freude nicht froh werden davor. Und nun schoben die Frauen, indem sie ihr früheres Warnen und Aufregen verläugneten, die ganze Schuld ihr in's Gewissen. Das allein zwar hätte sie nicht so sehr aufgebracht gegen Jene; diese Verläugnung erzeugte im Gegentheil das Gefühl der Verachtung in der stolzen Seele der Heiterethei. Sie vergaß aber, daß sie damals die Frauen nicht so gekannt als jetzt. Und so kam zu der Reue über das Unrecht und die Unentschuldbarkeit ihrer That auch noch der Zorn auf sich selbst, daß sie von solchen Menschen sich dazu verleiten lassen. Dazu verleiten! und durch solche Menschen! Die Heiterethei, die auf ihre Klugheit und Selbstständigkeit so stolz war!

Es bedurfte nur noch einer kleinen Reizung, um ihren Zorn von ihr selbst auf die Frauen hinzulenken. Und diese blieb nicht aus.

Dazu that sich jetzt die Thür auf. Herein trat die Gringelwuths-Baltinessin im Sturmschritt. Hinter ihr her die Schlosserin drüben von den Weiden und die Russen-Sattlerin. Das geschah mit so eigenen Geberden und mit so beredtem Schweigen, daß die bereits Anwesenden vor Neugier und Verwunderung verstummten.

Da ließ von all den Vorwänden und Versicherungen, die sonst zum Ceremoniel der „Wachtstube" gehörten, sich nichts vernehmen. Keine Rede davon, wie viel die Baltinessin daheim zu

thun hätte, daß sie eigentlich kaum aus dem Hause gucken sollte und doch käme, weil es einmal „so" sei. Es hatte etwas Beängstigendes, wie die drei guten Frauen nur gekommen zu sein schienen, um hier Kaffee zu trinken. Aber auch das mußte ein eigenes Verhängniß nicht geschehen lassen wollen. Sie führten die angebotenen Tassen mit zitternder Hand zum Munde, und stellten sie doch, ohne getrunken zu haben, wieder auf den Tisch. Und mit Gesichtern! mit Gesichtern! Wunderbar war es anzusehen, wie in der Spannung von Angst und Neugier die übrigen Frauen unwillkürlich die Mienen und Geberden der eben Angekommenen nachahmten.

Endlich ächzte die Valtineffin: „Ei, du Gerechter!"

Die Schlosserin von drüben seufzte: „Nein, so was!"

Die Ruffen-Sattlerin stöhnte: „Sollt' man's denn meinen!"

Dann war wieder Alles still. Und wieder begann das Achselzucken, wieder wurde der Kopf seitwärts geworfen, wurden die Hände zusammengeschlagen.

So eigen, man möchte sagen: melancholisch resignirt und doch zugleich mit einer schmerzlichen Anklage des Himmels hatte die Haube der Valtineffin noch nie über ihrem rechten Ohr geschwebt.

„Man soll nicht denken," sagte die Valtineffin endlich, als sie saß, aber mehr zu der Stubendecke, als sonst zu Jemand, „man soll nicht denken, man hat Alles erlebt, wenngleich man am Gründonnerstag Sechszig ist gewest. Der Holders Fritz ist in's Wasser gefallen? O es fallen mehr Leute ins Wasser! Er hat Weiden wollen han'n? Ja, prost die Mahlzeit."

Sie schlug erst mit beiden Händen auf ihre Kniee, dann fuhr sie in Tönen fort, wie sie der Gringel im Einfallen hören lassen würde: „Obschon mein Vater selig ein Weber ist gewest, hier sitz' ich und sag': Da liegt eine Criminal Justiz! In's Wasser gerennt ist er worden, der Holders Fritz!"

Tausend Ausrufe des Schreckens und Erstaunens, eben so viel Fragen waren im Entstehen. Sie alle erstickte die Valtineffin erbarmungslos in der Geburt, indem sie fortfuhr:

„Einem Stuhl und einem Tisch sieht man an, wozu sie gemacht sind, einem Menschen aber nicht. Oftmalen sieht einer aus wie Marzipan und ist aus eitel Galgenholz geschnitzt. Und da findet sich hernachen, daß das, wo man für einen Engel hat gehalten, der Gottseibeiuns selbst ist gewest, und wiederum umgekehrt. Man meint, wenn Einer wild heißt, muß er auch wild sein, und wenn eine fröhlichen Herzens ist, so ist kein Falsch an ihr. Ja, prost die Mahlzeit! Und wenn Eine hinter dem Schiebkarren hertanzt wie weiland der König David seliger vor der Bundeslad' — aber der Mensch red't sich nicht in Ungelegenheiten hinein, wenn er am Gründonnerstag Sechszig ist gewest."

Sie brauchte den Thäter nicht namentlich zu bezeichnen. Alles sah erstaunt auf die Heiterethei.

„Aber," fuhr die Baltinessin fort, indem sie ihre Haube auf das linke Ohr schwang, „aber es ist nix so fein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen. Und wenn nur ein Schneider in der Näh' ist gewest. Denn der Vorsehung ist keine Creatur zu gering. Und kommt so was nicht vor die Gericht', so ist's von wegen der Schererei und nicht etwa, als ob man ein Gewissen hätt'. Aber darum soll Keine meinen, nun ist ihr's geschenkt. Denn dort über dem Häusle da —" sie zeigte hinauf, wo man eben den Hollunder am Strohdach kratzen hörte — „dort oben, da ist einer, und dem ist's egal, ob einer König oder Kaiser oder auch ein ledig Weibsbild ist. Und der sieht mit dem einen Aug' nach Amerika und mit dem andern auf den Ulrichssteg. Und wenn schon mein Vater seliger ein Weber ist gewest, und die Leut', die's trifft, mögen läugnen, wie sie wollen, hier sitz' ich und sag': So ist's!"

Nun blieb den Frauen eigentlich kein Zweifel mehr; dennoch versicherten Alle, sie könnten's nicht glauben, sie könnten's wirklich nicht, daß so Eine, die man für die Best', für die Gutthat selber gehalten, so was ganz Schrecklich's sollte gethan haben.

Die Baltinessin schlug auf ihre Knie und wiederholte:

„Ja, mög's läugnen, die's gethan hat, wie sie will; hier sitz' ich und sag': So ist's!"

Die Heiterethei aber sprang wie eine Stahlfeder von ihrem Schemel auf, daß die Frauen einen Schritt zurückwichen und nur die tapfere Valtineffin ruhig sitzen blieb.

„Läugnen?" sagte sie zornig. „Und vor wem? Vor euch? Was seid ihr denn, wennschon ich ein arm Mädel bin, und ihr seid reich und denkt, ihr seid Wunder was? Und gut; wenn's so einen giebt über dem Häusle da, wie die Valtineffin sagt, so weiß er auch, wer Schuld daran ist, und wenn ihr euch noch hundert Mal mehr wundert. Was ich gethan hab', das hab' ich gethan! Und wär's was Schlimmer's, so bin ich nicht, daß ich nun thät', als wüßt' ich nix davon, wie's Andere machen, die einen reizen dazu, daß man's thut, und hernach verklagen sie einen noch."

„„Die einen reizen?"" rief die Valtineffin voll Erstaunen, als die Andern verlegen schwiegen. „„Hier sitz' ich und frag': Wer hat einen gereizt?""

Da erhob sich eine Stimme, in deren Ton sich Angst und Zorn wunderbar in einander verbissen hatten. Alle sahen nach der Thür; in dieser erschien die Schmiedin eben wie ein Komet. Ihr Antlitz schimmerte in bläulichem Glanz, und hinter ihm rauschte Unglück verkündend das lange Haubenband als Schweif.

„Und da meint die dort," schrie sie, „daß man vor Gericht das glauben wird? und denkt, sie will sich weiß brennen, wenn sie ehrbare Frauen verleumden thut? Die, sag' ich, muß einen leiblichen Eid leisten, und nicht arme unschuldige Weiber! Und für die wird das Tellerhäusle gebaut. Ich sag' nur, mich sollen sie nicht trillern, eher lauf' ich in den Lehnbach. Ich hab' nix weiter gethan, als was Alle haben gethan, wo hier sind. Und wenn sie's dahin bringt, und die Weiber da lassen sich's alle gefallen . . ."

„„Wenn man wüßt', was sie eigentlich will, die Schmiedin!"" unterbrach sie die Valtineffin. „„Ich für mein Theil, was

das auch mog' sein, hier sitz' ich und sag': Ich lass' mir's nicht gefallen!""

„Und da wundert ihr euch auch noch!" entgegnete die Schmiedin. „Zum leiblichen Eid und in's Trillerhäusle will die uns bringen da! Aber sie soll nur vor Gericht sagen, ich hätt' sie angestift't!"

„„Angestift't?"" schrieen Alle zusammen.

„Vor Gericht?" fragte erblassend die Tischlerin.

„„Zum leiblichen Schwur?"" rief entsetzt die Tüncherin.

Die Bentlerin schlug schreiend die Hände zusammen: „In's Trillerhaus?"

„Und dessentwegen," sagte die Valtinessin vorwurfsvoll, langsam die Haube schwingend, „sind wir so gewest? und haben uns aufgeopfert? blutig aufgeopfert? sind alle Tag' hergekommen und sind nicht so gewest und haben das Unsrig' versäumt?"

„„Ich hab' euch nicht verlangt,"" entgegnete die Heiterethei.

„Ja," sagte die Valtinessin und schlug den Tact dazu auf den Knieen, „freiwillig sind wir gekommen, unverlangt sind wir gekommen, nicht um gute Wort' und auch nicht um Lohn. Das ist unser Ruhm und Ehrenkleid. Ich hab' gewußt, je größer der Dienst, je größer der Undank: ich bin nicht umsonst am Gründonnerstag Sechszig gewest; und bin dennoch kommen. Aber jede Stuben hat ihre Thür, und wer fort geht, der braucht deshalb nicht wieder zu kommen."

Die Valtinessin erhob sich, warf die Haube auf das rechte Ohr und schritt der Thür zu. Viele schlössen sich ihr an. Aber an der Thür wandten sich alle unwillkürlich zurück, die Valtinessin nicht ausgenommen.

Sie erwarteten, die Heiterethei werde sie nicht gehen lassen. Unverkennbar sah aus allen Gesichtern die Wehmuth, den Ort für immer verlassen zu sollen, wo man so bequem sich täglich gesehen, zusammen geplaudert und Kaffee getrunken hatte.

Die Valtinessin versteckte diese Anwandelung unter feier-

lichem Ernst und sagte: „Die Schmiedin ist zu ängstlich. Das Annedorle wird sich hüten, solche unkluge Ding' zu machen. Und wenn sie's demohnerachtet thut, hier steh' ich und sag': Meine Händ' wasch' ich in Unschuld. Hier hab' ich gestanden, und den meinen Finger von der meinen Hand hab' ich aufgereckt, wie ich gesagt hab': Annedorle, der Fritz paßt Ihr auf, aber das braucht Sie sich nicht zu Herzen zu nehmen."

„Ja und wahrhaftig," bestätigte die Schlosserin von drüben, „so hat die Baltinessin gesagt, und wie ich dazu hab' gesagt: Wenn's die Baltinessin spricht, kann Sie's glauben, Annedorle, und da hat der Wind das Fenster aufgerissen. Das ist mir, als wär's gestern erst gewest."

„Hernachen," betheuerte die Russen-Sattlerin, „hat der Kaffee angefangen zu kochen, und da hab' ich gemeint, es ist, als sagt' der Kaffee Ja."

„Hundertmal klecken nicht," rief die Tischlerin, „daß ich gesagt hab': Sei sie gescheidt, Annedorle; das ist ja lächerlich da mit Ihrer Furcht."

Der Heiterethei kam das Gehaben der Frauen verächtlich vor. Sie hatte nicht gewußt, ob sie zornig werden oder lachen sollte. Aber das Wort Furcht überhob sie der Wahl. Der Tischlerin Rede traf sie da, wo sie am kitzligsten war.

„Furcht?" lachte sie zornig. „Furcht? Ihr red't von Furcht? Ich fürcht' mich vor Niemand. Ich hab' mich nicht vor dem Holders-Fritz gefürcht't und fürcht' mich nicht vor euch. Ihr habt Furcht gehabt und habt mich zu fürchten wollen machen. Und jetzt habt ihr wieder Furcht, ich könnt' vor den Gerichten sagen, ihr seid schuld, daß ich's hab' gethan. Und nun wollt ihr Alles auf mich allein schieben, und das ist erbärmlich. Nicht, weil mich's betrifft, aber daß die Leut' so sind, das könnt' einem weh thun, wenn man nicht müßt' lachen. Ja, und wenn ich nu vor den Gerichten so sprach', wie ihr meint, da würden die sagen: Es ist nicht das Gescheidt'st, was sie hat gemacht, aber wenn sie denen gefolgt' wär', hernachen wär's erst recht dumm. Ja, wenn ich sagen thät': Ich hab' den

Wachtſtubenweibern gefolgt, da wär's für mich nicht beſſer, und ich wurd' noch ausgelacht dazu."

Die Baltineſſin beſchwichtigte die Empfindlichkeit der Frauen durch einen jener Blicke, welche die Annemarie nicht „ausſagen" konnte.

„Wenn die Sach'," begann ſie dann, „nur der Müh' werth wär', daß der liebe Kaffee drüber kalt wird. Ich ſag': Ein Wort iſt kein Donnerwetter, und guter Rath kommt über Nacht. Morgen wird das Annedorle ſchon wieder vernünftig ſein. Ich mein', wir ſetzen uns noch ein Bißle. So jung kommen wir nicht wieder zuſammen."

„„Ja,"" ſagte die Heiterethei, indem die weißen Druckflecken ihr um Mund und Wange ſpielten. „„Setzt euch, wann ihr wollt und wo ihr wollt, nur in meinem Stüble nicht. Ihr ſagt, morgen wird das Annedorle ſchon vernünftig ſein, aber das Annedorle iſt's ſchon heint. Ihr denkt, ich ſoll mich in meinem eig'nen Häusle ſchlecht laſſen machen und ſoll euch noch Töpf' und Holz geben zu euer'm Kaffee? So wär' ich doch noch dummer, als ihr meint. Mit ſolchen Leuten will ich nicht zuſammen ſein, die heint ſo reden und morgen ſo. Und ſo iſt's und nu iſt's fertig.""

Die Frauen hatten ſich's ſchon wieder bequem gemacht und glaubten an den Ernſt der Heiterethei nicht eher, als bis dieſe mit entſchloſſenem Schritt dem Heerd ſich näherte und den Topf ergriff.

Was half's, daß die Annemarie ſie von hinten umſchlang, um ſie aufzuhalten, was half's, daß Tüncherin, Tiſchlerin und Beutlerin heldenmüthig ihre Leiber dazwiſchen warfen, daß die Baltineſſin beſchwörend ihren Arm gegen ſie aufhob! Das ſtarke Mädchen ſchob ſie mit leichter Mühe beiſeite. Sie achtete der Wehmuth im Geſicht der Beutlerin nicht, nicht des Zorns im Antlitz der Schmiedin. Hoch hob ſie den Topf, und die braune Flut ſtrömte unaufgehalten in das Feuer.

Ein vielſtimmiger Schrei, in welchem zugleich das Erſchrecken kreiſchte und der Schmerz ausſtöhnte und der Zorn

drohte, klang in das Prasseln der erlöschenden Kohlen. Drei Funken irrten zuletzt noch rathlos an den zischenden Scheitern hin, Mann, Weib und Kind, die letzten Flüchtlinge aus dem Gräuel einer Wassersnoth. Und nun erreichte auch diese das Verhängniß, und sie verschwanden spurlos unter den Wogen der Flut.

Und schwarz stand der Heerd, die Opferstatte traulicher Geselligkeit noch vor einer Stunde, schwarz, als hätte nie ein Kaffee-Flämmlein ihn beleuchtet, öde wie ein ausgebrannter Vulcan.

Ueber ihm aber erhob sich die Baltinessin, die Oberpriesterin des gestürzten Opferdienstes, in ihrer ganzen häuserbreiten Majestät.

Man sah, noch immer war sie geneigt, Gnade für Recht ergehen zu lassen, wenn das Annedorle Vernunft annahm. Sie wollte eben ihre Haube auf das rechte Ohr schwingen, aber ihr fiel ein, sie müsse diese bedeutungsvolle Handlung aufschieben, um ihrem etwaigen baldigen Abgange damit den erforderlichen Nachdruck zu geben.

Die abgeschiedenen Geister des erstickten Kohlenfeuers aber waren auferstanden zu einem neuen Leben und glühten rachefordernd aus den Augen der Beleidigten die Heiterethei an.

Das erhöhte nur den Trotz des Mädchens. „Ich will die Thür zumachen," sagte sie befehlend.

Aber nun konnte keine Macht des Himmels und der Erde mehr die Haube der Baltinessin auf ihrem linken Ohr schwebend erhalten. Die Baltinessin schlug mit beiden Händen auf die Schürze und sprach: „Nun wohlan! Woher wir gekommen sind, dahin gehen wir wieder, wenn auch mit anderm Herzen. Aus anderen Stuben sind wir gekommen in das arme Stuble da. Aber wir sind nicht für uns gekommen. Das christliche Mitleid zu üben, sind wir gekommen mit Warnung und mit gottseligen Lehren. Aber wem die Ohren seines Herzens verstockt sind, der macht auch die Ohren seines Leibes zu. Obschon mein Vater seliger ein Weber ist gewest, hier steh' ich und sag': Das Annedorle wird wohl sehen, was sie hat gemacht. Und sie sollt'

lieber seh'n, wie sie ihre Sach' könnt' verdunkeln (verstecken), als daß sie den Leuten selber auf ihre Sprüng' hilft kommen. Der Holders-Fritz hat ihr aufgelauert? Weiden gehau'n hat er. Wo soll einer anders Weiden hau'n, denn wo welche steh'n? Das Annedorle hat wohl auch Weiden gehau'n, weil sie immer um die Weiden herum ist gewest? Nun begreift man wohl, warum das Annedorle hat gelacht, wenn's hat geheißen, der Holders-Fritz lauert ihr auf."

Die Heiterethei lief nach der Thür und öffnete sie so weit, als sie sich öffnen ließ.

Schade, daß kein Maler das Mädchen sah, wie sie so schlank und hoch an der Thür stand, mit einem Holzscheit in der ausgestreckten Hand den Frauen zeigend, wohin sie sollten. Die Lippen geschlossen, daß die Farbe bis in die vollen Wangen hineinwich; funkelnde Augen unter herabgezogenen Brauen, eine Stirn darüber, die in ihrer Höhe und Reinheit von dem Zorne unter ihr nichts zu wissen schien, leidenschaftslos und heiter wie der blaue Himmel über Wetterwolken. Er hätte kein schöner Modell zu dem Engel finden können, der die ersten Sünder aus dem ersten Paradiese treibt. Neben den kleinen Bewegungen ängstlicher Hast die großlinige ruhige Gestalt. Der Arm, vor der Spannung der eigenen Kraft erbleichend, brauchte kein kriegerisch Werkzeug; es war ein Arm, in dessen Hand das unschuldigste Holz zum flammenden Schwert werden konnte. Wenn etwas an der Heiterethei zu diesem Bilde gebrach, so war es der Zug mitleidigen Lächelns. Aber Mitleid und Lächeln im Zorne geziemt nur den Unsterblichen. Und die Heiterethei war sterblicher als Andere, weil sie mehr Leben besaß.

Die Baltinessin fuhr einige Schritte zurück vor dem Wandeln des austreibenden Engels, und wäre rücklings aus der Thür gefallen, wenn sie dieselbe anders als mit einer Schwenkung halb rechts hätte passiren können. Sie verstopfte sich und den andern auf einen Augenblick die Passage, so daß diese im unwillkürlichen Weichen vor der Heiterethei weiter nach der Tiefe des Stübchens zurückgedrängt wurden. Aber nur einen

Augenblick. Denn sie war trotz ihrer Häuserbreite eine rasche Frau, wenn es sein mußte. Erst als sie den Bereich des scheitbewaffneten Armes überschritten hatte, fand sie den Faden ihrer Rede wieder. „Nun begreift man wohl," fuhr sie fort, indem sie draußen Front machte gegen die Thür, als wollte sie sich mit dem Häuschen messen, „nun begreift man wohl, wer eigentlich derjenig' ist gewest, der dem andern aufgelauert hat. Freilich hat sie müssen lachen, wenn wir unschuldigen Lämmer haben gemeint, wir müssen sie warnen vor demjenigen, den sie selber hat verfolgt."

„Ja," sagte die Weberin, indem sie eilig bei der Heiterethei vorbeischlüpfend das Freie gewann, „ja weil sie selber die ganz' Geschicht' hat erfunden, daß der Holders-Fritz ihr auf thät' lauern. Es weiß Jeder, daß sie toll auf ihn ist gewest."

Die Tüncherin war unterdeß dem Beispiel der letzten Sprecherin gefolgt. Auch sie war im Sichern, als sie begann: „So was Schrecklich's ist noch nicht dagewest von einem ledigen Mädle."

„Ja," fuhr die Russen-Sattlerin fort, noch athemlos vom Sprunge, „am Gründer-Markt einem ledigen Bursch zu sagen, er soll sie frei'n! und sie könnt' einen Mann aus ihm machen!"

„„Und wie er nicht will,"" ergänzte die Schlosserin von drüben noch im Vorbeiwischen, „rennt sie ihm den Schieblarr'n an die Bein'.""

„Denn warum?" sagte die Tischlerin, als sie wieder Boden fand. „Weil wir nicht haben mitgethan, wie sie den armen Bursch hat wollen verhetzen."

„O," seufzte die befreite Baderin vor sich hin, „er sagt, er ist selber gefallen, und zum Lohn rennt sie ihn vom Steg."

Die Angst der noch in der Stube Weilenden stieg natürlich bei jeder Rede, durch welche die bereits Befreiten den Zorn der Heiterethei noch reizten. Als die Schmiedin, an die jetzt die Reihe kam, weil sie der Thür zunächst stand, ihren Sprung fassen wollte, hängte sich die Nächstfolgende an sie an, und an diese wieder eine Andere. Das Gewicht der ganzen Kette mit

ſich fortzureißen, war die Schmiedin denn doch zu ſchwach. So kom's, daß ſie in der Thür zu fallen kam, und die Uebrigen im wilden Knäuel über die Schmiedin hin! Mit Mühe wirrten ſie ſich aus einander; über einander rollend und krabbelnd kamen ſie nun ſo langſamer aus dem Bereiche der Heiterethei, als ſie das überſchnell in's Werk zu ſetzen ſich bemühten.

Die Heiterethei mußte im bitterſten Zorne lachen. Als die Letzte aus der Thür war, warf ſie dieſelbe zu. Sie fühlte, daß ihr Zorn im Lachen ſchmolz.

Die Weiber draußen, hörte ſie, gingen noch nicht.

„Drum ſoll ſie doch ja nicht meinen," ſagte die Tiſchlerin noch, „es möcht' eine noch da bleiben, wo einer der Kaffee wie vergiftet müßt' vorkommen. Und wer weiß? Denn warum? Es gibt Leut', denen auch das iſt zuzutrau'n."

„Aber nu ſoll die ganz' Stadt wiſſen, wie die Sach' eigentlich iſt geweſt," ſagte die Weberin.

Eine ſchrie dazwiſchen auf: „Man holt ſich da nix als Unrath und Geſchmeiß."

Der alte Hollunderbuſch wirthſchaftete wie toll. Er warf Raupen, Schnecken und dürre Blätter den Gehenden auf die Köpfe.

„Und wenn ſie's dahin nicht laſſen kommen," ſcholl die Stimme der Schmiedin bereits von den Weiden herauf, „die Gericht' werden ihr's ſchon zeigen, Verleumder gehören ins Tullerhaus."

Von der halben Höhe des Schloßberges erklang es: „Ja, hier ſteh' ich und ſag', ſo ein Hocktzig, wie ſie hat wollen zu nichte machen, ſoll noch nicht in Luckenbach ſein geweſt."

„Und nu wird ſich's zeigen," rief noch entfernter die Beutlerin, „ob das ihrer Schweſter Kind iſt oder ihr's."

Ganz zuletzt kam noch, halb verhallend, vom Gipfel des Schloßberges herab: „Und obſchon mein Vater ſelig . . ."

Und nun war nichts mehr zu vernehmen, als das Rütteln des Hollunderbaumes am Häuschen und das Sauſen der Weiden im Winde.

„Ich wollt', wer weiß, was, drum geben,“ sagte die alte Annemarie, indem sie ihr Lämpchen anzündete, „wenn ihr das nicht hättet gemacht, Annedorle. Die größten Weiber, wo in der ganzen Stadt sind, habt ihr auf euch verbittert. Ich kann nix dazu. Wenn ich euch wollt' abhalten, seid ihr nur immer noch wilder geworden.“

„„Weil ich Recht hab' gehabt!““

Die Alte schüttelte den Kopf. „Davon wär' noch zu reden,“ sagte sie, „und wenn man auch nicht am Gründonnerstag Sechszig ist gewest.“

Die Heiterethei sah sich nach der Alten um, ob diese die Redensart der Baltinessin anwende, um sie zu verspotten. Da diese aber völlig ernsthaft, ja, mit Andacht weiter sprach, öffnete die Heiterethei das Fenster, um nichts weiter zu hören.

„Ja, wenn's eures Gleichen wär' gewest,“ spann die Alte an dem unsichtbaren Rocken der Weberin. „Die armen Leut' haben nur gegen arme Leut' Recht. Die großen Leut' sind wie das Wetter, das muß man nehmen, wie's kommt, und wenn's gut ist, so ist man froh und bild't sich doch nicht ein, es hätt' gut Wetter müssen sein. Denn warum? wenn's schlecht ist, muß man immer denken, es könnt' noch schlechter sein, und man müßt' sich's auch lassen gefallen.“

Die Heiterethei wandte sich heftig vom Fenster nach ihr um. „„Und da meint ihr, die armen Leut' müssen denen ihre Wetterhähn' sein und müssen sich dreh'n, wie die blasen! Ja, ihr seid so eine, die Krumm läßt G'rad sein, wenn nur die Baltinessin einen gnädigen Ritter macht, wenn ihr an ihr vorbeigeht und euch bis auf die Erden verneigt. Meinethalben sind sie die größten Weiber in der Stadt; ich bin ich und fürcht' mich vor der ganzen Stadt nicht, geschweig' vor euern dummen großen Weibern. Und nu geht und macht mich nicht vollends noch wild.““

„Ich wollt',“ sagte die Annemarie, „ich wollt' lieber, ihr wär't vier Jahr' lang in keine Kirchen gekommen.“

Sie setzte die Lampe, die sie eben aufgenommen, wieder auf den Tisch.

Aber die Heiterethei sagte ungeduldig: „Der Diktes hat getüt't; macht, daß ihr 'nauf kommt in euer Stüble."

Die Alte nahm die Lampe wieder und sagte vor Kummer und Verletztheit in ihrem eigenen Ton: „Ich wollt' — ich wollt' — aber ihr — nicht einmal den Reiger habt ihr mir zu Lieb gethan — ihr seid — na, ich mach' ja schon. Ich wollt' — nu gute Nacht, Annedorle — schlaft wohl."

Die Annemarie ging hinauf. Die Heiterethei öffnete die Stubenthür, um an den Bach zu gehen. Sie dachte unwillkürlich daran, unter wie so ganz andern Gefühlen sie dies noch vor wenigen Tagen, ja, daß sie es da so spät vielleicht gar nicht gethan haben würde.

„Und wenn sie mich setzen," sagte sie, indem sie hinaus ging, „an dem Fritz hab' ich's zehn Mal verdient, und es ist doch tausend Mal besser, als der Fritz wär' todt und wüßt' auch keine Menschenseel', daß ich's hätt' gethan."

Zwischen den Weiden am Bach kauerte sie nieder, schöpfte mit der hohlen Hand von seinem Wasser und warf es sich in das brennende Gesicht.

Darüber vertiefte sie sich in Gedanken, was der Fritz nun daheim machen und denken möge. Je freudiger sie sich ihrer Kraft und Selbstständigkeit der Welt gegenüber bewußt war, desto tiefer wurde ihr Mitleid mit dem Holders-Fritz. Sie konnte alle Welt auslachen; sie konnte arbeiten; aber er? Mit dem gelähmten Finger? Sie malte sich aus, wie er vergeblich sich mühte, Schnitzmesser und Beil zu handhaben, und so lebendig, daß sie unwillkürlich die Hand ausstreckte, wenn sie bald diese, bald jene Hülfeleistung nöthig sah. Die Arbeit konnte bis morgen nicht fertig werden, wovon sollt' er morgen leben? Und wenn Hunger und Sorge ihn noch mehr schwächten! Sie wußte wohl, der Fritz war eher reich als arm, und auch im Großen und Ganzen, Reichthum sei eine schöne Sache, und die Reichen hätten gut leben; aber indem sie sich in die Einzelheiten seines unglücklichen Zustandes hineindachte, nahmen diese die Gestalt

an, unter der das Unglück sich vorzustellen, ihr in ihrem eigenen engen Kreise am nächsten lag.

Den Schmerz seiner vermeintlich mit Haß erwiderten Liebe ihm in ihren Gedanken nachzuempfinden, hätte ihr noch weniger gelingen können, da diese Gefühle ihr fremder waren als die innere Gestalt des Lebens in einem reichen Hause.

So stand es mit ihm, und das war ihre Schuld. Und er hatte es gut gemeint und mußte denken, sie hat sich aus Haß an ihm vergriffen.

„Wenn ich's ihm nur wenigstens könnt' sagen: es ist nicht gern' geschehn, und ich macht's gern ungethan, wenn ich's könnt'! Wenn er freilich so klug wär' und mich doch noch frein'. Er sollt's nicht spüren, daß ihm der Finger fehlt, und es sollt' trotzdem noch ein Rechter aus ihm werden. Aber ich bin selber daran schuld; warum hab' ich mich von den dummen großen Weibern lassen verleiten! Vielleicht, wenn er's erfuhr', daß ich's nicht apart aus Bosheit gegen ihn hab' gethan. Aber wer sollt' ihm das sagen? Und wenn ich mir so was ließ' merken, wie würden die Weiber erst reden! Und ich weiß nicht einmal, was er selber meinen thät'. Er dächt' wohl gar, es wär' mir um ihn zu thun! Ich brauch' Keinen, ich kann's noch selbst ermachen. Mir ist's nur darum, daß er mich dauert, und ich bin schuld daran. Ich wollt', ich könnt's machen, und er wußt' gar nichts davon."

Sie sann vergeblich auf das Wie.

Ein Windstoß arbeitete sich eben aus der Erlenkrone über ihr los, welche ihn mit den krausbelaubten Aesten kämpfend fest hielt wie ein Spinngewebe eine lärmende Bremse. Er erinnerte sie weckend, daß sie noch am Bach kauerte, und warf ihr von der Erle herab einen Einfall zu.

Da am Erlensteig —! Es war ziemlich dunkel, der Mond kam erst gegen Morgen. Da ger nicht weit, am Erlensteig, hatte der Holders-Fritz einen Acker mit Kartoffeln. Sie hatte heute noch im Vorbeigehen gesehen, der Acker war voll Unkraut, daß die Kartoffeln fast erstickte.

Mit drei Schritten den Abhang hinauf hatte sie das Häuschen erreicht. Einen flüchtigen Blick warf sie auf das Kind, das im sanftesten Schlummer lag. Dann nahm sie die Haue vom Nagel und eilig mit schnellem Schritt ging's erst an den Weiden, dann den Weg querfeldein hin.

Eben so flüchtig als gestern um diese Stunde eilte sie durch das Thal. Eben so hatte sie den Unterrock über den Kopf heraufgeschlagen, daß Niemand sie erkennen sollte. Wie gestern erschrak sie, wenn es hinter ihr rauschte. Wie gestern wuchs der Laut von jedem fallenden Blatte zum Hall eines Verfolgertrittes im furchtgeschärften Ohr. Eben so laut pochte ihr Herz und doch von wie ganz anderen Empfindungen als gestern.

Nun war der Acker erreicht. Am Raine blieb sie stehen und gab dem Blute Zeit, sich zu beruhigen.

Wie sah der Acker aus! Das stand noch schlimmer mit dem Unkraut, als es ihr heut vom Weidenwege aus vorgekommen war. Der Holders-Fritz mußte seine Kartoffeln ganz vergessen haben. Sie schüttelte immer von Neuem wieder den Kopf. Wie nöthig brauchte der Fritz eine tüchtige Frau! Wie auf's Gerathewohl hingesäet standen die Zeilen, ein Stock wie auf einem Berge, ein anderer wie in einem Thale. „Das muß der Lehrer (Lehrling) gemacht haben, und der hat dabei die Augen so fest zu gehabt, als müßt' er die Räusch' verschlafen, die der Meister und die Gesellen sich trinken." Der Holders-Fritz kam ihr in der Verwahrlosung seines Gutes noch mitleidsbedürftiger vor.

Es war ihr unlieb, daß der Wind jetzt nachließ. Sie hatte darauf gerechnet, daß man vor seinem Sausen das Geräusch ihrer Arbeit nicht hören würde. Ein leiseres Lüftchen strich nur mit den äußersten Flügelspitzen an den Erlen hin. Drüben, wo die Wiese sumpfig ist, läuteten Unken. Und wie das Rauschen des nahen Wehrs, das sie übertönend verbergen sollte, bald leiser, bald lauter erklingend, hielten die gedämpften Schläge von der Haue der Heiterethei die Nacht hindurch den Takt zu der heimlichen Musik des Thales. Dazwischen tönte hier und da

einmal der ferne Stundenschlag vom Kirchthurme der Stadt, den die Rathhausglocke wie ein ferneres Echo wiederholte, und des alten Diktes' Nachtwächterhorn.

Endlich bot die wachsende Helle dem heimlichen Geschäft der Heiterethei Feierabend.

Der Mond erhob sich, in bleiche, regenkündende Dünste gehüllt, wie im bloßen Hemde aus seinem Lager hinter dem Perleberg.

Der Einfall der Großmutter, den Bader zu wecken und mit ihm nach ihres Enkels Werkstatt in seinen Stadel zu gehen, erwies sich als ein sehr glücklicher. Aber leicht auszuführen war er nicht.

Das alte Fräle that zwar, so schnell sie konnte, die Haube auf und den Mantel um; das Laternenanzünden wurde um so leichter, als der Mond durchs Küchenfenster herein ihr dazu leuchtete. Die Sorge um ihren Fritz spannte sich hülfreich ihren schwachen Beinen vor, und das Häuschen in der Weidengasse mit den grünen Fensterladen konnte sie schon beim Heraustreten aus ihrer Hausthür sehen. Aber den Bader aus dem Bett zu bringen, das er gewöhnlich mit einem Räuschchen theilte, und ihn zu verständigen, wohin und was er dort sollte, das hatte seine Schwierigkeit.

Indeß war diese zu überwinden gewesen, wenn auch auf dem Wege nach dem Stadel noch mancher Mangel an richtigem Verständniß zu Tage kam. Die Alte schritt voran, sorgfältig dem Meister Schnödler leuchtend; sie schien zu meinen, sein unsicherer Gang rühre daher, daß das Mondlicht ihm noch zu dunkel sei. Dafür glaubte er wohl ihren Zuruf: „Da ist ein Loch! da ist ein Stein, Meister Schnödler!" so verstehen zu müssen, als meine sie, er solle in das Loch fallen und sich an den Stein stoßen; wenigstens führte er den vermeinten Auftrag mit größter Gewissenhaftigkeit aus.

Es war der Wahrheit gemäß, was wir seine kleine verschämte Frau in der Wachtstube erzählen hörten. Die alte Großmutter und Meister Schnödler fanden den Fritz in bewußtlosem Zustande auf seinem Lager.

Die Alte war außer sich, aber der Meister Schnödler sagte, um sie zu beruhigen, geringschätzig lachend: „Da gibt's noch ganz and're Ding' auf der Welt, Frau Holderin. Das ist noch lang' kein Schieferdecker, der den Hals gebrochen, 's ist bloß, daß sein Blut ist herausgelaufen." Er nickte der Jammernden wie schelmisch zu: „Den wollen wir schon kriegen, Frau Holderin!

In der Siegesgewißheit wäre er fast über den Liegenden gefallen. Um einem möglichen Vorurtheile von Seiten der Frau Holderin vorzubeugen, sagte er: „'s ist bloß aus Durst, Frau Holderin. Keinen Tropfen! Keinen Tropfen heint den ganzen Tag!"

Dabei griff er nach dem Arm des Holders-Fritz und fühlte diesem den Puls, was mit einigen Schwierigkeiten verknüpft war, weil er ihn in der Gegend des Ellenbogens suchte.

Die Alte hing in Angst an des Meister Schnödler Mund. Sie fürchtete zu hören: „es ist aus mit ihm." Dieser nickte ihr wieder schelmisch lachend zu und sagte: „Ein verwünschter Kerl! Nicht einmal sein Puls schlägt mehr; aber wir wollen ihn schon kriegen."

„„Aber, Meister Schnödler, wo greift Er denn hin?""

Der Meister wurde seinen Irrthum gewahr, er rutschte suchend vom Ellenbogen zum Handgelenke des Holders-Fritz. Um seinen Zustand nicht eingestehen zu müssen, erklärte er der Alten, so ein Kerl, wie der Fritz, sei nicht wie Jeder. Am Handgelenke einen Puls haben, das sei keine Kunst, das könne jeder Schneider. Aber von einem Kerl, wie der Fritz einer sei, verlange man mehr.

Nicht weit vom Kopfende des Lagers stand ein Krug. Den faßte der Vater. Aber er roch erst hinein. „Es ist eine Schande, daß so ein Kerl Wasser säuft. Das ist nur dazu

gut.“ Er goß es dem Holders-Fritz über den Kopf. Dann nickte er pfiffig der Alten zu, sie solle nun aufmerken.

Das that die Großmutter, und mit einer Spannung, als meine sie, der Fritz könne von ihrem Aufmerken gesund werden.

Und wirklich gab dieser nun ein Zeichen des Lebens von sich.

Der Bader nickte der Alten wiederum blinzelnd zu. „Was? Schüttelt's ihn tüchtig? Das muß noch ganz anders kommen. Wir wollen ihn schon kriegen. Nur nicht ängstlich, Frau Holderin. Wenn er den Hals hätt' gebrochen, das wär' ein ganz ander Ding.“

Der Alten fiel der verletzte Finger ein; sie machte den Bader darauf aufmerksam. „Ach, Meister Schnödler, wenn nur der Finger dem Fritz nix schad't!“

„„Schad't?““ entgegnete der Meister. „„Da schneiden wir ihn 'runter.““

Die Alte sah ihren Enkel schon verstümmelt und schluchzte laut.

Der Meister aber lachte, um sie zu beruhigen, wie ein Teufel und sagte: „Was da ein Finger? Der hat noch Knochen und Fleisch genug am Leib, und thät' man ihm alle zehn 'runterschneiden und die Füß' dazu. Das geht wie ein Donnerwetter: wo hab' ich nur mein Messer hingebracht? Sieht Sie: eins! zwei! drei! Nur nicht ängstlich, Frau Holderin.“

Die Alte hielt dem Meister in ihrer Angst beide Hände fest. Sie schien ihm zuzutrauen, er schnitt dem Fritz einen Finger ab, um nur ihr zu zeigen, wie leicht das ginge und daß sie darüber nicht ängstlich zu sein brauche.

„Was?“ sagte der Meister. „Das ist die Hauptsach', daß man den Leuten Herz macht. Und wenn der da im Sterben liegt, es soll Ihr nicht Angst werden; dafür bin ich da. Was ist's denn um's Sterben? Und für so einen Kerl? Der stirbt nur so; das hat gar keine Schwierigkeit; wenn er den Hals gebrächt', das wär' noch ein ganz ander Ding. Nur nicht ängstlich, Frau Holderin.“

„„Ach, du lieber Gott, er stirbt!““ brach die Alte aus.

„Was denn?“ fragte der Meister. „Der? dem fällt's noch nicht ein.“

„„Aber Er hat's ja selber gesagt, der Meister Schnödler.““

„Ja, zum Exempel,“ entgegnete der Meister, „wie ich Sie beruhigen thät', wenn's der Fall wär', er stürb'. Aber das ist ja Kinderei mit dem. Höchstens ein tüchtig's Nervenfieberle und einen steifen Finger, weiter ist's mit dem nix. Nur nicht ängstlich, Frau Holderin.“

Dabei streifte er sich die Aermel auf, und es kamen zwei Mitteldinge von zottigen Bärenfüßen und menschlichen Händen zum Vorschein. Er schüttelte sie erst, um sich zu versichern, er habe Alles weggeräumt, was ihre freie Bewegung hindern könne. Dann kramte er sein Verbindzeug hervor und faßte die verletzte Hand des Holders-Fritz.

„Der Finger wird steif, weiter ist's nix,“ lachte er dann der Alten zu, als meint' er ihr Wunder welche Freude mit der Nachricht zu machen. „Aber soll denn gar nix weiter da sein, als Wasser? Ich hab' heint noch keinen Tropfen getrunken.“

„„Mein Tichterle,““ sagte die Alte, „„trinkt nix ander's mehr als Wasser.““

„Na und da sind die Folgen davon! Hätt' er ruhig im Gringel gesessen und Eins getrunken, da wär' er nicht in den Bach gefallen.“

Der Kranke zuckte auf. Er mußte es entgelten, daß der Meister Schnödler auch durch die sorglose Art, mit der er den Verband umlegte, dem Holders-Fräle zeigen wollte, sie habe keine Ursache, ängstlich zu sein.

„Wenn ich einmal so Einen unter mein Messer hätt' gekriegt, weil ich in Dresden die Chirurgie hab' studirt! Was das für ein Brustkasten ist, und wie der heraufgezogen ist! Ja, da ist's keine Kunst, wenn Einer eine Mitten hat wie ein Mädle. Da ist die Heiterethei, das ist auch so Eine!“

Der Name Heiterethei wirkte stärker auf den Kranken, als vorhin der Ueberguß mit kaltem Wasser. Er erhob sich halb und sagte mit matter Stimme: „Was geht die mich an? Der

Gringelwirths-Ev' hab' ich aufgepaßt. Meint' ich doch, ich wär' in meiner Werkstatt," setzte er, sich besinnend, hinzu.

Wer war glücklicher als das gute alte Holders-Fräle, Ihren Fritz wieder bei Besinnung zu sehen! Sie liebkoſete ihm wie einem kleinen Kinde.

„Ihr seid's, Fräle? Habt Ihr das richtig gemacht, Ihr wißt schon was?"

„„Aber, Fritzle,"" entgegnete die Alte, „„du hast mir's die Nacht erst gesagt. Was denkst du denn? Ich kann doch zu Nacht nicht zu den Leuten geh'n, wenn sie schlafen?""

„So thut's morgen," sagte der Fritz, „redet mit der Valtineſſin."

Er sank wieder auf's Lager zurück.

„Ja doch, Fritzle, gleich morgen früh," versicherte die Alte. Dann sah sie den Meister Schnödler wiederum ängstlich fragend an. Das Umsinken des Kranken beunruhigte sie von Neuem.

Der Meister aber machte ihr ein Zeichen, daß er entfernter von diesem ihr antworten wolle.

„Das Stehen wird mir sauer," sagte er, als sie an die Schnitzbank kamen. „Ich hab' heint noch keinen Tropfen getrunken." Er setzte sich und fuhr fort: „Ich hab' morgen im Gringel zu thun; ich könnt's besorgen."

Die Alte erschrak. „Ja, was denn?"

„„Das Richtigmachen mit der Valtineſſin-Ev'.""

Die Alte wollte ihn noch nicht verstehen. Er erzählte ihr, um zu zeigen, er sei eingeweiht, was er unter dem Siegel der Verschwiegenheit von Einem erfahren, den er nicht nennen dürfe. Er meinte den Schneider.

Dadurch erfuhr das Holders-Fräle erst die ganze Geschichte von dem Auflauern ihres Enkels und wie man erst geglaubt, er wolle der Heiterethei etwas Böſes zufügen, dann, er sei ihr zu Gefallen gegangen, bis er selbst erklärt, es habe der Gringelwirths-Valtineſſin-Ev' gegolten.

Das Letzte kam ihr, wie sie bei sich selber meinte, curios vor. Freilich die ganze Geschichte klang curios. Das Holders-

Fräle war gar nicht schwer im Begreifen. Nachdem sie, was sie noch nicht wußte, dem Vater geschickt abgefragt, so daß sie das ganze der Begebnisse, so weit sie bekannt waren, übersehen konnte, begriff sie den Zusammenhang. Das Beste schien ihr, den Fritz sich erst wieder beruhigen zu lassen; denn sein heftiges Verlangen, die Sache mit der Valtinessin-Ev' richtig gemacht zu sehen, ging, das sah sie wohl, aus dem Zorne hervor, von der Heiterethei verschmäht zu sein. Wenn sie ihm den Willen that, mußte er es später bereuen. Konnte sie ihn nur so lang' in dem Wahne lassen, sie gehorche ihm, bis er ruhiger geworden war! Bis dahin klärte sich manches auf, was jetzt noch verwirrte, und Alles fügte sich so, wie sie überzeugt war, daß es für den Fritz am wünschenswerthesten sei.

Das konnte der Meister Schnödler mit seiner Vermittler-Zudringlichkeit vereiteln. Drum sagte das kluge Fräle nach einigem Besinnen: „Ja, Meister Schnödler, was denkt Er denn? Ich will gar nicht meinen, daß mein Fritzle jetzt gar nicht so recht bei sich ist; das muß der Meister Schnödler besser wissen, als ich. Aber bei so einer Frau, wie die Valtinessin, ist's nicht, als wollt' ich eine Mäd dingen: da könnt' ich Euch wohl schicken. Aber zu der, da muß ich selber. Und hernachen wird der Meister Schnödler auch gegen andere Leut' still sein von der Sach'. Mein Fritzle ist gar ein Wunderlicher. Weil die Leut' meinen er hat der Heiterethei aufgepasst, so will er den Leuten zum Trotz die Valtinessin-Ev'. Sagen aber die Leut', es ist ihm um die Valtinessin-Ev', hernachen verfällt er gewiß wieder auf die Heiterethei. Und wenn Er meint, daß die Valtinessin meinem Fritzle keinen Korb geben wird, so wird die Valtinessin dem Meister Schnödler keinen Dank sagen, wenn er die Sach' verderbt hat. Wenn mein Fritzle Euch vielleicht fragt, so sagt nur: ich bin dort gewesen, und die Sach' wär' so gut wie fertig. Aber was meint Er denn zu meinem Fritzle? das ist's eigentlich gewest, was ich Ihn hab' fragen wollen."

„„Ein Fieberle kriegt er, und das ein tüchtig's,"" entgegnete der Meister. „„Wenn eine Krankheit in so einen Kerl kommt,

da ist's nicht, wie wenn sie in einen Schneider geräth. Hernachen ist's eine Lust, wie sie drin herum hantiert. Nur nicht ängstlich, Frau Holderin. Morgen komm' ich wieder, und den wollen wir schon kriegen!"

Die Alte mußte ihm hinaushelfen. Sie sah ihm besorgt nach. Er bemerkte das. Zwanzig Schritte von der Stadelthür kam ihm sein Beruhigungseifer noch einmal. Er wandte sich mühsam und versicherte: „Keinen Tropfen, Frau Holderin, keinen Tropfen!" —

Des Mondes Prophezeihung erfüllte sich. Die Heiterethei war noch nicht eingeschlafen, als es schon zu rieseln begann. Wie sie erwachte, hörte sie die fallenden Tropfen im Strohdach rauschen und auf den Blättern des Hollunders zerplatzen. Und noch ehe die Stunde schlug, wo sie gewöhnlich auf den Tagelohn ging, goß es mit Kannen.

Ein kleines Mädchen kam ihr für heut die bestellte Arbeit abzusagen.

„Morgen wird's schon ander's Wetter sein," meinte die Heiterethei.

Das Mädchen sagte im Weggehen: „Das Annedorle braucht nicht eher zu kommen, bis die Mutter mich wieder nach ihr schickt."

Die Heiterethei sah ihr einen Augenblick befremdet nach. Dann sagte sie: „Schad't nix. Ist's nicht da, so ist's wo anders. Arbeit giebt's genung."

Die Annemarie that diesen Morgen ganz einsilbig, als sie herabkam, die Heiterethei in der Wartung des Kindes abzulösen.

Eben ließ die Baltinessin die Stühle und Tassen abholen, welche die Frauen bei ihrem gezwungen schleunigen Abzuge nicht hatten mitnehmen können. Das zu sehen, that der guten Alten in der tiefsten Seele leid. Jedem einzelnen Stücke blickte sie

einen wehmüthigen Abſchied nach. Die vornehmen Beſuche und deren Sorgen und Bemühungen um die Heiterethei hatten dieſer in ihren Augen eine Art Wichtigkeit gegeben, einen Glanz, von dem ein Theil verklärend auf ſie ſelber fiel. Sie hatte die Empfindung eines alten angeerbten Dieners, der in dem Anſehen ſeiner heruntergekommenen Herrſchaft ſein eigenes ſcheiden ſieht. Sie hatte die Heiterethei lieb und meinte ſich darum im Rechte, in dem Bruch der Heiterethei mit den großen Weibern noch eine beſondere Liebloſigkeit gegen ſie ſelber zu ſehen. Es hatte ſie ſchon bekümmert, daß die Heiterethei nicht einmal den einzigen Reiger ihr zu Liebe gethan. Und wenn ſie auch den großen Weibern nicht unbedingt Recht gab, ſo begriff ſie doch in ihrem Reſpect vor ihnen nicht, wie ein Armes gegen ſie könnte Recht haben wollen. Daß die Heiterethei dies gewollt, kam ihr ordentlich wie ein Majeſtätsverbrechen vor.

Da die Heiterethei zu Hauſe blieb, war ſie überflüſſig und tappte kopfſchüttelnd langſam wieder in ihr Stübchen hinauf.

Das Mädchen hatte ſich mit einer Näherei an das vordere Fenſter geſetzt — das hintere behielt ſich der Hollunderbuſch ganz allein zum Hereinſehen vor — und bemerkte in Gedanken vertieft den Abgang der Alten nicht.

Nie hatte ein Tag dem andern ſo unähnlich geſehen, als ſeit die Heiterethei zum letzten Mal nach dem Zainhammer gefahren war. Der heutige hatte wieder ſein ganz eigenes Geſicht. Es war, als wäre das Stübchen ſeit ſeiner Erbauung zum erſten Male leer, ſeine Wände rückten immer weiter aus einander. Der Hollunderbuſch ſah wie glatzköpfig aus; ſo ſehr war man daran gewohnt, ihn den ganzen Tag aus einer tauſendlockigen Perücke herausblicken zu ſehen. Das Kind, das um die Heiterethei ſpielte, hielt unbewußt noch den kleinen Raum ein, der allein ihm wochenlang zur Benutzung geblieben, und wich noch immer all den Knieen aus, die nicht mehr vorhanden

waren. Um die Stelle, wo die Baltineſſin geſeſſen, bewegte es ſich noch nicht anders als in einem weiten Kreisabſchnitte. Vermied doch die Heiterethei ſelber, im Vorbeigehen mit der ſeitwärts ſchwebenden Haube der Baltineſſin zuſammen zu ſtoßen.

Außerdem vergaß ſie Alles über den Gedanken an den Fritz. Die Befürchtungen und Geſpräche der früheren, die Angſt und das Mitleid der letzten Tage hatten ſie ſo ſehr gewöhnt, an ihn zu denken, daß ſie es nicht mehr wußte, wenn ſie es that.

Eine eigene Wirkung hatte dieſes Denken an den Fritz. Das Bewußtſein ihrer Verſchuldung, ihr Sinnen, wie ſie das, was nicht mehr ungethan zu machen war, wenigſtens zum Theil ausgleichen könnte, weckte vertiefend die innere Welt, die bis jetzt in dem handfertigen Mädchen unter der fortwährenden Richtung ihrer Kräfte auf ermüdende Körperarbeit und die äußeren Dinge des Lebens geſchlummert hatte. Das zeigte ſich bald auch in ihrem äußeren Anſehen. Ihr Blick wurde tiefer. Dem Kenner wären die Anfänge eines neuen Daſeins in ihr lesbar geweſen. Es hätte ihn an jene topographiſchen Pläne erinnert, wo neben und über dem gegenwärtig Vorhandenen mit ſchwächeren Linien die beabſichtigten Umgeſtaltungen eingezeichnet ſind.

Und Zeit hatte ſie und ſollte immer noch mehr Zeit haben für die ruhige Entwickelung dieſes neuen Daſeins.

Während der Nacht hatte der Regen eine Pauſe gemacht; noch vor der Sonne des nächſten Tages begann er wieder ſeine eintönige Muſik. Den ganzen dritten Tag zitterten die Blätter des Hollunders unter den zerplatzenden Tropfen. Am vierten gerieth der Regen in Zorn, daß die Ringe, die er unermüdlich Grau in Grau auf die wachſenden Pfützen zeichnete, immer wieder zerfloſſen; er nahm ſeinen ſchärfſten Stift und ſchien nicht eher ruhen zu wollen, als bis es ihm gelänge, ſie unzerſtörbar einzugraben. Das Wachen fiel er konnte die Augen nicht offen erhalten, die Fröhlichkeit ſelber wurde ſchwermüthig bei dem eintönigen Liede, das er ſich dabei ſang.

Stunde um Stunde verging, Tag um Tag, Woche um Woche; was allein blieb im ewigen Wechsel, das war der Regen. Aber wer keine Uhr besaß, für den gab es bald nicht mehr Nacht und Tag. Himmel und Erde unterschieden sich nur noch durch das Oben und Unten.

Erst sah man jede Stunde nach dem Wetterglase, dann jeden Tag, zuletzt gar nicht mehr. Es war, als könnte es nun nicht mehr anders werden. Erst sehnte man sich, wieder Grün und Blau zu sehen zuletzt hatte man vergessen, daß es noch andere Farben gab, als Grau; man sah die Zeit kommen, wo Rechen und Hane zu fabelhaften Alterthümern wurden, über deren einstige Bestimmung man sich den Kopf zerbrach, wo man nicht mehr an das Kartoffelhacken glaubte und das Heu-Einernten für ein schönes Märchen alter Tage galt. Die besonnensten Leute mußten confus werden, wie sie sich in der neuen Welt einrichten sollten, wo das Wasser an die Stelle der Luft zu treten schien. Denn die alte, in der man bisher gelebt, war abgethan.

Wenn man nur auch hätte vergessen können, daß man einen Magen besaß! Von der Herzgrube aus eroberte sich das Ehemals wiederum die Welt. Der Hunger war das erste Glied der Kette von Schlüssen, durch welche die Gegenwart von Neuem an die Vergangenheit festgemacht wurde.

Wenn nun ein solches Wetter zur Zeit der Heuernte selbst den großen Leuten Sorge machte, wie mußte es einem alleinstehenden Mädchen das Herz bedrängen, das heute brauchte, was es gestern verdient! Und doch war die Heiterethei auch bei solchem Wetter nie zu feiern gezwungen gewesen. Als Tag um Tag verging und Niemand ihrer begehrte, weder zum Waschen, noch zum Scheuern, noch zu sonstiger Haus- und Stubenarbeit. da lag es ihr nahe genug, einzusehen, was sie, wie die Valtinessin gesagt, angerichtet hatte. Aber sie wollte es lieber den Umständen in die Schuhe schieben, als sich selbst. Freilich, wer soll jetzt waschen, wo keine Aussicht auf Trockenwerden? wer scheuern lassen, wo jeder Eintretende den halben Luckenbacher

Flur an den Schuhen mit in die Stuben schleppt? Und ihre Unzulänglichkeit als Nähterin gestand sie sich selber willig ein. Denn sie sah das Gegentheil für keinen großen Vorzug an. Nähen galt bei ihr für keine Arbeit. Eine Nähterin stand bei ihr nicht in viel größerer Achtung als ein Schreiber. Es ging ihr wie den meisten Leuten ihres Standes. Wenn diese selber einmal einen Brief oder sonst etwas zu schreiben haben, däucht sie das so schwer und peinlich, daß sie für jeden Buchstaben gern ein Scheit Holz sägten oder hackten; an einem Anderen kommt es ihnen dennoch wie nichts, wie eine Art bevorwandeten Müßigganges vor. Und sie halten es für unnöthig, obgleich es ihnen nöthig genug vorkam, sich darum Stunden lang zu quälen.

„Und an solcher Faulenzerei," fuhr die Heiterethei dann in Gedanken fort, „hab' ich selber keinen Spaß. Aber laßt nur wieder schön Wetter werden!"

Sie weiß ja, daß sie in Luckenbach mit zu dem guten Wetter gehört. Sie ist so wesentlich und unentbehrlich zur Heuernte, als Sonne und trocknender Wind.

Freilich! bis dahin ist verzehrt, was sie für ein mögliches Krankenlager bisher sich abgedarbt hat; nicht für sich —, daß sie krank werden könnte, ist ein Gedanke, der Niemandem einfallen wird, am wenigsten der Heiterethei selbst — aber für das Liesle, das Kind.

Die Annemarie ist dafür auf einmal desto gesuchter. Bald wird sie zu der Valtinessin gerufen, bald zur Weberin, bald zu einer andern großen Frau. Sie kommt wenig mehr nach Haus. Sie spricht jeden Tag vornehmer, sie fängt schon an, die Haube zu balanciren wie die Valtinessin, aber natürlich im richtig bemessenen Grade ihrer Unterordnung. Ihr Haubenwerfen verhält sich zu dem der Valtinessin wie ein Schweineschwänzchen zu einem Löwenschweif. Und geht sie breiter, denn sonst, so ist ihre Grazie gegen die massive, steinerne der Valtinessin nur eine aus Holz und Lehm, und sie selber nur ein bescheidenes bretternes Hintergebäude.

Nur selten kann sie die Zeit erübrigen, im Vorbeigehen unten

hereinzusehen, und dann läßt sie gutmüthig, so viel in der W
möglich ist, von ihrem neuen Glanze auf die verdunkelte Ges
der Heiterethei fallen. Ihr etwas anzubieten, hat sie nicht
Muth, wenn auch die Lust. Denn sie kennt die Heiterethei. U
die giebt sich auch nicht das Ansehen, als ob sie etwas bedü
Ja, sie treibt noch Possen mit der Annemarie. Sie spielt
Person der Baltinessin und der Weberin gegen sie, und weiß
mit solcher Geschicklichkeit der Nachahmung zu thun, daß
Annemarie zuweilen ihr süßsaures Lachen vergißt und, in unw
fürlicher Täuschung befangen, sich verneigt und ihr antwortet,
wäre die Heiterethei wirklich jene große Frau selber.

Eines Regentages kam die Annemarie zur Zeit der Däm
rung, das heißt, wo es noch dämmeriger war, als den gan
übrigen Tag, zu der Heiterethei in das Stübchen herein.
allerlei Vorbereitungen ersah die Heiterethei, die Annemarie h
etwas auf dem Herzen, das nicht über die Zunge wollte.

„Ich bin keine von euren großen Weibern," sagte sie, „
ihr erst vom Wetter müßt anfangen, wenn ihr mir was w
sagen. Da ist nur Eins zu machen, entweder ihr red't oder
red't nicht. Und so ist's, und nu ist's fertig. Ihr wollt viell
damit warten, bis ich die Lampen hab' angezünd't."

„„Vor meinetwegen brennt die Lampen gar nicht an,
Dorle,"" entgegnete die Annemarie, die noch immer das Tru
suchte zu ihrem Vorbringen.

„Nu, doch wegen dem Liesle da, damit sich die nicht stö

„„Das Liesle sitzt ja so ruhig, und das Oel, das
schrecklich theuer bei der Witterung.""

„So will ich's noch lassen geh'n, aber nu hätt' ich gedacht

„„Ja,"" sagte die Annemarie. Sie dachte, einmal muß
sein, und gab sich selber einen Stoß, daß sie gleich mitten in
Sache hineinfuhr.

„„Weil ihr das Kind mit auf die Arbeit wollt nehmen
sagte sie, „„und es ist groß genug dazu; sonst übrigens außer
blieb' ich lieber bei euch wohnen, als wo anders.""

„Ihr wollt fort aus meinem Häusle?" fragte die Heitere

„„Ja,““ sagte die Annemarie, „„und der Hollunderbusch droben, wenn der blüht, das kann ich auf meiner Brust nicht mehr ertragen.““

„Der hat abgeblüht,“ entgegnete die Heiterethei ruhig. „Und wenn er's einmal hat gethan, so thut er's das ganz' Jahr nicht zum zweiten Mal.“

„„Und der Bach.““ fuhr verlegen die Annemarie fort.

„Ja, der Bach,“ half die Heiterethei der Alten, weil sie sah, diese wurde nicht allein mit dem neuen Vorwande fertig. „Der Bach, der ist halt schrecklich naß. Habt ihr heint schon an's Ausziehn gedacht, wie ihr Mittag seid dagewest?“

Die Alte bejahte und gerieth schon vorläufig in Verlegenheit, wozu die Heiterethei ihre Antwort benutzen könnte.

„Ja, nu weiß ich,“ sagte diese, „warum das Oel so theuer ist, und warum ihr gerad jetzt kommt, wo's finster ist. Ihr habt gedacht, ich seh's euch sonst an, daß ihr Vorwänd' macht. Wär't ihr zu Nacht gekommen, wo ich hätt' geschlafen, da wär's noch besser gewest; da hätt' ich's auch nicht gehört. Und nu will ich's euch auch nicht zu Leid thun und die Lampen anbrennen, eh' ihr wieder fort seid. Ich bin freilich nicht so höflich wie ihr. Damit's nicht zu grob herauskommt, wenn ihr Einmal die Wahrheit red't, wollt ihr mir lieber zwei Lügen weiß machen. Bei euern großen Weibern ist das vielleicht das Recht', zumal, wenn ihr noch einen schönen Reiger dazu macht. Aber ich mein', wenn mir einer Lügen weis will machen, so ist das die größt' Grobheit, wo er mir kann anthun. Ihr seid euer eigener Herr und könnt in der Valtineſſin ihre Brillenscheiden ziehen, wenn ihr wollt. Ich hab euch nix zu sagen und mithin auch nix übel zu nehmen. Was das Liesle da angeht, so muß die Sach' gehen, wie sie kann. Mir kann's einerlei sein und ist's auch, und nu ist's fertig.“

Bei der Annemarie war's aber noch nicht fertig. Sie hätte gar zu gern gehört, die Heiterethei könne es nicht ermachen ohne sie. Nicht als hätte sie gewünscht, die Heiterethei vermöge das wirklich nicht. Dazu hatte die Annemarie das Mädchen, so sehr sie

ihr schon entfremdet war, im Grunde ihres Herzen doch noch lieb. Sie ging ja bloß aus Furcht, die großen Weiber könnt für eine Sünde halten, wenn sie bei der Heiterethei wol bliebe. Aber ein Haus zu verlassen, darin man so lange wohnt, ohne die Bekräftigung und Anerkennung, daß man etwas darin gewesen, daß man ihm fehlen werde, das ist so l nicht. Sie wickelte ein großes, großes Papier auseinander, w eine kleine Zuckerbretzel auch fast gar nichts gewesen, und gal dem Viesle. Es war wohl nicht die entfernte Aehnlichkeit il Schicksals mit dem dieser Bretzel, was sie dabei so mit Wehm erfüllte.

„„Wenn ihr doch das nicht hättet gemacht, das mit großen Weibern, Annedorle!““ begann sie mit zitternder Stim in der Thür sich noch zurückwendend. „„Und wenn ihr mir wenigstens den Reiger zu Lieb hättet gethan vor meinem G aber so . . .““

Den Anstrengungen ihrer Hand gelang's nicht, die Schluchzen unterbrochene Rede zeigend und winkend zu ergän wohl hauptsächlich deshalb, weil man die Hand vor der vö eingetretenen Nacht bereits nicht mehr sehen konnte.

Der Klang der in das Schloß fallenden Thür zeigte daß sie gegangen war.

Draußen stand sie noch eine Weile, mit den Augen in Regen regnend. Die wunderliche Alte vermißte ein Zeichen Anhänglichkeit, indem sie selber keine bewies.

Aber die Heiterethei hatte sich eben so seltsam widerspro da sie gegen die Unwahrheit der Annemarie geeifert. Sie da nicht daran, daß sie selber in demselben Augenblick unwahr wu Denn einerlei war's ihr gewiß nicht, daß die Annemarie wollte.

Nicht deshalb, weil sie daraus, daß selbst die treue Alte verließ, erkannt hätte, wie schlimm man in dem ganzen Städt von ihr denken mußte.

Diese hatte über ein Menschenalter lang da gewohnt. hatte lange vorher schon da gewohnt, ehe die Mutter der

terethei hereingeheirathet hatte. Eins nach dem Andern neben der Heiterethei hatte das Häuschen verlassen. Vater und Mutter und ihre eigenen jüngeren Geschwister hatte sie hinaustragen sehen; die ältere Schwester hatte sie selbst hinaustreiben müssen. Nun, da auch die Annemarie ging, ward's erst leer, trug man ihr die Mutter noch einmal hinaus. Damals hatte es auch schon so lange geregnet und regnete noch. Und der alte Hollunder rauschte jetzt wieder eben so eigen wie damals, als seine Zweige den Sarg nicht hinauslassen wollten. Wie wenn die Leute in der Kirche nach dem Gebet aufathmend sich leise setzen.

Das Alles war ihr beim Abschied der Alten gekommen, und sie hätt' es der Annemarie gesagt. Diese wär' entweder geblieben oder beruhigter gegangen. Aber die Heiterethei fürchtete, ihre Stimme werde brechen, wenn sie rede. Und ehe sie die Wahrheit ihrer Empfindung durch „jammeriges Wesen" sehr verdächtigte, blieb sie lieber schweigend an ihrem Fenster sitzen.

Verfolgte nun das Schicksal die Heiterethei, so nahm es sich eben so sichtbarlich der Annemarie an. Den Entschluß, das Häuschen der Heiterethei zu verlassen, schien es selber ihr eingegeben zu haben. Denn eben zur rechten Zeit hatte sie ihre wenigen Habseligkeiten in ihre neue Wohnung hinübergeschafft.

Das baufällige Strohdach des Häuschens an den Weiden bot diesem gegen den endlos herabfallenden Regen immer ungenügenderen Schutz. Selber bis in sein Innerstes von dessen Wassern durchdrungen, aufgequollen wie ein vollgesogener Badeschwamm, vermehrte es durch sein Gewicht nur die Unannehmlichkeiten, mit denen Regen und Wind das arme Häuschen heimsuchten. Die alten Lücken der Lehmwand nahmen den Feind mit offenen Armen auf, der sie aus Erkenntlichkeit dafür nach Vermögen vergrößerte. Das Beispiel der belohnten Verräther mehrte ihre Zahl. Was die Heiterethei hineinklebte, nahm der Regen in derselben Stunde wieder hinweg. Von den Nachbarn kam keiner, wie sonst wohl

geschehen. Und ging einer vorüber, so geschah es nur, eine offen
Schadenfreude zu befriedigen. Der Hollunder konnte nichts, al
rathlos seine Zweige zusammenschlagen; sie wurden ihm imme
schwerer. Von Zeit zu Zeit pochte er an die Wände, wie um z
sehen, wie fest sie noch seien, und nach jedem Pochen schüttelte e
ängstlicher das Haupt und griff immer zitternder in den Rege
hinein, ihn zu beschwören, er solle nun endlich nachlassen. De
hatte keine Antwort für ihn, als sein ewiges plätscherndes Hohn
gelächter. Der Fels dicht an der linken Flanke des Häuschen
aber war des Häuschens allerschlimmster Nachbar. Er goß De
in's Feuer oder vielmehr Wasser ins Wasser. Er sammelte a
den Regen, der auf seine Scheitel fiel, und hinderte nicht, da
die gesammelten Wasser sich ein Bette nach dem Häuschen hi
schufen und von seiner Kante darauf herabstürzten, als hielten s
das Häuschen für ein Mühlrad, das sie in Bewegung setze
müßten.

Jetzt sank die linke Seitenwand des Häuschens unter ihre
Gewichte. Das Dach wäre nachgesunken, hätte nicht der Fel
mit zu spätem Erbarmen jene ersetzt und das wankende mit de
eigenen Schulter gestützt. Und nun begann auch der größte The
der Vorderwand zu weichen. Sie bog sich matt vornüber, al
wolle sie um die Ecke nach Hilfe sehen. Als keine kam un
immer und immer noch keine kam, da sank ihr, ein Bild stil
Ergebung, das Haupt auf die Kniee; dann brachen auch diese ei
und der Tod löſ'te zu früh, wenn auch mit sanfter Hand, eine
so innigen Bund, als Holz und Lehm nur je geschlossen.

Nun glich das Häuschen einer Wasserkunst. Ueber die Fu
chen des Strohdaches ergossen sich die Wasser vom Felsen here
in hüpfenden Cascaden. Unzählige Oeffnungen schluckten sie gi
rig ein, eben so viel andere spieen sie in schönen Bogen wied
von sich. Dabei grünte das verwitterte Stroh im größten Ele
so lustig wie eine Wiese, und der alte Hollunder stand daneb
abgespannt und schlaff, wie ein durchnäßter Regenschirm in ein
Ecke, und schlug die Zweige über seinem Kopfe zusammen au
Entsetzen vor solchem Frevel.

Die Valtineſſin that, als der Bader die Nachricht von dem Schickſal des Häuschens in den Gringel brachte, etwas Aehnliches. Sie ſchlug mit beiden Händen auf die Kniee.

„Da ſieht man doch, daß man richtig hat geweiſſagt," meinte ſie. „Es hat wohl öfter ſchon geregnet, aber der Regen da, das iſt ein ſichtbar Strafgericht vom Himmel. Und das ganz' Luckenbach muß mit darunter leiden. Wer den Gründonnerstag Sechzig iſt geweſt, der weiß, was er red't. Aber ich' ich und ſag': Ein Regen ſoll das ſein? Eine Sündfluth iſt's."

„„Ja,"" ſagte der Meiſter Schnödler mit unſicherer Zunge, „„die Heiteretbet, das iſt ſo ein Kerl, wie die Töchter der Rieſen ſind geweſt. Aber ich will euch ſchon kriegen!""

„Und der Herr hat wieder einen unſchuldigen Noah gerett't, wie ſelb'mal," fuhr die Valtineſſin fort. „Die Annemarie da, das iſt der ander' Noah."

Die Annemarie, die an der Thür Leuchter putzte, that einen Reiger. Sie lächelte, aber innerlich ſeufzte ihr Herz über das Schickſal des Häuschens.

„Ja, es iſt curios," ſagte der Herzenſchmied mit einem kleinen Anfall von Schlucken. „Es ſcheint, das ganz' alte Teſtament geht noch einmal für in unſer'm Luckenbach. Erſt iſt die Austreibung aus dem Paradies geweſt; jetzund iſt die Sündfluth; nu muß der babyloniſch' Thurm noch kommen und der Auszug der Kinder Iſrael aus Egyptenland."

„„Der iſt geweſt, der Auszug,"" ſprach die Valtineſſin. „„Aber nu iſt er erſt fertig. Der Pharao, der ſein Herz hat verſtockt gehabt, nu liegt er im rothen Meer. Ich hab' manchmal beinah' gemeint, man hätt' ihr zuviel gethan, aber nu hat der Himmel ſelber gered't.""

„Zuviel gethan?" beruhigte der Meiſter Schnödler nachträglich. „So ein Kerl wie die Frau Valtineſſin, die kann ſchon eine Sünd' mehr thun. Wozu wär' denn einer reich auf der Welt? Das iſt noch immer nicht den Hals gebrochen. Nur nicht ängſtlich, Frau Valtineſſin. So Eine kann gar nicht zu viel thun."

„„Ja,““ meinte der Schmied, „„das Zuvielthun iſt andern Leuten ihre Sach'.““

Der Meiſter Schnödler ſah den Morzenſchmied an; er konnte nicht einig werden, ob der ihn meine. Aus Vorſicht für jeden Fall ſagte er dann: „Keinen Tropfen, Meiſter Langgut. Der Tropfen, den ich heut' getrunken hab' . . .“

Er wollte ſich eben eines hohen Schwurs vermeſſen, aber die Valtineſſin unterlief ſeine Zunge, indem ſie feierlich warnend die Hande ſchwang. „Meiſter Schnödler! Aber was iſt denn da in Seinem Glas geweſt?“

„„Das iſt Bier geweſt, Frau Valtineſſin. Wenn ich ſag': Einen Tropfen, hernachen mein' ich einen Bittern.““

Die Valtineſſin ſagte: „Ja, wenn Er's ſo meint!“

Der Schmied und die Uebrigen gingen. Der Meiſter Schnodler rannte die Valtineſſin an. In ſeinem weißlichen Rock ſchien er mit ihr Nachtfalter und Pfingſtroſe ſpielen zu wollen. Es ergab ſich aber, er hatte beabſichtigt, der Valtineſſin etwas in's Ohr zu flüſtern.

„Von wegen,“ ſagte er und zeigte auf die Ev', die eben hereintrat.

„Ev'!“ rief die Valtineſſin.

„Nu, wie iſt's denn mit dem?“ fragte die Ev' leichthin, als ſie herangekommen war.

„Ja, ſo ein Kerl,“ lachte der Meiſter Schnödler. „Das iſt eine Luſt, wenn ſo ein Kerl das Fieber hat! Die Frau Valtineſſin, wollt' ich, trag's einmal. Die ſollt's herumreißen. Das iſt noch lang' nicht den Hals gebrochen. Nur nicht ängſtlich, Frau Valtineſſin. Wir wollen ſie ſchon kriegen. Ja, wenn's ihn hat, da red't er von nix als der Heiterethei. Ich kann ſie nicht los werden, ſchreit er. Da ſteckt ſie feſt. Jetzt iſt ſie da, jetzt da. Und deutet bald auf ſeinen Bruſtkaſten, bald an ſeinen Schädel. Ein verwünſchter Kerl, aber wir wollen ihn ſchon kriegen. Und wenn er einmal zu ſich kommt, dann fragt er: Frale, habt Ihr's richtig gemacht mit der Valtineſſin? So iſt er auf die Jungfer Ev' verſeſſen.“

Die Gringelwirths-Ev' schien anderer Meinung. Aber: „Wenn ich ihn nur erst hab'," sagte sie zu sich. „Ich will sie ihm schon herausbringen."

Der Meister Schnödler war innerlich der Meinung der Ev', wenn er es auch aus Galanterie oder sonst einem anderen Grunde nicht wollte merken lassen.

Der Baltinessin allein fiel es nicht ein, der Fritz könne Neigung zum König Pharao haben, oder es schien ihr nicht der Mühe werth, sich so etwas einfallen zu lassen.

„Und das Fräle?" fragte die Ev', und ein liebevoller Zug um den Mund sagte, sie brauchte eigentlich gar nicht zu fragen.

„Sie will's absolut nicht, daß ich's in Ordnung bring'. Das ist ein Kerl! Aber ich will ihn schon kriegen. Wenn's eine Mäd zu dingen gält', meinte sie, das könnt' ich verrichten. Aber zu einem Kerl, wie die Frau Baltinessin, da müßt' sie selber kommen. Und das geschäh', so wie sie's nicht mehr in den Beinen hätt', daß sie den Schloßberg könnt' steigen. Und weiter sagen soll ich nix. Der Fritz wär' ein Wunderlicher. Wenn die Leut' sagten: Er freit den Kerl — die Gringelwirths-Ev', da könnt' er aus Trotz die Heiterethei noch nehmen."

„„Hm!"" dachte die Gringelwirths-Ev'. Das Mordmädle errieth richtig, daß das Holders-Fräle sie nicht haben wollte. Sie dachte: „Wenn's nur erst fertig ist, der will ich's schon eintränken."

„Ich meint', er wär' selber alt genung," sagte sie, „und könnt' schicken, wen er wollt'. Die Alte kann mich nicht erriechen. Meinetwegen. Sie kann ihn zusammenthun mit dem rohen Ding da unten und kann sie noch in Baumwollen einwickeln bis über ihr unverschämtes Gesicht. Wenn's einer machen that', einen großen Kuppelpelz kräg' er nicht von mir."

Der Meister Schnödler verstand wohl, daß das hieß: „der kräg' einen großen Kuppelpelz von mir."

Er schmachtete sie an und sagte: „Ein Schieferdecker, der den Hals gebrochen hat, das ist noch ein ganz anderer Kerl, als das Holders-Fräle."

Aber die Baltineſſin ſchwang ihre Haube, ſo daß dieſe auf ihrem Wege einen Strich durch die Rechnung der Tochter zu machen ſchien.

„Das Holders-Fräle hat Recht. So Einen ſchickt man nicht zu der Gringelwirths-Baltineſſin," ſagte ſie, „in ſolcher Sach'. Das Holders-Fräle weiß, wie man eine große Frau zu reſpectiren hat. Und es wird ihr ſchon aus den Beinen herauskommen, daß ſie den Schloßberg kann erſteigen. Hier ſitz' ich und ſag': Der Gringel wirft ſein Mordmädle Niemand an den Kopf."

Das Mordmädle griff nach einer Flaſche, darauf geſchrieben ſtand: „Spaniſch Bitter," und ſchenkte dem Meiſter Schnöbler unverlangt zweimal nach einander davon in ein Glas. Sie verweigerte die Bezahlung hinter dem Rücken ihrer Mutter und ſagte: „Der Meiſter Schnöbler braucht ſich mit der Sach' nicht weiter unnütz zu beſchweren. Wie meine Mutter meint, ſo mein' ich auch."

Der Meiſter Schnöbler verſtand; er nickte der Co' mit lachendem Geſicht zu und gab, nach der Baltineſſin hinausſehend, zu verſtehen: „Ein verwünſchter Kerl, die Frau Baltineſſin! Aber wir wollen ſie ſchon kriegen."

Der Meiſter ging, und die Baltineſſin wandte ſich zu der Annemarie, die den blauen Mantel umnahm und auch gehen wollte.

„Ja," ſagte ſie, „Annemarie, wär' der gerecht' Zorn der großen Weiber nicht geweſt, ganz Luckenbach hätt' mit dem König Pharao müſſen erſaufen. Und wären wir noch anders aufgetreten, ſo wär' vielleicht der ganz' Regen nicht geweſt. Was denkt ſich die Annemarie dabei?"

„Ach," ſagte die Annemarie; „„aber was meint die Frau Baltineſſin nur? So würd' ich mir doch das nicht zu Schulden kommen laſſen. Und wenn's zehn Mal ſich für arme Leut' ſchicken thät', daß ſie was denken thäten dabei, was die Frau Baltineſſin ſagt. Und die Frau Baltineſſin weiß es ſchon einzurichten, wenn ſie was ſagt, daß nix dabei zu denken iſt. Und wenn's ſein könnt'; in der Frau Baltineſſin ihrem Beiſein mich's

zu unterſteh'n, das wär' mir ja noch immer viel zu niederträchtig. Ja, wer ſo reich iſt, wie die Frau Baltineſſin, und iſt am Gründonnerſtag Sechzig geweſt!'"

„Die Annemarie iſt eine recht vernünftige Perſon für Ihre Umſtänd'," genehmigte die Baltineſſin dieſes Erwerben in Demuth, „drum hat der Herr Sie auch ſo ſichtbarlich mit ſeinem Arm behüt't. Und an dem Exempel da kann Sie's erſeh'n, daß der liebe Gott die Welt nicht ſo in den Tag hinein hat erſchaffen, ſondern hat ſich was dabei gedacht, warum er reiche Leut' und arme Leut' hat erſchaffen."

Die Baltineſſin dachte, als ſie die Räderuhr des Himmels feierte, nicht daran, daß ſie noch vor Kurzem den Unfall des Holders-Fritz eben ſo beſtimmt den Käſten des Evangelo als ein ſolches Strafgericht verkündet hatte.

Dennoch ſchien ſie Recht zu haben. Denn kaum war die Rache des Himmels an dem Häuschen der Heitereihei ſo weit vollzogen, als wir geſchildert haben, und kühn machte ſich ein Morgenwind auf, dem weiteren Regen zu ſteuern.

„Ja," ſagte die Baltineſſin, als zum erſtenmal wieder das blaue Auge des Himmels durch die grauen Regenwimpern ſah, „das iſt ſichtbarlich. Ordentlich gewart't hat der Wind, daß er nicht eher losgebrochen, bis das Strafgericht iſt vollend't gewen. Und daß er nicht hat müſſen warten, bis das Häusle ganz verſtört wär geweſt, daraus kann man erſeh'n, daß der Himmel den König Pharao nicht hat ganz wollen vertilgen, ſondern hat ihn nur wollen demüthigen und hat ihn durch Demüthigung zum Rechten wollen führen. Und wenn der lieb' Gott ſo was vorhat, ſo ſollen die Menſchen behülflich ſein. Und was mich anbetrifft, hier ſitz' ich und ſag': was ich kann thun, daß der König Pharao wird gebeſſert, das ſoll ehrlich und getreulich geſcheh'n."

So triumphirte die Baltineſſin in der Seele des Schickſals und faßte den Entſchluß, ihm zum Beſten der Heitereihei unter die Arme zu greifen.

Die alte Annemarie dagegen in ihrem Taubenſchlag — denn als ſolcher hatte ihre neue Wohnung früher gedient — war zwar

stolz auf die unmittelbare Gnade des Himmels, aber heimlich mußte sie doch über das Schicksal des alten Häuschens und die Verstocktheit und Liebloſigkeit des Königs Pharao weinen.

Sie konnte sich nicht eingewöhnen, weder in die neue Gunst, die doch ihr Stolz war, noch in ihren Taubenschlag, da sie Beides allein genießen mußte. Im dichten Regen wandelte ihr alter blauer Mantel, wenn es dämmerte, scheuen-Schrittes wie ein Gespenst um die Stätte früherer Traulichkeit. Es war, als mußte das Häuslein seinen Bauerer haben. Seit der Fritz die Stelle niedergelegt, versah die alte Annemarie ihre Obliegenheiten. Dabei marterte sie ihren alten grauen Kopf, nachträglich noch auszudenken, wie Alles hätte so ganz anders werden müssen, hätte die Heiterethei ihr nur gefolgt. Und wunderbarer Weise that sie das in den vornehmsten und verbindlichsten Redewendungen, die sie der Baltineſſin und der Weberin abgelauscht. So hatte ja sie immer die Neiger gemacht, die eigentlich die Heiterethei hätte machen müssen, und jetzt war es, als könne sie noch rückwirkend Alles gut machen, wenn sie die Artigkeit, durch deren Mangel die Heiterethei ihr Unglück verschuldet, nachträglich für sie ersetzte. Und so oft sie in ihrer Erinnerung auf den Grund des Papiers hinabtauchte, in welchem die Abschiedsbretzel untergegangen war, schluchzte sie wiederum mitschmerzlichem Vorwurf: „Wenn sie nur wen'gstens hätt' gesagt, ich wollt' lieber, ihr blieb't! Aber die ! Nicht einmal den einzigen Neiger hat sie mir noch zu Lieb' gethan vor meinem End'."

Der Morgen und aber, wie anders wurde er heut vom ganzen Städtchen begrüßt, als wenn er in der Zeit der Kornblüthe zu Besuch kam! So angenehm hätte nicht die Milde des süßesten Westlüftchens geschienen, als das rauhe Wesen des alten trockenen Gesellen.

Denn rauh und streng mußte er sein, um all das heruntergekommene Wolkengesindel, das wochenlang mit strotzenden Wasserbäuchen von Abend hergekommen war, wieder dahin zurück zu jagen. Unter seinem zornigen Schnauben raffte es sich zusammen aus seiner Verfahrenheit und floh zurück nach seiner Heimath

dem alten Meer. Was davon zurückgeblieben war, als er sich zum Ruhen legte nach der schweren Arbeit, das hing hoch wie schneeweiße Baumwollenrocken am blauen Himmel. Da spann es die Sonne ab in langen zarten Fäden mit rosiger Hand.

Wie war das nun ein ander Leben, als aus dem zerborstenen Leibe des Grau all' die Farben wieder erstanden, die es verschlungen hatte! Wie Scharlachspinnchen auf grünem Papier rannten auf den grünen Wiesen die rothen Unterröcke durch einander, dazwischen dunkle Jacken und Beinkleider wie schwarze Käferchen oder wie lebendig gewordene Tintenklexe. Wie vorher der Regen vom Himmel zur Erde gefallen, so in tausend Strömen stieg jetzt der Heduft von der Erde zum Himmel hinauf. Anstatt des grauen Regengeplätschers erklangen unermüdlich die buntesten Vogelstimmen. So verlassen hatten noch nie der Webstuhl und die Brücke gestanden in der dumpfigen Stube, die Scheere gehangen und die Säge am alten langweiligen Nagel. Wer Sense oder Rechen zu führen wußte, konnte schwitzen ohne Hollunderthee. Kein Paar gesunder Arme blieb in dem Städtchen zurück.

Und doch eins, und vielleicht das gesundeste, regte sich nicht in der freien Luft, wo es hingehörte. Freilich war das Häuschen, in welchem es saß, Dank den Anstrengungen des Regens, luftig genug geworden, luftig bis fast zur Durchsichtigkeit.

Die Heitereihei hätte sich beim Ein- und Ausgehen das Thüröffnen ersparen können. Es war fast komisch, daß sie nicht neben der Thür durch die Wand ging. Die hätte sie nicht erst zu öffnen gebraucht. Ja, sie schloß die Thür sorgfältiger als je, wennschon sie nicht weiter als nach ihrem Gärtchen ging, das, etwa hundert Quadratfuß groß, über dem Schloßweg droben, ihrem Häuschen gegenüber lag. Und wenn sie dies jetzt mit noch leichteren Schritten und aufgerichteteren Hauptes that und dabei ein lustiger Liedchen sang als je zuvor, so sah man wohl, daß es aus Trotz gegen den Spott der Vorübergehenden geschah.

Wäre sie neben der Thür durch die Lücke gegangen, so hätte sie diese förmlich anerkannt, und den Triumph darüber gönnte sie den Spöttern nicht.

Selbst ihr Zurückziehen bei Tage in ihr unversehrtes Schlafgemach hatte sie als ein Zugeständniß angesehen, durch welches erst der Zustand ihres Häuschens eine feste Thatsache geworden wäre. So saß sie den ganzen Tag über, da Niemand ihrer begehrte, allen Vorübergehenden sichtbar an ihrem Tische. Aber sie schien Niemanden zu sehen; für sie war keine Lücke in der Wand.

Das war ein rechtes Fest für alle Spottmäuler des Städtchens. Jeder suchte der nothwendigen Arbeit wenigstens so viel Zeit abzustehlen, als er brauchte, die Heiterethei so dasitzen zu sehen, und irgend einem Nachbar oder Gevatter eine Bemerkung zuzuflüstern, eben noch laut genug, um von der Heiterethei selber verstanden zu werden. Aber nur, wenn sie etwa in der Thür stand oder durch das eine übrig gebliebene Fenster sah, nahm sie von dergleichen Notiz. Dann hatte sie, ohne irgend ein Zugeständniß in Rücksicht des delikaten Punktes zu machen, auf jedes Wort der Spötter ein frisches Lachen und eine witzigere Antwort.

Nachts in dem kleinen Kämmerchen war's freilich anders. Zunächst half ihr's noch, daß sie sich erst an das Bewußtsein gewöhnen mußte, nicht mehr jedem Vorübergehenden sichtbar zu sein, und jedes Geräusch rief augenblicklich ihren ganzen Trotz wieder wach. Aber wenn nun so lange draußen Alles still gewesen war und ihr Stolz die unnöthige Wacht endlich aufgegeben hatte, dann erlag die müde Seele dem Drucke der Gegenwart und dem Drohen der Zukunft.

Dann zeigte sich aber auch, wie sehr zu ihrem Glück der Gedanke an den Fritz ein so unzertrennlicher Gefährte ihrer einsamen Stunden geworden war; und wiederum wurde er dies dadurch noch immer mehr.

Als einmal die Heiterethei aus dem kurzen, erst spät gekommenen Schlaf erwachte und den Tag im Anbrechen fand und doch den Widerschein seines ersten Strahles aus ihrem kleinen Spiegel vermißte, da trieb der fast verdorrte Baum ihrer Hoffnung neue Knospen. Schnell sprang sie aus dem Bette, und wirklich! sie sah den ganzen Himmel umzogen von grauem Gewölk. Dazu flogen die Schwalben hastiger als sonst und so niedrig, daß sie fast das

Waſſer des Baches berührten. „Nu werden ſie doch müſſen kommen,“ lachte ſie in ſich hinein. „Das viele Heu, daß noch draußen liegt! Und ſo ein Gewitter vor der Sonn' kommt jederzeit vor Abend wieder. Das weiß alle Welt. Wird nicht lang' dauern, ſo werd' ich geholt; aber hernachen thu' ich gewiß nicht, als wär' mir viel dran gelegen. Und bin ich einmal wieder daheim geweſt, hernachen iſt mir nicht bang'. Wenn ſie nur einmal wieder geſehn haben, was ich erwachen kann.“

So ſchnell war ſie nie fertig geworden mit Anziehen und Waſchen. Sie hatte ihren leichteſten Rock angethan, um recht anbündig ſchaffen zu können. Und bald pochte es auch, erſt einmal, dann wieder und wieder, aber es war immer einer und derſelbe, der gepocht; es war kein Bote, der zur Arbeit rief; es war nur der alte Hollunder. Von einem ſo werthgehaltenen Freunde wahrlich ein ſchlechter Spaß! Sie war nahe daran, zu glauben, auch den alten Buſch hätten ihr die Weiber verhext. Und je höher die Sonne ſtieg, deſto ruhiger und höher über der Erde flogen die Schwalben. Die Waldberge tranken ſo gierig die Wolken ein, daß bald der blaue Grund ihres Bechers durchſchien. Jetzt war er leer, und ſeine Ränder ließen von jenem eigenen grauröthlichen Dufte an, den man den Herrauch nennt und der dauernde Trockne prophezeit.

Der Heiterethei Gedanken flogen nicht mit den Schwalben in die Höhe, ihr innerer Himmel umzog ſich, wie der äußere ſich aufklärte, und es fehlte nicht viel, ſo regneten ihre Augen.

Da näherte ſich durch das Gras draußen ſchleichend ein ſchwerfälliger, hinkender Schritt. So viel war nun gewiß, der Schritt gehörte keinem jener Boten, die ſie am frühen Morgen erwartet hatte. Seinen ganzen lebendigen Inhalt hatte das Städtchen auf die Wieſen hinausgeſchüttet. Wer konnte es ſein, der jetzt daher kam dem Häuschen zu, als ein Dienſtmann oder Lehrling, der, etwas Vergeſſenes nachzuholen, in die Stadt geſchickt, ſich unterwegs an dem Anblicke des Häuschens eine Schadenfreude machen wollte?

Im Nu war der Stolz der Heiterethei wieder oben; sie saß in straffer Haltung und sang ein lustiges Liedchen.

Jetzt hielt der Schritt dicht vor der Lücke in der Vorderwand an. Die Heiterethei that nicht, als hörte sie den schweren Athem des nun Stillstehenden, sie sah nicht nach ihm um. Der Athem klang ihr wie der der Baltineſſin; das Blut drängte ſich nach den Augenbrauen, aber ſie ſang noch beſſer als vorhin.

Draußen erklang nun ein Räuſpern, aus dem Verwunderung und Unwille heraus zu hören war. Endlich ſagte zürnend die Stimme der Reicker Wirthin: „Aber Mädle, biſt du denn der Verzehnmirsgott? Was iſt das für eine Aufführung da?“

Die Hetterethei verdroß in ihrer Gereiztheit der Ton, in welchem die Frau das ſagte. „Sie iſt eben auch eine von den Großen, oder will's wenigſtens ſein,“ dachte ſie bei ſich; „ſie ſoll aber nicht denken, ich knicc vor ihr nieder.“ Dann rief ſie laut, als wenn die Totin durch die Lücke nicht das leiſeſte Wort hätte verſtehen können: „Iſt Jemand da draußen vor der Thür?“

Dieſe Komödie verdroß wiederum die Totin, die allerdings für eine große Frau gehalten und danach behandelt ſein wollte. „Mit mir ſtellſt du keine Faxen an,“ ſagte ſie. „Du biſt nicht der Mann danach.“

Trotzdem ging die Heiterethei erſt an's Fenſter und öffnete daſſelbe auch noch mit großer Umſtändlichkeit. „Ihr ſeid's, Frau Totin? Aber warum kommt ihr nicht herein ins Häusle? Ich laſſ' das Fenſter nicht gern auf; das Lieſle hat's mit den Zähnen, und da kann's die Luft nicht vertragen. Und wenn das Fenſter zu iſt, kann man's nicht gut hören, wenn Jemand draußen ſpricht.“

Die Reicker Wirthin ſchüttelte mit dem Kopf und dachte: „Sollt's mit der nicht richtig ſein hinter der Stirn? Aber danach iſt ſie doch nie geweſt, daß das mit dem Häusle ſie ſo ſehr hätt' ſollen angreifen.“ Sie wollte durch die Lücke hinein, da ſie aber die Thür aufſchließen hörte, meinte ſie: „Wenn ſie

wirklich so ist, solchen Leuten muß man den Willen thun, sonst können sie einem was zufügen in ihrer Wuth."

Jetzt ging die Thür auf, und die Wirthin hinkte unwillkürlich einen Schritt rückwärts, als sie die Heiterethei so nahe vor sich stehen sah. Ihr fielen in dem Augenblick allerlei Geschichten von Verrückten ein. Als sie aber die Heiterethei genauer betrachtet und von verwirrtem Wesen, wenigstens von den Anzeichen eines nahen Wuthausbruches nichts gefunden, hinkte sie hinter dem Mädchen in die Stube hinein.

„Guten Tag herein," sagte sie dann; „wenn man dir nämlich was Gut's zu wünschen braucht. Deinem Gesicht nach sollt' man meinen, es wär' nicht nöthig."

„„Ach,"" entgegnete die Heiterethei lustig. „„Gut's kann man immer brauchen. Und wenn man gleich Keiner ist von denen, die nix genug können kriegen. Aber ihr fürcht't euch wohl gar vor mir?""

„Du denkst, du bist die Einzig', die sich vor gar nix fürcht't," lachte die Wirthin in ihrer Erleichterung. Denn sie sah wohl, die Heiterethei war noch ganz die Alte. Indem sie sich in dem Stübchen umsah, ärgerte sie sich wiederum, wenn auch in anderer Meinung, darüber, daß die Heiterethei nach solchen Erlebnissen und Thaten noch die Alte sein konnte. Drum fuhr sie fort, und nicht mehr im Tone des Scherzes: „Aber nu laßt du mir deine Faxen. Ich bin da, ein ernsthaft Wort mit dir zu reden. Aber ich kann auch fortgeh'n ohne das, das sag' ich dir."

Die Dotin setzte sich auf die Ofenbank und legte ein Bündel, das sie mitgebracht, vor sich auf den Tisch. Die Heiterethei holte ihren Stuhl vom Fenster und nahm der Dotin gegenüber Platz.

Die Dotin zog ihre Brille aus dem Busentuch; das gehörte zu den nöthigen Vorbereitungen, wenn sie Jemandem eine Predigt halten wollte. Dann strich sie die Schürze glatt, lehnte sich hintenüber, setzte die Brille auf und begann: „Aber Mädle! Mädle! was machst du mir da für Ding'! Nennst den Holders-Fritz vom Steg, weil er dich nicht will frei'n, und wie

dir die großen Weiber deine Unart verweisen, bist du noch so unsinnig und jagst sie aus dem Häusle!"

„„Weil er mich nicht will frei'n?"" unterbrach sie die Heiterethei zornig. Die Wirthin nahm die Brille ab, wie jederzeit, so lang sie nicht selber sprach. Die Heiterethei aber fuhr fort: „„Das habt ihr euch weis lassen machen und hättet doch daran sollen sehen, was zu euern großen Weibern ist. Und sie sollen erst an ihr' eigne Unart denken, wie sie mir so lang' in den Ohren haben gelegen, der Fritz paßt mir auf und wollt' mir was thun, bis ich's hab' geglaubt.""

„Das mög' sein," entgegnete die Wirthin, nachdem sie die Brille wieder aufgesetzt, „das mög' sein, wie's will. Und daran liegt auch nix, wie die Sach' ist gewest. Das Ding ist so: Du bist ein arm Mädle, und das sind große Weiber. Das ist die Sach', und nicht, wer schuld ist und wer nicht schuld ist. Denn Reden, siehste, das sind nur Wörter, und es kommt nix drauf an, was einer red't, sondern ob einer Geld hat und Sachen oder nicht. Und wenn, siehste, die Weiber den Fritz selber 'neu gerennt hätten, das bleibt sich gleich; aber ein arm Mädle darf einer großen Frau nicht so kommen, wie du gekommen bist. Ich hab' mir's immer gedacht, daß das mit deinem Wesen einmal schlimm wird ablaufen. Armuth und Hochmuth, die führen zusammen eine schlechte Eh', und wird nicht gut, bis sie sich scheiden und die Armuth freit die Modestigkeit. Der Hochmuth hat dir alle Leut' erbittert, und hätt' dir das Häusle eingerennt, hätt's auch nicht der Regen gethan. Aber die Modestigkeit, siehste, wenn du die gehabt hätt'st, da wär' die Wand wieder zugewachsen, du hätt'st selber nicht gewußt, wie. Und wer weiß, was nicht noch kann werden, wenn du dich bei Zeit bekehrst! Drum gehst du heint noch herum und bitt'st den großen Weibern dein Unart ab. Die Baltineffin ist eine herzensgute Frau, wenn sie nicht einer mit Gewalt reizt, wie du's hast gemacht. Hernachen . . ."

An der Heiterethei Backen hatte schon während der ganzen Rede der Dotin ein weißer Druckflecken den andern gejagt; jetzt

fiel sie jener in das Wort. „„Ich dächt' auch, ihr hättet noch ein Hernachen oder zwei. Das geht nun in Einem hin, und wer einmal den Mund voll nimmt, da kommt's auf ein oder zwei Hernachen nicht an. Ich sag' euch nur so viel: In meine Ohren geht nicht das Zehntel, als in euern Mund.""

Die Wirthin setzte die Brille wieder auf und sagte ruhig: „Das ist deine Sach'. Mach' du, was du willst; hör' oder hör' nicht. Ich reb', weil's meine Schuldigkeit ist, und es soll mir kein Mensch einmal nachsagen, ich hätt' meine Schuldigkeit nicht gethan, und du selber nicht, wenn dich's einmal reut. Du mit dem Liesle, das wär recht gut und schön, was du an der thust, wenn du kein arm Mädle wärst, das genung für sich selber zu sorgen hat. Ich weiß, wem's ist, aber das wissen nicht alle Leut', und manchmal will einer nicht wissen, was er weiß. Und du denkst, du meinst's gut mit deiner Schwester, wenn du ihr die Ruthen abnimmst, die sie sich aufgebunden hat? wenn du ihr die Sorg' abnimmst, die sie vernünftig machen könnt', besser als deine Reden, damit sie so leichtsinnig fort kann machen, wie sie angefangen hat?"

Die Heiterethei hatte unwillkürlich das Liesle, das eben vor ihr stand, mit beiden Armen umschlungen. Als die Dotin die Brille abnahm, wie um nicht zu sehen, was die Heiterethei auf ihre Reden sagen könnte, entgegnete diese mit leiserer Stimme als gewöhnlich: „Ich red' nicht gern davon." Und indem sie das Liesle auf ihren Schooß setzte, fuhr sie, mehr zu dieser, als zur Dotin gewandt, fort: „Es muß Jederf eine Leut' kennen und muß wissen, ob das Elend sie nicht noch schlimmer kann machen, statt besser; und wenn eine schlimm wird, ist's besser, sie wird's allein, als daß sie noch ein Ander's mit schlimm macht. Gelt, Liesle, wir bitten nix ab, wo uns die Andern sollten abbitten, und auseinander bringt uns auch Keiner, es müßt' denn der Todtengräber sein. Und so ist's, und nu ist's fertig. Ihr habt mir auch noch gar nicht gesagt, Frau Dotin, was der Mann macht, den ich euch hab' mitgebracht vom Gründer Markt? Wär's nur ein lebendiger gewest, der hätt' euch aufgefressen,

ſtatt ihr ihn. Und eine rothe Naſe hätt' er nunmehr auch von euerm Bier."

„„Ja,"" ſagte die Wirthin, indem ſie ihre Brille wiederum im Buſentuch unterbrachte, „„lernt einen Bär tanzen, er fällt doch wieder auf ſeine alte Bier'. Und wenn man denkt, du biſt einmal vernünftig, da biſt du geſchwind mit deinen Faxen wieder dahinter her. So groß und ſtark du biſt, ſo biſt du doch nix, als ein pures Kind. Ich hab' dir geſagt; mach', was du willſt; aber denk' nicht, daß du an mir einen Rückhalt haben willſt, wenn du mir nicht folgſt. Nicht, daß ich's mit den Weibern in der Stadt nicht möcht' verderben um deinetwegen; wie wohl ich nicht wüßt', warum ich das ſollt' thun. Aber es ſoll auch nicht heißen, die Reicker Wirthin hat ſie in ihrem Trotz beſtärkt. Und nun will ich auch einmal ſagen: und ſo iſt's, und nu iſt's fertig. Behüt' dich Gott!""

„Ja, wie ihr's ſagt, da klingt's auch nach was!" lachte die Heiterethei. Sie ſah die Dotin ungewiß, ob ſie durch die Lücke gehen ſollte, oder durch die Thür. Es iſt eigen, daß man gern wieder durch den Eingang fortgeht, durch den man herein gekommen iſt. Hätte nicht unbewußter Weiſe auch die Reicker Wirthin dieſe Nöthigung gefühlt, die Heiterethei wäre mit dem Thüröffnen zu ſpät gekommen. Die Wirthin wartete darauf und ſchüttelte doch ſelber verwundert darüber den Kopf, und ſchüttelte ihn noch, als die Heiterethei ſie nicht mehr ſehen konnte.

Der Heiterethei war es nicht ſo um's Herz geweſen, als ſie die Wirthin glauben machte, daß ihr wäre. Sie war vor dem Häuschen ſtehen geblieben, bis die Alte über die Strecke ihres Weges hinweggehinkt war, die ſie durch eine Lücke in den Weiden hindurch ſehen konnte. Die Dotin war die Einzige, von der ſie noch Theilnahme und Hülfe erwarten durfte gegen die Noth, die mit ſchnellerem Schritte dem Häuschen zueilte, als die Alte ſich davon entfernte. Mehr als einmal meinte ſie, ſie noch errufen zu müſſen. Aber die Alte wäre auf ihrer Rede beſtanden, und abbitten konnte ſie nicht, wenn ſie auch gewollt hätte.

Der Spott der am Abend auf der Heimkehr aus dem Heuen an ihrem Häuschen Vorbeikommenden hatte sie dann nur noch in ihrem Trotze bestärkt.

Waren das böse Nächte gewesen seither für die Heiterethei, so zeigte sich die heutige um nichts besser.

Die Noth drohte näher, ihre Empfindlichkeit war gereizter, als je. Sie war nie erbitterter auf die Menschen gewesen, die so unbillig mit ihr verfuhren, und doch hatte sie nie dringender gefühlt, wie nöthig sie dieselben hatte.

„Meinetwegen?“ sagte sie, kummervoll aufsitzend im Bette, denn nichts verstärkt das Gefühl innerer Bedrängniß empfindlicher, als die äußere Hülflosigkeit der liegenden Stellung. „Meinetwegen? O, wenn ich allein wär', sie sollten mich zu nix zwingen, so lang's Wurzeln gibt auf den Wiesen und Wasser im Bach. Aber mit dem Liesle da, wo ich froh bin, daß ich's so aufgebracht hab' mit Ziegenmilch und Thee! Und hatt' ich's nur wenigstens ermachen können, daß ich die Geis behalten hätt'! Und sie geben mir keine Milch auf Borg; ich muß froh sein, wenn ich für Geld welche krieg'. Und das ist nun auch alle. Aber abbitten thu' ich doch nicht! Mich anbieten zur Aerbet, das will ich meinetwegen noch. Und ich weiß nicht, wie ich das anfangen soll, daß ich zu den Leuten soll sagen: Gebt mir Aerbet, wo sie sich vorher haben gerissen um mich. Ja, anbieten, das will ich noch thun um dem Liesle seinetwegen. Und das thu' ich morgen; aber jetzt denk' ich nicht mehr dran. Die Gedanken machen einen desperat. Gut; lachen sie äußerlich, so lach' ich innerlich. Am End' müssen die Leut' sich schämen und nicht ich. Und thun sie das nicht, so thun sie was Ander's. Ich schlaf' aber nun, und nun seid still, ihr Gedanken, ich sag's euch zum letzten Mal, und so ist's, und nu ist's fertig!“

Dazu machte die Heiterethei eine entschiedene Wendung auf die Seite, um ihren Worten den Nachdruck der Geberde zu leihen. Aber es schien vergebens. Der Schlaf, den sie gerufen kam ihr noch nicht zu Hülfe. Instinktmäßig suchte sie nach einem Punkte, an den sich eine andere Gedankenreihe knüpfen ließe.

Ihr Blick fiel auf das Händchen des Kindes, das im vollen Mondlicht auf der Decke neben ihr lag. Unwillkürlich fiel ihr ein, wie ihre Schwestern und Bettgenossinnen sich schon als Kinder genaht, aus den Verzweigungen des Geäders auf dem Händerücken die Anfangsbuchstaben des Namens ihrer künftigen Männer heraus zu lesen. Sie selber hatte dann dieses Treiben verspottet; die Schwestern behaupteten, weil an ihrer Hand nichts geschrieben stehe, so werde sie einmal gar keinen bekommen. Jetzt, wo ihr's darum zu thun war, nur nicht wieder in jene Gedanken zu gerathen, that sie, was sie damals nicht gethan. Und seltsamer Weise, als sie eben dieses Treibens halb sich vor sich selber schämen wollte, meinte sie, ganz leserlich ständen zwei verschlungene Schriftzüge auf ihrer Hand. Sie fühlte sich über und über erröthen und wollte nicht wieder hinsehen; denn so keck und frisch vor den Leuten, so schamhaft war sie vor sich selbst.

Und wie nun das Liesle, plötzlich erwachend, die Pflegerin munter sah und nach seiner Weise mit ihr zu reden begann, da fürchtete sich die Heiterethei vor seinen klugen Augen. Es war, als wolle das Kind die Namen nennen, die sie eben entdeckt. Sie wußte, daß das Kind noch kein Wort sprechen konnte, dennoch suchte sie es auf andere Gedanken zu bringen.

„Sei nicht dumm, Liesle," sagte sie schnell, um ihr zuvor zu kommen; „es ist ja nicht wahr. Der Mond guckt 'rein, ob du ein gut Kind bist und schläfst, und hernachen sagt er's seinen kleinen Brüderlein am Himmel. Guck, er ist schon auf dem Gringel da oben; da trinkt er erst Eins, hernachen legt er sich auch nieder und schläft."

Das Kind war schon wieder im Entschlummern und sank zurück. Und nun bedurfte es keiner Anstrengung mehr, sich der Sorgen von vorhin zu erwehren; denn es knüpfte sich eine Gedankenreihe an, die stark genug war, sich gegen jede andere zu behaupten.

Es war, als wenn die Heiterethei sich bei sich selber entschuldigen müsse, daß ein F. und ein H. auf ihrem Handrücken

ſtand. Denn daß am Ende aus den Verſchlingungen des Geäders zu leſen war, was man wollte, daran dachte ſie in ihrer Unbefangenheit nicht.

„Dummes Zeug," ſagte ſie zu ihrem Handrücken, „ich brauch' keinen Mann. Nicht den und auch einen andern nicht! Wenn ich was möcht', ſo wär's ein Bruder. Schön ſein muß es doch, wenn man einen Menſchen hat, dem man Alles kann ſagen. Ja, und zu einem Bruder, da ließ' ich mir meinetwegen den Holders-Fritz gefallen. Wenn er mein Bruder wär', und ich wohnt' bei ihm, wie wollt' ich ihm ſeine Sach' zuſammen halten! Da wollt' ich den ganzen Tag in ſeiner Werkſtatt mit ihm ſein und ihm helfen. Er ſollt' nicht merken, daß er einen Finger weniger hat. Hernachen, wenn er nieder wär', da macht' ich Ordnung in der Werkſtatt' und ſcheuert' und macht', was zu machen wär'. Und wenn mir das Blut unter den Nägeln vorlief', ich wollt' nicht meinen, ich thät' zu viel. Zuerſt müßt' er ein ordentlich Halstuch haben, denn das Krageleszeug kann ich nicht leiden, und die langen Quaſten ſchnitt' ich gleich den erſten Tag von ſeiner Pfeifen. Rauchen möcht' er meinetwegen; es iſt, als wenn's einmal zu einem Mannsbild gehört'. Und ohne Weſten, wie ein Schlenkerles-Jörg dürft' er mir auch nicht mehr auf die Gaſſ'. Es iſt ein Jammer, wenn ſo ein hübſcher gewachſener Menſch ſo gar nix auf ſich hält. Er iſt der ſchönſt' Burſch', den ich geſehen hab'. Aber die langen wilden Haare, da weiß ich auch nicht, wozu das helfen ſoll; wird nur der Rockkragen ſchmutzig davon. Und ſein Maß Bier den Tag, das wollt' ich ihm auch nicht verwehren. Das Geld freilich, das müßt' ich haben. Er iſt die Gutthat ſelber, und wenn er welch's hat, ſo haben's eigentlich and're Leut', und wo ſelber genug haben im Haus."

So ſinnt ſie. Aber ſchon verſagen ihr die Worte, bald auch die Gedanken vor Schläfrigkeit. Ihre Augen fallen zu. Kaum noch, daß ſie hört, was zwei am Häuschen Vorübergehende eben ſprechen.

Der Eine ſagt: „Ja, jetzt hat er eine tüchtige Frau nothwendiger, denn zuvor, mit ſeinem gelähmten Finger."

Die Heiterethei denkt im Einschlummern: „Die meinen den Fritz.“

„Und wenn die Ev' ist,“ entgegnete der Andere, „wie ihre Mutter, die Valtineſſin! Das ist eine Tüchtige. So eine könnt' ihn zusammenhalten.“

„Die Ev'“ — denkt die Heiterethei noch, dann nichts mehr. Sie ist eingeschlafen.

Und wie lang' schläft sie dasmal! Als sie erwacht, ist's schon hoher Tag.

Sie hört reden in der Stube. Sind die dummen Weiber doch wieder da? Aber sie hat keine Zeit, sich zu verwundern; sie hört das Walkmüllers-Gretle drinnen sagen: „Die Heiterethei soll aber ja gleich kommen. Heint muß die Ulrichswiesen noch 'rein.“ Sie zieht sich eilend an, während die Valtineſſin dem Gretle antwortet. „Jetzt schlägt die Valtineſſin auf ihre Kniee,“ denkt die Heiterethei, „und nun geht's los. Richtig!“

„Denn obschon mein Vater seliger ein Weber ist gewest, hier sitz' ich und sag': sie wird gleich kommen, das Annedorle.“

„„Denn warum?““ fügt die Schreinerin hinzu, „„sie will ja noch auf der Ev' ihre Hochzeit.““

„Aber daß das Annedorle sich in Acht nimmt!“ sagt die Schmiedin. „Er hat schon wieder ein Beil bei Mein'm bestellt.“

„„Dummes Zeug!““ sagt sie selber, nämlich die Heiterethei. „„Ich furcht' mich vor zehn Solchen nicht.““ Dabei wundert sie sich über sich selber und denkt: Das ist ja eigentlich Alles lang' vorbei.

Aber schon ist sie draußen und wundert sich wiederum, daß sie den Schiebkarren mit sich führt. Den braucht sie doch eigentlich nicht. Und sie ist auch schon weit über des Walkmüllers Ulrichswiese hinaus. Sie ist schon im Ulrichsholze; sie fährt schon wieder heimwärts. Sie hört noch den Karren der Bäuerin mit den weißen Bündeln hinter sich. Die Tannennadeln duften so stark, es nimmt ihr fast den Athem. Da tritt auf einmal der Fritz hinter einem Baum hervor, aber nicht im Ulrichsholz, sondern in ihrem Gärtchen drüben über dem Schloßweg.

Er nimmt sie bei der Hand. Sie hat den Schiebkarren nicht mehr.

„Laß mich los," sagt sie; „ich hab' gern meine Händ' frei."

Sie sieht ihm ins Gesicht; das ist blaß, aber so gut, daß es ihr in der Seele weh thut. Und was ist das auch für ein Blick, mit dem er sie ansieht! Sie denkt: „Wenn ich immer so dastünd', und er säh' mich immer so an!"

„Gelt," sagt sie zu ihm, „Du hast mich gewollt? Du hast dir kein Beil bestellt? Ich hab' ja auch immerfort gedacht, du soll'st mich nehmen, damit dein' Sach' gut gehalten wird. Daß ich so bei dir könnt' steh'n und könnt' dir das selber sagen, das hätt' ich mir nimmermehr eingebild't, und es wundert mich noch, indem ich's zu dir sag'. Aber daß du nun die Ev' willst frei'n!"

„Ja," sagt der Fritz und sieht sie immerfort dabei an, „das ist freilich schrecklich schlimm! Aber das Fräle hat einmal ihre Laden zugemacht, da kann das Zeug zum Brauthemd nicht mehr wieder hineingethan werden. Ja, da ist's nun nicht mehr zu ändern."

Das begreift die Heiterethei. „Wenn's so ist," meint sie traurig, „da ist's freilich zu spät. Aber halt' mich nicht so närrisch bei der Hand!"

„Thut dir's weh? Ja, ich bin stark. Ich bin der wilde Fritz."

„Deßwegen? Und wenn du noch zehnmal stärker wär'st, vor dir fürcht' ich mich noch nicht. Aber die Flämmle, die aus deinen Fingerspitzen kommen und schlängeln so heiß den ganzen Arm herauf bis in's Herz. Mir ist Angst, die thun mir was daran. Es pocht auch so sehr; ich kann kaum Athem kriegen! Und sieh mich auch nicht mehr so an, ich kann's nicht mehr erleiden. Ach Gott, Fritz, was willst du mit der Gringelwirths-Ev'?! Guck', so Eine ist nix für dich. Du kannst Keine brauchen, als mich. Hätt' ich dich doch nicht vom Steg gerennt; nun denkst du, ich mag dich nicht. Du meinst, weil sie ein hübsch Gesichtle hat? Und es ist nicht einmal so hübsch. Nein, hübsch ist's gar auf der Welt nicht, der Gringelwirths-Ev' ihr Gesicht! Wenn

ich mir denk', wie's einmal aussehen soll bei dir, wenn die ei
mal ein ganz Jahr den Schmutz unter den Schränken hat lieg
lassen. So ist ihre Mode; sie kehrt nix weg, als was von se
der geht. Du denkst, ihre Leut' haben Geld; aber sie hab
auch Kinder genung; und, wer weiß, leben sie noch wie lan
Ach, du weißt nicht, Fritz, wie leid du mir thust! Und de
Handwerkszeug! Wenn ich nur wüßt', ob dein Stadel wied
offen ständ'. Das wird sie hin- und herwerfen aus einer Ec
in die ander', wie sie's macht. So ging ich hin, damit's sä
wie's mich dauert. Aber ich sag' dir's noch einmal, laß' mi
los! So um die Achsel laß ich mich nicht angreifen. So le
ich's von meiner Schwester nicht, geschweig' von einem Mann
bild! Wer weiß, was ich sonst thu'. Ach Gott, ich weiß nic
wie mir's ist! So ist mir's mein Lebtag nimmermehr gewe
So muß't's im Himmel sein, wenn nicht die Angst dabei wär'

„„Vor was denn?““

„Ja, das weiß ich nicht.“

„„Wenn nun das Liesle da im Bett dein Kind wär', od
du hätt'st ein ander Kind, aber es wär' dein?““

„Aber das von deinem Fräle gefällt mir nicht, daß sie n
ein Bein hat. Da kann sie nicht in den Himmel kommen; d
geht hoch hinauf.“

„„So?““ sagt der Fritz. „„Hat sie nur eins? Das h
ich nicht gewußt. Aber sie kann besser davon laufen, als A
dere mit zwei.““

„Das ist alles so närrisch,“ meint die Heiterethei. „A
so närrisch Zeug hab' ich ja die ganz' Zeit erlebt. Und war
soll ich das nicht glauben? Hab' ich doch das And
geglaubt.“

„Aber da kommt gar der Hollunderbusch an mein'm Häus
Wo der nur dem alten Schramm. seinen rothen Kirchenfrack
hat gekriegt! Und er bringt die Baltinessin geführt. Wie
gepuzt ist! Das ist auch noch nicht passirt, daß eine alte Fu
bei ihrer Tochter ist Brautjungfer gewest. Ach, nimm sie ni
Fritz! Nimm sie nicht, die Gringelwirths-Ev'! Und laß' n

los, sonst muß ich dich ja drücken, bis du todt wirst, und hernachen kannst du die Gringelwirths-Ev' nicht frei'n."

„„Drück' mich todt! Drück' mich todt!"" sagt der Fritz, umschlingt sie und legt seinen Mund auf ihren.

„Laß' mich los," ruft sie zornig und hält ihn doch selber fest. Da wallt ihr der Stolz und die Scham mit einem Druck vom Herzen in's Gesicht. Sie giebt ihm einen Stoß, daß er weit fortgeschleudert wird, wie damals vom Ulrichssteg; daß sie selber gegen einen Baum fällt mit dem Kopf.

Wie hat der Baum eine kalte Rinde! Und es ist fast, als wär's gar kein Baum, als wär's eine Kalkwand. Sie tastet daran herum, denn es ist plötzlich Nacht geworden; nur ein kleiner viereckiger Raum dort gegenüber ist etwas heller; sonst ist die ganze Gegend finster um den Garten herum.

Ja, es ist eine Wand, an der sie sitzend lehnt. Der Boden unter ihr ist weich, wie ein Bett. Neben sich hört sie einen leisen Athem. Sie fühlt, sie ist im bloßen Hemde. Die Scham brennt ihr immer heißer im Gesicht. Der Fritz hat sie geküßt! Und wie hat sie mit ihm geredet! War sie denn das selber? So kann sie ja nicht gesprochen haben! Von einem Manne kann sie sich ja nicht haben küssen lassen! Aber sie fühlt ja noch den Druck, mit dem sie ihn an sich preßte, an ihrer Brust. Sie fühlt seine Wärme noch auf ihrem Munde, das Gefühl noch, das sie vorher nicht gekannt, in ihrem Herzen.

Und doch gehört der leise Athem neben ihr dem Liesle. Der viereckige Raum, der etwas heller erscheint, als die übrige Umgebung, ist ihr Kammerfenster. Sie sitzt in ihrem Bette. Es kann doch wohl noch gar nicht wieder Tag gewesen sein, seit sie zum letztenmale einschlief. Ob das ein Traum gewesen ist? Ja, so hat sie sich das Träumen immer gedacht, daß man thun und leiden müßte, was man wachend nicht thäte und nicht litte.

Wie wär' das gut! Da wär' auch das nicht wirklich, daß der Fritz die Gringelwirths-Ev' freit'. Denn das könnte sie nicht ertragen. Aber auch, daß er sie, die Heiterethei, lieber

hätte, wär' dann nur ein Traum. Und das muß ſie wiederum ſchmerzen.

Wenn ſie von Neuem einſchliefe, träumte ſie vielleicht ſofort, und die ſeltſame Angſt, die ſie noch wachend fühlt, würde noch größer, und wer weiß, was ſie noch thäte im Traum! Und ihr Geſicht brennt noch über das, was ſie ſchon gethan. Was muß der Fritz denken von ihr? Was werden die Weiber nun erſt reden!

Sie weint vor Entrüſtung über ſich ſelbſt, daß ſie die Gefühle nicht wieder los werden kann, ja nicht los werden möchte, um Alles nicht!

„Ich will nichts vom Fritz," ſagte ſie laut. „Mag er die Gringelwirths-Ev' frei'n. Ich mag ihn nicht! Ich mag Keinen! Und ſo iſt's, und nu iſt's fertig." Sie kann ſich zwingen, ſo zu reden, aber nicht, daß ſie ſo fühlt, wie ſie ſpricht. Sie wird aus ſich ſelber nicht klug. Immer wieder verwechſelt ſie Traum und Wirklichkeit. Sie weiß nicht, wo der eine aufhört und die andere beginnt.

Sie ſieht aus dem Fenſter, um ſich zu kühlen; die Luft ſcheint ihr ſo heiß, als ihr Geſicht.

„Wenn ich baden ging'," ſagte ſie zu ſich, „dann müßt's anders werden."

Das Liesle, das weiß ſie, wacht vor dem Morgen nicht wieder auf. Sie zieht ſich an. Denkt ſie ihrer Empfindungen, wie der Fritz gefragt: „Wenn du ein ander Kind hätteſt, aber es wär' dein?" da ſchmerzt ſie das in der Seele des kleinen Liesle, als hätte ſie's verleugnen wollen. Sie bittet's der Schlafenden ab. Dann eilt ſie dem Bade zu.

Und wie ſie nun an der heimlichen Stelle ſteht, wo ſie ſo oft um dieſe Nachtzeit gebadet, da kann ſie's nicht über ſich gewinnen, nur das Halstuch abzulegen. Sonſt entkleidete ſie ſich ſo unbefangen wie ein Kind und ſtürzte ſich in die kühle Flut. Und nun — ſie weiß, es ſieht ſie Niemand —, dennoch kann ſie ſich nicht entkleiden. Sie ſchämt ſich vor den Bäumen, vor dem Himmel, vor dem Waſſer, vor der Nacht und vor ſich ſelbſt.

Hat sie denn etwas Böses gethan?

Denkt sie der Gringelwirths-Ev', so schnürt's ihr die Seele zu. Da steht sie; die vertraute Tiefe lockt sie mit tausend heimlichen Lauten, sich hineinzustürzen, wie sie geht. Ein leiser Windstoß erschreckt sie; erst sucht sie sich in sich selber zu verstecken, dann flieht sie heimwärts wie ein scheues Reh.

Hat sie der erste Traum so ganz geändert? Sonst fürchtet sie Niemanden. Aber es ist auch nicht die Furcht vor fremder Stärke; die Furcht vor der eigenen Schwäche ist's. Und diese hat sie noch vor einer Stunde nicht gekannt.

Das erste Roth des jungen Morgens glüht ihr aus dem kleinen zerbrochenen Spiegel entgegen, als sie, heimgekehrt, athemlos wieder in ihre Schlafkammer tritt. Sie sieht nach dem Kinde. Das war doch aufgewacht während ihrer Abwesenheit. Es hatte sich aufgesetzt und geweint; das fühlte sie an der Bettdecke, wo sein Köpfchen lag; dann war es, im Sitzen entschlummernd, mit dem Oberleibe nach vorn gesunken. Ihr war's, als könnte das Liesle über nichts geweint haben, als über sie selber. Sie kniete an das Bett hin und schlang den einen Arm leise um das Kind.

„Glaub' mir's doch nur, Liesle," sagte sie zu der Schlafenden, aber flüsternd, um sie nicht zu wecken, „ich lass' dich gewiß nicht, so lang' ich lebe. Ich brauch' kein Kind weiter als dich. Und ich werd' auch gewiß nicht schlecht. So was, wie vorhin, thu' ich gewiß nicht, wenn ich bei mir bin, das glaub' mir nur, Liesle; und die Mutter selig vom Himmel wird helfen, daß ich's auch nicht im Traum wieder muß thun."

Die gute Natur des Holders-Fritz hatte unterdeß seine Krankheit überwunden. Er durfte wieder an die freie Luft. „Ja," sagte er, als er auf einem Stuhle in seinem Stadelgarten saß, „es ist doch curios, wie Alles will gelernt sein, auch das Krankſein, und hernachen auch das Wiedergesundsein. Ja, wenn man läuft und red't und hantirt, da denkt man gar nicht, daß man jedes Wörtle und jede Bewegung erst hat einzeln auswen-

dig müſſen lernen, wo man jetzt gar nicht mehr dran denkt, daß man ſie will machen, als wenn's halt von ſelber geſchäh'. Und wenn ich wieder geſund bin, hernachen werd' ich's auch nicht begreifen, daß ich erſt in's Geſundſein gar nicht recht hab' hinein können kommen, und daß ich's erſt wieder hab' müſſen lernen. Es heißt, wer geſund wär', der thät' nicht wiſſen, daß er einen Magen hat. Da möcht' ich meinen, er müßt' auch nicht wiſſen, daß eine Sonn' iſt und ein Himmel und Gras und Bäum'. Jetzund ſpür' ich das Alles, wie ein Kranker ſeinen Magen. Die Bäum' drücken mich, der Himmel iſt, als wenn er ſich auf mich legen wollt' oder ſchon läg' mit ſeiner ſchrecklichen Blauheit, und das grüne Gras, das benimmt mir ordentlich den Odem, ſo grün iſt's. Das Lüftle vom Kreuzberg her, da iſt's, als müßt' ich mich dagegen ſtemmen, und die Hummel da macht mich bis in den Magen hinein confus. Das iſt verwünſcht; jedes Steinle, wo da liegt, und jedes Mückle, das ſich ſeine Flügel putzt, und jeden Grashalm ſpür' ich einzeln. Da ſieht man erſt recht, was das für dumm Zeug mit dem Wildthun iſt geweſt. Gegen das da helfen die Fäuſt' nix, da kann man ſich nur mit den Gedanken erwehren. Und wenn einer kein Glied kann regen, ſo kann er doch ein Mann ſein und ein rechter dazu. Den Mann macht's, daß einer denkt und bleibt ganz ruhig feſt auf dem, was er einmal hat geſagt."

Jetzt ſah er ſeine Großmutter vor ſich ſtehen. Sie weinte.

„Was weint ihr denn, Fräle?" fragte der Fritz.

Die Alte ſchluchzte: „Ach du lieber Gott, du arm Fritzle! daß du nu wieder daſitz'ſt und biſt geſund, das dauert mich ſo."

Es iſt eigen, oft fühlen wir das Mitleid erſt recht, wenn der Grund dazu ſchon hinter uns liegt. Das glückliche Lächeln, mit dem ein Armer die geſchenkte Suppe ißt, rührt uns viel tiefer, als vorher der Hunger aus ſeinem Geſichte. Vielleicht, weil wir nun erſt an dem Glücke der Befriedigung den Schmerz des vorhergegangenen Entbehrens ermeſſen. Oder weil uns das gegenwärtige Leiden zu ſehr erſchreckt, als daß wir den Muth hätten, ſeiner Mitempfindung uns hinzugeben.

„Ihr seid ein dumm's Fräle," sagte der Fritz. — „Habt ihr das nu fertig gemacht, da mit der — ihr wißt schon, was?"

„„Mach' nur erst, daß du wieder stark bist und deinen Besuch kannst abstatten.""

„Weiter fehlt nix?" fragte der Fritz. „Und sie wissen, daß ich auf die Ev' gepaßt hab', ob ich sie allein könnt' sprechen?"

„„Freilich, Fritzle, freilich,"" entgegnete die Alte. „„Es ist aber doch närrisch mit den Menschen. Guck', sag' mir einmal, Fritzle, hast du dich einmal recht gewundert, daß bei dir aufgeräumt ist gewest in der Werkstatt?""

„Ihr meint, in der alten Zeit?" So nannte der Fritz die Zeit vor seiner Aenderung.

„„Ja,"" entgegnete die Großmutter.

Dem Fritz fiel's ein. „Ihr habt einmal heimlich das Zeug 'reingeräumt, weil ihr gemeint habt, ich werd' wild, wenn ich's weiß. Damals bin ich auch wild gewest; ich hab' nix können finden."

„„Ja,"" meinte die Alte, „„glaub's wohl; weil du unter den Spänen und in allen Ecken hast deine Sach' aufgehoben gehabt. Wenn du dein Beil nicht erst eine halbe Stund' hast vergebens müssen suchen, da hast du gemeint, es schneid't nicht.""

„Ja", sagte der Fritz. „Es ist den Morgen nach dem letzten Gründer Markttag gewest, wo ich — ihr wißt schon, was; ich denk' nicht gern an die alt' Zeit. Im Anfang bin ich wild gewest, daß ich die Sachen dort hab' müssen suchen, wo sie haben gehört. Auch die Stadelthür ist angelehnt gewest."

„„Und rath' einmal, wer das hat gemacht gehabt, Fritzle! Aber ich bin's nicht gewest.""

Der Fritz besann sich und sagte dann zornig vor sich hin: „Muß mir denn allemal zuerst die einfallen? Und wenn's was Unmöglich's wär', die fiel mir dabei ein, als hätt' sie's gemacht. Und das ist auch unmöglich, daß die das soll gewesen sein."

„„Nu, ich will dir's sagen, Fritzle, die Heiterethei ist's gewest.""

„Also doch?" Dem Fritz stieg Dunkelröthe in die bleichen Wangen. Er merkte es und fuhr aus Scham vor der Großmutter zornig auf: „Von der Battinessen-Ev' habt ihr wollen sprechen."

So sagte er, und doch hätt' er gern gewußt, war's wahr, was die Alte gesprochen? Aber hatte er nicht in seiner verbundenen Hand einen unwiderleglichen Gewährsmann für das Gegentheil? Ueber seine Schwäche zornig, fuhr er fort: „Wenn's nicht richtig ist, bis ich wieder kann ausgeh'n, zieh' ich nach Amerika."

Die Alte erschrak. Sie fing an, zu glauben, sie werde ihren Plan nicht durchsetzen. Damit es nicht auffiele, wenn sie plötzlich von der Heiterethei abbräche, und weil sie meinte, sie müsse nun noch das Mögliche versuchen, den Fritz von seiner Meinung abzubringen, die Heiterethei verschmähe ihn, plauderte sie wie unabsichtlich weiter:

„Aber was red'st du immer noch, Fritzle? Die Sachen ist abgemacht. Es ist Alles fertig. Die Valtineſſin hat auf die Kniee geschlagen und hat gesprochen: Hier sitz' ich und sag: so ein Paar wie mein Nordmädle und der Frau Holderin ihr Tichterle, die hat der Himmel selber zusammen gefügt. Er soll nur kommen, der Meister Holder. Sie ist eben guter Laune geweſt über der Heiterethei ihr Häusle, wo der Regen beinah' hat eingeworfen. Die Weiber haben der Heiterethei so lang' Angst gemacht — nu kann ich dir's schon sagen, Fritzle —, du thät'st ihr mit dem Beil auflauern und wollt'st ihr, wer weiß, was thun, bis die Heiterethei ist desperat geworden, und du weißt schon, was hernachen ist passirt. Und wie die Heiterethei gemerkt hat, es ist nicht wahr, was ihr die Weiber haben gesagt, da ist sie noch einmal desperat worden und hat die Weiber aus ihrem Häusle gejagt, die sie haben dazu verleitet gehabt. Nu gönnen die ihr das mit dem Häusle."

Es war ein Wagniß von der Großmutter, jetzt schon vor dem Fritz der Heiterethei That an ihm zu erwähnen und so ihn merken zu lassen, man wisse trotz seiner Bemühungen, ihn zu verschleiern, den wirklichen Verhalt der Sache. Das wußte die Alte recht gut. Und doch konnte sie auf andere Weiſe ihm nicht beibringen, daß die Heiterethei, von der er sich aus Haß angegriffen meinte, nur Nothwehr habe üben wollen. Sie hatte damit zu warten gedacht, bis er, ruhiger geworden, sich freuen

mußte, daß ihre Versicherung, sie unterhandle mit der Valtineſſin, ein bloßes Vorgeben geweſen. Aber ſein jetzt noch eben ſo heftiges Dringen auf das Fertigmachen der Heirath und ſeine Drohungen erlaubten den Aufſchub der Mittheilung nicht länger.

Es braucht daher keiner Erwähnung, mit welcher Spannung der Großmutter Augen am Geſichte ihres Enkels hafteten, während ſie, nur wie beiläufig, des nöthigen und doch bedenklichen Punktes erwähnte; wie ſie miterblaßte, als ſie ihn noch bleicher werden und an den Lippen nagen ſah. Sie mußte nun die Vorausſetzung, auf die ihr Plan gegründet war, und damit alles Gelingen deſſelben aufgeben. Auch keine Spur von Freude, daß er ſich in der Heiterethei geirrt, zeigte ſich in des Enkels Geſicht.

Sie wußte nicht, daß der Zorn, den ſie darin aufſteigen ſah, eben von dem Gedanken kam, welche Freude die Gewißheit, er habe ſich in der Heiterethei geirrt, hätte bringen müſſen, kam ſie nicht zu ſpät. Es war Zorn auf ſich ſelber, daß er den unglücklichen Einfall gehabt mit der Ev', den er nun feſthalten mußte, mit ſo großer Beſchämung er auch einſah, er ſei zugleich ein alberner geweſen. Das Glück mochte er ſich nicht ausmalen, da er es auf Nimmerwiederkehr von ſich gewieſen. Die Leute wußten nun doch, daß die Heiterethei ihn in den Graben geworfen, ſie wußten ſogar, warum ſie es gethan. Er meinte, ſie müßten über ſein ſchulknabenhaftes Vorgeben, er habe an dem Häuschen und auf den Wegen der Heiterethei der Ev' aufgepaßt, eben ſo verächtlich denken, als ihn ſelber Trotz und Scham zwang, zu thun. Aber er mußte es feſthalten; und da er dies als einen Zwang empfand, den nicht er ſelbſt, ſondern den die Leute ihm anthäten, fuhr er im Zorne darüber auf: „Mit euern Leuten! Was wiſſen die? Die ſagen, ich hätt' der Heiterethei aufgelauert, damit ſie ihren Aerger und ihren Hohn recht könnten auslaſſen!"

„„Na,"" ſuchte die Alte ihn zu begütigen, „„du denkſt, Fritzle, ſie haben dir's verdacht, wie ſie haben gemeint, du biſt dem Annedorle zu Gefallen gegangen? Aber guck', Fritzle, ſo iſt's

nicht gewest. Darum haben sie dich gelobt. Aber daß du's so wunderlich hast angefangen, das, haben sie gemeint, wär' nicht das Richtig' gewest. Wer die Leut' wollt' blind machen, der thät' ihnen erst die Augen auf. Und wenn einer was wollt' verstecken, so meinen sie, es müßt' auch danach sein, daß man's müßt' verstecken; und was Gut's versteckt man nicht. Daß du dir so viel aus den Leuten hätt'st gemacht, und wär'st so heimlich gegangen, und hätt'st die Heiterethei selber mit desperat gemacht, und hernachen wieder der Leut' wegen gesagt, du wär'st der Gringelwirths Ev' zu Lieb' gangen, das wär' nicht das Gescheidt'st gewest. Auf die Leut' dürft' man nix geben, haben sie gemeint.""

Die Sorge der Großmutter wandte sich auf seinen augenblicklichen Zustand. Sie war bekümmert und unwillig auf sich, daß sie diesen veranlaßt. War ihr doch vom Bader auf die Seele gebunden worden, alle Ursache zu Zorn und Aerger von ihm fern zu halten. Sie ging, ihm einen niederschlagenden Trank zu besorgen.

Dem Fritz aber war es lieb, daß die Großmutter ging. Es wurde ihm schwer, im Zorne zu bleiben; und ein traurig Gesicht ihr zu zeigen, oder Gedanken an die Heiterethei darin lesen zu lassen, das litt sein Trotz nicht. „Es wär' verkehrt gewest, daß ich zuviel auf die Leut' hätt' gegeben?" sagte er zu sich, indem sie ging. „Und wer hat das gemeint? Die Leut'? Wer sind denn nu eigentlich die Leut? Die da sagen, man soll nix auf die Leut' geben, das sind ja selber wieder die Leut'. Himmelelement! Wer da nicht confus soll werden! Und das ist verwünscht, daß sie wieder Recht haben. So wär' doch wirklich ein Narr, der auf die Leut' was gäb'. Und der ihnen was zum Trotz will thun, noch mehr, als wer ihnen zu Gefallen will leben. Im Fieber, da hab' ich immer mein link' Bein für einen Hund angesch'n, der mich hat angebellt, und wenn ich nach ihm hab' wollen treten, da hab' ich mich selber getreten. Die Leut' sind nix, wie so ein verwünschter Fieberhund. Du hast gemeint, die Leut' bellen dich an, und hast sie wollen treten und hast dein Glück zertreten. Und da hast du gemeint, du bist ein anderer Kerl

worden und ein rechter Denker, und — halt' nun still, Bursch, du sollst mir nix mehr vormachen, das sag' ich dir! Ist das Alles, was du seither hast gemacht, was anders gewest, als dein alt Wild- und Dummthun, wo du hast gemeint, du bist drüber hinaus? Und hast nicht wieder gemeint, das ist was Apart's, wo du bist auslachenswerth gewest, und wo du was Gescheidt's hast wollen thun, da hast du dich geschämt? O Himmelelement! Und wenn ich' noch wenigstens könnt' verlaufen oder ausarbeiten; aber so muß ich sitzen bleiben bei meiner Dummheit, wie das Kind bei dem, was es hat gemacht."

„Ja, wenn's wär', was ich mir da denk'! Aber es könnt' auch wieder so ein Fieberhund von Denkerei sein, wie das die Zeit her ist gewest. Das Fräle hat kein Mal recht damit heraus gewollt, ob sie die Sach' mit der Ev' hat fertig gemacht, und hat immer von dem Annedorle gered't, daß es sollt' heraus kommen, als wär's zufällig gewest. Ja so ein alt Fräle hat auch noch ihre Aest'. Das wär' gar nicht unmöglich, daß das Fräle nur so hätt' gesagt und wär' noch gar nicht bei der Baltinessin gewest. Weiß ich nicht, was ich thät vor Plaisir, wenn's so wär'. Aber sagen könnt' ich dem Fräle nicht, wie lieb' mir's wär'. Wenn doch am End' schon Alles fertig wär', und eher freit' ich den Teufel, als daß ich könnte sagen wie ein klein Kind: Vorhin ist mir fell nicht recht gewest, jezund ist mir wieder das nicht recht. Das Wildthun, das soll mir nicht noch einmal kommen, es mög' sich stellen, wie's will; den Fieberhund kenn' ich nu schon. Aber die Mannesehr', die freilich muß ein rechter Kerl aufrecht erhalten. Was einer einmal hat gesagt, dabei muß er bleiben, und sollt' ihm darüber das Herz entzwei geh'n im Leib. Und so was wird hernachen auch werden. Wenn ich das Annedorle hätt', ich wär' morgen wieder gesund. Sie hat gemeint, ich will ihr was thun; das dauert mich. Und muß nun denken, sie hat mich um nix in den Bach gerennt. Wenn ich nur sollt' wissen, was sie dächt', wenn die Leut' sagen, ich hab' sie gewollt! Ob sie's recht sehr reuen thät'? So recht sehr? Ob sie wohl könnt' weinen darüber? Wenn mir doch nur das Fräle hätt' was weis

gemacht' Ich weiß nicht, was ich könnt' thun darum. Da kommt der Schnödler. Wenn ich den könnt' ausholen! Aber der iſt auch pfiffig genung. Es wär' verwünſcht, wenn ich die Ev' nu müßt' nehmen; ich könnt' nicht wieder recht geſund werden danach; das weiß ich. Und ich möcht's auch nicht."

Der Meiſter Schnödler merkte, trotz dem, daß er den Tag noch keinen Tropfen getrunken, was der Fritz wiſſen wollte.

Es lag im Vortheil der Valtineſſin-Ev', wenn er ſo antwortete, wie das Fräle von ihm verlangt hatte. Er ſtellte alſo die Sache mit der Ev' als ganz fertig dar und zugleich als völlig ſtadtbekannt. Die Leute hätten die Heirath längſt voraus geſehen; deßhalb finde die Rede einiger Wenigen, die ſich ein weiſes Anſehen zu geben ſuchten, wenn ſie behaupteten, des Fritz Werbung habe eigentlich der Heiterethei gegolten, nicht nur keinen Anklang, man mache ſich auch noch über die weiſen Leute luſtig. Ein ſo wunderliches, grundloſes Hin und Her mit ſeinen Abſichten und Entſchlüſſen traue man einem ſolchen Manne, wie der Holders Fritz iſt, nicht zu.

Den Fritz hatte endlich weniger der noch nicht wieder gewohnte Aufenthalt im Freien, als die Bewegung ſeines Gemüthes in Zorn, Freude und Schmerz angegriffen. Er ließ ſich wieder zu ſeinem Lager führen.

Der Bader benutzte auch dieſen Umſtand. Er ſuchte die Alte auf und brachte ſie durch wohl angewandte Beruhigungs-Reden bald in die größte Angſt.

Der Fritz, ſagte er ihr beiläufig, ſcheine zu glauben, daß ſie ihn zum Beſten habe mit vorgeſpiegelter Erfüllung ſeines Wunſches. Das habe er, der Bader, gemerkt. Er wolle nicht meinen, daß die bedenkliche Wendung, die der Zuſtand des Geneſenden wieder zu nehmen drohe, von dem Zorn und dem Schmerz, getäuſcht zu ſein, herrühre. Sie ſolle, da ein gefährlicherer Rückfall in Ausſicht ſei, ein Geſpräch darüber mit ihm vermeiden.

„Was der verwünſchte Kerl ſagt, daß er übermorgen nach Amerika will, da wollen wir ihn ſchon kriegen. Was? der

braucht auch noch die Seekrankheit dazu? Der kann so sterben. Er braucht kein Schiff; wenn's geräth, braucht er nicht einmal seine Beine und wandert noch wo ganz anders hin, als bloß nach Amerika. Aber wer weiß, geht er zu Schiff, curirt ihn vielleicht die Seeluft. Das ist ein ganz anderer Kerl, als so ein Landwindle. Ich soll seh'n, ob's wahr ist, das mit der Valtineſſin, daß das fertig wär'. Und ist's nicht, soll ich's machen. Nur nicht ängstlich Frau Holderin; auf der See gestorben, das ist noch lang' kein Schieferdecker, der den Hals hat gebrochen."

„„Ja, Meister Schnödler,"" begann die Alte. Aber der Meister konnte sich wohl denken, die Großmutter werde ihn nur bereden wollen, mit der Ausführung seines erdichteten Auftrages noch zu zögern. Einen scheinbaren Vorwand dafür zu finden, traute er der Klugheit der Alten zu. Dann, erkannte er voraus, werde er es entweder mit ihr verderben, oder den Vortheil, den des Enkels Angegriffenheit ihm in die Hände gab, ungenutzt fallen lassen müssen. Da beide Aussichten ihm nicht behagten, that er entsetzlich eilig, sprach von der Heiligkeit, den der Auftrag eines vielleicht Sterbenden habe, und rannte davon, ehe er sie hatte zu Worte kommen lassen.

Da stand nun das gute Holders-Fräle und wußte ihres Leibes keinen Rath. Der Bader ging wahrscheinlich geraden Weges nach dem Gringel. Seine Rede von der Heiligkeit des Auftrages eines vielleicht Sterbenden hatte sie vollends niedergeschlagen. Sie hatte das Vertrauen eines solchen betrogen, der noch obendrein ihr ganzes Leben war, und hatte damit nichts erreicht, was die Täuschung rechtfertigen oder auch nur entschuldigen konnte. Hatte der Bader aus einem Grunde, der nahe genug lag, den Zustand ihres Fritzle ihr bedenklicher vorgestellt, als er wirklich war — wir wollen es der Alten nicht verdenken, daß sie sich nicht ganz vergaß, — so lief sie Gefahr, ihre Stellung zu dessen künftigem Haushalte selbst zu untergraben. Und so schwere Dinge dies waren, das Mißfallen an der Unschicklichkeit einer Werbung durch den betrunkenen Bader hatte Gewicht genug, sich neben ihnen geltend zu machen.

Jene Möglichkeit, der Bader habe sie blos schrecken wollen, wuchs zu einem Hoffnungs-Keim in ihrem betrübten Herzen, den aber der Anblick des Fritz, als sie ihn bleich und matt wieder auf seinem Bette liegen sah, sogleich wieder erstickte. Im Eintreten hörte sie ihn noch mit schwacher Stimme von einem Fieberhunde reden.

„Ach Gott," dachte sie, „der Bader hat doch Recht gehabt: das Fritzle faselt schon wieder. Wenn er wirklich sollt' sterben, ich könnt's nicht verwinden, daß ich ihm die letzte Lieb' nicht hätt' gethan mit der Baltinessin-Ey'. Und ich wär' noch obendrein damit schuld an seinem Tod."

„Da, Fritzle," sagte sie, indem sie mit zitternder Hand den Cremortartari-Trank neben ihn stellte.

Im Fritz war die Hoffnung, seine Großmutter habe ihn zu seinem Besten getäuscht, noch nicht ganz erstorben. „Der Schnödler," meinte er, „kann von dem Fräle angestellt sein." Zwar schienen die einzelnen Reden des Baders nicht mit dem Plane zu stimmen, den er bei der Großmutter voraussetzte; aber im Ganzen ließen sie sich nach seinem Wunsche auslegen. Er nahm sie so, obgleich er wußte, wenn er sich ernstlich fragte, müßte er sich antworten: „ich glaub' es freilich doch nur, weil ich möcht', es wär' so."

„Fräle," sagte er, „ihr habt's nicht fertig gemacht, ihr wißt schon was. Ihr seid wie der Fieberhund . . ."

Die Alte schlug in Gedanken die Hände über den Kopf zusammen. „Aber Fritzle . . ."

„„Die Leut', mein ich. Ihr seid wie die Leut'. Ihr wollt's nicht haben. Ihr wollt mir mit Gewalt eine Andere aufdringen.""

Der zornige Ton, mit dem er das sprach, klang so von Schwäche angewelkt, daß er die Alte mehr erschütterte, als der Inhalt seiner Rede selbst. Sie hörte im Geist die Sterbeglocke dazu läuten.

„Aber Fritzle, wie kannst du das denken?" sagte sie weinend. Sie sah schon den Meister Schranm im schwarzen Mantel an der Thür stehen, und es schien ihr nun selber, als habe sie das

thun wollen, was er ihr vorwarf. Sie nahm ſich vor, ſobald es möglich, noch nachträglich wahr zu machen, was ſie ihm bisher vorgeſpiegelt.

„Es iſt ja fertig, und guck', Fritzle, was noch dran fehlen ſollt', das iſt ja mit einem Wörtle gemacht. Ich will auch zum Superdent. Sei nur nicht zornig, ſonſt wird's ſchlimmer mit dir."

Der Fritz ſah ſie ihren Mantel nehmen und begann nun mit Recht zu fürchten, er zwinge ſie vielleicht erſt, das zu thun, wovon er ſo ſehnlich wünſchte, es ſei noch ungethan. Gleichwohl wollte er ſich nicht bloßgeben.

„Wenn's noch nicht iſt," fuhr er daher fort, „ſo laßt's bleiben, Fräle. Hört ihr?"

Sie traute ihren alten Ohren nicht; ſie wandte ſich und nahm die Augen zu Hülfe.

Ihr ſcharfer Blick zeigte ihm, er ſei im Begriff, ſich zu verrathen. Er meinte, ihr müſſe es eben ſo verächtlich ſcheinen, wenn ſie ſehe, er ſei mit ſeinem Zorn und ſeiner Reue ein kleines Kind, als ihm ſelber das, durch die Augen beſchämten Trotzes angeſehen, vorkam.

„Ich kann's ſchon ſelber. Ihr meint, ich bin ein klein Kind, dem man weis macht, was man will. Ihr ſollt meinetwegen nix thun, was ihr nicht gern mögt."

Dieſe Milde traf das Fräle in das Herz hinein.

„Hört ihr, Fräle? Und wenn ich's nicht ſelber kann, ich find' ſchon einen."

„„Den Bader,"" dachte die Alte mit einer Art eiferſüchtigen Schmerzes. „„Vielleicht komm' ich doch noch eher, als der; es ſind, wer weiß, wie viel Schenken an dem Weg bis zum Gringel.""

„Von euch will ich's nu nicht. Ihr ſollt's nu nicht. Hört ihr? ſonſt verdrießt mich's noch mehr."

„„Was du redt'ſt, Fritzle! Ja, wenn's nicht wirklich ſchon fertig wär'! Aber es iſt ja ſchon. Und du wirſt noch ganz krank von dem unnützen Reden. Wenn du lieber könnt'ſt ein Bißle ſchlafen!""

Sie ſetzte ſich auf einen Stuhl und ſchien ſich in ihr Geſtrick zu vertiefen. Sie wollte ſein Einſchlafen abwarten.

Die letzten Reden der Großmutter hatten den Fritz faſt wieder irr gemacht. Er ſah ein, daß er in der Weiſe, wie er begonnen, nicht hinter den wirklichen Verhalt der Sache kommen könne. Nach einem harten Kampfe ſeiner Sehnſucht mit ſeiner trotzigen Scham wurde ihm deutlich, daß auch dieſe Scham nichts weiter ſei, als ſein altes Wild- und Dummthun, als nur wieder ein Fieberhund, indem er in dem Gemüthe der Großmutter ſeine eigenen Grillen fürchte. Er triumphirte wiederum mit ſeinem Denkerſtolz, um ſeinem Gedankenergebniß die nöthige Wucht zum Todesſtoß auf die widerſtrebenden Gefühle zu geben. Wäre er geübter im Denken geweſen, ſo mußte er freilich inne werden, daß dieſes ſelbſt weder in ſeinem Ausgangspunkte, noch in ſeiner Richtung den Einfluß der Gefühle gänzlich verläugnen kann.

Da er merkte, wenn es ihm gelingen ſollte, Trotz und Scham zu überwältigen, dürfte er ſein Geſicht den klugen Augen der Großmutter nicht ausſetzen, ſo wandte er ſich nach der andern Seite.

„Fräle, ich will euch was ſagen, aber — ja, wenn ich wüßt' — na, ſeid nicht etwa dumm —“

Er fühlte die Scham ſchon auf ſeinen Backen brennen, daß die Großmutter ihm nicht gleich erleichternd in die Rede fiel. Da dieß aber gar nicht geſchah, ſo fiel ihm ein, die Alte könnte, von ihm in ſeinen Gedanken unbemerkt, leiſe aus der Thür gegangen ſein. Er kehrte ſich, ſo raſch als ihm möglich war, wieder um. Die Alte war fort. Auch der Mantel hing nicht mehr an ſeiner Stelle. Erſchrocken ſetzte der Fritz ſich im Bette auf. „Nu iſt ſie erſt zur Valtineſſin gangen!“ fiel ihm ein. „Nu iſt's aus mit dem Annedorle!“ Er fühlte nun erſt recht, wie in dieſer all ſein Glück beſchloſſen war. „Und ich muß die Valtineſſin-Ev' frei'n! Fräle, Fräle! Ihr müßt noch da ſein! Hört doch nur!“

Aber das Fräle hörte nicht; es war wirklich auf dem Wege zur Valtineſſin.

Hätte er hoffen können, daran zu verbluten, wenn er von dem verletzten Finger den Verband abriß, er hätte es gethan.

„Es wird so werden," tröstete er sich grimmig, „ohne das."

Indem er vor die Stadelthür hinauslief, gab er sich das Wort, von Stund' an ernstlich alles Wild- und Dummthun abzuschaffen und unter keiner Maske mehr an sich zu lassen, sie sei so verführerisch, als sie wolle.

Auch vor dem Stadel war die Alte nicht mehr.

Es ist eine Eigenheit guter Entschlüsse, daß sie gewöhnlich zu spät kommen.

„Glaub' mir's nur, Liesle," sagte die Heiterethei, vor dem Bette knieend und den linken Arm um das Kind geschlungen, leise zu dem schlafenden. Sie mußte es dem Kinde noch einmal sagen, und da sie es doch nicht wecken wollte, so flüsterte sie: „Ich lass' dich gewiß nicht, so lang ich leb'. Ich brauch' kein Kind weiter als dich. Und ich werd' auch gewiß nicht schlecht. So was, wie vorhin, thu' ich gewiß nicht, wenn ich bei mir bin, das glaub' mir nur, Liesle! und die Mutter selig vom Himmel wird helfen, daß ich's auch im Traum nicht wieder muß thun."

Sie fühlte, daß es ihr heiliger Ernst war mit diesen Vorsätzen; das gab ihr neue Kraft. Den nüchternen Blick des hellen Morgens konnten die Gebilde des Traumes ohnehin nicht ertragen; sie fielen, eines um das andere, vor seiner Gewalt in sich zusammen, und die Heiterethei sah halb froh, halb traurig die Gestalt der Wirklichkeit aus den sinkenden bunten Hüllen Glied um Glied wiederum hervorgehen. Bald vermochte sie nicht mehr zu begreifen, wie sie solch „verrücktes Zeug" nur einen Augenblick lang hatte glauben können. Es wurde ihr immer gewisser, die wachende Heiterethei hatte für das, was die träumende gethan oder noch thun konnte, nicht einzustehen. Nur etwas davon blieb zurück und war durch kein Mittel zu verscheuchen: die Wirklichkeit, die dem Traum zu Grunde lag.

Bis zu dieſer Nacht war die Seele des geſunden, kräftigen Mädchens in geſchlechtlicher Hinſicht noch ein Kind geweſen. Wenn ſie erſt den Fritz ungern in ſeiner Verwilderung geſehen hatte, ſo war das eine Folge ihrer natürlichen Gutmüthigkeit geweſen. Dann hatte das endloſe Warnen und Rathen der Wachtſtubenweiber ſie gewöhnt, ihn zum ſteten Gegenſtand ihrer Gedanken zu machen. Furcht, Mitleid, Angſt und Selbſtanklage hatten dieſes Denken an ihn zu inniger Theilnahme geſteigert und ihre Seele vertieft, die aber immer noch geſchlechtslos blieb, bis die Eiferſucht endlich das Weib in ihr weckte. Die Bilder des Traumes waren nur die Blumenblätter geweſen, die nach Befruchtung der Blüthe abfallen konnten ohne Nachtheil für das Wachsthum der Frucht. Und dieſe reifte ſchnell zu der ſchwellenden Fülle, die ſie auf ſo ſaftvollem Stamme erreichen mußte.

Bald war ihr einziger Gedanke: „Wenn nur das mit der Ev' bloß geträumt iſt geweſt! Hernachen iſt Alles gut.“

Die Milch zum Frühſtück für das Kind koſtete der Heiterethei ihre letzten Kreuzer. Das berührte ſie nicht. Dieſe tiefen, ſtrömenden Gefühle dehnten ihr Herz bis zum Zerſpringen und ließen keiner Sorge darin Platz. Das Elend, das nun, Geſicht an Geſicht, vor ihr ſtand, verlor, von ihnen angeſtrahlt, alle ſeine Schrecken. Ohne daß ſie es ſelbſt wußte, kleidete ſie ſich, als wär' ein hoher Feſttag. Auch darin zeigte ſich ihre Wandlung.

Wie ſie an dem kleinen Spiegel ſtand, den ſie auf- und abwenden mußte, um ihre ganze Geſtalt darin ſehen zu können, wurde ſie zum erſtenmale in ihrem Leben gewahr, wie hübſch ſie ausſah. Gegen dieſe volle und doch ſchlanke hohe Geſtalt iſt die Ev' nur ein Schatten. Und auch ſolche Haare hat ſie nicht, ſo klar und dicht, wie ſie jetzt der Heiterethei über die Schulter fallen, herab bis faſt auf die Kniee, und ſie einhüllen, daß ſie eigentlich keines Gewandes weiter bedürfte. Nur ein dunkles Gefühl iſt's in dieſem Augenblick, als wären doch nicht alle Sorgen vorbei, welches ſie dem Liesle zurufen läßt: „Es wird Alles gut, Liesle, es wird Alles gut.“ Sie wundert ſich, daß deſſenungeachtet das Liesle noch wird Milch trinken wollen.

„Nimm's doch nicht übel, Liesle, daß ich so lustig bin!“ Sie fühlt schon, daß sie es auch bald nicht mehr sein wird.

Und wirklich, es ist nun hohe Zeit, wenn sie gehen will, sich anzubieten; sonst trifft sie Niemanden mehr zu Haus.

Sie ist fertig und nimmt das Liesle am den Arm; denn allein kann sie's nicht im Häuschen lassen. Daß es um den Fritz wär' — wie leicht würde ihr das Sich-Anbieten sein! Um den Fritz könnte sie den großen Weibern knieend abbitten und der Schmerz des zerbrechenden Stolzes würde nur die Wollust des in ihn Sich-Verlierens erhöhen. Wie ist das Alles so anders in ihr, als nur gestern noch! Sie drückt das Kind an ihre Brust; sie fühlt halb mit Schrecken, sie ist ihm Ersatz schuldig, denn sie hat den Fritz lieber als das Kind.

Um das Häuschen herum ist sie schon in der Stadt. Sie fragt sich, wohin sie zuerst will. Daß sie zu keiner von den Wachtstuben-Weibern gehen wird, ist natürlich. Da steht ein Haus, die obere Hälfte grün angestrichen, die untere blau; die Besitzer der beiden Hälften sind sich feind und verkünden das solchergestalt jedem Vorübergehenden. Der unten hat viel Felder und Wiesen; er fährt auch selbst mit seinen Kühen; vor dem Hause steht ein Leiterwagen. Der Mann ist beschäftigt, die Achsen daran zu schmieren; die Frau sieht aus dem Fenster und spricht mit ihm.

„Einen guten Morgen,“ sagt die Heiterethei in ihrer gewohnten Weise. Der Mann entgegnet ihr halblaut, als wünsche er, es mög' es Niemand hören. Die Frau sieht auf die Seite.

„Weil ich einmal da vorbeigeh'. Ihr habt noch Heu draußen. Heint, denk' ich, gibt's noch ander Wetter. Da werd't ihr mehr Leut' müssen anspannen.“

Es kommt ihr keine Antwort zu Hülfe, kein: „ja, wenn ihr könntet helfen.“ Der Heiterethei schwillt das Herz. Ein Blick auf das Liesle läßt sie sich bezwingen. „Ich wär' im Stand und hälf' euch den Vormittag aus,“ fährt sie fort.

„„Ich meint,““ sagt dagegen die Frau zu ihrem Manne, „„dort käm' der Bäs Baltineſſin ihr Knecht. Mach', daß du 'rein kommſt.““

Die Heiterethei sieht wohl, die Leute fürchten sich vor der Baltineſſin. Um nicht Zeit zu verlieren, geht ſie weiter und ſagt im Gehen: „Ja, es wird mir doch nicht paſſen. Ihr müßt euch ſchon allein behelfen dasmal.“

Der Mann, der ſchon in der Thür war, ſieht, daß ſie geht, und kommt wieder heraus, um ſeine Arbeit fortzuſetzen.

„Was kann's helfen!“ ſagt die Heiterethei; „du mußt Milch haben und Brod, du arm's Liesle. Und wenn nur das mit der Ev' ein Traum iſt geweſt, ſo will ich mir gern noch mehr laſſen gefallen!“

Da kommt der Gurken-Kaſpar daher. Ehe er der Heiterethei anſichtig wird, zankt er mit ſeiner Frau, die ihm mit ihren Töchtern folgt, Alle mit Rechen bewaffnet. „Das kommt von deinen Anſtalten! Hätt'ſt du beizeit dazu gethan, ſo hätten wir nun Leut'. Aber dir fällt's nicht eher ein, daß du Eins willſt beſtellen, als wenn's ſchon verſprochen iſt.“

„„Da komm' ich grad' recht,““ denkt die Heiterethei.

„Glück zu ins Heu!“ ſagt ſie laut und ſetzt hinzu, als wenn ſie ſpaßte: „Das Annedorle möchtet ihr gern mit haben; ich ſeh's euch an. Ihr habt nur nicht das Herz, weil ihr wißt, ich bin immerfort ſchon auf Wochen hinaus verthan.“

Der Gurken-Kaſpar erſchrickt und ſtottert verlegen: „„Ja, manchmal, da möcht' man wohl — wunderlich Wetter, das iſt — wenn nicht — ſo aber — hat man ſich beinah' zuviel vorgeſeh'n . . .““

Der Heiterethei ſchlägt die Gluth in's Geſicht. „Ich glaub' doch gar,“ lacht ſie, „Er denkt, ich biet' mich an?“

„„Ja ſo,““ ſagt der Gurken-Kaſpar erleichtert. Er war im Zuge, noch einen Scherz mit ihr zu wechſeln; ſeine Frau aber rannte ihm abſichtlich unabſichtlich den Rechen an den Kopf. Der Gurken-Kaſpar war der Mann, der einen Wink verſtand und wenn er noch ſeiner war. Er ſchluckte hinunter, was er hatte ſagen wollen, und ging ſchweigend fürbaß.

Eine von ſeinen Töchtern aber wandte ſich im Gehen: „Weißt du's noch nicht, Annedorle? Sonntag über acht Tag' macht der Holders-Fritz Hochzig mit der Gringelwirths-Ev'.“

Der Heiterethei wankten die Kniee. So war das doch nicht geträumt? In den Schmerz hinein, der sie mit hundert Krallen faßt, hört sie die Mädchen kichern. Sie rafft sich mit aller Kraft zusammen und lacht: „Das wißt ihr heut' erst? Ich hab's beinah schon wieder vergessen!"

Eine junge Frau, die ihr begegnet, sagt zu einer andern: „Wie das Annedorle sich geputzt hat! Die hat gewiß gedacht, heint schon ist die Hochzig."

Die Heiterethei drückt unwillkürlich das Kind gegen das schwellende Herz, daß es zu weinen beginnt. „Werd' ich doch noch was Besser's anzuzieh'n haben zur Ev' ihrer Hochzig," lacht sie der jungen Frau über die Schulter nach. Dann wendet sie sich zum Liesle auf ihrem Arm: „Pfui, Liesle, wir weinen nicht. Wir thun den Leuten nicht die Lieb'. Sie denken, sie wollen uns weh thun damit. Lach', Liesle, lach'! Und wenn's uns weh thät' bis in den Tod, wir lassen's doch Niemand merken. Daß die Gringelwiths Ev' 's erführ' und schnitt' ein Gesicht, wie sie's macht? Daß den großen Weibern ihr Jubel erst recht fertig werden thät'? Was geht mich der Fritz an? So ein dummer Traum wird doch zu vergessen sein? Ich hab' ihn nicht gemöcht und möcht' ihn noch nicht, wenn er hundertmal noch ledig wär'. Ich mag den nicht. Ich mag gar Keinen! Und so ist's, und nu ist's fertig!"

Aber sie sagt das nur mechanisch. Sie sieht sich verwundert um, wo sie ist. „Ich hab' doch was vorgehabt? Daß ich nur nichts Dummes mach', so lang' mich die Leut' seh'n! Ja, anbieten hab' ich mich wollen. Komm, Liesle, aber gute Worte geben wir nicht."

Das wurde denn ein wunderlich Anbieten, wie es in Luckenbach wohl nicht gesehen worden ist, seit das gute hölzerne Städtchen auf seinen steinernen Füßen steht. Man meinte, wer nach solchen Sünden etwas von den Leuten haben wollte, der müsse auch Reue zeigen und sich demüthigen. Aber das that die Heiterethei nicht. Sie betrieb die Sache mit einem Uebermuthe, der größer und beleidigender erschien, als ihr früherer, weil er müh-

ſam erkünſtelt war. Hinter jedem Lachen ſtak ein mühſam zurückgedrängtes Weinen, und jenes geberdete ſich nur deßhalb ſo wild, damit dieſes nicht den Muth gewinnen ſollte, hindurch zu brechen.

Wenige waren ſo ehrlich, zu geſtehen, daß ſie in dem Gewebe von Vetter-, Vasen- und Arbeitskundſchaft mit Armen und Beinen gefangen ſeien. Der Hohn, der ihr an anderen Orten unverſteckt entgegen kam, ſteigerte ihre künſtliche Laune nur immer höher. Es war, als ſei ihr eigentlich an der Arbeit gar nichts gelegen und ſie verlange, man müſſe ſich bedanken, wenn ſie dieſelbe nur annähme. Und wenn es Jemand nicht über ſich gewinnen konnte, ihr geradeaus abſchlägig zu antworten, half ſie ihm ſelber Vorwände zu erfinden. Es ſchien, ſie ſei froh, keine Arbeit finden zu können.

So äußerlich fiebernd im Uebermuthe und innerlich zuſammenbrechend in Schmerz und Sorge, traf ſie auf dem Heimwege mit dem Meiſter Schramm zuſammen, der ihrer Mutter Curator geweſen war und nun ihrer war.

Der Meiſter ſah ſich kopfſchüttelnd um. Er war derſelbe, deſſen rothen Kirchenfrack der alte Hollunder angehabt, und ging vielleicht nur deßhalb in Hemdärmeln und blauer Schürze, weil der Leiher ihm das Gewand noch nicht wieder zurückgegeben. Er war, wie wir wiſſen, das lebendige Localblatt des Städtchens, was die Meldung von Hochzeiten und Todesfällen betraf. Bei letzteren ſpielte er — wir haben das aus der poetiſchen Beſchreibung im Munde der Beutlerin erfahren — eine große und erbauliche Rolle.

Dieſer Mann ſah ſich faſt ängſtlich um, als er von der Heiterethei eingeholt wurde, und da er keines Zeugen anſichtig geworden, ſagte er: „Ich bin eigentlich ſo zu ſagen auf dem Weg zu Ihr.“

Die Heiterethei nahm keine Rückſicht darauf, daß er ſich über ſein eigenes Vorhaben zu wundern ſchien; ſie ſagte: „Da haben wir einen Weg,“ und ſchritt voran.

Der Meiſter wußte es ſo einzurichten, daß kein Vorüber-

gehender merken konnte, er folge der Heiterethei. Er hätte dies ohnehin nicht gekonnt, ohne seiner Gravität etwas zu vergeben; so schnell lief das Mädchen vor ihm her.

Als er sie an ihrem Häuschen endlich einholte und die Heiterethei erst nach dem Schlüssel suchen und dann die Thür aufschließen sah, da schien seine stehende Verwunderung in Betreff der unnöthigen Ceremonie mehr als gerechtfertigt.

Drinnen setzte die Heiterethei das Kind, das ihr nie so schwer geworden, auf den Boden nieder und gab ihm ein paar Kartenblätter zum Spielen, die einzigen Ueberbleibsel des Wachtstuben-Glanzes.

Der Meister verwunderte sich auch hierüber und sagte dann: „Sie ist heut herum gewest wegen Arbeit, Annedorle; ich bin nicht heimgewest, wie sie in mein Haus ist gekommen. Arbeit hätt' ich Ihr freilich auch nicht können geben — von wegen . . ."

„„Weiß wohl,"" half ihm die Heiterethei. „„Er hat der Leut' schon zu viel. Ich dacht' auch nur, weil ich eben vorbei bin gegangen.""

„Der Leut' wegen so just eigentlich gerad' nicht. Und wenn ich schon genug zur Arbeit hab', vom Essen hätt' immer noch was können abfallen. Nur freilich halt zwar müßt' Sie Sich das bei Abend holen von wegen der Leut' halben."

Dieses Anerbieten war der Heiterethei kränkender als aller Hohn, den sie heut erfahren. Der weiße Druckflecken zeigte sich auf ihren Wangen, ehe sie lachend erwiderte: „Essens wegen?"

Der Meister aber schien dasmal nicht aus bloßer Verwunderung den Kopf zu schütteln. „So wär's doch wahr," sagte er halb unwillig, halb bedauernd, „was die Leut' sagen, daß Sie zu essen weiß, ohne zu arbeiten? Und daß man ihr angesehen hätt', Sie ging so ordentlich recht just bloß zum Schein um Aerbet, und Ihr wär's um Aerbet gar nicht zu thun? Und ich seh', Sie hat auch keinen Mangel an Kleidern, das wär' am Sonntag gut genung in die Kirchen, was Sie anhat da. Sie ist nicht von mein'n Leuten, aber daß Ihr Vater und Mutter seliger sich im Grab sollen umwenden, daß so was aus Ihr

wär' geworden, da hab' ich doch erst noch eine Vormahnu
wollen versuchen."

Die Heiterethei hielt sich mit solcher Gewalt zurück, d
ihr ganzer Arm erbleichte. Sie schob dem Ausbruche, den
selber fürchtete, eine Frage als Riegel vor, um ruhiger zu werde

„Er merkt wohl, wo solche Reden hingehören," sagte s
„Was steckt Er denn da in der Ecken? Da ist ein Stuhl u
eine Ofenbank."

Der Meister Schramm aber drückte noch inniger die Wa
an sich oder sich an die Wand.

„Ich meint' doch," sagte er, „es ist just gerad' recht genun
daß ich daher bin gekommen, und ich müßt' mich nicht noch dur
die Wetterlücken den Leuten zeigen und meine Reputation ver
lieren. Sagen doch die Leut', Ihr ist's gar just gerad recht g
west, daß der Regen die Wänd' hat verschwemmt; so könnten'
die Leut' in der Nachbarschaft nicht am Thür-Auf- und Zugehe
hören, wenn's zu Nacht etwa Besuch gäb' bei Ihr. Ich will j
nicht meinen, die Leut' hätten Recht. Aber eine ledige Weibs
person, wo allein wohnt, sollt's gar nicht dazu kommen lassen
daß so eine Frag' nur überhaupt ohnehin überdies könnt' ent
stehn. Das Annedorle, mein' ich, kann nix Besser's thun, al
daß sie sieht, wie sie, je eher je lieber, unter die Hauben kömmt
Denn man vernimmt ja, daß Der und Jener noch Lust hat, si
drunter zu bringen. Und die können sich weiterhin auch noch de
Sach' bedenken. Wo Gelegenheit, da, meinen die Leut', wird
sie auch benutzt. Eir'm ledigen Mädle wird überhaupt ohnehin
überdies von selber schon scharf nachgerechnet, und wo die Leut
gern das Schlimmst' glauben, da geben sie sich nicht noch Müh',
die Sach erst nachzusch'n, ob ihr wirklich so an dem ist. So
machen's die Leut'. Ich meinestheils, was mich betrifft, will
gern nix Schlimm's von Ihr meinen, und darum wär mir's
recht, wenn Sie den Beck nähm'. Der hat mir's schon lang
lassen merken, daß er Lust hat, das Annedorle zu frei'n, so gut
und schlimm, wie sie ist. Aber das Kind da, das müßt' Sie
freilich erst von Sich thun."

Die Heiterethei fuhr vor Entrüſtung von dem Stuhl empor, auf den ſie ſich geſetzt. „Den?“ ſagte ſie mit Verachtung. „Der ſein eigen Kind nicht haben will? Er will nichts Schlimm's von mir glauben und meint, ich nähm' den?“

Der Meiſter Schramm ſchüttelte jetzt unzweifelhaft vor Verwunderung den Kopf. „Bei dem,“ meint er, „bedächt' ſich die Valtineſſin ſelber nicht. Er hat acht Küh' und kann's kaum erbacken, was er verkauft.“

„Warum heirath't er,“ fuhr das Mädchen fort, „die Küh' nicht ſelber, wenn er ſich ſo in ſie verſchauerirt hat? Ich mag keine Kuh und auch kein'n Ochſen. Ich kann's noch allein ermachen. Ich brauch' Keinen, und wär' er der Herrgott ſelber. Und mit ſeinen Leuten? Als wenn ich den'n was Lieber's thun könnt', als daß ich ſchlecht thät' werden.“

„„Mög' das ſein, wie es will,““ ſagte der Meiſter, indem ſeine Verwunderung einen Amtsrock anzog. „„Aber überhaupt ohnehin überdies darf das Annedorle nicht denken, daß wir von Gerichts wegen ſo ein Aergerniß werden dulden, wie das Häusle da jetzund der ganzen Stadt gibt. Und Sie wird wohl thun, wenn Sie's nicht dahin läßt kommen, daß wir von Gerichts wegen einen Polizeier zu Ihr ſchicken.““

Der Heiterethei erblaßte der ganze Arm. „Es ſoll mir nur einer kommen,“ ſagte ſie, „ich will's ihm ſchon ſagen! Das Häusle iſt mein. Es gibt mir Niemand nix dazu. Und wenn ich die ganzen Wänd' heraus mach' und nix laſſ' ſteh'n, als die bloße Decken. Ich will's Ihm ſchon ſagen, daß er für Sich ſoll ſorgen und and're Leut' in Ruh' ſoll laſſen.“

„„Ihr red't wie ein Weibsbild,““ entgegnete der Meiſter und wunderte ſich über die geiſtige Ueberlegenheit, die er der Heiterethei gegenüber entwickelte. „„Ihr red't wie ein Weibsbild, und einem Weibsbild nehmen wir von Gerichts wegen nichts übel. Denkt Ihr denn, der Polizeier kommt für ſich? Ihn ſchickt die Obrigkeit, und die Obrigkeit hat die Gewalt, das heißt wir von Gerichts wegen, und wir von Gerichts wegen dürfen Aergerniß nicht leiden, und nicht der Polizeier, der nur kommt,

wenn er wird geschickt. Na, ich hab' Ihr gesagt, was ich a
Ihr Curator Ihr hab' müssen sagen. Thu' Sie nun, was S
will, aber mir kann Sie hernachen keine Schuld geben.""

Damit knüpfte der Meister die Weste unter seiner Schür
zu und schien sich über die Anzahl der Knöpfe zu verwunder
Dann verwunderte er sich über den W g, den er ging, und w
noch nicht damit fertig, als er aus der Heiterethei Augen verschwan

Die Heiterethei hatte keine Zeit, Betrachtungen über sei
Verwunderung anzustellen, ja, nicht einmal über ihre eige
Lage. Das Kind forderte ungestüm das Stückchen Brod, d
es nach der bisherigen Hausordnung schon vor einer Stun
hatte haben sollen. Sonst, wenn es so vor ihr stand und m
drolliger Ernsthaftigkeit eine Strafrede in unbekannten Sprach
hielt, pflegte sie es lachend zu küssen. „Recht so, Liesle," sag
sie dann wohl; „du wirst auch einmal eine Heiterethei und bleib
den Leuten kein' Red' schuldig!" Dasmal, nachdem sie vergebli
Alles durchsucht, wo noch ein Kreuzer sich verkrochen habe
konnte, riß sie das Kind mit plötzlichem Entschlusse in die Höh
und lief aus dem Hauschen, ohne es zu verschließen. Fast hätte s
unwillkürlich das Vorhandensein der Lücke durch die That anerkann

Sie hatte nicht weit bis zu dem stattlichen Hause des Becker
Die Heiterethei hätte sich von der Wahrheit der Meinung ihre
Curators überzeugen können, der Semmelbeck könne kaum e
backen, was er verkaufe. Der Laden neben der Hausthür wa
förmlich belagert. Zwei Arme, welche die Aeußersten der ga
zen Armwelt vorstellen konnten, fuhren bald mit Backwerk au
dem Ladenfenster heraus, bald mit Geld hinein und kamen dab
zuweilen unabsichtlich in Collision mit einander. Der eine g
hörte einem unreifen Lehrjungen, der andere einer überreife
Magd. Aber die Heiterethei hatte für das Alles keine Auge
und keinen Sinn.

Sie rannte an diesen Beweismitteln vorüber und mit so
cher Hast durch die Hausflur in die Stube, daß man wohl sah
sie eilte, einen Entschluß auszuführen, ehe derselbe sie gereue
konnte.

Der dicke Meister war eben in der Stube und saß behaglich beim Frühstück. Er sah aus wie die gesegnete Mahlzeit selber und schwitzte leise vor Wohlsein. Alles an ihm war behaglich, ja mehr als behaglich; seine weiße Jacke dehnte sich ordentlich um den wohlgenährten Leib, der Schweiß auf seinem kahlen Vorderhaupt, der Mehlstaub, mit dem er eingepudert war, die weiten Hausschuhe, Alles zerfloß vor Ueppigkeit.

Erst schien er sich über das Kommen der Heiterethei zu verwundern, aber auch die Verwunderung zerfloß in ein lüsternes Lächeln. Er nickte halb dem Gedanken, der ihm kam: „Hm, ist das wilde Ding endlich mürbe?“ halb der Heiterethei selber vergnüglich zu.

Sein bloßer Blick machte die Heiterethei vor Scham und Unwillen erröthen. „Er braucht nicht so zu nicken,“ sagte sie zwischen Verachtung und Zorn. „Das Kind da will essen. Weiter ist's nix.“ Sie ergriff ein dort liegendes Brod, und man sah an der Bewegung, mit der sie es anfaßte, daß ihr der Ekel vor dem Mann auf seine Waare überging.

„Ja,“ rief ihr der Bäcker nach und zerfloß in die Worte: „Wenn das Dorle bei mir bleibt, soll das Kind zu essen haben, was es mag, und das Dorle mit. Und meinetwegen kann's auch dableiben.“

Die Heiterethei wandte sich in der Thür. Das Kind kam ihr beschmutzt vor, wenn er es nur nannte.

„Das Kind ist mein, und Er soll's nicht auf die Zunge nehmen!“ sagte sie.

Der ganze Bäcker zerfloß in ein Lachen. „So seh' ich nicht,“ entgegnete er, „warum ich ihm zu essen geben soll, wenn's mich nichts angeht.“

Die Heiterethei stand einen Augenblick überrascht. Die Wahrheit der Aeußerung traf sie so stark, daß sie das Brod wieder auf den Tisch legen mußte. Aber mit einem Ausdrucke, als wär' es nicht darum, sagte sie: „Daß Er meint, es wär' gestohlen? Von Seinem Brod' soll's gar nicht essen. Und es mag's nicht einmal!“

Der Bäcker lachte ihr nach, dann dehnt' er sich vor behaglicher Gewißheit. „Elend macht ein schön Feuer unter die Leut'. Wenn das Kuchelchen noch nicht gar ist, mir ist's gar nicht bang, daß sie's nicht noch wird."

Die Heiterethei aber sang und scherzte mit dem Liesle den ganzen Weg zurück, bis sie allein mit dem Kinde in ihrem Kämmerlein war.

Dann aber brach's wie ein Gewitterregen aus ihren Augen. Daß ein Solcher ein braves Mädle nur in seinen Gedanken schlecht machen und beschmutzen konnte! Daß man's ihm nicht wehren konnte, von Einer wie von der Andern zu denken!

Aber draußen hatt' es schon einige Male gepocht und gelacht. Jetzt wurde das Pochen und Lachen so laut, daß sie es durch den inneren Tumult hindurch hören mußte.

Mechanisch drückte die Heiterethei ein angehauchtes Tuch gegen die Augen, als die Kammerthür hinter ihr aufging. Zorn, daß es Jemand wagen konnte, in ihr innerstes Heiligthum einzudringen, verwischte schnell jede Spur des Jammers.

Hatte die Verleumdung ihres Rufes schon einem Wüstling Muth gemacht?

Alle Muskeln der großen, schlanken Gestalt schwollen an, wie sie's herumriß nach der Thür. Weiß wie ein Marmorbild am ganzen Leibe vor Spannung der Haut stand sie da.

„Guten Tag herein," sagte eine leichtfertige Stimme.

In der Thür erschien eine weibliche Gestalt, kleiner als die Heiterethei und ihr zugleich so ähnlich und so unähnlich, als ein Mädchen dem anderen sein kann. Es waren zwei ganz verschiedene Worte, aber mit denselben Schriftzügen geschrieben. Eben das, worin ihre Aehnlichkeit lag, machte sie sich unähnlich. Wie anderer Natur war das Kinderartige, Trotzige, Muthwillige an der Heiterethei, wie anderer an ihrer Schwester! Wie spröde, geschlossen und abwehrend in den Zügen und Bewegungen der Heiterethei, wie sorglos hingegeben und doch absichtlich lockend im Ansehen und Wesen der Schwester; die Heiterethei immerwährende Spannung, steter Nachlaß die Schwester. Dasselbe

Auge ließ dort kaum den Augapfel völlig sehen und zeigte hier sein ganzes Weiß; von jenem Mund entblößte das Lachen kaum die weißen Zähne, hier machte es das ganze rosige Zahnfleisch zugleich sichtbar. Und ähnlich verhielt es sich mit Denkart, Stimme, mit dem ganzen Wesen.

Die Heiterethei erkannte die Schwester und trat ihr ernst abwehrend entgegen. „Du hast vor fünf Jahren nicht wieder ins Häusle sollen kommen," sagte sie; „was willst du schon, wo das zweit' erst angefangen hat? Und weißt, daß ich auch das leichtfertig Lachen nicht leiden kann. Schickt dich deine Herrschaft zu mir und was willst du?"

„„Als wenn man immer geschickt müßt' sein,"" entgegnete die Schwester, indem sie sich geschmeidig hereindrehte aus der Thür in die Kammer. „„Und eine Herrschaft hab' ich eben nicht.""

„Sie hat dich fortgeschickt?" fragte ernst die Heiterethei.

Die Schwester tritt erst unwillkürlich vor dem Blicke der Heiterethei einen Schritt zurück, dann sagt sie trotzig, aber sie weiß, daß der Trotz sie hübscher macht: „Ich bin selber gangen. Die Leut' meinen, Tanzen ist Sünd', und ich will meine jungen Jahr' genießen. And're machen's auch, so heilig sie sich stellen." — Das ganze Zahnfleisch wurde sichtbar, als sie lachend an der Heiterethei sich vorbei schmeicheln wollte. „Und nun sei nicht mehr dumm. Was macht's? Ist's gesund?"

Die Heiterethei vertrat der Schwester den Weg zu dem Kinde. Es sah aus, als wenn ein üppiges Schlingkraut sich um eine hindernde Marmorsäule herum vorbei winden wollte.

„Wär'st du ordentlich worden," sagte die Heiterethei; „aber so, ich sag' dir, du rührst's nicht an."

„„Hm, weil du so ordentlich bist?"" lachte die Schwester, und nie sah sie der Heiterethei unähnlicher. „„Ich war einmal so dumm, daß ich anders hab' werden wollen, weil ich gedacht hab', du wär'st so; weil ich nicht gewußt hab', daß du dich nur so stellst. Du brauchst mich nicht so von oben anzuseh'n. Wenn's was Schlimm's ist, so ist die, die vor den Leuten nicht besser

will sein, als sie ist, immerfort noch nicht die Allerschlimmst'. Und zumal, wenn's die Leut' doch wissen.""

„Was wissen die Leut'?" fragte die Heiterethei, indem sie einen Schritt nach der Schwester zu that.

Die wich zurück und sagte nicht so muthig, als vorhin: „„Frag' sie selbst, aber ich denk', du wirst's immer noch besser wissen, als die Leut'.""

„Du gehst hinaus," sagte die Heiterethei gebietend. „In dem Häusle da waren immerfort brave Leut'."

Die Schwester fügte mit noch kleinmüthigerem Trotze hinzu: „„Kann sein, einmal.""

„Einmal und immer noch, und darum sollst du hinaus. Wen die Leut' schlecht machen, der ist darum noch nicht schlecht."

Die Schwester wollte in gleichem Tone antworten. Es verdroß sie, daß die Schlimmere noch den Sittenrichter spielen wollte. Ueberdies war sie die Aeltere und hatte darum mehr Recht, hier zu gebieten. Aber es kam doch nur wie verbissen heraus: „„Aber wer's selbst thut, meinst du, und drum bist du's nicht.""

„Ich sag' dir's noch einmal," fuhr die Heiterethei fort; „die selig' Mutter hat sich meiner noch nicht geschämt, wenn sie hat herunter geseh'n. Und drum lach' ich nur, was die Leut' sagen."

Die Schwester sammelte ihren ganzen Trotz, um nach dem Kinde vorzudringen. Sie wollte es küssen. Es schrie und langte nach der Heiterethei, die es aufnahm und unwillkürlich mit der Hand abwischte, was die Schwester an ihm berührt.

„Ich sag'" drohte die Heiterethei, „und das Kind soll wieder brav werden, wie seine Großmutter war. Die Kinder haben einen Engel; der macht's, daß es nicht zu dir mag. Und nun gehst du und kommst nicht wieder, bis du brav worden bist, daß es zu dir mag und du darfst es angreifen. Weil ich's hab' genommen, daß es soll brav werden, und plag' mich seinethalben Tag und Nacht, sagen die Leut', es ist mein Kind. So sind die Leut', und du weißt, wem es ist, und könntest daran erkennen,

wie die Leut' sind. Red', wie du willst; du mußt mir's noch einmal danken. Du müßtest sagen: so ist sie nicht, wie sie die Leut' machen, aber du wär's recht, wenn Alle wären wie du, daß du nicht brauch't'st zu denken, du sollst auch besser werden. Und drum glaubst du's mit Gewalt, obschon du weißt, es ist nicht wahr. Und — nun kennst mich zu gut, als daß du nicht auf der Stell' fortging'st. Kommst du brav wieder, soll' ich deine Schwester sein und das dein Kind. Und so ist's, und nu ist's fertig!"

Die Schwester machte noch eine vergebliche Anstrengung, sich der Heiterethei gegenüber so stolz aufzurichten, als diese that; dann brach sie zusammen vor der Kraft der Wahrheit. Sie hatte nicht den Muth, noch ein leichtfertig Wort zu sprechen; aber noch Trotz genug, ihr Unrecht nicht einzugestehen. Einen Augenblick stand sie noch unschlüssig, ohne das Ansehen der Heiterethei ertragen zu können. Sie warf noch einen Blick auf ihr Kind und ging weiter. War es die Erinnerung an die Zeit, wo sie besser war und glücklicher, die ihr der alte Hollunder zurauschte, oder der Zustand des Häuschens, in dem sie Kind gewesen war: etwas traf dieses leichtsinnige Herz, stark genug, ihm eine Thräne abzupressen. Sie rang noch einen Augenblick stillstehend mit ihrem Trotze, dann kam sie zurück und bot der Heiterethei die Hand. Die gab die ihre nicht. Sie sagte: „Wenn du wieder brav bist, hernachen komm!"

Die Schwester wollte lachen, aber es gelang ihr nicht. Eine kurze Weile, und sie war in den Weiden verschwunden.

So lange wartete die Heiterethei, dann schloß sie die Kammerthür hinter sich und ließ ihren Gefühlen freien Lauf. Ihr Stolz brach zum ersten Male völlig zusammen im Geständnisse: „Ein ledig Weib ist das elend'st Ding auf der Welt! Wie anders hat's da ein Mann! Nicht allein, daß sie recht thut, sie muß auch sorgen, daß ihr's recht ausgelegt wird. Ein ledig Weib ist wie ein Mäuschen, dem alle Welt auflauert, und wenn es Niemand ein Weh zufügt. Was hilft ihr all' ihre Kraft? Gegen die Schläge der Verläumdung kann sie der stärkste Arm

nicht schützen. Der schwächste Mann ist stark gegen sie. Nicht einmal ihr etwas übel zu nehmen, hält man der Mühe werth. Ein Mann kann aufstehen, auf den Tisch schlagen und zur Rechenschaft ziehen, wer ihn schlecht machen will. Und woran wär' er so tief zu verletzen, als ein Weib an seiner Ehre? so unwiderbringlich? mit einem bloßen Blick, einem bloßen Gedanken?"

Und was nun beginnen! Um Arbeit betteln? Das kann sie nicht. Lieber sterben! Das Häuschen, ihr Letztes, fällt ein; sie kann's nicht stützen. Das Häuschen, darin sie als Kind gelacht und geweint und die Mutter sie lieb gehabt. Hätte sie nur Ein Herz, von dem sie wüßte, es trüg' unausgesprochen an ihren Schmerzen mit! denn klagen könnte sie nicht! Die Mutter liegt draußen im Gottesacker; die Arnewarie ist fortgezogen; ihre Schwester hat dem Häuschen Schande gemacht; mit dem Kinde hat sie täglich gesprochen, aber es hat ja doch noch kein Herz, das ihre Lage fassen kann. An den alten Hollunder, der eben über ihr kratzt und rauscht, als wollte er sie an ihn erinnern, denkt sie nicht; und wenn sie an ihn dächte, er hat andere Leiden und Freuden, und sie muß ihm erst die Seele leihen; seine Seele ist ihr eigen Mitleid und ihre eigene Mitfreude mit sich selbst. Und was soll aus dem Kinde werden? Wird sie's erhalten können und brav erziehen, wie ihre Mutter sie? Wenn sie stirbt, was soll aus ihm werden, wo Niemand es lieb hat, und so arm, ohne Mutterpflege und Vaterschutz? „Am End' ist's besser für dich und das Kind, weg von der Welt, wo einen die Leut' durchaus schlecht wollen haben!"

Immer lockender rieselt draußen der Bach, so viel Mühe sich auch der alte Hollunderbusch gibt, ihn zu überrauschen. Immer lockender wird das Bild der heimlichen Stelle darin, wo sie so oft und erst diesen Morgen noch kaum die Lust überwunden, sich hinein zu stürzen, nicht bloß zum flüchtigen Bad. Diesen ganzen Tag hat sie's immer in ihre Gedanken hineinrauschen hören, als rief' es sie; sie wußte nicht, warum; jetzt weiß sie es. Und der Fritz — der sie jetzt vielleicht verhöhnt mit der Gringelwirths-Ev' — wenn er's hört, es muß ihr

schmerzen, er muß an sie denken, so oft er Weiden haut; jeder Reif auf seiner Schnitzbank muß ihn an die Stelle erinnern, wo die schönsten Weiden stehen und wo ... Es packt sie wie ein Schwindel. Sie reißt das Liesle vom Boden auf mit wildem Entschlusse. Sie wendet sich, die Kleine auf dem Arme, nach der Thür. Da meint das Kind, die Pflegemutter will mit ihm spaßen. Es schlägt die Hände zusammen und jauchzt laut auf. Sie läßt es sinken und sinkt ihm nach in die Kniee und küßt es und weint laut, und küßt es und weint immer wieder, bis sie Alles von dem Herzen heruntergeweint hat, was es belastet.

Wie schüttelte sich der alte Hollunder vor Freude und Schmerz zugleich, als der Heiterethei einfiel: „es ist noch Welt außer Luckenbach, wo's nicht mehr heißt: Respect muß sein im Haus vor den dummen großen Weibern! Warum heißen sie mich die Heiterethei? Warum hat mir der lieb' Gott die starken Arm' gegeben und das lustig' Herz wenn ich's nicht sollt' brauchen für das Liesle und mich selber?!"

Wieder nimmt sie das Kind auf den Arm: sie jauchzt mit dem Kind um die Wette. „Guck', Liesle, wie wir dumm sind gewest! Der reiche Metzger am Markt, wie oft hat er gefragt: Was will das Annedorle für ihr Häusle? Komm, Liesle, wir geh'n gleich hin!"

Als sie mit dem Kinde hinaustritt durch die Lücke — denn nun ist ihr's gleich, was die Luckenbacher denken davon — in die heitere Mittagssonne, langt das Liesle nach einem gelben Schmetterling. Der ist eben auf dem Weg vom Hollunderbusch in das Gärtchen drüben. Dort setzt er sich auf eine rothe Bohnenblüthe gleich neben dem großen Stachelbeerbusch. An diesem bleibt das Auge der Heiterethei, das ihm folgte, haften.

„Wenn die Stachelbeeren reif wären! du bist hungrig, du arm's Liesle, und ich auch. Das merk' ich jetzt erst. Ja, die alt' Annemarie hat Recht gehabt. Wenn's nur den Menschen einmal wieder hungert, hat sie gesagt, hernachen ist dem Tod sein Heu verregnet." Dazu kommt dort — aber er ist's doch nicht? Ja, er ist's doch! Der Holders-Fritz ist's; der Holders-

Fritz ist's wirklich, der dort von den Weiden herauf kommt. Wie sieht er anders aus, als sonst! Er hat eine weiße Weste unter seinem Rock und auch ein ordentlich Halstuch an. Was will er —?

Fast wäre die Heiterethei so thöricht gewesen, vergeblich zu erschrecken. Was sollt' er bei ihr wollen? Den Schloßweg hinauf will er. Es ist der kürzeste Weg zu seiner Braut; der hochmüthige Giebel da oben, der ist ja vom Gringelwirthshaus.

Aber sie ist schon erschrocken, so thöricht das ist.

Wenn er sähe, daß sie über ihn erschrocken ist — das darf er nicht wissen, wie ihr's um das Herz ist. Niemand darf's wissen. Um Alles nicht! Das wär' erst ein gefunden Fressen für die Leut', für die Gringelwirths-Ev', für die Valtinessin, für alle die großen Weiber und — für ihn selber mit! Und wenn sie aller Welt Spott jetzt tragen kann, den seinen könnte sie nicht tragen; nicht einen Blick von ihm, der so aussähe, keinen Laut von ihm, der so klänge!

Sie setzte das Kind an dem Stachelbeerbusch nieder; zum ersten Male vergaß sie, daß es unreife Beeren abreißen und essen kann. Sie selber sieht sich vergeblich nach einer Zuflucht um, wo er sie nicht gewahr werden soll. Aber schon kommt er näher. Sie bückt sich, entfernter vom Zaune, abgewandt vom Wege, den er kommt, nach einem Gelbblack-Stöckchen, das mitten in der Petersilie steht. Der Athem vergeht ihr fast; sie sieht auf die gelben Blumen herab mit einer Angst, als hinge Tod und Leben für sie an der Zahl ihrer Blätter. Die Angst wächst, wie ihr der Traum einfällt. Hier stand sie ja im Traume mit dem Fritz. So hell war's und so warm, und so ein fröhlich Rauschen zog durch Büsche und Kräuter.

Der Holders-Fritz ist indeß an den Zaun gekommen.

„Sieh," sagt er, „was ich dir hab' mitgebracht, Liesle!"

Er hält einen Stromweck in die Höhe, so gelb gebacken und glänzend, daß das hungrige Kind die unreifen Beeren fallen läßt, die es eben in den Mund stecken wollte. Es kommt an's Staket und langt danach. Der Holders-Fritz gibt ihm den Strom-

weck, und es fürchtet ſich ſo wenig vor dem „wilden" Fritz, als wär's all ſeine Tage mit ihm zuſammen geweſen.

Der weiß aber auch nicht, was er ſagt, der ihn jetzt noch den wilden Fritz nennt. Er iſt ein ganz andrer als ſonſt. Da iſt nichts mehr von dem übernächtigen, gedankenloſen Blick, von der dunkeln Röthe in ſeinem Geſicht; nichts mehr von dem herausfordernden, ſchlagfertigen Weſen. Er hat vielmehr etwas Ruhiges, Sinnendes in ſeinen Zügen, das lange Haar iſt bedeutend kürzer geſchnitten und fliegt nicht mehr ſo wild verworren ihm um das Geſicht. Der Blick, die Stimme kommen tiefer aus ſeinem Innern hervor; die Stimme iſt nicht mehr ſo heiſer und gewaltſam in die Höhe getrieben. Er iſt ſchlanker als ſonſt; Alles an ihm iſt milder und beſcheidener und dennoch männlicher. Er iſt ein ganz Anderer; er iſt nun erſt der richtige Fritz, den der liebe Gott in ihm erſchaffen wollte.

Das hungrige Liesle beißt tüchtig in den Stromweck ein; der Fritz ſpricht erſt mit ihr und überſetzt ſich die Reden, die ſie in unbekannten Sprachen hält, ſo gut es gehen will; während deß iſt er herangetreten an den Zaun; nun ſagt er ganz leiſe: „Dorle!"

„„Das iſt doch dieſelbe Stimme, wie den Morgen im Traum,"" denkt die Heiterethei in ihrer wachſenden Angſt. „„Und wie er ſo freundlich mit dem Liesle iſt, das alle Leut' ſonſt ſcheel anſeh'n! Das iſt ſchön von dem Fritz; das will ich dem Fritz nicht vergeſſen, und wenn er ...""

„Dorle," ſagt er noch einmal.

Aber ſie läßt ihn noch zweimal rufen, ehe ſie thut, als würde ſie ihn eben erſt gewahr. Und ſie kommt auch nicht näher an den Zaun; kaum daß ſie die Augen nach ihm hinzuwenden ſcheint.

„Wer weiß, ob ich dich noch einmal allein find'," fährt er nun fort. „Ich wollt' dich nur was fragen."

Mit einem Blicke überſieht ſie die ganze Veränderung, die mit ihm vorgegangen iſt.

„Mich?" fragt ſie ſo gleichgültig und verwundert, als ſie kann.

„„Ja, dich,““ entgegnete er.

„So frag'. Aber mach'; ich hab' nicht viel Zeit.“

„„Du hast bei mir aufgeräumt . . .““

„Aufgeräumt? Wer? Ich? Bei dir?“

„„Ja, du; und bei mir. In meiner Werkstatt in den Städeln, da am Grunder Weg.““

Wenn doch nur ein Baum da herum Ja spräche! Die Heiterethei kann's nicht, und hinge, wer weiß, was davon ab.

„Guckt doch,“ lachte sie. „Ich hab' weiter nix zu thun, als daß ich jedem Schlenkerlesjörg da aufräum'!“

Der Holders-Fritz wird demnoch sichtlich freudiger.

„„Wenn du nicht roth würd'st, wollt' ich's glauben,““ sagt er schnell. „Und du wirst noch immer röther.““

„Er thät' sich freu'n,“ denkt sie, „sagt' ich Ja. Warum nur? Was hat er damit?“ Aber sie sagt: „Freilich, weil ich mich schäm', daß du so einfältig red'st. Und weil ich mich gebückt hab'. Der Bader sagt immer, ich soll aderlassen. Wenn du deinen Spott haben willst, geh zu Deiner.“

Der Holders-Fritz sagt, so ernst er kann: „„Ich spott' nicht. Ich denk' eben, du sollst die Mein' sein.““ Ein kleines Bißchen Schelmerei war unter den Ernst gemischt, mit dem er fortfuhr: „„Ich hab gedacht, du brauchst's nicht bei Nacht zu machen; du könnt'st's am Tage thun.““

Die Heiterethei hörte den Ernst nicht vor der Schelmerei.

„Ich hab' dir nix gemacht,“ sagte sie gereizt, „und dein Gered' leid' ich nicht. Und nun gehst du deiner Weg'. Ich hab' noch nichts mit einem ledigen Bursch gehabt, geschweig' mit einem versprochenen; am wen'gsten mit dir. Ich dächt', du weißt's gut genung. Und ich hab' mehr zu thun, als Maulaffen feil halten, und du läßt mich geh'n; und so ist's, und nu ist's fertig!“

Der Holders-Fritz schwieg einen Augenblick. Dann begann er wieder: „„Dorle, hörst du?““ Und als sie hartnäckig schwieg und that, als meinte sie, er sei schon gegangen, setzt' er hinzu: „„Na, nix für ungut. Ich hab' nur wollen wissen, wie du denkst.

's war nur gefragt, und eine Frag' iſt kein Donnerſchlag.“ — Dennoch wartet er eine Weile. Wie er ſieht, ſie antwortet doch nicht, geht er weiter.

Sie kauert während deß wieder am Zaunſtock und rauft unbarmherzig in die Peterſilie hinein, damit es ſcheinen ſoll, ſie habe wirklich nothwendig zu thun. Aber ſie fragt ſich: „Ich denk' eben, du ſollſt die Mein' ſein — was will er damit?“

Der Hollunder nickt ihr von drüben zu: „Laß ihn nicht fort.“ In den Bohnen vor ihr flüſtert die Luft: „Er will dich ja, nur dich; aber weil er denkt, du willſt ihn nicht, muß er ja zur Gringelwuthe Ev'. Eben aus Stolz ja muß er das nun.“ Doch ſie weiß ja ſelber, ihr ganzes Leben geht mit ihm von ihr, aber ſie kann ihn nicht aufhalten, nicht durch einen Wink, nicht durch einen Vorwand, wenn ſie auch einen wüßte. Ja, ſtänd' er vor ihr und fragte noch einmal, ſie könnte ihn nichts merken laſſen. Um ſo weniger, je mehr ſie fühlt. Es iſt, als führte gar kein Weg mehr aus ihrer Seele in die Welt: immer weiter außen iſt die Welt, immer tiefer drinn die Seele.

Auf dem Schloßweg, auf der Stelle, wo der alte Dikes die Stunde zu rufen pflegt, bleibt er ſtehen, der Fritz. Will er wieder zurück? Nein, das Gehen wird ihm ſchwer. Er iſt ja noch krank, und daran iſt ſie ſchuld. Jetzt geht er weiter. Ruft ihn denn Niemand zurück? Und doch erſchrickt ſie, wie ſie rufen hört: „Fritz!“ Das Kind iſt's, das gerufen hat. Das Kind, das nicht reden kann. Und ganz deutlich hat es „Fritz!“ gerufen.

Und er hat es gehört; er bleibt wieder ſtehen, er kehrt um.

Wer hat das Kind „Fritz“ ſagen gelehrt? Die Heiterethei ſelber, ohne daß ſie es wußte, wenn ſie vom Fritz mit ihm ſprach. Das wird er nun errathen. Er muß denken, ſie hat's dem Kinde angelehrt, ihn zu rufen.

Und ſchon ſteht er wieder am Zaun. Den rechten Arm in der Binde lehnt er in die Blätter und Blüthen des Zauns.

„Du haſt mich gerufen, Dorle,“ ſagt er matter als vorhin. „Ich konnt's ohnehin nicht glauben, daß du mich wirſt gehen laſſen.“

„Ich?“ entgegnete sie, das brennende Gesicht abwendend. „Was dir einfällt! Ich hab' nicht an dich gedacht.“

„So war's das Liesle.“

„Das?“ lachte sie.

Er fragt das Kind, das er mühsam auf den linken Arm nimmt.

Sie läuft hinzu und hält dem Kinde auf seinem Arm die Hand vor den Mund. „Sei nicht so dumm,“ sagt sie hastig zu ihm. „Das Kind kann kein Wort reden.“

„Als nur Fritz?“ fragt er, bläſſer als vorhin, aber wieder mit einem Anflug von Schelmerei. „Das iſt doch curios.“

„Das iſt nicht curios,“ ſagt ſie noch haſtiger. „Weil dem Nachbar ſein Vater Fritz heißt.“

„Der dort?“ fragt der Fritz und lockt ihn: „Komm, Fritz; Fritz, komm. Der muß anders heißen,“ fährt er fort, „oder er hat ſeinen Namen vergeſſen. Das Vergeſſen ſcheint überhaupt hier Mode.“

Die Heiterethei iſt ganz verwirrt, blutroth, zornig vor Scham. „Der Vater,“ ſagt ſie, „hört bloß auf ſeine Leut', und nicht auf jeden Narren.“

Der Fritz ſcheint ſich an ihrem Zuſtande zu ergötzen. Wenn auch immer bleicher und leiſer redend, man ſieht, er wird immer heiterer.

„Warum hält'ſt du dem Liesle den Mund zu?“ fragt er; „es will mir noch was ſagen.“

„Es iſt nicht wahr, was es ſagen will,“ ſpricht ſie. In immer noch wachſender Verwirrung traut ſie dem Kinde nicht allein die Sprache, auch die Abſicht zu, ſie zu verrathen. Und nun wird ſie auch noch gewahr, ſie zeigt dem Fritz, indem ſie dem Kinde den Mund zuhält, ihren Handrücken. Er muß die blauen Buchſtaben darauf leſen und mit dieſen Alles, was ſie dabei gedacht. Sie will ihm das Kind vom Arm reißen. Da blutet des Fritz kranker Finger. Er wird noch bläſſer als vorher. Er macht eine Bewegung. Sie meint, er wird umſinken

und hält ihn mit dem Kinde zugleich. Ihr tiefstes Herz schwillt in Mitleid und Liebe auf, aber der Gedanke: „wenn es Jemand sähe!“ beherrscht ihr Aeußeres.

Es war gut, daß der Zaun zwischen ihnen stand, sonst wär' sie umgesunken. In einem Arm hat sie den Fritz und das Kind, den anderen stützt sie auf den Zaun. Und wie eigen! eines von dessen wilden Röschen schwebt wie ein Symbol ihrer Neigung zwischen beiden und zittert zugleich vom Athem Beider. Eben so, Wange an Wange, lagen sie in ihrem Traume; sie fühlt, daß sein Auge, welches sie vor der zu großen Nähe nicht sehen kann, mit eben dem Ausdrucke auf ihr ruht. Es ist dieselbe Stelle wie im Traume. Dieselbe Wonne-Angst dehnt und preßt ihr zugleich das Herz. Sie sieht hinüber nach dem Hollunderbusche und könnte sich verwundern, ihn nicht in des Meisters Schramm rothem Kirchenfrack herüber kommen zu sehen.

„Wenn ich könnt' sitzen,“ sagt der Fritz. „Es wird gleich vorüber sein. Wegen dem Finger hat's nix zu bedeuten; du brauchst dir kein Gewissen deßhalb machen. Der Bader sagt, es wird bald wieder ganz gut sein, daß ich kann arbeiten wie vorher. Es ist auch nicht der Finger, der mich krank hat gemacht.“

Die Heiterethei sollte sich darüber freuen, und doch kann sie es nicht. Er wird ihr fremder, er ist ihr wie genommen. Das Gefühl ihrer Verschuldung gegen ihn, ihr Selbst-Vorwurf war ein Band gewesen, das sie an ihn gebunden. Sie fühlte nun, daß ein Liebesband gelöst war. In diesem Gefühle sagt sie, und das Drängende des Augenblicks gibt den Ton dazu: „Geh zu deiner Braut.“

„„Braut?““ fragt der Fritz. „„Das ist dummes Zeug.““

„Zur Gringelwirths-Ev',“ fuhr die Heiterethei wie im Zorn auf, um nicht weinen zu müssen, und dachte nicht, daß der Zorn eben so gut ein Verräther war, als Thränen.

„„Die Ev'?““ fuhr der Fritz fort. „„Ja, der Fieberhund, die Leut' mein' ich, hätten mich beinah' dazu gebracht. Weil ich hab' geglaubt, du hast mich aus Zorn in den Bach gerennt — ““

„Und du willst doch zu der," sagte das Mädchen, der das Athmen so schwer wurde wie damals im Traume.

„Zu dir wollt' ich," sagte der Fritz. „Ich wollt' wissen, wie ich mit dir dran bin von wegen dem Aufräumen."

„„Schon wieder?""

„Und noch um was." (Die Heiterethei fürchtete, er müsse ihr Herz schlagen hören.) „Warum du mich vom Steg hast gerennt."

„„Weil ich dacht', du wolltest mir was thun.""

„Ich?"

„„Du hast mir doch aufgepaßt,"" sagte sie, von Neuem roth, „„und die Leut' —""

„Freilich aufgepaßt, aber nicht —"

„„Sagten, du wär'st wüthend,"" eilte sie, um über das Geständniß hinauszukommen, daß sie sich doch gefürchtet.

„Ja, freilich erst," entgegnete er. „Ja; nach deinen Reden da im Hohlweg am Gründer Markt hab' ich erst nicht gewußt, was ich dir sollt' thun. So war ich des Teufels vor Desperatheit auf dich, und noch den ganzen anderen Tag."

„„Was ich hab' geredt, das ist die Wahrheit gewest.""

„Eben darum," entgegnete der Fritz. „Guck', Annedorle was ich dir jetzt will sagen, das hätt' ich noch vor ein Tager acht nicht können sagen, dir nicht und auch einem anderen Menschen nicht. Ich hab's erst dem Nagelschmied seinem Hund, hernachen hab' ich's meinem Fräle vorerzählt; alle Stunden ein paar Mal, bis ich das unrecht' Schämen hab' verlernt und nicht mehr hab' gestottert und bin roth geworden dabei. Du hast eben in Allem Recht gehabt, und auch darin, daß du hast gesagt, wenn ich dich freit', da — könnt' — noch Einer aus mir werden. Da ist mir's doch wieder in die Backen gekommen. Und wenn dir's die Haar' versengen thät', Bursch, du red'st weiter. Wir wollen dich schon kriegen, wie der Bader sagt. Schäm' dich, daß du dich schämst, wo's verkehrt ist. Ja, da hab' ich dich wollen fragen, Annedorle, ob du mich wollt'st nehmen. Aber da bin ich heimlich gewest wegen der Fieberleut',

und bin Nachts mit dem Beil gerennt, bis du dich hast gefürchtet."

„„Gefürchtet?"" lachte die Heiterethei. „„Und wohl vor dir?""

„Ja, du bist eben noch, wie ich damals bin gewest," entgegnete der Fritz. „Du bist deinen Fieberhund noch nicht los. Du schämst dich noch, daß du dich sollst schämen."

„„Du hast dumm Zeug genung gemacht,"" sagte die Heitherethei, „„du hast Ursach' genung. Ich hab' nix Dummes gemacht, daß ich mich brauch' zu schämen.""

„Nu, meinetwegen," entgegnete der Holders Fritz. „Ich will nicht den Leuten ihren Schulmeister machen, wo ich noch an mir selber genung zu ziehen hab'. Ja, das war Alles dumm, was ich damals hab' gemacht; und wie ich gemeint hab', nu bin ich gescheidt, das Allerdummst', das erzähl' ich dir ein ander Mal. Zuletzt ist das alt' Wildthun noch einmal gekommen und hat gesagt: ich bin das alt' Wildthun nicht mehr; ich heiß' jetzt Mannsehr', und weil du ein dumm Wort hast gered't, so verlang' ich nun von dir, du mußt auch einen dummen Streich machen. Es ist nur gut gewest, daß ich den alten Tieb in dem neuen Röckle noch zur rechten Zeit hab' weggekriegt und daß ich trotz dem Fieber noch besser bin zu Fuß gewest, wie mein alt Fräle. Guck', Annedorle, ich schäm' mich nicht, daß ich muß sagen: du hast Recht gehabt, und es ist Alles gut gewest, was mir von dir gekommen. Auch daß du mich in den Bach hast gerennt. Es ist schon gut, wenn sich einer einmal in der Einsamkeit auf sich selber besinnt, aber er darf kein Stadelthor zwischen sich thun und die Welt. Denn in der Welt und unter die Menschen ist er hineingeschaffen, und dahinein gehört er auch. Ich wär' immer verbissener geworden in meinem Fieber und hätt' immer mehr gemeint, die Leut' thäten mir Alles zum Trotz, je mehr ich den Leuten hätt' Alles zu Trotz wollen thun. Und ich weiß nicht, wie ich wieder in die Welt hinein hätt' soll'n kommen, wenn du mich nicht mit Gewalt hätt'st hinein gerennt. Hernachen bin ich krank worden, aber nicht an dem

Lammen Finger und auch nicht von dem Bißle kalten Waſſer, ſondern weil ich hab' gemeint, du kannſt mich nicht leiden. Und wär' ich nicht krank worden, ſo ſäß' ich jetzt drüben in Amerika und dächt' immer noch, du haſt's auf mich. Aber du weißt nicht, was ich mein', und das braucht's auch jetzund nicht. Genug! ich bin noch hüben, und wenn du mir haſt aufgeräumt, geh'n wir noch heut zum Superdent. Wenn du mich aber nicht willſt haben, ſo bleib' ich ein Junggeſell; eine Andere nehm' ich nicht als dich, und werd' ich noch hundert Jahr."

Wieder barg die Heiterethei ihre Weichheit in Zorn. „Aufgeräumt hab' ich einmal nicht," ſagte ſie. „Wer weiß, wer das iſt geweſt! Und denkſt vielleicht, weil ich ein Häusle hab', ich hab' mehr, als wahr iſt. Und das Liesle da . . ."

„Nehm' ich gleich mit," ſagte der Fritz triumphirend. „Du mußt nicht denken, du haſt's allein gern."

„„Und die Leut' im Städtle ſind mir erbittert; das ließen ſie hernachen an dir aus.""

„Was frag' ich nach denen! Das ſind Fieberleut'. Eigentliche Leut' gibt's gar nicht."

Da war ja das Herz, nach dem ſie ſich geſehnt. Der ganze Himmel ihrer Seele wurde blau. Aber ſie ſagte wie zornig: „„Nu, wenn du denkſt, es iſt dein Beſt's, und du willſt's durchaus; aber ich dring' mich nicht auf. Wahr iſt's, du haſt mich gedauert wegen der Gringelwirths-Eo', und ich hab' dir eine Frau gegönnt, wie du eine brauchſt. Aber wegen mir — daß ich dich etwa haben wollt', das iſt mir nicht eingefallen. Thuſt du's, meinetwegen; thuſt du's nicht, auch meinetwegen. Brauchſt nicht zu denken, daß ich Einen muß haben. Ich hab's nicht nothig. Ich kann's noch ſelber ermachen."

Der Fritz hatte ſeine eigenen Gedanken bei dieſer Rede der Heiterethei. Er brauchte nur in ſeine eigene letzte Vergangenheit zurückzublicken, um zu wiſſen, wie er ſie verſtehen müſſe. Er meinte: „So iſt's recht. Der Mann muß der Frau voraus ſein: das macht den Reſpect von ihrer Seite und die Lieb' von ſeiner." So dacht' er, aber er ſagte: „Da kannſt du gleich

mit angreifen bei mir, wenn du willst. Ich kann wegen dem Finger noch nicht viel mitmachen im Heu, und das Fräle weiß ihrer Sorg' kein End', wie sie's allein soll durchsetzen mit dem Angeben und Kochen; sie ist alt. Sie liebt dich immer und hat von Anfang ein Aug' auf dich gehabt, daß du meine Frau solltst werden. Es freut sich kein Mensch so, wie das Fräle, wenn du kommst. Das Liesle nehm' ich gleich mit."

„„Du denkst auch,"" lachte die Heiterethei, „„ich hab' auf dich gepaßt und hab' sonst nix zu thun und komm' gleich wie ein Spitz, wenn man ruft: Hierher kommst du?""

„Wie sich's dir schickt," sagte der Fritz schon im Gehen. „Du wirst schon deiner Fieberleut' wegen nicht gleich mit mögen. Aber das Liesle, das ist nun mein, das ist das Draufgeld, das wirst du nicht im Stich lassen, wenn dich's auch sollt' reu'n."

Die Heiterethei hielt sich noch immer am Baum. „„Ich komm' schon nach,"" sagte sie. „„Denn das kannst du gleich wissen, despektirlich behandeln lass' ich mich nicht, und lass' mir nix sagen, wo ich selber seh', was zu thun ist. Und nun gehst du, und so ist's, und nu ist's fertig.""

Aber wunderlich! Wie der Fritz an den Weiden war und eben umbiegend verschwinden wollte, da fehlte wenig, sie wär' ihm nach, hätt' ihm das Draufgeld abgenommen und den ganzen Kauf aufgesagt. Ihr war, als sollte ein Eisen um ihren Hals gelegt und sie damit irgendwo angeschmiedet werden. Alles das, was sie noch vorhin so heiß ersehnt und dann so selig als ihr Eigenthum begrüßt hatte, lag ihr plötzlich als eine Last auf dem Herzen, die ihm das Schlagen wehren wollte.

Es war, als wäre sie auf einmal wieder ganz die alte Heiterethei geworden, die in jedem Manne einen Feind sah, gegen den sie sich wehren müßte. Sie bereute, daß sie nicht gleich den Entschluß, mit dem Liesle in die Welt zu gehen, ausgeführt hatte, ehe der Fritz kommen konnte. Das fremde Haus, in das sie sollte, kam ihr wie ein Gefängniß vor. Sie wußte nicht mehr, ob sie den Fritz lieb hatte, oder ob er ihr zuwider war. Sie sollte nun nicht mehr thun, was und wie ihr's einfiel; sie

sollte thun, was und wie ein Mann es wollte; und bedachte sie, daß der Fritz eben dieser Mann war, dann wußte sie, es war nur Widerwille, was sie gegen ihn empfand.

Und doch fühlte sie zugleich, wie sorgenlos und schön sich ihr Leben wandte. Das Häuschen hätte sie doch lassen müssen, und die fremden Leute, zu denen sie ging, sie mochten wohnen, wo sie wollten, es waren eben doch nur Leute wie die Luckenbacher auch. Ihr eigenes freies Wesen hätte auch jene ihr zu Feinden gemacht. Die Menschen wollen sich nach Andern richten und verlangen, daß diese sich nach ihnen richten sollen. Wer sich in irgend einer Weise loslöst, der muß auch in anderer nicht mehr von ihnen abhangen dürfen. Wer die Menschen braucht, der muß sein, wie sie ihn wollen.

Sie fürchtete auch am Ende weniger den neuen Zustand, als den Uebergang dazu. Ihr ging es wie den Kindern, die selber gern aus ihrem Eigensinn heraus wären und aus Aerger darüber, daß sie's nicht können, nur noch eigensinniger werden.

So schwer war der Heiterethei noch kein Weg geworden, als nach dem Hause, in welchem sie in Gedanken schon geschaltet hatte. Sie ersann hundert Vorwände, um nur den Augenblick des Hineintretens zu verzögern. Noch vor der Thür wäre sie fast wieder umgekehrt. Erst hatte sie sich geschämt, hinzugehen, nun schämte sie sich wieder umzukehren. Am liebsten wär' ihr gewesen, es hätte sie irgend eine Gewalt ohne ihr Zuthun hineingeführt, oder sie wäre schon drin, schon seit Jahren drin.

Es war gut, daß sie nun auch anfing, sich des langsamen Gehens zu schämen. „Sie können mir doch nix thun drin, als was ich leiden will, und ist's nicht, als dächt' ich, ich müßte drin leiden, was sie mir nur thun wollen, wenn ich so langsam geh'? Hab' ich mich vorher vor dem Fritz nicht gefürcht't, so werd' ich's jetzt nicht erst anfangen. Mögen die drinnen sein, was sie wollen, ich bin ich; nun geh' ich hinein, und so ist's, und nu ist's fertig."

Die Gesellen und der Lehrling hatten schon gegessen und

die Wohnstube wieder verlassen; das Liesle ließ sich's noch schmecken, aber der Fritz und das Fräle warteten noch auf die Heiterethei. Die kam endlich, und nicht, wie man's von ihr hätte erwarten sollen, wenn man sie sonst kannte. Sonderbarer Weise schien's, als habe sie nicht den Muth, hörbar aufzutreten. So freundlich das Fräle und der Fritz sie empfingen, so fröhlich das Liesle, das schon ganz hier zu Hause schien, ihr entgegenhüpfte, ihr war immer, als hätte sie wenigstens einen Arm oder ein Bein draußen lassen sollen, als wär's unhöflich, daß sie so mit ihrem ganzen Körper hineingetreten. In des Herrgotts großen Stube, im Freien, und in ihrem Häuschen war sie wie in ihrem Eigenthume. Auch wenn sie, bei großen Leuten in Arbeit, zum Essen in die Stube kam, erschien sie nichts weniger als verlegen.

Aber da wollte sie auch nichts als essen, dann ging es wie er hinaus oder heim. Hieher dagegen kam sie mit dem Anspruche, hier zu bleiben, das Alles, was sie sah, als ihr Eigenthum zu besitzen. Sie konnte den Gedanken nicht los werden, die Leute müßten meinen, sie dränge sich auf, wenn sie's auch nicht merken ließen. Der Fritz wurde ihr immer fremder unter den fremden Umgebungen. Selbst mit dem Liesle konnte sie sich nicht gehaben, wie draußen oder daheim; es war ihr, als hätte es mehr Recht, hier zu sein, als sie, und doch fiel ihr hier jede Gefälligkeit des Kindes auf, die sie in ihrem Häuschen gar nicht bemerkt haben würde.

Das Fräle brachte nun das Essen und nöthigte so gutmüthig und freundlich, als nur möglich war; aber die Heitere konnte nicht zu vermögen, einen Bissen anzurühren. Sie sagte, sie habe zu Haus schon gegessen. Den eigentlichen Grund verschwieg sie. Es war kein anderer, als das Gefühl, daß sie noch kein Essen verdient habe. Darum drückte sie auch die Freundlichkeit der Alten. Sie sollte so viel haben, und hatte noch nichts dafür gethan und zweifelte, ob sie's würde können. Sie konnte nicht über den Gedanken eines Verhältnisses hinauskommen, wie ihrem bisherigen mit großen Leuten entsprach.

Als die Alte wieder an ihre Arbeit ging und die Heitere

thei ihr an die Hand gehen konnte, da ward ihr besser zu Muthe.

Was war da Alles in der Küche vorhanden! In ihrem Stübchen sich all' diese Dinge, dieses Steingut, dieses Zinn, dieses blecherne Geschirr einen Augenblick lang als das Ihre zu denken, hätte sie jubeln gemacht wie ein Kind, aber die wirkliche körperliche Gegenwart bedrückte sie. Es war nicht, als wenn sie diese Dinge, sondern, als wenn diese Dinge sie besitzen sollten. Eine solche Beschränkung der persönlichen Freiheit liegt in jedem Besitze, und es ist begreiflich, daß Naturvölker das bleibende Eigenthum als eine Last ansehen. Dann war die Alte langsam und mußte sich immer mühsam besinnen. Die Heiterethei konnte nicht, wie sie gewohnt war, rasch und in Einem Zuge schaffen; es war, als müßte sie einem Stotternden zu Gefallen mit stottern. Das Mißverhältniß zwischen dem, was zu thun war, und der Langsamkeit mit der das Schaffen vor sich ging, war bis zum Lähmenden beängstigend. Sie sah nicht, wie sie auf diese Art sollte verdienen können, was man ihr bot, und zugleich war damit der einzige Weg abgeschnitten, auf dem sie überhaupt sich von etwas Bedrängendem zu befreien wußte.

Sie empfand, was ein seinem Bauer entflogener Vogel empfinden muß, als sie am Abende in ihr Häuschen zurückkehrte. Diese Nacht sollte sie noch mit dem Liesle darin schlafen, von morgen an beim Holders-Fräle.

Sie hatte selber begriffen, daß der längere Aufenthalt in dem von dem Regen her noch ganz feuchten Häuschen das Kind krank machen müsse; jetzt reute sie's, nachgegeben zu haben. Es war ihr nichts geheißen worden; was sie gethan hatte, hatte sie freiwillig gethan; dennoch kam sie sich vor, wie in fremder Gewalt, und selbst in dem Vorschlage, die seitherige Schlafstelle zu verlassen, schien ihr nun der Fritz schon den Herrn gespielt zu haben.

Als sie ihr Häuschen und den alten Hollunderbusch wieder sah, jubelte sie dem Kinde auf ihrem Arme zu: „Nu sind wir

wieder zu Haus, Liesle! Wenn die Welt recht schön sollt' sein, müßt ich das Häusle da auf meinem Schiebkarr'rl in die Welt hinein können fahren. Und wo's recht weit und lustig, da müßt' ich's können hinstellen, einmal in einen Wald, ein andermal auf eine Wiesen. Und wo's uns nicht mehr gefiel', heidi! wären wir fort und lachten alle Leut' aus! Der Fritz könnt' bei uns sein und auch das Fräle; das wär' noch schöner. Aber ich müßt' können machen, was und wie ich selber will; es sollt' ihr Schaden gewiß nicht sein. Und ich müßt' jeden Augenblick fort können."

„Du bist ein närrisch Kind, Liesle," sagte sie, als sie die Kleine, die schon halb schlief, in's Bett brachte, eigentlich zu sich selber. „Es ist noch gar nicht so weit; wir können ja jeden Tag noch fort. Das Häusle trägt uns Niemand davon. Das mußt du dir nur immer vorstellen, und du wirst seh'n, wie leicht die Sach' hernachen geht."

Und sie ging wirklich den andern Tag schon leichter. Der Fritz hatte mit dem Fräle gesprochen. Das sagte, als die Heiterethei kam: „Wenn ich wüßt', daß du die Sach' allein möcht'st machen, das wär' mir eine große Lieb'. Du hast einen jungen Kopf, der kann sich leichter besinnen, und junge Händ' greifen rascher an. Aber es müßt' dir nicht zur Last sein."

„„Aber was denkt ihr denn, Fräle?"" entgegnete die Heiterethei froh. „„Ich muß nur seh'n, daß ich's auch so mach', wie ihr's gern habt, und das könnt ihr immerfort sagen.""

Nun ging ein ander Schaffen an, als das gestern war. Und je mehr die Heiterethei sah, wie das Fräle ihre Kraft und Geschicklichkeit bewunderte und sich darüber freute, desto besser ging's ihr von Händen. Sie versorgte nicht allein den ganzen Haushalt daheim, sie gewann Zeit, ganze Stunden auf den Wiesen dabei zu sein, und da gefiel ihr's doch am besten. Sie dachte sich den Fritz als ihren Bruder und das Fräle als ihre Mutter. Diese nahm die Pflege des Kindes über sich, und das gedieh sichtbar. So ging's von Tag zu Tag besser, bis der Fritz sie bat, zu bestimmen, wann die Hochzeit sein sollte. Sie

hatte absichtlich den Gedanken daran sich fern gehalten. Sie begriff, der Leute wegen müßte dazu gethan werden. Man kam überein, in acht Tagen sollte die Hochzeit sein. Aber von da an wachten all' die alten Bedenken und Gefühle in ihr auf. An ihrem Fleiße wurde man keine Veränderung gewahr; er nahm eher zu, weil sie sich im Schaffen zu zerstreuen suchte. Aber es zeigte sich eine Empfindlichkeit, die in jedem gleichgültigsten Worte einen Vorwurf sah, weil sie sich bewußt war, Vorwürfe zu verdienen. Sich selber tröstete sie immer mit der Zuflucht, die ihr in ihrem Häuschen blieb. Dennoch konnte sie es dem Fritz in Gedanken übel nehmen, daß er so wenig ihre Nähe suchte. Er hatte viel mit einem Zimmermann zu verkehren, er war viel auswärts, und ihr schien es, er verlängere die Unterredung mit demselben absichtlich über das Nöthige hinaus, um nur so lange ihrer los zu sein. Und es waren nur so wenig Tage mehr übrig, die sie noch beisammen sein sollten. Dazu bemerkte sie, daß man ein Geheimniß vor ihr hatte; bald ertappte sie einen Gesellen, bald den Lehrling auf einem Winke, den sie nicht bemerken sollte. Sie kam sich vor wie verrathen und verkauft. Dann kränkte es sie, daß der Fritz keine Dienstleistung von ihr verlangte; zuweilen war sie auf dem Sprunge, ungerufen etwas zu bringen, Pfeife, Ausgehe-Rock und dergleichen. Wenn er sie einmal bat, dachte sie: wenn er dich lieb hätt', thät' er nicht so fremd. Und doch — verlangte er einmal etwas, ohne zu bitten, trat ihr das Blut in's Gesicht, daß er schon den Herrn spielen wollte, und fast täglich sagte sie ihm den ganzen Handel auf und drohte mit ihrer Flucht in ihr Häuschen. Das reute sie dann wieder, und in ihrem Aerger über sich selbst sagte sie ihm: „Ihr habt wohl recht, ich gehör' nicht in so ein Haus. Ich kann's den großen Leuten einmal nicht Recht machen." Dann sagte der Fritz: „Das ist uns nicht eingefallen, zu meinen, du gehört'st nicht in unser Haus. Das weißt du selber recht gut. Und du bist doch nicht von selber gekommen; wir haben dich hergeholt. Aber du thust, als müßtest du dich gegen den Himmel wehren, wenn er nicht sollt' auf dich

fallen. Das iſt nix, als dein Fieberhund. Du ſelber machſt dir all' die Vorwürf', über die du bös wirſt, wir nicht. Ich thu' dir keine Gewalt; und wären wir ſchon getraut, es wär' nicht anders. Was du mir nicht zu Lieb' thun magſt, das verlang' ich nicht." — Sie fühlte dann, daß er Recht hatte, ſie fühlte ſeine Liebe in ſeiner Geduld, und das vermehrte nur ihren Unwillen auf ſich ſelbſt und dadurch wiederum ihre Empfindlichkeit.

War das ein Erſtaunen in dem guten Nickenbach, als bekannt wurde, der Holders-Fritz wolle die Heiterethei heimführen. Ein Fragen und ein Erſtaunen und wieder ein Fragen und Erſtaunen. Wie früher die Heiterethei, ſo hatten nun der Holders-Fritz und das Fräle von gutem Rath, Warnungen und Unglücks-Prophezeihungen zu leiden. „Es wundert mich," pflegte der Fritz zu ſagen, „wenn ich hinaus komm', daß nicht die Bäum', die Bäum' und die Grenzſtein' gelaufen kommen mit gutem Rath. Aber ſo weit, wie ſie das Annedorle damit haben gebracht, ſo weit ſollen ſie's bei mir nicht bringen."

Und das Wort hielt er. Nicht, daß er zornig die Warner abgewieſen hätte, denn es war ja jetzt ſein Wahlſpruch nicht mehr: Wildthun, ſondern Ueberlegung und ruhige Feſtigkeit macht den Mann.

Er hatte ſich eine eigene Methode erfunden, auf die er ſich bei ſich ſelbſt nicht wenig wußte. Sagt' ihm einer, er ſolle ſich wohl bedenken, eh' er den Schritt thue, dann entgegnete er: „Ja, bedenken muß man freilich Alles. Mancher machte keinen dummen Streich, wenn er ſich erſt bedacht hätt'. Das mein' ich auch."

„Ihr könntet Jede kriegen im Städtle", fuhr dann Jener fort, „und da ſind reiche Mädle genung. Die Baltineſſin hat's euch genung gegeben: wenn Er käm', ein Nein thät' nicht fallen. Und ich wüßt' hundert reiche Burſch', die ſich die Händ' lecken

thäten nach der Gringelwirths-Ev'. Die hat Geld und Sachen; da kann's heißen: „Goldmädle, ich mag dich."

Dann sagte der Fritz: „Ja, Reichthum ist eine Hauptsach', und die Valtinessin, das ist eine ganze Frau." Und in dieser Art ging es weiter, so daß der Andere am Ende nichts mehr zu sagen wußte und ging.

Das Holders Fräle hatte sich eine andere Art, die Leute mit guter Manier los zu werden, beigelegt. Sie war immer etwas schwerhörig gewesen.

Sagte ihr Eine: „So ein arm Mädle wird doch Ihr Fritz nicht nehmen," dann entgegnete sie wohl: „Grämen, meint Ihr? Ja, ich hab mich schon genung gegrämt darum, und gedoctert hab' ich, aber es hat mir Alles nicht wollen helfen."

„Ihr versteht mich falsch," sprach dann wohl die Warnerin mit lauterer Stimme; „ich mein' von wegen der Heiterethei —"

„„Ja,"" nickte das Fräle. „„Einerlei; 's ist alleweil einerlei gewest, was ich auch hab' angewend't. Ja, die letzt' Zeit ist's immerfort noch schlimmer gewest.""

Dann sagte die Andere schreiend, mit Armen und Beinen hantierend, um den Augen verständlich zu werden, wenn nicht den Ohren: „Ihr habt mich nicht verstanden, ich mein', von wegen eurem Fritz —"

Das Fräle hatte Mund und Augen aufgerissen dabei, dennoch kam zum Vorschein: „Hitz'? Ja; das ist's eben. Hitz' hab' ich die ganz' Nacht in den Ohren gehabt; und ich wunder' mich nur, daß ich heut' einmal wieder so gut hör'. Ja, manchmal ist das so, aber hernachen wird's wieder so schlimm wie zuvor."

„„Wenn das gut gehört heißt!"" meinte dann die Andere bei sich und gab ihren Vorsatz auf.

Das Reden der Leute hätte das Fräle nicht irr gemacht; der Heiterethei wunderliches Benehmen that mehr dazu.

„Guck', Fritzle, guck' wohl, was du da machst," sagte sie zuweilen zu ihrem Enkel. „Mir ist das Annedorle immerfort

im Kopfe gelegen, und ich hab' gemeint, sie paßt just zu dir. Aber wie sie jetzt ist, da wird mir's manchmal angst: das wird immer schlimmer, je mehr's auf die Hochzig losgeht; was soll da hernachen erst werden!"

„„Laßt's nur gut sein, Fräle,"" sagte dann der Fritz. „„Manchmal möcht' ich auch mit den Fäusten drein hau'n, aber hernachen würd's erst recht schlimm und nicht wieder gut zu machen. Und das ist nix, sondern Verstand macht den Mann. Paßt auf, es ist weiter nix, als die alt' Heiterethei, die sich noch geschwind in ihr aus will toben. So einen alten Fritz oder Christlieb oder meinetwegen so einen alten Adam hat jeder Mensch in sich stecken; der muß einmal heraus. Und das weiß ich aus Erfahrung; der alt' Fritz hat auch am ärgsten in mir gewirthschaft't, wie er geseh'n, nun wird's Ernst, daß er 'raus muß. Bleibt ihr nur immer wie bisher. Der alten Heiterethei wär's selber lieber, man braucht' Gewalt; da könnt' sie sich erst recht verstocken.""

Aber nicht allein von der Heiterethei kam ihm Anreizung, seiner Philosophie zu vergessen und wieder vom „alten Fritz" besessen zu werden, welchen bösen Geist er mit so viel Kraft seither hatte von sich abzuhalten gewußt.

Hat man einen Popanz in die Kirschen gesetzt, damit er die Sperlinge abhalten soll, dann lähmt das graue Diebsvolk erst ein allgemeiner Schrecken. Sein bloßer Anblick scheucht sie schon davon. Nur hier und da findet sich ein kecker oder durchtriebener Kopf, der sich nahe genug wagt, das Schreckbild genauer anzuschauen. So grimmig dem Popanz der verbogene Hut sitzt, bald kommt der Wagling auf den Gedanken, es möge wohl kein Kopf darunter stecken. Einmal, zweimal flieht er wohl unwillkürlich, wenn der Popanz sich zornig schüttelt. Aber er sieht, der schüttelt sich nur, wenn der Wind weht; wie nahe liegt der Schluß, der Wind bewegt ihn, er nicht sich selbst! Und warum kommt der Popanz nicht und verfolgt den Wagling, der nun schon in kleiner Entfernung vor seinen Augen, wenn er welche hat, Kirschen nascht? Aber nur ein wenig näher, und

der Wagling ſieht, er hat keine, er hat gar keinen Kopf, er hat wirklich keinen Kopf! Der Wagling macht durch ſein Beiſpiel Anderen Muth, dieſe wieder Anderen. Nicht lange und das ganze graue Volk verhöhnt den Popanz, den es im Kreiſe umzirpt, und bald ſitzt der Furchtſamſte darunter dem armen Popanz auf der ſchlagenden Hand und läßt ſich triumphirend mit ihr vom Winde ſchaukeln.

Aehnlich wie dem Popanz mit den Sperlingen ging es dem Fritz mit den Burſchen ſeiner ehemaligen Kameradſchaft; der Unterſchied lag nur darin, daß der Fritz kein Popanz war.

Daß er von einem Mädchen ſich in den Moraſt rennen laſſe, das hatte den Burſchen die Augen geöffnet über das Wahnbild ſeiner vermeintlichen Kraft. Sie hatten ſich's ſo lange und ſo laut in allen Wirthshäuſern vorgeſchrieen, bis ſie es ſelber glaubten: nicht die Kraft des Fritz, ſondern die Macht der Meinung von derſelben hatte die Wunderthaten vollbracht, die man jener ſonſt zugemeſſen. Es hatte ſich Keiner ihm ernſtlich gegenüber geſtellt, weil man gemeint, es ſei doch vergeblich. Und wo man nicht in dieſer Täuſchung befangen war, da hatte man es mit dem beſten Erfolg gethan. Der und Der hatte den Fritz bezwungen, aber Niemand hatte es ihnen geglaubt. Und dieſe waren bei Weitem nicht einmal die Stärkſten geweſen.

Das Alles war dem Fritz nicht fremd geblieben. Es iſt leicht, beſcheiden auf einen Vorzug zu ſein, der allgemein anerkannt iſt. Als ſeine Stärke bezweifelt wurde, ſtieg ſie ihm wieder im Preiſe, und ſeine neue Philoſophie hatte ſchwere Proben zu beſtehen, um ſo ſchwerere, je mehr er ſeine Geſundheit wiederkehren fühlte. Es gab Augenblicke, wo er das Wort bereute, das er ſich ſelbſt gegeben, nie wieder an einem Schenktiſche handgemein zu werden. Die ſchwerſte Probe ſtand ihm heute bevor.

Zum erſten Mal wieder ſeit dem Gründer Markt beſuchte er einen öffentlichen Ort. Die Heiterethei begleitete ihn, und es war ein ſchöner Anblick, als die beiden hohen, blühenden Ge-

ſtalten geputzt neben einander nach dem Schützenhofe gingen. Die Muſik tönte ihnen ſchon von Weitem entgegen.'

In der Heiterethei war ein wunderlicher Kampf. Von dem ſchönſten Burſchen zum Tanze geführt zu werden, ſchien ein Vorzug, der einem Mädchen ſchmeicheln konnte. Aber die Leute mußten ſagen: „Seht, da kommt die, die immer die Männer verhöhnt hat und die Mädle, die Männer genommen, und nun nimmt ſie ſelber einen. So lang' hat ſie ſtolz gethan, als ſie keinen hat gehabt; da ſieht man, es war nur Neid und Aerger.“ Unwillkürlich ging ſie immer ſo entfernt vom Fritz, als nur möglich war, und that, als ob ſie gar nicht zu ihm gehöre.

Im obern Stübchen neben dem Tanzſaale war nur noch ein Tiſch frei. Daran ſetzte ſich der Fritz und ließ etwas zu trinken bringen. Die Heiterethei nahm an dem andern Ende Platz. Sie trank keinen Tropfen und kehrte ſich wenig an den Fritz.

An den übrigen Tiſchen trank man, um ſich Muth zu machen, deſto mehr, und nicht lange, ſo begann das Mittel zu wirken. Von allen Seiten wurden Spottreden laut. Der Schlimmſte unter all' den Sprechern war der Adams Lieb. Jeder Rede folgte erſt ein halbunterdrücktes, und da der Fritz ruhig blieb, als hörte er nichts, ein immer lauteres Lachen.

„Ich möcht' wiſſen, wie ſich's im Zehntbach läg',“ lachte der Adams-Lieb.

„„Ich ſollt' doch meinen, es müßt' ſich weich darin liegen,““ ſagte einer von einem andern Tiſche.

„Und kühl,“ meinte einer aus einer Ecke heraus.

„Sonſt würd' ſich einer nicht hinein legen laſſen,““ lachte der Adams-Lieb wieder.

Der Fritz ſtand auf. Wie die hohe, kräftige Geſtalt daſtand, war es doch, als hätte ſich der alte Reſpect wieder gefunden. Einen Augenblick hielt ängſtliche Erwartung Aller Athem an. Der Heiterethei braune Augen lachten einmal wieder von Stolz und Freude. Aber draußen hatte eben ein neuer Tanz begonnen.

Der Fritz war nur aufgestanden, die Heiterethei in den Saal zu führen und sich mit ihr unter die Tanzenden zu mischen. Die Spottredner faßten neuen Muth, aber auf der Heiterethei Wangen zeigten sich im bunten Wechsel die weißen Druckflecken mit dunkelm Roth. Hinter dem Paare her tönte wiederum das Gelächter über des Adams-Lieb und seiner Genossen Späße.

In der Thür riß sich das Mädchen von seinem Arme los und sagte leise, aber heftig: „Ich geh' nach Haus. Du kannst da bleiben. Du hörst wohl solche Reden gern."

Es war, als schütteite eine unsichtbare Hand die Gestalt des Holders-Fritz zusammen. Es war ein Ruck, vor dem seine Brust den ganzen Athem ausstieß in einem hörbaren Hauche. Dann sagte er mühsam leise, indem er die Hand gegen die Brust stemmte, wie um keinen zu lauten Ton heraus zu lassen: „Wenn du auch noch hilfst, du sollt'st mich lieber helfen halten."

Die Heiterethei lachte halb zornig, halb geringschätzig: „Sieht nicht aus, als braucht'st du einen, der dich hielt'. Du bist ja der stark' Fritz, mein' ich, der wird sich doch allein können halten. Ich geh' aber nu, und mich hält Niemand, das sag' ich dir!"

Der Holders-Fritz hielt sich wirklich mit beiden Händen an den Rockklappen vor seiner Brust fest. „Das ist die Prob'," redete er in Gedanken auf sich ein, „ob du ein anderer Kerl worden bist wie vordem. Und wenn du die nicht hältst, hernachen ist deine ganze Aenderung nix als ein dummer Jungenstreich gewest, wie die vorher, nur wieder ein anderer. Dein Wort mußt du halten. Das sag' ich dir; du bleibst ruhig, und wenn der Teufel selber in die Heiterethei führ'. Sie soll seh'n, und Alle sollen's seh'n, daß der Mann nicht im Wildthun steckt." Dann wandt' er sich so ruhig zur Heiterethei, daß die sich darüber ärgerte: „Wenn du willst geh'n, ich bezahl' nur, und hernachen geh' ich mit."

„„Ich kann auch allein geh'n; ich fürcht' mich nicht,"" entgegnete sie.

„Brauchst nicht zu spotten," sagte der Fritz. „Ich sag' dir nur, ich hab' den Saal da wohl zwanzig Mal gerämmt und schäm' mich jetzt deshalb, und du selber hast mir's verdacht, und wenn du mir's jetzt verdenkst, daß ich's nicht thu', so sag' ich dir doch: so stark bin ich in dem Saal noch nicht gewest, als jetzund."

Draußen trug der Fritz dem Schützenwirth auf: „Ihr könnt den Burschen drinn'n sagen, sie sollen morgen Abend in meinen Garten in den Städeln kommen. Es ist der Vorabend vor meiner Hochzig, und ihr könnt ein paar Eimer Bier hinbringen."

Der Wirth ging in den Saal, und der Fritz und die Heiterethei konnten noch einen Flintenschuß weit davon das Jubelgeschrei der Burschen hören über die Einladung. Diese legten die Burschen natürlich so aus: Der Fritz wolle sich wieder bemachen. Sie stolzierten um einen ganzen Kopf gestreckter, als zuvor, vor ihren Mädchen einher. Er hatte die Herausforderung, den Ruf seiner Kraft wiederherzustellen, mit der Flucht beantwortet. Morgen aber sollte er Stich halten müssen. Da wollten sie ihm zeigen, daß es noch andere Leute gäbe, die's eher verdienten, der Starke zu heißen, als der Holders-Fritz.

Die Heiterethei erlebte das Alles in ihren Gedanken mit. Sie ließ sich nicht vom Fritz führen und war so übermüthig, aber auch so bitter, als noch nie. Wenn sie ihn wie ein Kind behandelte und ihm über kleine Gräben weghelfen wollte oder ihn fragte, ob er auch noch heil und ganz sei, und ob sie ihn nicht halten solle, damit er dem Stein, über den er gestrauchelt, nichts thue, da saßte der Fritz noch mehr als einmal nach seinen Rockaufschlägen.

Das Fräle daheim wußte heute noch weniger als die Tage her, wie sie mit der Heiterethei daran war.

Die Nacht war vorüber, der Vorabend der Hochzeit war gekommen. Die Heiterethei erschien den ganzen Tag in derselben Laune, wie gestern; bei sich hielt sie immer den Gedanken fest,

wenn's ihr einfiele, heute noch in ihr Häuschen zu gehen und nicht wieder zu kommen. Morgen war sie dann vor Sonnenaufgang mit dem Liesle auf dem Weg.

Die eingeladenen Burschen fanden sich alle ein und waren erstaunt, auch die älteren Kampfhähne der Gegend, die früher mit dem Fritz um den Preis der Stärke gewetteifert, da zu finden. Der Fritz und seine Gesellen hatten den Tag über mit in den Grasboden eingeschlagenen Stecken und darauf genagelten Brettern Tische und Stühle aus dem Stegreif hergestellt. Es war lustig beim Biere — denn auch der Schützenwirth und das bestellte Getränk blieben nicht aus — in dem großen Gras- und Baumgarten zu sitzen.

Es dauerte auch gar nicht lange und ein herausforderndes Wort um das andere ließ sich vernehmen. Der Fritz konnte sich kaum all' derer erwehren, die ihn zu einem Ringkampfe im Spaße auf dem weichen Rasen einluden. Vergebens gab er sein neues Glaubens-Bekenntniß zum Besten: wer stark sei, solle Gott danken und seine Stärke zur Arbeit anwenden, und wenn etwa ein Unglück oder ein Unrecht an ihm oder an Andern Abwehr fordere. Sein Widerstreben machte sie nur dringender. Die Heiterethei war am Schlimmsten. Und da man ihn sonst dazu gezwungen hätte, seine Kraft mit den Angreifern zu messen, so machte er den Vorschlag, damit wenigstens bis vor'm Nachhausegehen zu warten. Und dieser wurde endlich, doch nicht ohne Widerstand, angenommen.

Wie man im besten Schreien und Trinken war, trat der älteste Geselle des Fritz, in der Heiterethei alten Kleidern, die er zu erhaschen gewußt, wunderlich verkleidet, unter die Gäste. Er sagte, er sei das Annedorle und habe vom Zainhammer heim seinen Schiebkarren in dem weichen Boden unten am Bache festgefahren. Ob ihm nicht einer der Anwesenden, der stärker sei, den Karren herausholen wolle?

Da entstand ein allgemeiner Aufbruch. Man sah, es sollte eine Kraftprobe gelten, da war Jeder dabei. Nur der Fritz schien ungehalten, daß des Gesellen alberner Einfall das Fest

störte. Er redete seinen Gästen zu, hier zu bleiben und ihn allein wieder gehen zu lassen. Aber sein Zureden half nichts, und halb willenlos wurde er mit den Abhang hinuntergezogen, wo der Schiebkarren, schwer bepackt, wirklich im weichen Rasen festgefahren erschien.

Jeder wollte nun der Erste sein, den Karren wieder herauszuholen. Darüber kam Keiner dazu, und ein Aelterer machte den Vorschlag, die Reihe des Zutritts durch Loosen zu bestimmen. Das geschah; nur der Fritz schloß sich aus.

Und nun begann ein ähnliches Schauspiel, als am Abende des Gründer Marktes das Reicker Wirthshaus gesehen. Eine wahre Musterkarte aller beim Aufheben eines Schiebkarrens möglichen Stellungen entfaltete sich. Da sah man die Siegesgewißheit lachend zu dem Karren eilen und den Aerger der getäuschten Hoffnung, fluchend und die Gelenke zurecht rückend, wieder davon hinken und endlich mit lautem Gelächter über das gleiche Schicksal Anderer sich trösten.

Dem Fritz mochte der Anblick nicht behagen: er ging wieder hinauf, wo man erst gesessen hatte, und man verlor ihn aus den Augen.

Nun hatten sich die sämmtlichen Gäste ohne Erfolg an dem Karren versucht, und einstimmig war man der Meinung, es sei ein Bexirspiel. Den Karren vermöge kein Einzelner heraus zuheben, und sei er der Stärkste.

„Vielleicht," lachte die Heiterethei, die den vergeblichen Bemühungen mit Jubel zugesehen, „ist der Karren so verhext, daß ihn nur ein Weibsbild kann herausbringen."

Alle redeten ihr zu, es zu versuchen. Man hätte gern noch eine Weile auf fremde Kosten gelacht, um sich für den Hohn, den man so eben erlitten, zu entschädigen.

Die Heiterethei tanzte in den Karren. Sie dachte an ihren Triumph über Schneider, Weber und Schmied. Aber der Karren war doch schwerer, als der ihre damals gewesen. Gelang ihr schon mehr als den Anderen, hob sie ihn auch, von der Stelle rückte sie ihn doch nicht.

Indem brachten der Adams-Lieb und noch Einige den Fritz den Abhang heruntergeführt.

„Was Einem recht ist, das ist dem Andern billig," schrie der Adams-Lieb. „Wir sind Alle ausgelacht worden, das muß sich der Fritz auch lassen gefallen."

„„Ja,"" schrie ein Anderer, „„er soll hernachen nicht können sagen: Wenn ich nur gewollt hätt', ich hätt' ihn 'rausgebracht.""

Der Fritz wehrte sich vergebens, die Kinderpossen mitzumachen, wie er sagte. „Und was wär's denn nun? Ob ich ihn 'rausbrächt' oder nicht, deshalb wär' ich um nichts besser und nichts schlimmer, als ich bin, und ihr alle mit einander nicht."

„„Ja,"" sagte der Adams-Lieb, „„dann hieß' es: Das sind Alles Jungen gewest, der Holders-Fritz ist allein Einer.""

Ein Anderer meinte: „Und hernachen glaub' ich auch, der Fritz hat's selber angestellt, damit die Leut' über uns könnten lachen."

„Soll ich?" fragte der Holders-Fritz die Heiterethei, die neben ihm stand.

„Nein!" entgegnete die zornig.

„Was Schlimmer's kann nicht werden," sagte der Fritz, „als daß sie mich auslachen. Und da kann Keiner mir was vorwerfen, sie sind Alle ausgelacht worden."

„„Aber ich kann's nicht leiden."" erwiderte die Heiterethei noch zorniger. „„Dich sollen sie nicht auslachen.""

„Ja, er hat's selber angestellt! er hat's selber angestellt!" schrie Alles durch einander. „Da kriegt's einer wohlfeil, daß es heißt, er ist allein der Starke. Er soll sich auch auslachen lassen, oder er ist kein ehrlicher Kerl."

„„Ja, wenn ihr mir so kommt!"" sagte der Fritz; „„laß mich nur, Dorle, vielleicht lachen sie nicht.""

Er stand schon im Karren und bückte sich.

Die Mäuler, die schon zum Lachen aufgerissen waren, blie-

ben vor Verwunderung offen, wie man den Karren gehoben sah, und als ihn der Fritz nun vollends noch auer den Abhan. hinauffuhr, da öffneten sie sich noch weiter. Aber es war kein Gelächter, was herauskam, sondern ein Ausruf des Staunens.

Dem Fritz aber schien es so wenig um ihre Bewunderung zu thun, als er sich vor ihrem Lachen gefürchtet. Eben ließ er den Schiebkarren aus den Händen und sagte: „Ich hab' euch euren Willen gethan, nun laßt das Bier nicht noch matter werden."

Alles setzte sich schweigend vor Aerger, Scham und Bewunderung. Von einer ferneren Einladung zum Ringkampfe war den Abend nichts zu vernehmen. Vielmehr erhob sich, da man dem Biere wiederum zugesprochen, der alte Preis des starken Fritz so laut, als je zuvor. Aber dem Fritz gewann er nicht das leiseste Lächeln ab. „Laßt das dumme Zeug," sagte er; „wie ich gestern eure Reden ruhig angehört hab' und gangen bin, das war hundertmal mehr, als das mit dem Karr'n."

Die Braut aber saß schweigend dort, und die Druckflecken zeigten sich wie gestern mit dunkler Röthe auf ihren Wangen.

Als Alles aufgebrochen war und der Fritz sie nach Hause führen wollte, riß sie sich los. „Daß du's schon anfängst?" sagte sie, mühsam das Weinen vor Zorn unterdrückend. „Ich bin nicht, wie meine Mutter war, das sag' ich dir, und gefallen lass' ich mir nix. Jetzt hol' ich das Liesle; die Nacht schlaf' ich in meinem Häusle; mach' du, was du willst; ich mach's auch. Und so ist's, und nu ist's fertig."

„„In deinem Häusle kannst du nicht schlafen,"" sagte der Erstaunte, indem er sich an seinen Rock-Aufschlägen faßte. „„Und das Liesle schläft nunmehr. Das wirst du nicht aus dem Schlaf aufwecken. Ich halt' dich nicht, das hab' ich dir tausendmal gesagt; daß mir's weh thut, wenn du gehst, das weißt du selber. Und deßhalb kannst du immer die Nacht noch bei deinem Fräle bleiben. Da bist du doch so gut aufgehoben, wie du's in deinem Häusle wär'st. Wenn du's willst, gehen wir an deinem

Häusle vorbei; ich hab' so im Sinn' gehabt, daß ich dich morgen hin wollt' führen vor der Trauung.""

Das Mädchen erwiderte nichts, sie ging aber voran nach ihrem Häuschen zu, sie sehnte sich danach; vierzehn Tage lang hatte sie es nicht gesehen. Der Fritz, in dem eine neue Hoffnung aufgegangen war, drang ihr seinen Arm nicht auf, sondern folgte der Eilenden schweigend.

Es war eine jener lauen Sommernächte, wo man meint das Gras wachsen zu hören. Die Halme, von der Hitze des Tages auf die Erde niedergebeugt, tranken sich im Thau wieder frisch und richteten sich leise knisternd in die Höhe. Was unter dem weichen Mantel der Nacht Lebendiges sein Wesen treibt, das raschelte am Boden hin oder durchschnitt im zackigen Fluge die Luft. Da trommelte der Otternbrutfänger Igel, der stachelgeharnischte, sich selber zu seinem Marsche den Takt, die Nachtfalter rannten mit ungeschickter Galanterie die Blumen an, denen das Ständchen galt, das sie mit schweren Flügeln absummten. Die Grillen durchstachen der Nacht die schwarzen Ohren mit ihrem spitzigen Gesange. Der geizige Hamster zankte seine eigene Frau von seiner Hausthüre hinweg. Hier und da stieg ein Kater im Grase umher und schüttelte vornehm nach jedem Tritte den Thau von den hochgehobenen Pfoten.

Von all diesem Leben und Treiben an seinem Wege bemerkte unser elendes Paar, in seine Gedanken versunken, nichts. Eine Weile schritten sie zwischen grünen Hecken hindurch, dann an der alten grauen Stadtmauer hin. Jetzt kamen sie unter die Weiden. Die Heiterethei blieb plötzlich stehen. Dort, wo sie ihr Häuschen wußte, schimmerte etwas hell durch die Nacht. Das alte graue Häuschen konnte das nicht sein. Was aber war es sonst? Hätte der Mond hoch am Himmel gestanden, sie hätte gemeint, er vergolde mit einem Streiflichte das alte Dach; aber er kam erst hinter dem Felsen an dem Häuschen in die Höhe.

Der Fritz theilte ihr Erstaunen nicht; er lächelte, wie Einer, der eingeweiht ist in das Geheimniß, dessen Eröffnung einen Andern überraschen soll. Wenn er noch schneller eilte, als die

Heiterethei, so geschah's, um, was in ihr vorgehen möchte, in ihrem Gesichte zu lesen.

Und es war doch ihr Häuschen! Und war es doch auch nicht. Seine äußeren Umrisse waren es, aber auch nicht, die es seit seiner traurigen Veränderung durch den letzten Regen gezeigt. Es hing nicht mehr im Innersten zerknickt an dem Fels, es stand mit wagerecht abschneidendem Forst gerad empor, so gerad, als sich die Heiterethei nicht erinnern konnte, daß es gestanden. Je näher sie kam, desto mehr Neues fiel ihr daran auf. Nicht allein die Lücke in der Lehmwand, die ganze alte Wand war fort. Dafür zeigte sich ein Netz aus schlanken Balken gewebt und die Maschen mit Feldern von roth schimmernden Ziegelsteinen ausgefüllt, oben darauf ein lustiges Ziegeldach.

Sie stand wie selbst versteinert davor, bis der alte Hollunder aufrauschte wie vor Freude oder Schmerz des Wiedersehens. Da brach ihr ein Strom von Thränen aus den Augen, und sie rang die Hände und rief nur immer wieder aus dem tiefsten Schmerz heraus: „Ach, mein gut alt Häusle! Ach, mein gut alt Häusle!"

Erst meinte der Fritz bei sich: „Nu adje, alte Heiterethei! Nu muß sie heraus!" Als aber das Mädchen nicht aufhörte, über ihr altes Häuschen zu jammern, da ging's ihm selber nahe und er bereute fast, was er so gut gemeint.

„Aber, Dorle," sagte er begütigend, „es ist ja dein alt Häusle noch, wenn's auch einen neuen Rock an hat gekriegt. Inwendig ist es noch gerad' so, wie es gewesen ist. Und der alt' Hollunderbusch, der hat nicht ein Aestle eingebüßt. Den hab' ich bewacht, wie wenn er mein Bruder wär'. Auch nicht das Rothschwänzchen-Nest darauf ist weg."

„„Nein,"" sagte das Mädchen, „„mein Häusle ist das nicht mehr. Das geht mich nix an. Ich hab' gedacht, wenn's nicht mehr geht, zieh' ich wieder in mein alt' Häusle, und nu hab' ich keines mehr. Nu hab' ich nix mehr auf der Welt. Nu kann ich fort in die Fremd'. Da hab' ich nu nix mehr zu suchen.""

Der Fritz bewegte die Hand schon halbwegs nach den Rockklappen, indem er erwiderte: „Ich hab' freilich nicht gedacht, daß du die Sach' so wirst anseh'n. Aber das ist's auch nicht. Du weißt's recht gut, daß ich's nur hab' aus Lieb' gethan."

„„Ja,"" sagte die Heiterethei, „„damit du mich recht konnt'st plagen, und ich wüßt' nicht, wohin! Deßhalb hast du's gethan. Du hast's fortgethan, damit ich nix mehr hätt' und dich müßt' nehmen.""

Der Fritz redete in sich hinein: „Das ist die alt' Heiterethei, und du willst ein Mann sein!" Mit Gewalt an sich haltend, fuhr er gegen das Mädchen gewandt fort: „Das wirst du doch einsehen, daß das Häusle so nicht hat können bleiben. Der nächst' Regen hätt's vollends weggeschwemmt."

„„Ja,"" sagte die Heiterethei immer zorniger. „„Du hast dich geschämt, daß das Häusle ein arm Häusle ist gewest. Da hast du müssen zeigen, daß du ein Reicher bist. Ich hab's allein nicht gewußt, daß ich arm bin, und da hast du mir noch mein Häusle mussen nehmen, damit ich's nur recht soll fühlen, daß du ein Reicher bist und ich bin arm.""

Der Fritz hatte Mühe, sich zu halten. Er sagte sich: „Wenn das Eis geht, da gibt's auch ein Gepraſſel; hernachen wird's von selber still. Guck, Dorle, hätt' ich mich geschämt des Häusles wegen, so hätt' ich's lassen geh'n. Und dich zwingen, wie du vorhin hast gemeint, das ist mir auch nicht eingefallen. Eben darum, weil du immer mit deinem Häusle hast gedroht, und du hast sollen seh'n, daß ich dir keine Gewalt hab' wollen anthun."

„„Ja,"" sagte die Heiterethei noch zorniger, „„sag', was du willst; was ich seh', das seh' ich. Du hast mich wollen los werden. Ich bin einmal nicht wie andere Leut', drum bin ich auch überall zu viel. Du hätt'st mich's nicht so merken zu lassen gebraucht. Ich wart' von selber nicht, bis die Leut' sagen: nu kannst du geh'n. Und ich geh' auch, wenn schon du mir mein Häusle hast genommen. Du denkst Wunder, was du bist. Ich hab' nicht auf dich gewart't, bis du kommen bist. Ich

brauch' Keinen, und dich gar nicht. Mach', was du willst, ich mach's auch. Und so ist's, und nu ist's fertig!""

Der Fritz hatte sich wiederum erst mit beiden Fäusten fest gepackt. Aber er sah, die alte Heiterethei spottete aller milden Mittel. „Nu muß es biegen oder brechen. Nu mög' drans werden, was da will. Das ist kein Fieberhund jetzund; das ist die wahr' Mannesehr', und die muß aufrecht erhalten werden. Aber ruhig, Bursch, und ohne Wildthun!" So dachte der Fritz bei sich, spuckte in Gedanken in die Hände und brach los:

„Ich denk' Wunder, wer ich bin? Und was denkst du denn, was du bist? Ich will dir sagen, was du bist. Ein albern's Mädle bist du, das selber nicht weiß, was es will. Das da meint, nu ist's was Recht's, wenn du nur immer was Anders willst, als andere Leut'. Armuth ist keine Schand', wenn man sie nicht selber hat verschuld't; aber sie ist auch nix, womit man groß kann thun, wie du's machst. Aber ein Arm's kann sonst Tugenden haben. Und die sind's hernachen wohl, worauf du so stolz bist? Nein, du meinst, der Stolz selber ist eine Tugend; und da bist du stolz, daß du stolz bist. Oder ist's, weil du meinst, du bist stark und kannst ärbeten? So stark du bist, ein Pferd ist doch sechsmal so stark und ärbet dich sechsmal weg. Da kann's auch noch sechsmal so stolz sein, als du. Das macht den Menschen aus, daß er Vernunft hat; aber Vernunft hast du nicht viel mehr wie ein Pferd, sonst wär'st du nicht stolz. Ja, du meinst, das ist Vernunft, daß du schnippisch kannst thun und machen, daß Leut', die auch nicht mehr denken als du, über Ding' lachen, wo du und die Lacher erst euch die Müh' geben solltet, sie zu begreifen. Das ist Vernunft, daß einer sucht, die Welt zu versteh'n und was er darin soll sein und soll ärbeten, daß er das auch wirklich wird. Aber nicht, daß einer wider den Strom will schwimmen und sich einbilden, er ist allein gescheidt, und die ganz' Welt ist confus, und er ist noch groß im Recht, wenn nicht der ganz' Strom umwend't und schwimmt mit ihm bergauf. Das ist Vernunft, wenn man den Leuten erweis't, was man ihnen schuldig ist, und ist nicht unbillig gegen sie in seinen

Gedanken. Die Leut' aber, gegen die du's hast, das sind Fieberleut', und die sind nirgend als in deinem Kopf. Und auch daran ist dein Hochmuth schuld. Die wirklichen Leut' haben mehr zu thun, als daß sie Tag und Nacht nur an dich dächten und was sie dir zum Trotz wollten thun. Die wirklichen Leut' sind freilich auch nicht alle vernünftig, und man wär's selber nicht, wollt' man sich nach Allen richten. Die Unvernünftigen läßt man geh'n. Denen thut man zu viel Ehr', man mag ihnen zu Gefallen oder zum Trotz wollen leben. Und wer ihnen Alles zum Trotz will thun, der richtet sich eben auch nach ihnen, wie der zu Gefallen, und ist recht mit Wissen und Willen ihr Knecht. Das, was die Vernünftigen von uns meinen, das sollen wir nicht verachten. Aber wir sollen's auch nicht zu sehr achten, denn die Vernünftigen sind noch nicht die Vernunft selber. Man muß nix darauf geben, was sie überhaupt sagen, sondern darauf, was sie sagen thäten, wenn sie unsere Sach' so könnten, wie wir selber. Darum müssen wir eben selbst vernünftige Leut' werden und dürfen keinen Fieberhund für einen wirklichen oder gar für was noch Besser's ansieh'n, er mög' sich geberden und sagen, was er will. Du meinst, das ist was Recht's, wenn du ein Erdapfelfeld umhackst, aber an dir selber hackst du nicht, und wenn du in deinem Unkraut thät'st ersticken. Ueber das Unkraut auf einem Feld schimpfst du, und auf das Unkraut in deinem Kopf, da bist du stolz. Du willst die Männer verachten und die Weiber; wenn du doch verständ'st, was das ist: ein Mann und ein Weib! Hernachen würd'st du nicht darüber spotten, sondern gäb'st dir Müh', daß du eine wirst. Deine Fieberhünd' hab' ich mir seither lassen gefallen, weil ich gemeint hab', du wirst sie selber abschaffen. Aber nu seh' ich, es werden ihrer nur immer mehr, je geduldiger ich bin. Du sollst Respect haben können vor mir, und ich will Respect haben vor dir; sonst müßt' ich dich nicht lieb haben, wenn mir's gleichgültig wär', wie du bist. Ich zwing' mich dir nicht auf, aber ich bettel' mich dir auch nicht auf. Das Häusle da ist dein; ich hab nix dran zu suchen. Du kannst wieder hineinzieh'n. Du kannst machen, was du

willst. Dir weh thun wollen hab' ich nicht und würd's nicht, und wenn wir hundert Jahr' lang wären getraut; aber wenn ich heirath', will ich der Mann sein. Nu weißt du, was ich von der Sach' denk' und von dir. Danach kannst du dich entschließen. Und so ist's, und nu ist's fertig."

Noch im Sprechen hatte er jeden Augenblick gemeint, jetzt werde die Heiterethei aufbegehren und ihr Verhältniß vollends zerreißen. Er fühlte, er habe sie so lieb, als ein Mann ein Weib nur haben könne. Er fühlte das um so stärker, je gewisser er meinte, er spreche ihrem Zusammensein jetzt das Todesurtheil. Um so überraschter war er, als sie auch nun noch schwieg, da er seine Rede geendet. In ihrem Gesichte konnte er, da der Mond sich in dicke Wolken gehüllt, nicht lesen. Er horchte auf ihren Athem; sie athmete nicht rascher als sonst. Erwartete sie, daß er doch noch sich aufbetteln würde? Dann hatte sie sich geirrt. Er war sich bewußt, so viel Geduld gezeigt zu haben, als ein Mann nach seiner Meinung zeigen durfte. Und die Strafrede war er sich und ihr schuldig gewesen. Deßhalb schwieg er auch. Sie wandte sich endlich langsam, zu gehen, und er folgte ihr. Auf dem ganzen Heimwege sprachen Beide kein Wort. Das Fräle hatte mit dem zu Bette gehen auf die Heiterethei gewartet. Der Fritz sagte gute Nacht und ging stolz und doch herzensbedrängt nach seiner Werkstatt in den Städeln. Er fühlte, daß seiner Erklärung heute kein anderweitig Gespräch mehr folgen dürfe, sollte sich ihr Eindruck nicht verwischen.

Draußen aber hoben sich immer noch thauerfrischte Halme, trommelte der Igel, trieben die Nachtfalter ihre ungeschickte Galanterie fort, die Grillen zirpten, die Hamster zankten, die Kater schüttelten noch immer den Thau von den gehobenen Pfoten. Jedes hatte mit sich zu thun. Das Häuschen schimmerte unbekümmert; nur der Hollunderbusch schien zu ahnen, was diese Nacht in zwei liebenden Menschenherzen vorging. Er rauschte leiser, wie um sie nicht zu stören.

Der folgende Morgen fand das ganze Haus des Holders-Fritz schon wach. Es war ja der Trauungs-Tag seines Hauptes. Er selber kam mit der Sonne von seiner Werkstatt herein. Nur die Braut ließ sich nicht sehen. Die Trauung sollte früh vollzogen werden. Das Holders-Fräle fand die Heiterethei noch schlafend, als sie ihr den gestrigen Anzug von dem Stuhl an ihrem Bett hinwegnahm und das Brautkleid dafür hinlegte. Auch für das Liesle war ein festliches Gewand besorgt worden. Das schlief in einem besonderen Bette.

Der Holders-Fritz konnte seine Unruhe kaum verbergen, als Viertelstunde um Viertelstunde verging und das Mädchen nicht zum Vorschein kam. Das Holders-Fräle merkte ihm seinen Zustand an und ging, nach ihr zu sehen. Gleich darauf kam sie erschrocken wieder. Sie schlug die Hände zusammen und sagte: „Die Schand'! die Schand'!"

Der Fritz fragte nicht. Er begriff, das Fräle hatte sie nicht gefunden.

„Wenn sie nicht unten am Brunnen ist," unterbrach er sie.

„„Ich hab mir's seit jenem Tag vorgestellt,"" sagte das Fräle, „„wo sie so wunderlich ist worden. Und die ganz' Nacht hab' ich sie hören lachen. Daß das meinem Tichterle muß geschehn!""

Der Fritz wurde fast zornig. „Aber sie ist da," behauptete er, „und sollt' sie in jenem Schrank dort stecken." Er wollte die Gewißheit so lange von sich abhalten, als ihm möglich wäre. „Und macht kein Larmens davon. Das wär' manchen Leuten just recht, wenn's herumkäm'. Und es wär' doch nicht wahr! Macht eure Sach' ruhig fort, Fräle. Es ist noch eine Viertelstund' Zeit. Bis dahin ist sie wieder da."

Und so war es wirklich.

Aber die Klinke ging lange vorher, ehe die Thür sich aufthat, und die Thür stand lange auf, ehe Jemand darin erschien. Und die Heiterethei, denn sie war der Jemand, wär', wer weiß, noch länger auf der Schwelle stehen geblieben, hätte das Fräle sie nicht hereingeholt.

Dem Fritz war es schwerer, als es zu sagen ist, seinen innern Jubel zu verbergen. Er gab ihr schweigend die Hand und fühlte die ihre in der seinen zittern.

Das Fräle begriff nicht, wie ihr das Kleid zu geworden sei.

Die Heiterethei entgegnete, die alte Annemarie habe sie aufgesucht und ihr diesen Dienst geleistet

„Und wo ist sie denn?" fragte der Fritz. „Ist sie draußen? Fräle, hol' sie doch herein."

„„Wie ich 'runter an den Brunnen bin gangen,"" sagte die Braut scheu, „„da ist sie wieder heim.""

„Und da sagst du," warf ihr der Fritz vor, der begriff, was die Heiterethei dachte, „wir schämen uns deiner, und du bist's, die sich unser schämt. Und wenn wir so wären, wie du meinst, dann hätt'st du auch Ursach' dazu. — —"

So klein der Fritz, seinen Grundsätzen getreu, seine Hochzeit hielt, mehr Aufsehen konnte die „größte" nicht machen. Die Straßenecken, wo das Brautpaar vorbeikam, hatten das Ansehen eines Bienenstocks, der eben schwärmen will. Die Kirche war so voll, wie nur selten während des Gottesdienstes. Da die Warnungen nicht gefruchtet hatten, ging nun das Prophezeien los, und das prophezeite Unglück wär' für zehn Paare zu viel gewesen, geschweige für eins.

Wir schweigen von allem Dem und versichern nur, daß vielleicht nie ein schöneres Paar in Luckenbach zusammen in die Kirche gegangen ist.

Die Braut hatte schon oft den Bräutigam angesehen, ja schon die Lippen geöffnet gehabt, dem Bräutigam etwas zu sagen, und doch geschwiegen und, wenn der Fritz fragte: „Du willst mir was sagen, Perle?" die Augen wieder weggewandt und leise geantwortet: „Wart' nur. Jetzt noch nicht."

Als sie nach beendeter Trauung wieder aus der Kirche heraustraten, fiel ein leichter Wolkenduft wie ein zarter Schleier in kleinen, leisen Tröpfchen auf sie herab und regnete Gold in den Kranz der Braut, wie der Volksmund sagt.

Jetzt flüstert sie: „„Ich weiß nicht, ob sich's schickt und

ob du auch magst; ich möcht' gern an meinem Häusle vorbei zu dir.""

„Warum zu mir?" fragte der Fritz, indem er zur Antwort den Weg nach dem Häuschen einschlug. „Du kannst nun eben so gut sagen: zu dir oder auch zu uns. Wenn du nur allemal denkst, daß du zu mir willst, wenn du heim gehst in unser Haus, da will ich zufrieden sein."

Es war kein unnützer Einfall, der dem Fritz jetzt kam, nach dem Häuschen zu einen Umweg zu machen. So verloren sie die Gaffer endlich und kamen allein und unbeachtet bei dem Häuschen an.

Ein schönerer Vormittag ist nicht leicht gewesen. Kein Wölkchen am Himmel, und der alte Hollunderbusch hat von dem leisen Sprühregen her ein Hochzeitkleid an, weit prächtiger, als der rothe Kirchenfrack des Meisters Schramm; das blinkt und funkelt durch einander wie tausend Diamanten, wenn er nach seiner Art in sich hineinlacht; und so herzlich und selig in sich hineingelacht, wie heute, hat er noch nie. Das erneute Häuslein unter seinen Flügeln glänzt, als wär' es selber eine Braut. Der Fels an seiner linken Flanke hatte über sein graues Hemde einen Rock angethan, aus den schönsten rötheften Pechnelken gewebt, auf seinem Haupte einen grünen Hut wie ein Tyroler. „Siehst du," redete er mit hundert rauschenden Stimmen auf das Häuschen hinein, „all den Glanz dankst du mir, und hast mir's übel genommen, wie ich dir das alte Gewand auszog, wie ein ungeberdig Kind auf dem Knie der Mutter, die es putzen will. Es wird nichts Neues und Gutes, wenn das Alte nicht ausgetrieben wird, frag' nur den Holders-Fritz und seine Braut; denen ist's gangen wie dir." — Und auch an Musik fehlte es nicht. Der alte Hollunderbusch stellte in seiner wunderbaren Vielseitigkeit den Brautführer und das Musik-Orchester zugleich vor. Ein Grasmückchen darauf sang die Melodie zu dem ewigen Lied von der glücklichen Liebe, und zwei selige Herzen schlugen den Tact dazu. Denn drüben im Gärtchen über dem Schloßweg, da lehnt die Braut leise ihr Angesicht an des Bräutigams

Brust und sagt: „„Ich muß dir's doch sagen, Fritz: ich wollt', ich müßt's nicht sagen und du wüßtest es schon.““

„Und wenn ich's weiß, ich hör's noch tausendmal gern," erwiderte der Fritz nur mit seinen Augen. Es ist der Blick der ihr im Traume so weh gethan. Und da standen sie ja auch hier im Schatten von dem alten Apfelbaum.

Sie wollte weiter sprechen, aber sie sieht sich erst noch einmal scheu um, ob Niemand in der Nähe ist, und seine Augen weichen ihr aus.

„„Ich war ein dumm's Mädle und bin nur immer dummer worden statt gescheidter, und gestern war ich am allerdummsten. Die ganz' Zeit her, seit wir zum letzten Mal haben hier gestanden — aber, guck', es ist auch nix Gering's, daß Alles auf einmal anders soll werden, und man soll sein eigener Herr nicht mehr sein, zumal für ein arm's Mädle, das nix hat, als daß es sich nix braucht sagen zu lassen.““

Sie schweigt wieder. Die dunkele Rose gleich neben ihr findet Zeit, den Schmetterling zu fragen: „Nun sag', ob sie röther ist, als ich!" Der würdigt sie keiner Antwort und setzt sich auf die Bohnenblüthe, wo er dem Mädchen in's Gesicht sehen kann. Aus dem ist die alte Heiterethei völlig verschwunden; über Nacht ist die Blume der Innigkeit völlig aufgebrochen, die in der Traumnacht die Knospe gesprengt.

Unten in den Weiden rauscht es so heimlich, daß man seine Gedanken darüber vergessen kann.

„„Ich hab' dir nicht gesagt,““ fuhr die Braut fort, „„wie mir's war; ich hab's nicht gekonnt und kann's auch jetzt nicht, obschon ich will. Ich hab' damals, wie du an das Gärtle bist kommen, gethan, als wär' mir nix an dir gelegen; aber wenn du wärst gangen, wie dir das Liesle gerufen hat, guck, ich wär' gestorben. Daß ich den Männern bin feind gewesen, das ist von meinem Vater seliger gekommen. Als ein klein Kind hab' ich müssen seh'n, wie er meine Mutter hat geschlagen, daß sie manchmal beinah ist liegen blieben. Da hab' ich meine Arm' um die Mutter geschlungen, daß er mich mit hat müssen treffen,

weil ich's auch nicht hab' besser haben wollen, als die Mutter 's hat gehabt. Ich hab' ihn auch nie lieb gehabt, verzeih mir's Gott. Ich hab's nicht gekonnt, es mag recht sein oder nicht. Und da hab' ich's eingesogen, daß das Heirathen ein Unglück für ein Mädchen wär', und daß ich den Männern hab' zum Hohn gethan, was ich hab' gekonnt. D'rum hat mich's gleich gereut, wie ich mich dir hab' zugesagt. Wie ich hernachen in dein Haus bin kommen, da hab' ich erst begriffen, daß du reich warst und ich war arm. Daran hab ich vorher nicht gedacht gehabt, und das hat mich noch mehr gedrückt; und meine Angst ist immer größer worden, weil ich in meinen Gedanken immer weniger bin geworden gegen dich. Wenn du mein Bruder wärst gewest, ich wär' nicht darauf gekommen, daß ich wieder in mein Häusle wollt'. Und wenn ich gangen wär', ich hätt's nicht einmal können erleiden; ich wär' gewiß bald gestorben. Ich hab, nun freilich eingeseh'n, daß du viel besser und vernünftiger bist' als ich; aber da bin ich mir nur immer kleiner geworden in meinen Gedanken und hab' mir nicht können denken, du hätt'st mich lieb. Und auch das war dumm, daß ich mir immer noch so viel aus den Leuten gemacht hab', und hab' doch gewußt, wie sie sind. Du darfst nicht ungeduldig werden, wenn ich dir Alles durch einander erzähl'; gerad' so sind immer meine Gedanken unter einander herum gefahren. Die ganzen Nächt' hab' ich mich im Schlaf gewehrt gegen dich; da hab' ich mich endlich getröstet und hab' mir eingebild't, ich bin stärker als du, wie du den Burschen ihre Reden so ruhig hast angehört. Aber hernachen war mir das wieder nicht recht, daß ich einen Mann haben sollt', der schwächer wär' denn ich, daß ich keinen Respect haben könnt', und ich hätt' wieder so gern Respect müssen haben vor dir. Da hab' ich vollends dumm gethan, und wie sie gespottet haben, noch immer dummer, und wie du den Schieblarr'n heraus hast gehoben, noch dummer, weil ich hab' geglaubt, du willst mich damit verspotten. Und weil ich geseh'n hab', daß du doch stärker bist, als ich, da ist meine erste Angst wieder gekommen. Am allerdummsten bin ich gewest wegen dem Häusle, wo du's

haſt ſo gut gemeint. Nein, das iſt nicht dumm geweſt; ſchlecht iſt das geweſt von mir. Ich hab' das gleich gewußt, ich hätt' dir's mögen ſagen, und hab' doch nicht gekonnt; ich hab' auch gedacht, du haſt mich nicht mehr lieb; bis du bös' biſt geworden und haſt mich herunter gemacht, da hat mir das Herz' dabei gelacht im Leibe, denn an deiner Zornigkeit hab' ich erſt recht geſeh'n, wie lieb du mich haſt. Und nun hab' ich's erſt recht gewußt, daß Alles dummes Zeug war, was ich hab' gedacht, und du biſt beſſer als ich, und du haſt mich lieber, als ich's verdien', und ich ſollt' lieber denken, wie ich gegen dich müßt' ſein, als wie's ſein könnt', daß du einmal gegen mich wär'ſt.""

Sie ſchwieg an ſeiner Bruſt, und der Fritz jubelte: „Sie iſt 'raus, ſie iſt 'raus, die alt' Heiterethei!"

„„Aber ich muß dir noch was ſagen,"" fuhr ſie nach einer Weile zögernd fort.

„Sag's nur, ſag's!" lachte der Fritz. „Kein Stückl' alte Heiterethei ſoll drin bleiben!""

„„Ja,"" ſagte ſie, „„gut', Fritz, und wer aufgeräumt hat bei dir, das bin ich doch geweſt.""

Und ſo ſprachen ſie weiter. Wir übergehen, was ſie noch ſagte und er noch antwortete. Die Beſſerung, zu dem Eines dem Andern verholfen, hat ſich bleibend bewährt. Ihr Wort, bei dem er ſie genommen, hat ſie gehalten; ſie hat es wahr und ihn zum Manne gemacht und ihm keine Urſache mehr gegeben, den Grundſätzen untreu zu werden, die er ihr verdankt.

Die öffentliche Meinung hat ſich abermals überſchlagen und ſteht nun wieder richtig auf den Füßen. Denn von Spott und gutem Rath iſt keine Rede mehr; das Holders-Fräle hörte wieder ſo gut als vorher. Den guten Rath trägt man nicht mehr hin, ſondern holt ihn beim Meiſter Helder und ſeiner Meiſterin. Ja, er iſt nun förmlich zum Rathsherren gewählt und kann's bis zum Bürgermeiſter bringen. Die Frau Baltineſſin und die übrigen großen Weiber haben Freundſchaft mit der Heiterethei

geschlossen, denn sie ist nun auch eine große Frau, und wenn sie, seit sie dieses geworden, noch von allen großen Weibern so denkt wie früher, so thut sie wenigstens Einer Unrecht. Die ist sie selbst. Sie ist schlicht und bescheiden, ihre Wahrhaftigkeit und ihr braves Gemüth hat sie sich erhalten. Die alte Annemarie, die nun im Holders-Hause den eigenen Kindern der Heiterethei das ist, was sie früher dem Liesle gewesen, thut sich auf den neuen Glanz der Heiterethei, über den sich Niemand aufrichtiger freut als sie, mehr zu Gute, als die Heiterethei selbst. Sie hat die Redensart: „Und so ist's und nu ist's fertig!" an sich genommen, seit die Heiterethei ihr Eigenthumsrecht daran aufgegeben hat, und die contrastirt wunderlich genug mit dem bescheidenen Tone, in dem sie jetzt vorgetragen wird.

Die Dotin in Reick ist gestorben und hat die Heiterethei in ihrem Testamente ansehnlich bedacht. Die Schwester der Heiterethei ist verheirathet, und man hört nichts Uebels mehr von ihr.

Die Jungen des Paares jagen zwar nicht, wie der Weber prophetisch gehustet, den Kirchthurm von der Kirche und aus der Stadt, aber sie machen den Aeltern keine Schande. Oft spielen sie um das verjüngte Häuschen, und der alte Hollunder hat seine Freude, wenn die älteren auf ihm herumklettern, eine Freude, welche die ängstliche Annemarie nicht theilt.

Die Heiterethei sagt, so oft sie das wohlhabige Hauswesen und ihren zufriedenen Mann anschaut, immer noch: „Ich bin nur froh, daß Du mich hast." Und das ist nicht ruhmredig gemeint und er versteht es auch nicht so.

Wir aber schließen unsere Erzählung mit dem Wunsche, daß der Leser jetzt nicht etwa, gelangweilt, die nun der Annemarie angehörige Redensart auf unsere Bemühung anwende, indem er sie umkehrt und verändert: „Und nun endlich ist's fertig, und das ist gut."

Aus dem Regen in die Traufe.

In Luckenbach, faſt am Ende des Städtchens, ſteht ein kleines Haus. Luckenbach hat ganz anſehnliche Häuſer; die meiſten prangen mit zwei Fenſterreihen, ja das Rathhaus hat ihrer drei. Man trifft da Leute genug, die ein ganzes Haus beſitzen; häufiger aber findet es ſich, daß ein und daſſelbe Haus zwei Eigenthümer hat. Einem gehört dann das Parterre, dem anderen das obere Stockwerk. In Keller und Boden ſind Scheidungen angebracht; es iſt ganz genau im Kaufbriefe beſchrieben, welchen Raum der eine, welchen der andere Eigenthümer zur Benutzung anſprechen darf. Und das iſt gut. Entſtehen doch trotzdem nur zu oft vorübergehende Reibungen, ja dauernde Feindſchaften zwiſchen den zwei Beſitzern, die zuletzt an dem Beſitzthum kleben bleiben, ſo daß der neue Käufer der einen Hälfte auch in die alte Feindſchaft eintritt. Ich habe noch ein Haus in Luckenbach geſehen, das den Haß ſeiner beiden Beſitzer offen auf der Stirne trug. Der eine hatte ſeine Hälfte außen roth malen laſſen, ſogleich ſtrich der andere die ſeine grün an. Unter ſolchem forterbenden Fluche litt das Häuschen nicht, das ich meine. Es hatte zwar zwei Fenſterreihen übereinander und war unten und oben bewohnt, und wär' es zur Feindſchaft zwiſchen den Bewohnern gekommen, ſo konnt' es eine gefährlichere werden, als irgendwo. Denn die Bewohner der untern Hälfte waren beſtändig unter Waffen und trugen nicht einmal eine Scheide darum. Sie konnten ſie nicht aus den Händen legen; das ging ſehr natürlich zu: ſie hatten keine Hände. Sie trugen

sie auf dem Kopfe; kurz gesagt: es war eine Ziege und eine Kuh. Sie standen so nah beisammen, wie man nur so friedliebende Geschöpfe stellen darf, als die beiden sich immer gezeigt. Und hätte man sie auch weiter auseinander stellen wollen, es hätte an Raum dazu gefehlt. Neben dem Stalle war ein Behälter, ursprünglich wohl zu einem andern Zwecke angebracht, als dem er jetzt diente. Das konnte man deutlich sehen, wenn die Thüre nach dem Stalle zu aufging; und eine andere hatte das Gemach nicht. Es war ganz ausgefüllt von einem schmalen Bette. Wer das Bett machen wollte, mußte das von außen; und wer sich in das Bett legen wollte, konnte die Thür' nicht eher schließen, bis er darin lag. Ein dicker Mann, der sich darin auf die Seite wenden wollte, hätte die Thür' erst öffnen müssen, um den Bauch, der sonst nicht Platz hatte, in den Stall hinaus hängen zu lassen. Die das Gemach jetzt inne hatte, brauchte das nicht. Es war bei aller jugendlicher Fülle ein zierlich Mädchen; sie durfte auch nicht einen Zoll länger sein, als sie war; sonst hätte sie nicht ausgestreckt in dem Bette liegen können. Im obern Stock gab es bedeutend mehr Raum; der Baumeister war oben sparsamer damit umgegangen. Hätte man, was unten der Hausraum zu groß war und um was die gerade, ohne Gelenke emporführende, Treppe und das Gewinkel darum herum, sich zu lang und breit machte, zusammen nehmen können, es hätte noch ein Stübchen abgegeben. Die Decke des Stalles war unmittelbar der Fußboden der Wohnstuben oben, und das war nicht übel, besonders für Leute, die, wie Frau Bügel, leicht kalte Füße bekommen.

Die Frau Bügel sah nach der „Brücke", dem Sitz des Schneidermeisters und seiner Gesellen, wenn er welche hat; und sie sagte wohl zum hundertstenmale diesen Abend: „wo der Jung' bleibt! der Sapperlot!" Dann fiel ihr Auge wohl, auf dem Weg von der Brücke zum nahen Fenster, an ein Ausklopfstöckchen von spanischem Rohr, das quer über zwei Holznägeln an der Fensterwand lag, just so hoch, daß eine Frau von der Höhe der Frau Bügel keinen Schemel unter den Füßen brauchte,

ihn aber auch nicht erlangen konnte, ohne sich einigermaßen zu dehnen. „Wo der Jung' bleibt!"

An der andern Seite des Tisches saß ein Mädchen, das auch ohne den Zug von Herzensgüte in ihrem Gesichte hübsch erschienen wäre. Sie sah aus, als wünsche sie nichts sehnlicher, als daß Jemand irgend einen Dienst von ihr verlange, je schwerer, desto besser. Ihrer Art zu sitzen sogar merkte man den Diensteifer an. Sie saß nur auf der äußersten Kante, ewig im Begriffe, vor Bereitwilligkeit vom Stuhle zu fallen; die halbgeöffneten Lippen hatten ein unausgesprochenes ewiges „Gleich" zwischen sich; und das stehende Lächeln um das runde Näschen versicherte unaufhörlich: man solle doch sagen, was man von ihr wünsche; es sei ihr ja eine Lust, es auszurichten; sie thu' es ja ganz gewiß von Herzen gern. So war es, wenn die Frau Bügel sagte: „wo der Jung' nur bleibt!" als wollte sie vor Eile gleich vom Stuhl herab zum Fenster hinausfallen, und da sie nichts weiter thun konnte, stand sie wenigstens für einen Augenblick auf. Fiel ihr dann ein Staubchen auf einem Möbel oder sonst Etwas in die Augen, was hinweggethan oder zurecht zu rücken war, so ließ sie ihren Diensteifer einstweilen daran aus, eh' sie zu ihrer Arbeit zurückkehrte. Es waren ein Paar Socken, die sie ausbesserte: sie hielt sie mit einer Art andächtiger Schonung in ihren kleinen Händen. Die Socken waren klein wie diese Hände. Sie mußte den Knaben sehr lieb haben, dem sie gehörten, man sah es in ihrem Blicke, an jeder Bewegung. Es war etwas Mütterliches darin, das ihr sehr gut stand. Daß sie aber keine Mutter war, sah man mit dem ersten Blicke auf die frische, zierliche Gestalt und das mädchenhafte Wesen.

„Der Jung' wird alle Tag' schlimmer, der Nichtsnutz! Da ist keine Parition mehr. Der Diktes hat schon Neun geläut't, und er ist noch nicht da. Ist das auch eine Zeit für so einen Jung', daß er noch draußen ist? und sollt' nunmehr in seinem Bett' liegen, der Nichtsnutz! Das ist eine Sorg', die mich noch unter die Erden bringt. Und was soll hernacher aus ihm wer-

den! Wenn mich der Herrgott nur nicht früher abruft, bis meine Stell' ersetzt ist und ich hab' eine Frau für ihn. Denn Jemand muß sein, der ihn in der Ordnung hält, und es muß eine tüchtige sein, wie ich, den Nichtsnutz, den!"

Als die alte Frau Bügel zu reden begonnen, hatte sie den Nasenklemmer — so nennt man eine Art Brillen — bis auf die Nasenspitze vorgeschoben; nun rückte sie denselben wieder an den richtigen Ort zurück. Das Mädchen hätte gern bei Beidem geholfen, sie hatte unwillkürlich die Hand aufgehoben. Dann sagte sie: „„Ja, der Gründer Markt ist eine Ausnahm'; und der schrecklich' Regen —""

„Hat schon vor vier Stunden aufgehört. Er könnt' eine ganze Stunde schon da sein. Du red'st ihm immer das Wort. Du gäbst schon sonst eine gute Frau für ihn; aber ich möcht' wissen, was hernacher aus ihm sollt' werden. Kräfte zum Arbeiten hast du schon auch, aber keine, den Nichtsnutz so fort zu erziehen, wie ich gethan hab'."

Das Mädchen wurde roth bis über den Hals hinab und in die braunen Haare hinein. Sie war's schon vorhin geworden, als die Alte von einer Frau für den Jungen gesprochen. Sie meinte, das Erziehen sei nicht nöthig; er sei auch kein Nichtsnutz, sondern ein schmucker Bursch, der sich ein Ansehn geben könne, daß es eine Lust sei. Es wäre wunderlich, wenn sie gar nichts gewußt hätte, was sie ihm, im Falle, sie wäre seine Frau, abgewöhnen müsse. Jetzt dachte sie aber an nichts von dem. Möglich, daß sie noch mancherlei meinte, aber sie sagte nichts von Allem, was sie meinte. Sie wurde roth; mehr sagte sie nicht. Aber sie stimmte auch nicht in das üble Zeugniß ein, das die Frau Bügel dem Jungen gab. Sie that's auch nicht, wenn es über Andere herging, so gern sie sonst der Frau Bügel, ihrer Base, in Allem half, was diese that. Da sie aber der Base gern einen Dienst erwiesen hätte, so putzte sie wenigstens die Lampe.

Die Base schob den Nasenklemmer wiederum auf die Nasen-

spitze, die dadurch noch spitziger wurde, als vorher, und vor Betrübniß ihre rothblaue Farbe verlor.

„Noch ist nicht dran zu denken," sagte sie dann, die langen knochigen Arme lang und steif und so auf ihre Kniee legend, daß die Ellenbogen fast sich berührten. „Seinetwegen hat's noch Zeit. Und die ihn einmal kriegt, der sind auch noch ein Paar ruhige Tag' zu gönnen, eh' sie sich das blaue Herzeleid an den Hals ärgert über den Thunichtgut, wie ich hab' müssen thun."

Sie hätte wohl eher sagen sollen „an die Nase." Denn diese hüllte sich, da die Brille an ihren Ort kam, wiederum in ihre blaue Tracht. Der Nasenrücken war vom vielen Hin- und Herschieben des Nasenklemmers wie polirt. Man spricht von glänzendem Elend, wenn man ein sorgenvolles Dasein bezeichnen will, das nach außen ein glückliches erscheint; war das, was so blau um der Frau Bügel Nase sich lagerte, Herzeleid, so war es nicht blos bildlich ein glänzendes Herzeleid.

„Wo der Jung' nur bleibt!" Sie sagte es noch zwanzigmal und bei jedem Male wurde der Blick nach dem Ausklopfstöckchen ausdrucksvoller. Es war weit später als sonst gewöhnlich, daß sie heute zu Bett ging. Die Sannel erhielt erst noch den Befehl, ihr morgen genau zu sagen, wann „der Jung'" nach Haus gekommen sei. Die Sannel putzte die Lampe fast aus Als wollte sie den ganzen Vorrath ihrer Dienstbeflissenheit auf einmal erschöpfen, damit sie nur für den Befehl, dem ihr Herz widerstrebte, keine mehr übrig behielte.

Es war wohl um drei ganze Stunden später, daß drei Wanderer, männlichen Geschlechts die Straße von Reick nach Luckenbach daher kamen. Ich habe zwei Gründe, nicht zu sagen: drei Männer. Erstlich heißt in Luckenbach nur der ein Mann, der eine Frau hat; und den von den Dreien, und das ist der zweite Grund, den von den Dreien, der in der Mitte ging, hätte man sich wohl auch an jedem andern Orte besonnen, einen

Mann zu nennen. Wenn ein Bart ein untrügliches Kennzeichen eines Mannes ist, so durfte er für einen gelten, denn er trug einen vollen Backenbart von ungewöhnlicher Größe, und war, trotz seines Barbiertages heut, schon wieder stachelig um den Mund. Verlangt man eine gewisse Größe und Stärke der Gestalt von einem Manne, die über das Maaß des kindlichen hinausgeht, so war er keiner. Die Schulknaben in Luckenbach, die ihm begegneten, gingen so hart an ihm vorbei, als sie vermochten; und es fanden sich wenige unter den Vierzehnjährigen die, waren sie an ihm vorüber, nicht mit einem Luftsprung über ihn triumphirten. Aber er selbst war das Einzige an ihm, was unter dem Maaße eines Mannes blieb; schien seine Gestalt die eines Knaben, so trug er doch Bart, Hut, Stock und Vatermörder eines Mannes. Und aufgerichtet ging er, wie es sonst nur die Herren vom Amte in Luckenbach thun.

Die Drei waren im eifrigen Gespräche. Sie waren alle drei aufgeregt. Auf dem Heimwege vom Gründer Markt hatte sie der Regen in das Reicker Wirthshaus getrieben. Da war ihnen etwas geschehn, was sie noch immer nicht verwinden konnten.

„Ja," sagte der Kleine, „wer denkt, daß das verwünschte Blitzmädle solche Kraft hat? Wir sind doch wahrlich keine Kinder, wir sind Männer und keine schlechten. Und wie das fortging mit dem Karr'n, den keiner von uns erheben konnte, als wär's Nichts!"

„„Ja,"" hustete der zu seiner linken Seite, eine lange, schmächtige Gestalt, daß die Wangenhaut, unter der eigentlich Fleisch stecken sollte, wie eine im Wind flatternde Fahne um seine Zähne schlug. „„Ja, und daß sie thut, als könnt' sie den verbrannten Karr'n nicht herausbringen aus dem Dr—k, und man springt bei aus christlicher Liebe, und es ist ihr nur darum, daß sie einen auslachen will.""

„Ja," sagte der Dritte, eine untersetzte Gestalt mit schwärzlich angelaufenen Händen und Gesicht, wodurch das Weiß der Augen noch weißer schien. Er trug den Kopf zwischen den

Schultern, aber nur aus Angewöhnung. „Ja; ich hätt' dem Mädle seinen Spaß nicht verderben mögen, und wär' der Karr'n noch leichter gewesen."

Der Schneider sah den Schmied einen Augenblick verwundert an. Aber er war, wenn ein Mann, einer, der nicht hinter einem Andern zurückblieb. „Wenn ich einmal was anfass', da fass' ich's an; aber das Ding hat mich gedauert."

Den Schmied verdroß, daß nun auch der Schneider that, als hätt' er den Karr'n heben können, wenn er nur wollte. Er war überhaupt übellaunig. „Freilich," sagte er, „wenn ihr nicht so ein gut Gemüth hättet, da wär' Respekt im Haus."

„Und der ist!" entgegnete der Schneider und schlug der Luft ausfordernd in's Gesicht, ob sie's leugnen wolle, „Respekt muß im Hause sein!"

„„Ja, aber vor dem Stöckchen rennt er auf die Gass',"" sagte der Schmied.

„Ihr kriegt euern Schlucken," meinte der Schneider fast mitleidig. „Da darf man euch nichts übel nehmen. Da reibt ihr euch an Gott und der Welt."

Der Schmied sah den Schneider an, als wollte er sagen: wenn ich mich an euch reibe, so reib' ich mit einem Strich den ganzen Kerl weg. „„An eurer Mutter möcht' ich mich nicht reiben,"" sagte er. „„Das Ding, das über eurer Brücke an der Fensterwand auf dem Nägele liegt — wenn das Ding nicht wär'! Ich will euch einen guten Rath geben. Seht, daß ihr die Heiterethei freit.""

Der Schneider machte ein Gesicht, das hieß: „Da müßt' ich mich doch erst besinnen. Da sind ganz And're, die ich kriegen könnt'. Ich brauch' nur den Finger zur Thür herauszustrecken und es hängt ein Dutzend daran und mehr." Aber er ließ sich gern mit Mädchen aufzieh'n. Es war dann, als wenn ihm Jemand den Rücken streichelte. Und die Heiterethei war schon ein Mädchen, mit der man sich aufzieh'n lassen konnte. Er sah ihre rothen Lippen, und das braune Lachen ihrer Augen war schon den Weg über oft genug vor den seinen hergeflattert.

„Aber ihr seid schon verthan," sagte der Schmied. „Ei nun, die Sannel da bei euch im Haus, die ist rothbäckig, wie ein Honigapfel, und wird auch nicht bitterer sein, mein' ich. Ich verdenk's euch nicht, wenn ihr da hinein beißt. An Saft fehlt's ihr gewiß nicht. Und ich mein', ihr braucht nicht lang zu schütteln, sie ist reif; und ihr braucht gar nicht zu schütteln, ihr braucht nur den Mund aufzumachen, so habt ihr sie drinn."

Der Schneider lachte und reckte sich höher; seine Gestalt war ein Bild seiner Gedanken. Ich wollte sagen, die Geberde seiner Gestalt ein Bild der Geberde seiner Gedanken. Denn seine Gedanken waren ungeheuer viel größer, als er; er ging dem kleinsten seiner Gedanken kaum bis an's Knie.

„So wollt' ich, ihr hättet euern Holzapfel noch nicht," sagte er; „meinetwegen könntet ihr das Honigäpfelchen haben, das euch so süß dünkt. Die Sannel ist schon brav, und es kann auch sein, daß sie hübsch ist; ich hab' sie noch nicht darauf angesehen. Aber ich muß eine haben, versteht ihr — eine —" Seine Augen wurden groß und sagten damit, was er meine „So einen Knirps kann ich nicht brauchen."

„„Ja,"" sagte der Schmied, „„sie ist kaum einen ganzen Kopf länger, als ihr. In der Rundung beträgt's etwas mehr Es hat mich lang' gewundert, daß ihr nicht einmal einen Strumpf von ihr statt eurer Spitzkappe (Zipfelmütze) aufgesetzt habt. Aber freilich! er wär' um die Hälfte zu weit für einen solchen Irrthum. Und sie ist auch zu ordentlich; sie läßt nichts herumliegen. Aber wahr ist's schon, so lang und breit ist sie doch nicht, daß ihr euch vor eurer Mutter hinter ihr verstecken könnt wenn die das Ding in den Händen hat, ihr wißt schon, da über der Brücke an der Fensterwand. Und sie abzuhalten, das ist die Sannel zu gutmüthig und zu furchtsam, so lieb sie euch hat, und auch zu schwach. Drum mein' ich eben, ihr sollt die Heiterethei frei'n. Da wollt' ich eurer Mutter nicht gerathen haben — da brauchtet ihr nicht mehr auf die Gass' zu laufen und zu schrei'n: Respekt muß im Hause sein. Da wär'

drinnen. Es ist ein gut Sprichwort· Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil.““

„Deßwegen?“ sagte der Schneider fast verächtlich. „Und ich weiß überhaupt nicht, was ihr wollt. Mit dem Ding an der Fensterwand oder Gott weiß, wo. Und mit euerm Verstecken. Ich versteck' mich nicht und brauch' mich nicht zu verstecken. Und wenn ein grober Keil nöthig wär', da bin ich selbst einer, und brauch keinen andern. In meinem Haus, da bin ich Herr. Wenn ich red', thut Niemand ein Maul auf. Und ich wollt's auch Niemand gerathen haben. Ich bin gut, aber wenn ich hitzig bin, hernach ist's aus. Meine Leut' kennen mich. Fragt nur die Sannel. Ich thu's nicht anders. Respekt muß sein im Haus.“

Er sprach das nicht zu laut. Vielleicht war das Haus schon zu nah, von dem er sprach. Die Andern führte ihr Weg weiter. Sie wünschten sich gute Nacht. „Ja, Respekt muß sein im Haus,“ sagte der Schmied sehr laut. „Eine gute Nacht will ich euch nicht wünschen, aber einen guten Morgen und —“

„„Pst,““ machte der Schneider. „„Der Nachbar da hat's Nervenfieber. Seine Leut' bitten immer, man soll ruhig sein.““

Der Schmied und der Weber bogen in eine andere Gasse ein. Der Schneider blieb aufgerichtet stehen, bis er sie nicht mehr sah. Er horchte, bis der Klang ihrer Tritte zu winzig wurde für sein scharfes Ohr. Er stand so, daß man ihn vor dem Vorbau des Nachbarhauses von dem seinen aus nicht sehen konnte. Dann wischte er eilig und leise wie ein Schatten um die Ecke und durch den Winkel, der das Nachbarhaus von dem seiner Mutter schied. Das Häuschen war nicht tief. Daran schloß sich eine Art von Bretterzaun, der den Hof umgab. Ein anderer Mann hätte nur vier tüchtige Schritte gebraucht; unser Schneider machte mehr als noch einmal soviel, bis er an der Stelle stand, wo ein Brett des Zauns, vom Nagel ledig, eine Art von heimlicher Thür bildete. Aber er blieb erst eine Weile regungslos stehen, damit Herzschlag und Athem ihren ruhigen Schritt wieder finden konnten. Dann horchte er, bis ein leises

„Pst" ſich innen an dem Bretterzaun vernehmen ließ. „Schläft ſie?" flüſterte er. Eben ſo leis antwortete drinn ein „Ja." Eine Hand von innen bog an der untern losgegangenen Seite das bewegliche Brett nach außen. Die Oeffnung, die dadurch entſtand, wäre für jeden andern Mann zu klein geweſen; für unſern Schneider war ſie weit genug. Er legte ſich platt auf die Erde und kroch ſo unter dem Brette weg in den Hof hinein. Erſt mit dem halben Leibe war er darin, als er liegen blieb und den Kopf furchtſam horchend nach oben wandte. „Es iſt Nichts," flüſterte die leiſe Stimme. Zwei weiche Hände faßten die ſeinen und zogen ihn daran eilends in den Hof hinein. Das Brett folgte ſeinem Gewicht und ſchloß die Oeffnung wieder. Die weichen Hände richteten den Schneider auf und halfen ihm ſchnell und leiſe über den Hof bis in die offene Hinterthür des Hauſes. Sie trugen ihn mehr, als daß ſie ihn führten. Und nun ſtand er vor ſeinem Führer. Es konnte ihn vom Fenſter Niemand mehr ſehen; er richtete ſich wieder hoch auf und ſah der Art, wie er hereingekommen, nicht im entfernteſten mehr ähnlich. Die andere Geſtalt bückte ſich und nahm einen Scheffel neben der Thüre von der Hausflur auf. Dieſer hatte eine Lampe verborgen. Eine Hand hob die Lampe, die andere verſteckte die Flamme, ſo gut es möglich war; ſie ſchimmerte hinter der bergenden Hand herauf in ein Geſicht voll Liebe und Sorge, und machte die runde Hand wie glühend durchſichtig, die ſie barg.

„Sie iſt ſchon lang' in ihr Bett gangen," ſagte das Mädchen leiſe und eifrig. „Der Diktes hat nur erſt elf getüt't gehabt. Und daß ſie nach dir hat gefragt, da klecken nicht hundertmal. Die alten Leut' haben einen leiſen Schlaf. Um die Zeit iſt ſie manchmal ſchon auf und ſingt und bet't —"

„Und ſchreit um ihre Erdäpfel, wenn's zuviel reguet, oder wenn's zu lang' trocken iſt, um ihren Lein." Der Schneider ſagte das, wenn auch immer noch leiſe, doch weit lauter, als das Mädchen zu ſprechen wagte. Sie ſah ihn an und ängſtete ſich, und freute ſich zugleich über ſeine Verwegenheit. Und wie ſtand

er da! Wie aufgerichtet, und strich mit beiden Händen den Backenbart nach vorn so soldatenmäßig! Die Sannel vergaß, wie viel seiner Länge am Soldatenmaaß fehlte. Vielleicht brauchte sie das nicht zu vergessen; vielleicht hatte sie noch nicht daran gedacht. Dem Schneider that ihre unverhehlte Bewunderung wohl; es freute ihn, daß sich jemand um ihn ängstigte. Darüber vergaß er fast die eigene Angst. Er besah sich in der Sannel wie in einem Vergrößerungsspiegel.

Die Sannel hing mit fragenden Augen an ihm. Daß er ihr nichts mitgebracht vom Gründer Markt, wußte sie: sie wußte ja, daß die Alte die Kasse führte und dem „Jung'" die Kreuzer zuzählte; daß er kaum zu einem „Maas Bier" für sich Geld mitbekommen. Aber ihm waren immer so merkwürdige Dinge begegnet. Die hübschesten Mädchen hatten ihn geneckt, und es bedurfte nicht seiner Einkleidung! die Sannel wußte ja: was liebt, das neckt. — Er hatte Händel mit den tüchtigsten Burschen gehabt, oder es war nahe daran gewesen. Es war ihre einzige Lust, ihn als den Gegenstand der Bewerbungen von Mädchen, und als Gegenstand der Furcht für die herzhaftesten Bursche zu bewundern. Hatte er nun vollends einen Witzbold, der sich an ihm reiben wollte, mit gewandter Erwiderung dem allgemeinen Gelächter preisgegeben, dann war sie selig. Das schien ihr das Höchste zu sein unter Allem; vielleicht, weil ihr selbst das das Schwerste gewesen wäre unter Allem.

„Ja, siehst du, Sannel," schloß jede Geschichte, „Respekt muß sein." Dann sagte sie seelenvergnügt: „„Ja, Hannes, der kommt dir gewiß nicht wieder zu nah. Du bist doch ein Mordbursch! Und wie war's denn mit der? oder mit dem? Aber red' leiser, sonst hört's deine Mutter. Wenn sie käm' und säh', du kommst jetzt erst nach Haus, da möcht' ich lieber mein blau Kattunkleid nicht wieder in die Kirch' anzieh'n."" Dann wieder: „„Aber mach', daß du in dein Bett kommst, sonst bist du morgen früh verschlafen, und deine Mutter ist schon so bös, daß du nicht zeitig heim bist kommen."" Und doch blieb sie selbst, die ihm vorleuchtete, auf jeder Treppenstufe stehen,

und verwickelte ihn durch ihre Fragen in ein neues Erzählen. Vom Kirchthurm brummte die Glocke Viertelstunde auf Viertelstunde dazwischen und erinnerte sie an die Flüchtigkeit der Zeit, die aber auch den ganzen Tag über nicht so flüchtig gewesen war. Und der Treppenstufen waren soviel: erst der Stufen bis zum Oberstock, dann kam noch die Bodenstiege; denn Hannes hatte sein Kämmerlein oben auf dem Boden. Da oben auf der Stufe vor der Thür — man stieg unmittelbar von der Bodentreppe in das Gemach — wurde das längste „Ständchen" gehalten.

So auch heute. Soviel hatte der Hannes lange nicht zu erzählen gehabt, und ihre Bereitwilligkeit, zu hören, konnte nicht größer sein; selbst wenn sie gemeint hätte, ihm einen Dienst damit zu leisten. Mit ihrer Bewunderung wuchs Hannes' Größe vor seinen eigenen Augen, und in gleichem Maaße wuchsen seine Geschichten über die Wirklichkeit hinaus. Sie glaubte unbeseh'n seiner Erzählung, und er glaubte ihrem Glauben. Er war so überzeugt als sie, daß er ein Mordbursch' sei.

„„Aber nu ist's genug für heint,"" sagte sie endlich. Sie hatte auf der Treppe gesessen, die Lampe im Schoos und die Hand davor, damit der Schein nicht hinunter leuchten sollte auf den Hausplatz vor der Wohnstube. Sie stand auf.

Wie der Schneider immer größer geworden war, hatte auch der Gedanke, den der Schmied ihm heute erweckt, immer mehr Macht gewonnen. Der Gedanke machte ihn schon im Erzählen seiner Abenteuer irre; er war so dringend geworden, daß er ihn dem Mädchen mittheilen mußte.

„Noch Eins muß ich dir sagen, Sannel. Was meinst du; wenn ich die Heiterethei nähm'?"

Das Mädchen erschrack, daß die Lampe ihr fast im Schoos umfiel. „„Die Heiterethei?"" sagte sie.

„Ja, ich wüßt' nicht, wer so gut zusammen sollt' passen, als ich und sie."

Der Schneider wurde ungeduldig, daß das der Sannel nicht einzuleuchten schien, die doch sonst so verständig war. Er

fuhr eifrig fort: „Die hat Haar' auf den Zähnen, beinahe wie ich. Die bleibt keinem eine Antwort schuldig. Und im Bettstroh verliert man sie auch nicht. Weißt du, sie hat just die rechte Größ'; und wenn ich einen Hund halten möcht', so müßt's auch ein großer sein. Das ist einmal meine Liebhaberei. Arm ist sie freilich; aber je mehr der Mann vor der Frau voraus hat, desto besser. Das hilft zum Respekt. Meinst nicht?"

Das Mädchen wischte sich die Augen mit der Schürze; Hannes dachte an die Heiterethei und sah's nicht.

„„Ja, eine tüchtige Frau gäb' sie schon,"" sagte die Sannel. Ihre Stimme hatte den schnupfigen Ton, der ein Begleiter weinender Augen ist. Hannes hörte nichts davon. Er hörte nichts, als daß der Rede der Sannel ein „Aber" folgen könnte.

„Du meinst, weil sie wild ist," sagte er rasch, um das „Aber" überflüssig zu machen. „Was ein rechter Kerl ist, der muß was Wild's an sich haben. Eine Schlafmützen kann ich nicht brauchen. Hol' der Guckguck die Schlafmützen!" Er hieb in die Luft vor sich hin, als wäre sie voll Schlafmützen, und sah so wild aus, wie ein rechter Kerl aussehen muß. Das sah die Sannel durch das Wasser in ihren Augen.

„Und wenn sie noch wilder wär'," fuhr der Schneider voll Ueberzeugung fort, „das macht eine Eh' erst kurzweilig. Der Mann muß freilich der Herr sein, aber wenn's ihm zu leicht wird, ist doch keine rechte Lust dabei. Du brauchst nicht zu denken, sie könnt' zu wild sein für mich. Und wär' sie noch wilder wie sie ist, zieh'n wollt' ich sie. Denn du weißt, Respekt muß sein! Daß dich der Guckguck hätt'! ich wollt' —"

„„Red' nur nicht so laut, Hannesle,"" bat das Mädchen. „„Ich glaub' dir's ja. Das ist meinem Kummer sein Geringst's, Hannesle. Du bist ein Mordbursch. Aber mir ist's gewesen — wenn's nur deine Mutter nicht hört, daß du so spat nach Haus kommen bist.""

„Ei was, meine Mutter!" sagte der Schneider immer hitziger. „Ich wollt', sie käm' mir jetzt die Quer'. Ich wär' gerad' aufgelegt, daß ich ihr einmal sagt', was ich denk'. Siehst

du; ich gäb' drei Kreuzer in den Klingelbeutel, wenn sie jetzt 'raus käm'. Ich bitt' dich um Gotteswillen, Sannel, sei still! Mach' die Lampen aus. Die Thür ist gangen, Sannel! Sie kommt! Wenn ich doch den Schlüssel hätt'."

Das Mädchen blies in die Flamme, daß ihr das Oel in das Gesicht spritzte. Sie stellte die Lampe neben sich, schob den halbohnmächtigen Hannes an die Wand und trat vor ihn hin. Wäre ein ganzes wüthendes Heer auf den Hannes zugerannt, sie wäre nicht auf die Seite gewichen. „„Sei ruhig, Hannesle,"" sagte sie; „„ich mach' meinen Rock auseinander; mach' dann deine Thür auf und geh' in deine Kammer. Ich sag', ich bin 'rauf gangen, ob du noch nicht da bist. Du sagst: ich bin um elf kommen, die Sannel ist nicht gescheit — Aber sie kommt gar nicht. Hörst du, sie singt und bet't und red't mit sich. Bleib' nur ganz still, vielleicht schläft sie wieder ein.""

Eine Weile war es mäuschenstill. Die alten Bretter hatten nicht das Herz, zu knacken. Nur die Frau Bügel sang in ihrer Kammer: „Wer nur den lieben Gott läßt walten!" Und sprach dazwischen jammernd: „Ach, meine Erdäpfel! Meine schönen Erdäpfel!" Und sang: „Und baut auf ihn —" und jammerte wieder: „Meine schönen Erdäpfel am Erlenweg!" Singen und Jammern wurde leiser. Bald war Alles wieder still; nur die Kuh unten im Stalle, die der Gesang aus dem Schlaf geweckt haben mußte, schnaufte einigemal. Nicht lange, und auch die Kuh schien wieder eingeschlafen.

„Das weiß der liebe Gott," sagte der Schneider noch zitternd. „Ich hab' Muth wie Einer. Hundert Soldaten sind mir nichts. Ich fürcht' mich vor keinem Menschen; ich könnt' manchmal den Galgenberg umreißen, so hab' ich Herz, aber wenn ich die Mutter kommen hör'! Die ist doch nichts gegen hundert Soldaten; es muß sein, weil sie meine Mutter ist. Ja, wenn ich nicht so verwünscht gutmüthig dabei wär'. Die Gutmüthigkeit läßt die Courage nicht herauskommen aus dem Sack. Sonst — daß dich der Guckguck hätt'! siehst du, Sannel, wär's

nicht meine Mutter! Sannel, weißt du noch das vierte Gebot von der Schul'?"

„„Ja,"" sagte die Sannel. Sie faltete die runden Hände unter der verlöschten Lampe und betete, als wär' sie noch in der Schule und müßte aufsagen. „„Du sollst Vater und Mutter ehren, damit dir's wohlgeht und du lange lebst auf Erden. Was ist das? Antwort. Wir sollen Gott — und ja, das ist recht von dir, Hannesle, und es wird dir auch noch kommen, wie der alt' selig' Schulmeister immer gesagt hat. Es ist schon recht, wenn ein Bursch wild ist, wie du sagst, aber gegen Vater und Mutter soll kein Mensch wild sein. Und es ist nur so schöner, wenn Einer, der sonst ein Mordbursch ist, Vater und Mutter ehrt. Und wenn du die Heiterethei — aber wie du nur auf die gekommen bist, Hannesle!""

„Ja, wie man auf so etwas kommt," sagte der Schneider und fühlte sich in seiner Frömmigkeit und im Respekt der Sannel wieder einen rechten Kerl. „Und weißt du; die könnt' die Mutter in Respekt halten. Die geht das viert' Gebot nichts an. Meine Mutter ist nicht ihre Mutter, und darum braucht sie sie auch nicht zu ehren."

„„Ja,"" sagte die Sannel; „„das ist schon wahr. Du denkst doch Alles aus.""

„Was?" lachte der Schneider. „Mit den Kräften und der Courage ist auch noch nicht Alles gethan. Wenn Einer einen rechten Merks hat. Nun hab' ich mir gedacht, wie ich's an die Heiterethei bringen wollt'; denn die ist schnippisch und spöttisch wie der Teufel. Du könnt'st einmal wie von ohngefähr; nu, du begegnest ihr doch einmal — weißt du?"

„„Ja, ich soll's anbringen?"" sagte die Sannel. An ihrer immer muntern Bereitwilligkeit hing ein schwer Gewicht. Sie streifte es ab und das klang wie ein tiefer Seufzer. „„Nu, wenn's nicht anders ist, Hannesle, ich will schon; aber bedenk' dir's noch einmal. Und nu geh' in deine Kammer und schlaf' wohl. Ich hätt' dich nicht so lang' abhalten sollen. Du wirst morgen die Augen nicht können aufhalten, und deine Mutter ist

den Abend schon bös gewest. Ich sag', du bist nach elf heim kommen; sag' du auch so. Und wenn das sein soll mit der Heiterethei, so wird sich's ja schicken. Gut' Nacht, Hannesle. Ich begeg'n ihr schon.'"

Der Schneider war eingeschlafen und träumte einen großen Traum. Er saß auf seiner Brücke und nähte an einem unendlichen Rock. Die Mutter saß ganz still auf ihrem Stuhle, denn die Heiterethei drohte ihr mit dem Finger; und die Heiterethei war noch einmal so groß, als die Mutter. An der Thüre stand ein Hund, so groß, wie der Mutter Bläsle im Stall, und schnaufte, wie die. Aber es war doch, als fehlte ihm das Beste. Da kam die Sannel aus der Küche herein und freute sich über ihn und sein Glück. Da war Alles gut.

Die Sannel aber ging viel langsamer, als gewöhnlich, die Treppe hinab und klopfte der Kuh nicht den Bug, wie sie sonst liebkosend that, wenn ihr Herz voll war von Glück über all' Das, was dem Hannesle heute wieder begegnet war und was er ausgerichtet hatte. Wie langsam ging das Ausziehen, jede Schleife wurde erst zum Knoten. Sie war mit dem Hannesle aufgewachsen vom kleinen Kind an, darum fiel ihr seine Kleinheit nicht auf. Und wuchs er nicht in seiner Haut, so wuchs er in ihrem Herzen. Und so, wie bis jetzt, war es fortgegangen; anders dachte sie sich's nicht, wenn sie seine Frau geworden wäre; nur, daß sie eine Haube trug und Frau Bügel und Frau Meisterin hieß. Wie sie im Bette lag und mit der linken Hand die Thüre ihres engen Gemachs geschlossen hatte, streckte sie sich, so lang sie konnte. Daß sie sich nicht länger strecken konnte, das war's, warum sie so traurig die Treppe heruntergeschlichen, was alle Schlingen zu Knoten gemacht hatte. War sie so groß wie die Heiterethei, hätte sie die Treppe herunterspringen können wie sonst. Da hätte sie nicht die Bläsle vergessen. Aber sie strafte sich für ihr Murren, wie sie es nannte, denn die Sannel war fromm. Gott hatte sie geschaffen, wie sie war; es war Sünde, wenn sie mit ihrer Größe nicht zufrieden war. Und was hatte die Blasse gethan, daß sie leiden sollte unter der Sannel Leiden?

Die Sannel meinte, das Thier könne nicht ruhig schlafen, weil sie ihm nicht zugesprochen, wie sonst. Sie stand auf und ging zu der Bläſſe. „Es war schlecht," sagte sie zu der Kuh; „was kannst du dazu? Du bist mein alt gut Thier." Sie klopfte das Thier auf jeden Bug. Die Kuh machte eine Bewegung und schlief wieder ein. Die Sannel war auch nicht lange mehr wach, als sie einmal wieder in ihrem Behälter steckte. „Die Heiterethei wird Alles allein wollen machen," sagte sie noch leise vor sich hin. „Wenn ich nur wenigstens da könnt' bleiben! Ach, wenn ich nur wenigstens da könnt' bleiben!"

Die Frau Bügel war eine consequente Frau, in Allem, innerlich und äußerlich, eine geradlinige Frau. Wenn sie einmal ein Ziel in das Auge gefaßt hatte, ließ sie es nicht wieder fahren, und eher wäre eine Kanonenkugel unterwegs umgekehrt, als sie. Aber das Sprichwort sagt: „allzuscharf macht schartig" und „eine gute Krümm' geht Nichts üm." Und daß es recht hat, konnte man hier sehen. Ihr ganzes Dichten ging darauf aus, den „Jung" zu einem rechten Manne zu erziehen. Aber die Strenge, mit der sie ihn zum Fleiße und zur Ordnung anhielt, hatte die entgegengesetzte Wirkung. Natürlich war er nicht gern, wo er in steter Furcht sein mußte. Er benutzte jede Gelegenheit, der strengen Zucht sich zu entziehen. Und das zwischen Handwerk und Feldbau getheilte Schaffen in dem dörflichen Städtchen brachte dem Greiflustigen solcher Gelegenheiten genug entgegen. Der Frau Bügel Felder lagen in entgegengesetzten Richtungen von der Stadt. Wie war da eine sichere Controle möglich! Und wie viel Wirthshäuser standen wie Mausefallen an dem Wege von dem einen dieser Grundstücke bis zum andern offen; Der Frau Bügel graugrünliche Augen waren scharf, aber durch Häuserwände hindurch konnten sie doch nicht sehen. Dabei hätte sie Niemand zu der Einsicht gebracht, ihre Strenge erzeuge und fördere das erst, was sie verhüten und vermindern wollte. So wurde sie nur immer strenger; und dem armen Schneider kam

nur das zu gut, daß die eifrige Frau einen so großen Respe
vor dem Spott der Leute hatte, als er vor ihr. So blieb ihr
Tyrannei nur eine häusliche. Außerhalb ihrer vier Wände wa
der Schneider sicher vor den Ausbrüchen ihres Zornes. Ge
schenkt wurde ihm deßhalb nichts. Daheim bekam er mit Zin
sen, was sie ihm außerhalb schuldig geworden war. Desto ver
haßter wurde ihm das Daheimsein. Und sie erreichte auch nich
einmal ihren Zweck. Die Leute wußten doch, was geschah, und
machten sich auf alle Weise darüber lustig. Der Schmied be
hauptete sogar, der Schneider sei so klein geblieben, weil die
Mutter ihn beständig in sich hineingejagt habe. Der Schneider
sei eigentlich ein langer, starker Kerl, aber er habe sich in sich
selber verkrochen, und könne sich nun nicht mehr aus sich heraus
finden.

Es war noch kaum Tag, als [illegible] Sannel schon die Trepp
und Bodenstiege heraufrannte, um an des Hannes Kammerthür
zu pochen. „Steh' auf, Hannesle; deine Mutter singt schon der
zweiten Vers; da zieht sie allemal ihre Strümpf' dabei an.
Und vermerk's nicht, daß du gleich nach Elf heimkommen bist.
Und wegen der Heiterethei; wenn du dich nicht anders hast
besonnen; ich geh' hernach einen Gang und begegn' ihr viel-
leicht."

„„Nein,'" sagte der Hannes drinn. „„Was ich gered't
hab', hab' ich gered't. Aber im Bett ist's doch gar zu schön.
Ist ihre Stimm' zittrig, Sannel?""

„Ja," entgegnete das Mädchen, „schrecklich zittrig. Mach',
daß du auf deiner Brücken sitz'st, wenn sie rein kommt."

„„Es ist doch nirgends schöner, als im Bett,"" sagte der
Schneider drinn und dehnte sich. „„Aber sie ist wohl noch im
ersten Vers?""

„Nu nein. Sie hat schon den letzten angefangen ge-
habt."

Das Mädchen hörte, wie der Schneider aus dem Bette
sprang, und war mit drei Schritten die Bodenstiege herab und
in der Küche. „Er thut's nicht anders," sagte sie traurig vor

ſich hin, „mit der Heiterethei. Wenn ich nur wenigſtens da dürft' bleiben!"

Der Schneider ſchlich auf den Strumpfſpitzen die Treppe herunter; die Pantoffeln zog er erſt an der Stubenthüre an. Er horchte. Die Sannel ſagte eben drinn: „Es hat noch kein Viertel geſchlagen gehabt, da iſt er kommen. Und naß iſt er geweſen! Er iſt in Reick eingekehrt, weil er das Fieber gekriegt hat vom Regen, damit er nur ein Bißle warm geworden iſt. Und war noch immer naß, wie er kommen iſt, und hat mit den Zähnen geklappert, daß es ein Jammer iſt geweſen."

„„Geſchieht ihm recht, dem Nichtsnutz,"" entgegnete die Alte. „„Und nun wird auch ſeine neue Kappen verdorben ſein.""

Sie fing an zu ſingen, und der Schneider ſagte zitternd: „Wenn ſie nur erſt im Haus wär', die Heiterethei! Oder wenn ſo ein Geſangbuchvers einen ganzen Tag thät' dauern!" Dann öffnete er die Thür und ging hinein. Er wußte, ſo lang' der Vers dauerte, den ſie ſang, war er ſicher. Er konnte wenigſtens die Brücke erreichen, ehe das Donnerwetter losging. Die Alte ſang fort, ſie wandte das Geſicht nicht gegen ihn, aber ſie erhob den Arm drohend in die Höhe, und ihr ganzes Geſicht zündete ſich an dem blauen Feuer ihrer Naſenſpitze an.

Der Schneider war ſchon in voller Arbeit, als die Alte fertig wurde mit dem Vers. Seine Augen hatten ſich tief in die Weſtentaſche verkrochen, an der er nähte, um ihrem Blicke nicht zu begegnen, wenn dieſer vernichtend auf ihn fiel. Sie aber wandte ihr Antlitz noch immer ihm nicht zu. Sie kehrte ſich zu der Sannel, die dem Hannes ſich ängſten half.

„So iſt er doch da, der Nichtsnutz?" ſagte ſie, und nach ihrer ſparſamen Weiſe ſoviel als möglich in einem Athem. „Ich hab' gemeint, er wird heut' und morgen nicht aus dem Reicker Wirthshaus herauskommen. Denn ein Wirthshaus iſt dem Sapperlot wie der Flieg' eine Weinflaſche, wo noch naß iſt inwendig. Da iſt leicht 'nein kommen, aber ſchwer wieder 'raus. An allen Wänden bleiben die Flügel kleben. Ja? er iſt doch

da? Hm, hm, hm! Und ich hab' glaubt, der Regen hat ihn in ein Mäusloch geschwemmt und die haben ihn drinnen behalten. Ja, Gott behüt'! Wer wird so einen Nichtsnutz behalten? Niemand, als wer einmal mit ihm gestraft ist und muß ihn behalten. Bis er sich in's Zuchthaus geschwemmt hat, da werden sie ihn behalten. Oder sie kriegen ihn bald wieder."

Die Frau Bügel stand auf. Es war für die bereitwillige Sannel ein Schweres gewesen, auf die Fragen nicht zu antworten. Sie hob bei jeder beide Hände auf und öffnete den kleinen Mund, um wenigstens zu zeigen, es sei nicht Mangel an Dienstwilligkeit von ihrer Seite, daß sie nicht antworte. Aber die Frau Bügel, wußte sie, wollte keine Antwort. Der Schneider that einen Athemzug, so tief und stöhnend, als wüßt' er, es ist sein letzter. Die Sannel half ihm athmen. Die Frau Bügel aber ging in der Stube umher, als wär' der Gedanke von dem Mäuseloch ihr voller Ernst gewesen. Sie sah unter Stühle und Tisch und schüttelte das Haupt nach jedem suchenden Blick. Alles schien sie zu sehen, nur den Hannes auf der Brücke nicht, der einen Knopf mit Tuch und Todesangst überzog. Die Sannel half der Base widerstrebend suchen.

„Wo wird er nur stecken, der Sapperlot? Soll er zu Haus sein, und die gottesfürchtigen Wort' hören, die seine Mutter red't? Ja, der wär' der Recht'. Wo wird er sein? Ja, wenn's antworten könnt', wenn seine Mutter fragt, das böi' Kind!"

„„Nu, da in eurer Stuben,"" schluchzte der Schneider. „„Da auf der Brücken. Ach du lieber Gott im Himmel!""

Die Frau Bügel dehnte sich; die Sannel half ihr sich dehnen, aber mit Widerstreben. Die Frau Bügel nahm das Ding herunter, das von den Nägeln an der Fensterwand, das schreckliche Ding. Aber sie suchte fort. „Da in der Stuben wär' er, da in meiner Stuben? Was? Den müßt' man auf seiner Brücken suchen? Prost die Mahlzeit! Im Wirthshaus ist er. Im Tobaksrauch, daß man ihn schneiden kann, da ist er wie der

Fiſch in ſeinem Waſſer. Und noch ein Maas, Frau Wirthin! Und einen Nordhäuſer darauf! Und luſtig, mein Wenzel! Und das Eicheldauß ſticht. Und o du lieber Auguſtin! Was? Nicht im Wirthshaus wär' der Jung'? Nu, wird er reden, der Sapperlot?"

„„Ja, wenn ihr's haben wollt, Mutter. Aber macht lieber los, damit's überſtanden iſt. Aber ihr werd't ſeh'n, ich krieg' die Schwindſucht. Alle Leut' ſagen's. Meinetwegen ja, es ſoll ja das Wirthshaus ſein. Und das iſt der Eichenwenzel da.""

„Was? Im Wirthshaus iſt er? Und er iſt im Wirthshaus? Nu! will mich der Nichtsnutz blind machen, daß ich meine eigene Stuben nicht mehr kenn'? Und das iſt nicht des Herrn Burgemeiſter ſeine Weſten? Das iſt der Eichelwenzel? Und das dort iſt nicht mein Schmolkes Schatzkäſtlein und meine Schlafhauben? Iſt das ein Wirthshaus, Jung?"

„„Was ſoll ich denn ſagen, ich armer Burſch? Was ich ſag', das iſt nicht recht. Nu freilich iſt das eure Stuben.""

„Meine Stuben? So? Und das wär' meine Stuben, wo du drinn biſt? Und du wärſt, wo du hingehörſt? Und ſäßſt auf deiner Brücken? So erbarm' ſich der Himmel über ſo ein ſündlich Kind. Aber ich will's zieh'n, ſo lang' ich meine Arm' kann heben. Ich will nicht ſchuld ſein, wenn er ein Taugenichts wird. Ich will ihm den Wirthshausteufel austreiben, dem Nichtsnutz dem!"

Und es hätte nicht an der Frau Bügel gelegen, wenn nur ein Stückchen Teufel in ihm blieb.

Aber die Sannel hatte zur rechten Zeit die Thür geöffnet. Der Schneider ſchoß wie ein Pfeil von ſeiner Brücke herab, quer über die Stube und hinaus, die Treppe hinunter und hielt nicht eher an, bis die Luft der Straße um ſein erhitztes Geſicht wehte. Er wußte, nun war er ſicher. Er ſah ſich majeſtätiſch um, gab der Luft einen Klaps mit ſeiner rechten Fauſt und rief: „Reſpekt muß ſein im Haus!" Dann ging er mit Löwenſchritten vor dem Häuschen auf und ab, bis eine leiſe Stimme aus der Thür flüſterte: „Sie iſt in ihre Kammer gangen, Hannesle; du

kannſt wieder 'rauf. Nu iſt ſie wieder gut."

Die Sannel ſtreichelte dem Schneider die heißen Backen, als er bei ihr im Hausflur ſtand, und wiſchte mit weichen Händen den Angſtſchweiß von ſeiner kalten Stirn'. Sie tröſtete ihn, wie nur die Sannel tröſten konnte. Sie hätte gern ſelbſt ſein Kreuz auf ſich genommen. „Und haſt du dir's überlegt, Hannesle?" ſagte ſie dann. „Ich geh' auf's Feld. Vielleicht, daß nur die Heiterethei in Weg läuft."

„Du gehſt in die Erdäpfel," ſagte der Hannes, als er wieder auf der Brücke ſaß. „Da geht dein Weg nach dem Gottesacker zu und ich komm' bald nach. Das ſind die Erdäpfel, in die ich geh'. Und da brauch' ich keine Heiterethei dazu. Und auch keinen Hund. Guck' mich noch recht an, Sannel; wer weiß, wie bald ich in die Erdäpfel geh'."

„„Das iſt Schickſal, Hannesle; deßwegen gehſt du noch nicht in die Erdäpfel. Und die Schickſal' kommen auch von dem, der Eſſen und Trinken ſchickt.""

„Ach Gott! Die Baſ' am Unterende hat mir immer Hefenklös wollen ſchicken; die eſſ' ich ſo gern'. Dumm's Zeug von wegen! Mir hat der Herrgott noch kein Stückle Brot, geſchweig' Hefenklös geſchickt; ich hab' mir's allemal ſelber müſſen verdienen; nicht das Salz dazu hab' ich umſonſt kriegt. Und das Schickſal hab' ich nicht verlangt; wär' nur was Gut's dran, hernach wär's gewiß nicht an mich kommen. Sannel, Hefenklös! Aber die Brüh' muß fett ſein. Und Schnitz und Hutzel dazu. Ach du lieber Gott! Das viert' Gebot iſt mein Schickſal; wenn ich bald in die Erdäpfel geh', hernach hat's das viert' Gebot gethan. Wer weiß, iſt das die letzt' Weſten, die ich mach'! Guck', da kommt vielleicht der letzt' Stich 'rein, den ich thu'. Hernach hat's ausgeſchickſalt und ich eſſ' keine Hefenklös mehr auf der Welt."

„„So darf man nicht reden, Hannesle; die Seel' iſt doch mehr wie Hefenklös. Und ſiehſte, deine Mutter hat gewiß nichts gegen die Heiterethei. Sag's nur der Baſ' am Unterend, die wird's ſchon anbringen bei deiner Mutter, und es ſchickt ſich

jawohl, daß ich der Heiterethei begegn'. Das ist hernachen ein gut Schicksal; und die kommen auch, wenn man nur die bösen geduldig erträgt. Wenn du nur denkst,"" fuhr die Sannel fort, „„daß du's mit der Heiterethei ermachen kannst. Sie ist doch schrecklich wild.""

„Was wild!" sagte der Schneider. „Wenn sie nur Hefenklös kann kochen! Sannel, da ist kein viert' Gebot dabei. Sannel, ich sag' dir: du kennst mich. Und Respekt muß sein im Haus! Und wenn ich erst einen großen Hund hab'! Denn so ein Knirps von einem Spitzle darf's nicht sein. Und ich geh' mit der Heiterethei auf den Schützenhof! Was? Caro, komm' her! Aport, Caro! Da wirst du zum Fenster 'raus lachen. Ich seh' dich schon. Und Menschen und Vieh sollen sich verwundern. Mach' nur, Sannele, und geh'; ich hab' schon keine Ruh' mehr. Sannele, du kennst mich immer noch nicht!"

Die Sannel ging. Sie schüttelte unterwegs wohl hundertmal ihren dicken braunen Zopf. Es war ein ander Ding mit ihrem Glauben bei Nacht, wenn er, heimgekommen, ihr eine Stunde lang erzählt hatte, was Alles er eben gethan und sie sich hineingedacht hatte, als hätte sie Alles selber geseh'n.

Es war Mittag geworden. Der ungeduldige Hannes fragte die rückkehrende Sannel mit den Augen. Sie hatte die Heiterethei nicht getroffen. Den andern Tag war sie glücklicher gewesen. Wenigstens im Finden. Sie wußte sich was auf die Verblümtheit, mit der sie ihre Sache angebracht hatte. Die Heiterethei hatte gesagt: sie wollte den Schneider erst mit in den Zainhammer nehmen und ihn strecken lassen. Aber das würde nicht helfen. Wär' er zu strecken, so müßt' es das Ding an der Fensterwand schon lange gethan haben. „Ich bin aber doch nicht still gewesen," sagte die Sannel, „bis sie gesagt hat: und so ist's und nu ist's fertig. Hernachen ist's, als hätt's der Burgemeister unterschrieben und sein Siegel darauf gemecht. Ich kenn' die Heiterethei." Die Sannel war traurig darüber,

aber sie war auch froh. Sie wußte nicht, daß der Hannes seine Gedanken, sich vor dem vierten Gebot hinter eine Frau zu retten, die stärker wäre, als seine Mutter, nicht aufgeben würde, aber auch eigentlich froh war, daß die Heiterethei nicht angebissen hatte. Wenigstens sagte er das der Sannel.

„Schon gestern ist mir's eingefallen," sagte er. „Sie ist doch nicht, wie ich eine brauch'. Ihr Kopf könnt' um die Hälft' dicker sein und ihre Händ' und Füß' sind mir auch zu klein. Ich muß eine haben, die einen rechten Kopf hat, denn der Kopf ist doch die Hauptsach' am Menschen. Und meiner Mutter ihre Händ', die sind wenigstens noch einmal so lang. Und wenn eins so kleine Füß' hat, denkt man immer, es muß umfallen, wenn man's angreift. Und ich greif' einmal zu; was ich anfaß', das muß fest sein, Sannel. Ja, Sannel, es ist gut, daß sie nicht will, und es hätt' mich doch einmal gereut."

Das nächstemal, daß sie wieder auf der Bodentreppe saßen und die Sannel die Lampe verbergend auf ihrem Schooße hielt, da war der Schneider einen Kopf länger als er selbst. Nur mühsam hatte er etwas zurückgehalten, was ihm immer über die Zunge wollte.

„Und nun kommt das Best'. Ich hab's bis zuletzt aufgehoben," sagte er, „wie ich's allemal mach', wenn ich eine rechte Freud' hab' für dich."

„„Deinetwegen,"" entgegnete die Sannel, „„brauchst du dich nicht zu zwingen. Mich freut Alles, was du mir sagst.""

„Nu gut; aber heut' auch weiter nix. Ich hab' eine, Sannel! Weißt du? Und eine Andere, wie die Heiterethei. Und nu schlaf' wohl. — Aber ich will dir's doch lieber noch sagen, damit du zu Nacht davon kannst träumen. Aber freu' dich nur recht, Sannel. Da setz' die Lampen fort, damit du dich recht kannst freu'n. Und ich will die Jacken 'runter thun und die Hemdärmel zurückmachen. Aber freust du dich denn auch recht?"

Der Hannes verlangte zu viel. Aber was hätte man der Sannel zumuthen können, das sie nicht ausgerichtet hätte!

„„Nu, ich freu' mich ja schon, gewiß, Hannesle,"" sagte sie

und ſetzte die Lampe weg und half dem Hannes ſeine Jacke auszieh'n, damit ja dem Freuen nichts im Wege ſtand.

„Ich mein' gar, du flennſt ſchon vor Freud," ſagte Hannes. Sie wiſchte die bittern Tropfen weg und ſagte: „„Ja freilich."" Sonſt hätte ſie ihm die Freude verdorben. Und einem Menſchen die Freude verderben; ſo viel ſie konnte, das konnte die Sannel nicht.

„Ja, guck," ſagte der Schneider, „und das iſt eine And're, als die Heiterethei. Die Heiterethei iſt vielleicht was länger, aber ſie iſt nur eine Haſelgerten dagegen. Wenn Meine erſt ein Jahrer Zehn von unſern Erdäpfeln am Erlenweg gegeſſen hat, hernachen iſt ſie wie eine Gringelwirths-Valtineſſin. Die hat einen andern Kopf, als die Heiterethei, und da kann man ſagen: die hat Händ' und Füß'. Daß dich der Guckguck hätt', Sannel! Und Haar' brandſchwarz und dick wie Pferdehaar' und ſteif wie ein gewichſter Zwirnsfaden. Kann ſein, daß die Heiterethei ein Paar Haar' mehr hat, dafür iſt ein Haar von Meiner wie ſechs Haar' von der Heiterethei. Und das ſpöttiſch Weſen und das Dummgethu', davon iſt an Meiner nicht ſo viel, wie auf mein'n kleinen Finger geht. Und doch Alles ſo reſolut. Und ein Narr iſt ſie in mich."

Es währte lang', eh' der Hannes zum Erzählen kam, wie er ſie gefunden und die „Sache" ſich gemacht. Und wie oft unterbrach er ſeine Geſchichte wiederum mit Schilderungen! Denn die Sannel freute ſich doch nicht ſo ſehr, als er gedacht.

Die Geſchichte war kürzlich die. Schon ein Paar Tage her, wenn er bei Nacht am Bache hin durch die Gerbergaſſe ging, war ihm, als würfe Jemand kleine Steine nach ihm. Er hatte die Heiterethei im Kopfe und ſah ſich nicht um. Heut', als er ſich wieder geworfen fühlte, meint' er: ſollt's die Heiterethei ſein, und ſie hat's gereut, daß ſie die Sannel abgewieſen hat? Pfiffig, wie er iſt, blieb er ſteh'n, bis wieder ein Steinchen ihn traf, und wendete ſich dann, ſo ſchnell er konnte, nach der Seite zu, woher das Steinchen kam. Der Mond ſchien hell genug, daß er ſeh'n konnte, die Gaſſe war leer; nur dort, woher der

Wurf gekommen, saß eine weibliche Gestalt auf der Steinbank vor einem Hause.

Als ein rechter Bursch, der keinem Mädle gegenüber blöd ist, warf sich der Hannes in die Brust und ging auf die Schwarzhaarige zu, die vor Kichern kaum zu Athem kam. Sie hielt zwar die Schürze vor, aber der Hannes ist nicht dumm. „Wenn dich der Guckguck hätt', die ist's gewest. Und ist sie's gewest, so ist's nicht umsonst gewest." Er strich mit beiden Händen seinen Backenbart nach vorn, indem er vor ihr stehen blieb und sagte: „Guten Abend, Mädle, es ist gut, daß deine Stein' nicht sind, wie dein Kopf, sonst hätt' ich sie besser gespürt. Aber daraus gemacht hätt' ich mir auch nicht mehr." Er sagt' es nicht, aber sein ganzes Wesen verrieth: Er war Einer und was für Einer! Da frag' nur einmal die Sannel bei mir! Die weiß, was der Hannes für Einer ist!

Das Mädchen sagte: „„Guten Abend."" Mehr konnte es vor heimlichem Lachen nicht sprechen und der Hannes sah noch immer nichts von ihr, als die schwarzen Haare und daß es eine ansehnliche Gestalt besaß. Aber die Beschuldigung, sie habe ihn geworfen, konnte sie doch nicht auf sich sitzen lassen oder sie mußte sich wenigstens dagegen wehren. Man weiß ja, wie die Mädle sind, lachte der Hannes in sich hinein, und ihm war, als wär' es nirgend schöner, als in seiner Haut. Denn nie hatte ihn ein Mädle geneckt, daß er nicht gemeint, es sei bis über den Hals in ihn verliebt. Und weil sie nun doch sich zusammennehmen und reden mußte, so sah der Hannes allmälig das ganze Gesicht unter den schwarzen Haaren und er meinte, es sei nicht bitter. Die Stirn war nicht hoch, aber desto breiter, und darunter ein Paar Augen wie glimmende Kohlen. Nichts war klein in dem Gesicht, das Gesicht selber war es nicht und Ecken hatte es auch nicht, an denen man sich stoßen konnte. Die konnte es mit seiner Mutter aufnehmen, meinte der Hannes, die war nach seinem Geschmack und — wer weiß, was wird! Den großen Hund vergaß er auch nicht; er konnte nicht an eine große Frau denken, ohne daß ihm der große Hund einfiel, um sein

Glück in Gedanken voll zu machen. Zu der Heiterethei hatt' er sich einen schwarzen gedacht; bei der schwarzen Frau mußt' es ein weißer sein.

„Wer weiß, wer ihn geworfen hat," sagte das Mädchen und lachte immer noch, soviel es sich Mühe zu geben schien, ernsthaft zu seinen Reden zu seh'n. „Ich hab' mehr zu thun. Ich muß an meinen Schatz denken. Und der ist —" sie sang: nicht weit; wie es im Liede heißt, und lachte mehr als vorher.

Der Hannes fühlte sich bitter enttäuscht. Er nahm eine kurze „gut' Nacht"; aber als er sich kaum gewendet, fühlte er sich von Neuem geworfen. Und das Mädchen hörte auf zu lachen und sagte eiliger, als es scheinen sollte: „Er geht wohl zu seinem Schatz?"

Der Hannes dachte: warum hat sie nicht ausgesungen, wie's im Liede heißt? Und fragt mich nun so? Er blieb steh'n, wandte sich aber noch nicht wieder nach ihr um.

„„Ja, ja,"" sagte sie. „„Ich glaub's schon, es ist schön, wenn ein Bursch zu seinem Schatze geht. Ich hab' keinen und hab' noch keinen gehabt, aber zu glauben ist das schon.""

„Und hast doch an deinen Schatz gedacht?"

„„Nun ja; es ist einer in Gedanken. Es hätt' mir nicht daran gefehlt, so wenig, als einer Andern, aber mir ist nicht jeder recht. Es muß einer sein, ich weiß wie, aber ich sag' es nicht. Er braucht nicht zu fragen. Jedem Andern sag' ich's, nur ihm nicht. Und geh' er zu seinem Schatz; hätt' ich einen da drinn, ich ging auch zu ihm.""

Sie stand auf und wollte in's Haus. Der Schneider hielt sie auf. Seine Arme waren eben lang genug, sie zu umspannen. Das Mädchen wehrte sich, schlug ihm auf die Hände, wollte sich losreißen, aber er war ihr zu stark. Sie mußte bleiben. Sie mußte sich wieder setzen. Er war glücklich, wie stark er war. Sie war fast außer Athem vom Ringen und hatte Lust zu weinen. Sie dauerte ihn.

„Ja," sagte er, „wenn ich zugreif', da ist's nicht zum Spaß.

Aber du biſt keine hieſige. Die hieſigen kenne ich alle; ich hätt' längſt eine, wenn ich eine hieſige möcht'. Ja, du möcht'ſt wiſſen, wo mein Schatz daheim iſt? Ich hab' dir wohl weh gethan, aber ich kann nicht anders. Das weiß der Guckguck, und wenn ich nur ganz leiſ' zugreiſ', da giebt's blaue Flecken. Und wo biſt du denn her?"

„„Von Schackicht,"" ſagte ſie. „„Aber was geht das ihn an? Er hat ſchon einen Ort, wo er hin denkt.""

„Hätt' dich der Guckguck, Mädle!" lachte der Schneider. „Mein Schatz iſt eben daher. Und er hat ſchwarze Haar' und — ja, ich pack' dir nicht Alles auf. Aber es iſt ein prächtiger, das kannſt du glauben. Wenn ich mich nur ſetzen könnt', ich müßt' Stunden lang bei dir ſitzen."

Das Mädchen rückte zu. Es kam eben noch ſo viel Platz heraus, daß der Schneider ſitzen konnte. Aber ſie mußte ihren Arm um ihn ſchlagen. „„Sonſt fällt der Branntwein,"" ſagte ſie.

Wie er ſo neben ihr ſaß, lehnte ſein Geſicht an ihrer Schulter und ſie ragte mit dem ganzen Kopfe über ihn weg. Aber er wußte ſich dennoch was Recht's. Sie hielt ihn wie ein Kind in ihrem Arm und mußte ihn manchmal an ſich drücken, weil er ſonſt vom Steine gerutſcht wäre, wie ſie ſagte. Dazu rauſchte der Bach und von dem Waſſerrad der nahen Kuppelmühle ſchimmerte es wie geſchmolzenes Silber. Der Mond neigte ſich zum Waſſer und das Waſſer ſtrebte ſpritzend hinauf zum Mond. Die dunkeln Schatten ſchmiegten ſich ſo bräutlich an die Häuſer, die Fenſter ſogen ſo durſtig den Mondenſchein ein und glänzten dann alle, als wär' eine feſtliche Hochzeit dahinter. Dem Schneider fehlte nichts zur Seligkeit, als daß die Sannel nicht da war und ſagte: „Hannesle, du biſt ein Mordburſch!"

Ein Wort gab das andere, das das dritte; der Bach war gerade ſo laut, daß die Beiden, Eins das Andere, aber kein Drittes die Beiden verſtehen konnte. Und als die Zeit des Hausthürverſchließens kam, da waren ſie einig, was mit ihnen

werden sollte. Der Hannesle mußte zur Unterender Bäse geh'n; die mußte die Mutter stimmen, ohne davon zu sagen, daß ihr Auftrag vom Hannes kam und der schon mit dem Mädchen bekannt war; wie weit es schon zwischen den Beiden gekommen, das durfte die Mutter noch weniger wissen.

„Die Bas' thut, was ich ihr sag'," meinte der Schneider, nachdem er der Sannel Alles erzählt hatte. „Und Hesenklös, hat Meine gesagt — ihre Leut' haben keine gessen, als wo sie gekocht hat. Und nu nimm deine Lampen und ich will meine Jacken wieder anzieh'n. Und nu schlaf' wohl, Sannele, und denk' dir in deinem Bett noch einmal recht aus, was ich dir erzählt hab', damit du dich recht freust."

Das Eine brauchte der Hannes der Sannel nicht einzuschärfen; aber das Andere wollte nur desto weniger gelingen.

Das Unterend, so heißt ein Theil von Luckenbach; die Lage desselben hat ihm diesen Namen gegeben. Aber er führt auch noch einen andern; man nennt ihn Bettelumkehr. Diese Benennung hat er dem Umstande zu danken, daß er meist aus kleinen ärmlichen, wenigstens ärmlich aussehenden Häusern besteht, bei deren Anblick der bettelnde Arme wieder umkehre, überzeugt, hier sei für ihn Nichts zu holen. Hier wohnte die Base, deren der Schneider gedachte. Sie war eine kinderlose Wittib und hatte all' ihre brachliegende Liebe in Ermangelung eines Bessern auf unsern kleinen Schneider geworfen. Er konnte unbedingt über sie gebieten. Das hatte er für seine Sach' benutzt; und so kam eines Tages die Base über die ganze Breite der Stadt zur Frau Vügel am andern Ende geschritten, um ihr mitzutheilen, daß sie ein Mädle geseh'n, wie für den Hannes und seine Mutter geschaffen. Das geschah denn auch, aber erst nach einer langen Einleitung, wie schlimm es jetzt um die Welt und vornehmlich um die jungen Mädle bestehe, zu welchem Behuf einige Nachbarstöchter zergliedert wurden. Denn gleich auf die Haupt-

sache zu kommen, das wär' wie ungenöthigt am fremden Tische essen, und man weiß in Luckenbach, was „schickerlich" ist.

Da war denn die Base auf einem nöthigen Gang durch die Gerbergasse gekommen und da hatte sie gar nicht anders gemeint, als die Frau Bügel selberts dreißig oder vierzig Jahre vor sich zu seh'n, so tüchtig, rasch und repermandirlich war das Mädle gewest; so breit gestirnt und breit gestellt, wie man die Kalben g'rn hat, denn solche geben einmal tüchtige Küh'. Und hengstenmäßig hat sie geärbet.

Die Frau Bügel meinte, wenn das Mädle auch nicht ganz so wär', wie sie selbst gewesen; für den Nichtsnutz von einem Jungen brauche sie eine Tüchtige; das dürfe nicht etwa so eine Ziege sein, wie sie jetzt meist wären, mit weichen Händen und langen Hörnern, die in Vergnügen und Lumpenstaat über ihr Vermögen hinauswüchsen und hernach an jeder harten Wand zerbrächen. Nun, der Metzger kaufe kein Stückchen Vieh unbegriffen, und man könne sich besehen, ehe man sie handele. Die schwarzen Kuhe möge sie sonst nicht, sie hätten alle was vom Gottseibeiuns; aber keine Regel sei ohne Ausnahme. Man müsse ihr nur den Schwanz recht beschneiden.

Die Base hatte erforscht, wo das Mädchen diente; es war noch nicht lang' hier. Aber es wußte, wo Barthel den Most holt; das hatte die Base aus seiner Antwort gemerkt; und war auch „von guten Leuten."

Die Frau Bügel hatte noch denselben Tag ihren blauen Mantel, mit der weißen Schnur um den Zackenkragen besetzt, umgethan. Sie war so geheimnißvoll gewesen, daß der Schneider, der die Base fortgehen sah, errieth, was sie vorhatte. Sonst hätte er's auch nicht erfahren. Wenn der Handel geschlossen war, da war noch Zeit genug dazu. Der Schneider machte eben ein paar Knabenhöschen. Vielleicht sieht der Knabe in seinem ganzen Leben nicht so viel Furcht und Hoffnung aus, der sie tragen wird, als der Schneider, da er sie nähte! Und das Tuch daran hätte sicher solche Spannung nicht ertragen.

Die Frau Bügel aber ging geraden Weges nach der Gerber-

gasse und zu der Dienstherrschaft der Schwarzhaarigen. Sie hatte sich einen scheinbaren Vorwand ausgedacht, und kam nur wie gelegentlich auf das zu sprechen, was sie wissen mußte. Aber die Gerbersfrau war auch nicht dumm.

„Die fragt nicht umsonst nach der," dachte sie. „Sie wird eine Magd brauchen. Ich wollt', sie braucht' eine, da könnt' ich den schwarzen Teufel los werden und müßt' sie nicht fortschicken. Ich hab' ihr schon zweimal aufgesagt und sie geht nicht; sie thut, als könnt' sie mich fortschicken und wär' Herr im Haus. Und mit Gewalt bring' ich sie, mein' ich, auch nicht fort. Sie bleibt doch, und hernach thut sie nur desto wilder. Ich will sie loben, so gut ich kann. Die Schneiderskätter (so hieß die Frau Bügel in Luckenbach) mag hernach seh'n, ob sie sie zwingt. Da kommt ein Teufel über den andern. Sie mag hernach seh'n, wie sie sie los wird."

Die Frau Bügel glanzte im ganzen Gesicht, wie sonst nur auf der Nase, als sie das Gerberhaus verließ. Aber Eine, wie sie, ging sicher. Sie stieg noch zu einer Nachbarin der Gerbersfrau hinauf. So geschickt sie ihre Sache anfing, auch die errieth, was die Schneiderskätter wollte.

„Die will mich ausholen. Die Gerbersfrau hat das wilde Thier gelobt, um sie loszuwerden. Ich werd' mir auch das Maul nicht verbrennen. Wenn ich's thät und die erfährt's wieder, wer weiß, was mir der Teufelsabbiß anthät'!"

Aber das Gewissen schlug der Nachbarin doch; oder war's ihr zuwider, einen Menschen blos zu loben? „Ja, daß sie tüchtig, fleißig und brav ist, das will ich keinen Hehl haben. Ich weiß auch nicht Schlimm's von ihr; ich müßt's lügen. Aber es steckt keiner inwendig drinne. Und man kann nur sagen, was man gehört hat, und was man selber meint. Man sagt freilich: kurzstirnige Kuh' sind gern stößig. Aber das ist auch blos Gemeint's."

„Wenn's sonst nix wär'!" sagte die Frau Bügel zu sich, als sie die Treppe herunter ging. „Das ist keine tüchtige Kuh, die nicht einmal stößt. Ich laß' mir auch nicht viel an den Hörnern

herummachen. Wenn ſie nur fleißig und brav iſt, und recht arbeten kann; das iſt's, was ich will wiſſen."

Und wo ſie in der Umgegend noch ſich erkundigte, Alle ſprachen wie die Nachbarin der Gerbersfrau. Sie hatten Alle denſelben Grund.

„Der Jung' braucht eine, die tüchtige Hörner hat," ſagte die Frau Bügel auf dem Nachhauſeweg. „Und mein Mann wird ſie nicht ſein, das iſt meinem Kummer ſein Geringſt's. Aber der Metzger will erſt ſeinen Griff thun, eh' er einſchlägt. Die Unterender ſoll mir ſie einmal an einem Sonntag zum Kaffee in's Haus ſchicken. Ich will ſeh'n, was ſie für Zähn' hat. Hernacher kann's ſchon was werden mit der und dem Jung'."

Sie ging ſogleich zu der „Unterender". So erfuhr der Hannes an demſelben Abend noch, ſeine Mutter ſei gar nicht „abſtinat gegen die Sach'," und ſie, die Baſe, ſolle das Mädchen für den Sonntag zu einem Kaffee bei der Mutter einladen.

„Sag' mir nur, wie's deine Mutter gern hat," ſagte Abends die Schwarze zu ihm, als er wieder wie ein Kind neben ihr auf der Ecke der Steinbank ſaß und ihr geſagt hatte, was er wußte. „Es hat jeder Menſch ſo ſein Apart's, und ich mach's gern jed-m Menſchen recht, und wer mich einmal zur Frau kriegt, der hat gewiß nichts verſpielt mit mir. Sie hat's wohl gern, wenn eine hurtig iſt?"

„„Ja,"" ſagte der Schneider, „„aber wenn du noch ein Bißle zurücken könnt'ſt, das wär' mir recht.""

Die Schwarze ſuchte es möglich zu machen. Da es nicht ging, nahm ſie den Schneider in ihre mächtigen Hände und ſetzte ihn mit einem Schwunge wie ein Kind auf ihre Kniee. Der Schneider wollte einen Arm um ihren Hals legen; ſie ſagte: „ich halt' dich ſchon; du fällſt nicht. Und dazu haben wir noch Zeit genug, was du willſt. Es muß nicht immer geleckt ſein. Sag' mir lieber, wie's deine Mutter hält?"

„„Ja, ſiehſte,"" ſagte der Schneider, „„wenn du deinen

Kaffee getrunken haſt, hernachen mußt du gleich in die Kuchen geh'n und die Schalen auswaſchen. Und wenn du eine Arbeit ſteh'n ſiehſt, mußt du dich gleich darüber hermachen. Und darfſt die Küchenthür nicht auflaſſen, ſonſt wird ſie böſ'. Und widerſprechen darfſt du ihr auch nicht, das kann ſie abſolut nicht leiden. Und darfſt auch nicht ſo laut reden, wie ſie. Und ſie ſingt gern einen Geſangbuchsvers, wenn du da den Zweiten dazu könnteſt ſingen, ich mein' den Baß; da könnt'ſt du dich beimachen.""

„Das kann keine beſſer wie ich," meinte die Schwarze, „ich bin in einem Cantorshaus jung geworden."

Der Schneider ſagte noch mancherlei. Zum Lohne wußte ſie dann ſo ſchön mit ihm zu thun, daß der Schneider nichts wünſchte, als die Sannel wäre da und ſähe es. Da würde ſie ſich anders freuen, als wenn er es ihr blos erzählte.

„Mit meiner Mutter," ſagte der Schneider, „da laſſ' ich mir Manch's gefallen wegen dem vierten Gebot; aber ſonſt, da darf mir Niemand in den Weg kommen. Daß dich der Guckguck hätt', Mädle, ich bin Einer. — Nu, frag' nur die Sannel; die weiß, was ich für Einer bin!"

„„Ja,"" ſagte das Mädchen, „„du biſt ein Mordburſch. Das weiß ich auch.""

„Nicht wahr?" lachte der Schneider.

„„Aber wer iſt denn die Sannel?""

„Das iſt ein kleines Mädle," entgegnete der Schneider; „die iſt bei uns im Haus. Sie iſt nicht größer wie ſo hoch." Er zeigte die Höhe eines Kindes von fünf bis ſieben Jahren. „Aber einen Hund, den müſſen wir haben, wie eine Kuh ſo groß."

„„Du ſollt'ſt mir kommen,"" dachte das Mädchen. „„Er müßt' dich denn freſſen. Aber erſt muß ich drinne ſitzen. Eine Wirthſchaft muß ich haben, wo ich Herr bin und kein and'rer Menſch. Und da ſoll mich Keiner wieder herausbringen. Freilich hätt' ich gern einen Mann dazu gehabt. Aber warten kann ich auch nicht länger, bis einer kommt."" So dachte die

Schwarze; aber sie sagte: „Was du willst, Hannes. Wenn ich dich nur einmal sehen sollt' auf einem Pferd reiten!'"

„Ja, Madle," sagte der Schneider, „es ist eigentlich schad um mich, daß ich ein Schneider bin. An mir ist Einer verloren' Nu, frag' nur die Sannel!'"

Den nächsten Sonntag darauf nach dem Nachmittags-gottesdienste sah es in der Küche bei der Frau Bügel gar nicht so aus, wie es da sonst um diese Zeit auszusehen pflegte. Da stand eine große Wanne, und allerlei Wäsche darin, und Seife dabei; und sie stand nicht etwa auf der Bank am Fenster, wohin sie gehörte, sondern auf dem Küchentisch. Auf dem Heerde aber war Feuer und zwei große Töpfe dabei mit Wasser. Und sonst heimelte die Küche Sonntags um diese Zeit aufgeräumt wie ein Stübchen. Die Sannel hatte all' das beschaffen müssen, und sie hätte noch mehr gethan, wenngleich Sonntag war. Aber sie hatte immer mit dem Kopfe dabei geschüttelt; und das that sie noch.

Die Frau Bügel hatte gesagt, sie wollte ein Mädchen probiren, das heute kommen würde. Bestehe das Mädchen die Probe, dann werde es einen guten Dienst erhalten. Wo und bei wem? das sagte sie nicht. Sie hätte nicht soviel zu sagen gebraucht, denn der Schneider wie die Sannel, beide wußten ja, was sie wirklich im Sinne hatte. Aber beide durften sich nichts merken lassen. Am schwersten wurde das dem Schneider.

„Pass' nur auf," sagte er zur Sannel, so oft die Mutter es nicht hören konnte. „Das ist Eine! Die ist unter den Mädlen gerad', was ich unter den Burschen bin. Ich möcht' gleich mit dir tanzen, so bin ich aus dem Häusle. Es ist gut, daß ich jetzt nichts zu machen brauch': ich könnt' die Nadel nicht halten, so süßlich ist mir's in den Händen. Und meine Füß' kann ich nicht still halten; sie fangen von selber an zu hopsen."

Die Sannel sagte nichts. Sie half ihm sich freuen, so gut sie konnte; aber im Herzen war es ihr anders. Sie sah immer

nach der Thüre; es war nicht bloß die Neugier, die Erwartete zu sehen. Es war ja die Thüre, durch die sie hinaus mußte, wenn die Andere einzog. Kam ein junge Frau herein, dann war sie übrig in dem Hause. Sie mochte den Hannes, der nicht daran dachte, in seiner Freude nicht stören. Und erinnerte sie ihn daran, hätte sie das doch gethan. Denn so sehr der Hannes sie über der Anderen vergessen zu haben schien, sie wußte doch, er würde sie nicht gerne gehen sehen.

Aber es hat kein Pfarrer so lange gepredigt; einmal hat er doch aufgehört. Und das geschah auch diesen Nachmittag. Man hörte die Leute aus der Kirche kommen. Der Hannes stieß die Sannel an, die mit ihm am Fenster stand. Denn da kam „Seine" mitten unter den Leuten. Sie hatte ein grünes Kleid an, und war braun unter dem schwarzen Haar wie eine gutgebackene Brodrinde. Und Schritte machte sie wie ein Soldat. Dazu hätten Augen gepaßt, die keck herauf und herunter und herüber und hinüber gefahren wären; aber die dazu gehörten, hielten sich sittig oder wenigstens klug auf den Boden geheftet. Sie wußten, daß ein Mann eine Art Kartoffel ist, und die am ersten einen findet, die fleißig mit den Augen auf der Erde sucht. Die Sannel dachte nur: „Die soll hübscher sein als die Heiterethei? Da weiß ich nicht, womit der Hannes das hat geseh'n; mit seinen Augen nicht!"

Aber es ist auch keine Thüre, die nicht einmal aufginge, und wär' sie noch so lang' zugewesen. Gepocht wurde so leise, als die Sannel den Händen von „des Hannes Seiner", wie sie sie gesehen, nicht zugetraut hätte, daß sie könnten. Die Frau Vügel sagte: „Herrin!"

Das Erste, als Hannes' Mutter und seine Künftige einander gegenüberstanden, war, daß sie sich gegenseitig mit den Augen maßen, ob die Andere wohl ihr Mann sei. „Die ist's nicht," sagte jede in Gedanken zu sich. Und das war für ihre Unterhaltung gut. Sie wäre sonst zäher geflossen. Einen wunderlichen Lauf nahm sie bei alledem an. Sie ergoß sich über den Herrn Pfarrer, der den Nachmittag gepredigt, floß fort an

der Frau Pfarrerin vorbei, und verbreitete ſich dann über allerlei Gethier, wie Kühe und Ziegen, und vielerlei Dinge, als da ſind: Brodbacken, Wäſche waſchen und dergleichen.

Die Schwarze begann ihre Probe mit dem beſten Erfolg. Sie ließ ſich zum Kaffee erſt im Allgemeinen ſechsmal, und im Beſonderen noch dreimal zu jeder einzelnen Taſſe nöthigen. Die Frau Bügel nickte ſich ſelber zu: „Ja, von guten Leuten iſt ſie her; das ſieht man wohl.“

Als die Schwarze zum letztenmale leer getrunken und nun mit der Taſſe in die Küche ging, da fing die Naſe der Frau Bügel an, überirdiſch zu leuchten. Sie lachte bei ſich ſelbſt: „Das iſt doch noch Eine, ſo Eine von den Beſten, wie ich Eine war. Ich hätt' nicht gedacht, daß man jetzund noch ſo Eine find't.“ Und die Schwarze hätte gewiß ein belobendes Lächeln von der Frau Bügel geerntet, wenn ſie nur wieder hereingekommen wäre. Aber ſie blieb draußen. Den Schneider froſtelte mitten in der Seligkeit ein Schauder an, denn die Frau Bügel rückte ihren Naſenklemmer. „Es iſt nix,“ ſagte ſie zu ſich. „Es iſt doch nix. So Eine könnt' ich brauchen, die eine Stund' mit einer einz'gen Taſſen zubringt. In der Zeit hätt' ich den ganzen Marktbrunnenkaſten ausgewaſchen.“

Aber in der Küche erhob ſich ein Geräuſch; da war es, als wären ſechs Wäſcherinnen zugleich an der Arbeit. Das patſchte und ſpritzte und ſeifte und rieb. Dann goß es Waſſer zu, und es ſchien, es wären vier Hände, die das Alles thäten; ſo ſchnell folgte von Neuem das Patſchen und Spritzen und Reiben und Seifen auf das Gießen. Die Frau Bügel ſchlug die Hände zuſammen und begann zu ſingen: „Sei Lob und Ehr' dem höchſten Gut.“ Und als nun draußen durch das Patſchen, Spritzen, Reiben und Seifen eine tiefe Stimme ertönte, und den „Zweiten“ ſang zu der Frau Bügel ſcharfem Diskant, da ließ ſie die Hände am Leibe herabſinken und eine Freudenthräne zitterte auf dem zitternden Bärtchen über ihrer Oberlippe.

Als der Vers aus war, und noch einer, ging die Frau Bügel an die Küchenthüre, öffnete und rief hinaus: „Aber

Mädle, ich hab' dich wohl zur Wäscherin gedungen? Ob du's liegen läßst und herein gehst!" Aber sie sah doch erst eine Weile dem Waschen zu, ehe sie ihr mit Gewalt Einhalt that. Es war wirklich ihre Absicht gewesen, zu sehen, wie der Gast mit der Wäsche umspringe; aber sie meinte nicht, daß das Mädchen ohne Aufforderung zugreifen würde.

„Nimm Sie's nur nicht für ungut," sagte das Mädchen und wusch immer dabei, wie die Frau Bügel sich ausdrückte, als sollte sie gehenkt werden. „Aber ich kann so eine Arbeit nicht seh'n; ich muß g.eich zugreifen. Es ist recht grob und unschickerlich von mir, daß ich da ungeheißen zugreif': das ist schon wahr, und Sie wird bös sein über mich."

Trotz dieses Geständnisses mußte die Frau Bügel Gewalt anwenden, und da wollte die Schwarze nur wenigstens noch den einzigen blauen Strumpf da, dann nur den aber allereinzigen weißen noch waschen, und die Frau Bügel hätte sie doch lassen sollen, da sie einmal darüber gewesen. Endlich aber, da die Frau Bügel fast ernsthaft wurde, was ihr aber nicht aus der Seele kam, da ließ sie schnell Alles liegen und gab nach so vielen andern auch noch die Probe freundlichen, ergebenen Gehorsams.

Als sie aus der Küche kamen, schritt die Frau Bügel so feierlich vor der Schwarzen her, als führe sie nach einem großen Siege einen Triumphzug an.

Die Frau Bügel war nahe daran, so schnell in ihrer „Sachen" mit dem Mädchen einig zu werden, als der Hannes in seiner mit ihm geworden war. Die Schwarze lief vom Tische noch einmal nach der Küchenthüre, als fürchte sie, die Thüre sei nicht richtig eingeklingt. „Es ist so schlecht, wenn eine Thür' aufsteht, und ich kann's gar nicht leiden," sagte sie.

Das war zuviel für die Frau Bügel. An soviel Glück konnte sie nicht glauben, wenigstens nicht an die Dauer eines solchen Glückes. „So gar warme und heit're Tag' bringen Regen", meinte sie bei sich. Und in solcher Lust hätte sie nicht den kleinsten Handel abgemacht, geschweige einen so großen.

„Man muß über eine Sach' nüchtern werden. Der Rath, der über die ander' Nacht kommt, der hat ausgeschlafen."

„Wenn du Luſt haſt, Mädle, zu mir zu zieh'n, und deine Herrſchaft dich läßt geh'n, ſo kannſt du bei mir anzieh'n, wenn du willſt. Red' mit deiner Frau, und ich denk', es ſoll dein Schaden nicht ſein." So ſagte die Frau Bügel zu der Schwarzen, da dieſe gehen wollte und verſichert hatte, nicht um die ganze Welt möchte ſie nur ein Vaterunſer länger vom Hauſe bleiben, als ihr erlaubt ſei. „Eine Viertelſtund' früher muß ich daheim ſein, das thu' ich nicht anders."

Die Schwarze hatte ſich das Ende des Beſuches anders vorgeſtellt. Es war Alles ſo gut gegangen, und ſie hatte ſchon gemeint, ſie könne nicht anders heimgehen denn als Braut. Ihr Geſicht war viel länger geworden, als vorher, wie ſie ſich empfohlen hatte und die Treppe hinabging. „Zum Beſten laſſ' ich mich nicht halten," ſagte ſie zu ſich. „Und komm' ich nur erſt dah'rein, und ſitz' nur erſt feſt, hernachen will ich's der alten Hex' wettmachen! Da verlaßt euch d'rauf!"

„Nu rück' ein Bißle zu, Mädle," ſagte denſelben Abend der Schneider. Er hatte die Schwarze, wie gewöhnlich, wenn er kam, auf der Bank vor ihrem Herrenhauſe ſitzend gefunden, aber die Ellenbogen im Schoos, den Kopf auf den Händen, und das Alles in eine blaue Schürze gewickelt. Wie er ſein „guten Abend, Mädle" geſagt, da war's geweſen, als bekäme, was unter der Schürze ſteckte, einen Krampf, der Schneider wußte nicht, ob vor Lachen, oder vor Weinen. „Ich weiß ſchon," ſagte er, „du willſt hernach recht geſchwind auffahren und mich auslachen, wenn ich erſchreck'. Ja, proſ't die Mahlzeit; damit mußt du einem Andern kommen. Ich erſchreck' nicht, und wenn das Rathhaus einfällt; frag' nur die Sannel. Wie du deine Sache heint haſt gemacht! Du biſt doch auch ein Mordmädle; aber rück' ein Bißle zu."

„„Ich hab' Platz auf der Bank,““ ſagte das Mädchen unter der Schürze hervor.

„Ja, aber ich —“ meinte der Schneider.

„„Ich hab' Platz. Was geht mich ein Andrer an. Ich geh' auch Niemand an; um ein arm Mädle fragt kein Menſch.““

„Wie du biſt, Mädle! Und meine Mutter iſt ganz närriſch auf dich.“

„„Ja, ſie kann mich nicht leiden,““ ſagte das Mädchen und ſchluchzte unter der Schürze.

„Nu, wenn die dich nicht kann leiden!“ Der Schneider ſchlug die Hände zuſammen. „Und hat alle Lob- und Danklieder geſungen, wo im alten Geſangbuch ſteh'n. Auf das neu' hält ſie nichts. Es wär' kein' rechte Andacht drinn. Das im alten, das wär' noch der recht' Herrgott, vor dem man ſich fürchten könnt'. Hernacher hat ſie uns erzählt, wie's iſt geweſen, wo der Herr Superndent nicht anders ausgegangen iſt, wie im Prieſterrock, und anders iſt geweſt wie andere Leut'; und da war's, als red't ſie von dir. Und das will was heißen, denn der gefällt nicht ſo leicht Eine.“

Die Schwarze erhob ihr Geſicht und ſagte: „„Nein; ſie kann mich nicht leiden, ich weiß. Und es hat ſie ſchon gereut, daß ſie geſagt hat, ich ſoll zu ihr zieh'n. Und wenn ich zu ihr bin gezogen, hernacher wird ſich ſchon was finden, daß ſie mich fort kann ſchicken. Nein, ich zieh' nicht hin. Ich bin ſo ſchon im Gered'. Die Leut' ſind wie die Wölf', wo ſo ein arm Lamm von einem Mädle iſt, die Niemanden angehört und das ſich Alles muß laſſen gefallen.““

Der Schneider erſchrack. „Im Gered'? Aber mit wem denn, Mädle?“

„„Nu mit wem? Ich hab' wohl zwei? Ja ſo iſt's. Nu kommſt auch du noch. Und weißt's am beſten, wer mich in's Gered' hat gebracht. Was haſt du mich nicht ruhig laſſen ſitzen nächtens? Ich hab' gut geſeſſen, wie ich hab' geſeſſen. Und nu müßt' ich nicht hören, daß du noch fragſt und thuſt, als wär'

ich schlecht, und es wären so viel, daß man sich müßt' besinnen, mit wem ich im Gered' könnt' sein."

„Ja, mit mir, Mädle?" fragte der Schneider und war glücklich, daß ein Mädchen mit ihm im Gerede sein sollte, und zwar ein so großes. Er hätte gar zu gern gehört, was die Leute sagten; er fragte das Mädchen darnach.

„„Nu,"" sagte die, „„hätt ich's nur könnt' denken, ich hätt' dich nicht angeseh'n.""

„Aber so sag' doch nur," drängte der Schneider. „Wie sagen denn die Leut'?"

„„Und will'st auch noch hören, wie du bist?"" sagte das Mädchen schluchzend. „„Nu, daß du ein Schlimmer bist, der alle Mädle närrisch macht, und lachst sie hernacher aus. Und nun weißt du, was die Leut' reden, wenn du's nicht gewußt hast, und nun geh'. Es sind noch genug Mädle auf der Welt, die du närrisch in dich kannst machen. Ich bin nicht närrisch in dich. Und zu deiner Mutter zieh' ich nicht. Zum besten lass' ich mich nicht halten, von dir nicht und von Keinem.""

Der Schneider war überglücklich. Das Mädchen mußte ihm noch einmal sagen, wie die Leute von ihm redeten. „Ich wär' ein Schlimmer! Ich hab' noch kein Mädle närrisch gemacht. Und hernacher ausgelacht hab' ich auch Keine." So sagte er, und wollte sich krank lachen, aber in solchem Tone, daß es das Gegentheil hieß. „Um mich ist noch keine krank worden. Und sich was angethan um meinetwegen, das hat noch gar keine."

Aber er war überzeugt, alle Mädchen, die in Luckenbach krank waren, die waren das um ihn. Und er besann sich, ob nicht, seit er ein Bursche war, eine in das Wasser gegangen. „O daß die Sannel da gewesen wär'! Daß die Sannel da gewesen wär'!"

Aber der Hannes hatte, so „ein Schlimmer" er auch war, doch ein gutes Herz. Die armen Mädchen dauerten ihn alle; aber er konnte nur einer helfen, der, die ihn am meisten dauerte.

Und die ſchluchzte, daß es einen Härteren hätte erbarmen müſſen, als er war.

„„Ja, die Leut' haben geſeh'n, daß du die Abend' her bei mir geſeſſen haſt,““ ſagte ſie, wenn ſie das Schluchzen dazu kommen ließ. „„Aber nu kannſt du ſitzen, bei wem du willſt. Ich laſſ' keinen mehr neben mir ſitzen, als wer vor Gott und den Menſchen Meiner iſt, wo Niemand mehr darüber reden darf. So einen am allerwenigſten, wie du biſt.““

„Aber Mädle, was kann denn ich dazu, daß ich ſo einer bin? Wenn die Mädle närriſch werden, ich hab' noch keine wollen närriſch machen. Guck, und wenn mich eine beim linken Arm zerrt', und eine beim rechten, und an jedem Fuß eine, und an jeder Haarſpitzen ein Schock, du biſt mir recht, du biſt, wie ich eine brauch'. Und nu rück' zu, Mädle. Du biſt mir gut genug. Es giebt ihrer, die noch größer ſind und ſchöner, als du; aber wo die Lieb' hinfällt, da fällt ſie hin; und ich werd' Deiner und keiner Anderen ſonſten.“

„„Ja, und ſo ſagſt du jeder. Aber ich bin nicht ſo dumm, wie jede. Ich bin zu gut für deinen Spaß. Und ich brauch's auch nicht. Ich brauch' keinen zu bitten, er ſoll ſo gut ſein und mich nehmen. Der Müller in Schackigt will mich. Und es ſind noch And're, die mich wollen. Ich hab' Keinen gewollt, aber nu muß ich ihn nehmen, daß ich aus dem Gered' komm'. Ich hab' meiner Frau aufgeſagt und kann morgen geh'n. Aber zu deiner Mutter zieh' ich nicht. Der Müller in Schackigt will mir's ſchriftlich geben, daß er mich nehmen will. Eher mag ich nichts von ihm wiſſen. O, man wird einmal klug. Ich will nicht noch einmal in's Gered' kommen. Und wenn man dann ledig bleibt, da ſagen die Leut', man iſt nichts werth geweſt.““

Der Schneider erſchrack von Neuem. „Daß dich der Guckguck hätt', Mädle; was ein Anderer thut, das thu' ich auch. Frag' nur die Sannel. Ich ſchreib's heut' noch, Mädle. Ich hab' erſt geſtern früh wieder Tinten 'reingethan in mein Tintenfaß, und Papier und Feder hab' ich auch in meinem Kaſten.

Gewiß und wahrhaftig, aber nu rück' zu. Von dem langen Stehen wird man müd'."

„„Ist's wahr? Und ist's wirklich dein Ernst, Hannesle?"" fragte das Mädchen einmal um's and're. „„Nu so will ich dir nur sagen, ich hätt' mich todt gegrämt, wenn ich den Schackigter Müller hätt' müssen nehmen. Nicht öpper, weil er garstig wär'. Er ist nicht ganz so hübsch wie du, aber es sind doch nicht viel Burschʼ hübscher. Und langʼ ist er wie eine Stangen, und in der Mitten so dünn. Aber siehst du, Hannesle, das kannst du mir nicht übel nehmen; denn lachst du mich am Endʼ aus, so nimmt mich auch der Schackigter Müller nicht. Denn die Burschʼ in der ganzen Gegend haben's auf dich. Sie wollen keine nehmen, die mit dir im Geredʼ ist gewesen. Das thun sie, weil sie's ärgert, daß die Mädle lieber dich wollen haben, als sie. Und eine alte Jungfer mag eine doch nicht werden. Siehst du, ich möchtʼ dich gleich erdrücken vor Liebʼ und Freudʼ. Aber hernach lachst du mich doch aus am Endʼ. Ich greifʼ dich nicht eher an und lassʼ mich nicht eher angreifen, bis ich gewiß bin, daß du mich nicht auslachst.""

Und sie hielt ihr Wort. Der Mond hatte noch lange auf die Beiden geschienen, wie sie dort saßen; er kann es bezeugen. Er hat geseh'n, wie der Hannes gleich geschrieben hätte, wäre nur seine Dinte und Feder und Papier auf der Gerbergasse gewesen und nicht daheim im Kasten. Aber noch heute wollte er schreiben und die Sannel sollte es morgen in der Frühe zu der Schwarzen tragen, sowie sie die Kuh gefüttert. Die, wenn die nur heute dabei gewesen wäre!

Ja, die Sannel. Aber wer weiß, ob sie sich gefreut hätte. Sie war ja gar nicht mehr wie sonst. Hätte sie sich nicht mehr über die Sache gefreut, als sie sich über die Erzählung davon freute; da war sie besser daheim.

Der Hannes wollte heute gar kein Ständchen halten. Er

ſtürmte die Bodentreppe hinan, um nur gleich den Schein zu ſchreiben, den die Schwarze verlangt.

„Ja, ſonſt zieht ſie nicht zur Mutter," ſagte er zu der Sannel, die ihm rieth, ſich vorzuſehen, oder ſich doch nur erſt zu beſinnen. „Und nimmt den Schackigter Müller, und hernach ſitz' ich da und das viert' Gebot ruht nicht, bis ich in die Erdäpfel gangen bin. Aber du biſt auch nicht mehr, wie du biſt geweſen; dir wär's recht, wenn's nur recht bald all' wär' mit mir."

„„Wär' ich nicht mehr ſo, wie ich geweſt bin,"" ſagte die Sannel, „„hernachen ließ' ich dich geh'n."" Sie ſtreichelte ihn und ſagte: „„Gelt, Hannes, du ſetz'ſt dich erſt her zu mir auf die Treppen? Wer weiß, iſt's nicht mehr oft, daß wir beiſammen da ſitzen.""

„Möcht' ich wiſſen, warum?" entgegnete der Hannes und ließ ſich von ihren weichen Händen neben ihr niederziehen. Sie nahm die Lampe, die ſie derweilen hingeſtellt, wieder auf ihren Schoos.

„„Guck,"" ſagte ſie, „„wenn man das Licht da ſieht brennen, meint man auch, es könnt' nicht ausgeh'n. Ich hab' die Tag' her allerlei ſolche Gedanken gehabt. Und einmal geht's doch aus. Und es iſt gut, wenn man das vorher weiß. Ich hab' dir nichts davon wollen ſagen, aber einmal muß es doch ſein.""

„Ich wollt', du ſagſt's gleich, was doch muß ſein," ſagte der Hannes. „Wenn eins ſo erbärmlich anfängt zu reden, da kann's einem ordentlich angſt werden. Sag's doch heraus, was ſein muß; du weißt, Sannel, ich erſchreck' nicht ſo leicht. Ich erſchreck' nicht, wenn's Rathhaus einfällt; frag' nur die Sannel! Ja ſo, du biſt ja ſelbſten die Sannel. Aber, Sannel, du könnt'ſt mir's vielleicht morgen ſagen. Und iſt's denn ſo was gar Schrecklich's? Du willſt doch nicht gar fort, Sannel?"

„„Ich will nicht fort,"" ſagte die Sannel traurig. „„Ich bin in dem Häusle geweſt und bei dir, ſo lang' ich mich kann beſinnen, und von ſelber geh' ich gewiß nicht; da brauchſt du

nicht zu fragen; das weißt du allein. Aber wenn eine junge Frau 'rein kommt, hernach bin ich übrig. Was zu machen ist das kann Eine machen. Und wo ich wüßt', ich verdien's nicht da könnt' ich auch nicht wohnen und essen. Zumal jetzund, wo das lieb' Brod so theuer ist; und das Geld so spärig'. Aber deßwegen ist's nicht, daß ich sag', du sollst dir die Sach' mit der überlegen. Sie sagen, wenn man einmal was unterschrieben hat, hernachen ist man sein eigener Herr nicht mehr; da ist einem die eigene Seel' wie versiegelt. Das mit dem Schackigter Müller wird nicht solche Eile haben, sonst wär' ihr's früher eingefallen. Guck', wenn die Heiterethei hereingekommen wär', da wär' ich ruhiger gangen. Denn die Heiterethei kenn' ich, und sie ist keine Brävere im ganzen Ort; aber von der weiß man nichts. Man weiß nicht, wer ihre Küh' und ihre Ziegen sind. Und wenn sie noch solche Augen hätt', wie die Heiterethei, wo die helle Gutthat heraus leucht't. Guck', du mußt's nicht ungenehmen, wenn ich's sag'; aber das sind falsche Augen, die die hat. Die hat zweierlei Gesichter, eins für sich und eins für die andern Leut'. Hannesle, thu', was du willst, nur verschreib dich der nicht. Und wenn sie den Schackigter Müller heirath't, du kriegst noch immer eine Andere, und es ist um so besser für dich. Und du weißt, ich thu' Alles, was die Leut' wollen, und thu's gern, aber wenn du auch schreibst, der trag' ich's nicht hin. Sie hat mir nichts gethan, und ich weiß nicht, warum; aber ich weiß so gewiß, als ich die Lampen da in der Hand hab', mit der renn du in den Geißgraben, Hannesle.""

Der Hannes besann sich nicht gerne. „Wenn man sich über Alles noch lang' wollt' besinnen," sagte er, „da könnt' man vor lauter Besinnen nichts thun. Und das ist schlecht von dir daß du mir da eine Unruh' machst, daß ich immer denk', ich muß mich besinnen; und wenn ich mich besinn', so nehm' ich sie am End' nicht, und hernach nimmt sie der Schackigter Müller. Da ist eins so schlimm wie das ander'. Und hernachen — was du von ihren Augen sagst, das bildest du dir nur ein. Und davon wegen, daß du denkst, du bist übrig und sollst fort, das ist

dummes Zeug. Das ist, als wenn du sagst, die Deck' da oben, die soll fort, oder der Ofen unten in der Stuben. Und wenn's ihr einfiel', das wär' ein Wort von mir; und was ich sag', die thut's. Denn Respekt muß sein im Haus. Und da ist's vierte Gebot nicht dabei. Du kennst mich nicht, wie ich bin. Wenn ich einmal anfang' — nu, frag' nur die Sannel. Und nu sag' nichts weiter; ich halt' mir die Ohren zu."

Das that er auch wirklich. Sie stand noch lange vergeblich vor seiner Kammerthüre und pochte leise und gab ihm durch das Schlüsselloch die besten Worte. Aber das Heirathsversprechen trug sie nicht hin; der Hannes mußte es durch einen Nachbarsjungen schicken. Dabei schmollte sie nicht und war in allen andern Dingen so willig, ja noch williger, als je.

Die Frau Bügel redete mit der Gerbersfrau. Die war froh, die Schwarze los zu werden, und sagte, diese könne gehen, wann sie wolle, und wenn es gleich jetzo wäre. Solche Gefälligkeit hatte die Frau Bügel von der Gerbersfrau nicht erwartet, und sie hatte ihre Gedanken darüber auf dem Rückweg nach Hause.

„Wenn man eine hat, die was taugt, dann hält man sie fester. Oder man sagt: sie kann morgen geh'n oder übermorgen, ich will mich erst nach einer andern umthun; oder auch: sie soll erst noch das und das im Voraus machen, damit man sich eine Zeit allein behelfen kann. Nu, es wird sich Alles zeigen. Und wenn sie die Best' ist, so ist's kein Schaden, daß ich sie erst eine Zeit auf die Prob' nehm'."

Und nicht lange nach der Frau Bügel kam denn auch die Schwarze in das Haus. Sie brachte einen schweren Koffer mit sich; es war nicht Alles drinnen, was sie hatte. Das Meiste, sagte sie, und das Beste sei noch zu Haus in Schackigt bei ihrer Schwester, der Bäckersfrau.

Die Schwarze hatte ein Bett bekommen in dem Schlafkämmerlein der Frau Bügel, aber noch war keine Rede davon, daß die Sannel fort sollte. Der Schneider war überglücklich; es kostete ihm Mühe genug, es nicht merken zu lassen. Nur das gefiel ihm nicht, daß er nicht öfter und länger mit ihr allein sein konnte. Die Frau Bügel schien ihn auch für einen „Schlimmen" zu halten, wie die Schwarze that. Es schickte sich jederzeit wie zufällig, daß sie die Dritte war. Aber das kam ihm noch zugut, daß das Ding an der Fensterwand aus Rücksicht auf die neue Ankömmlingin in Unthätigkeit verfiel. Er wurde ganz übermüthig davon. Die Sannel hatte wenig oder nichts mehr zu thun, die Schwarze machte Alles, was zu machen war; und es schien, sie hatte daran nicht genug. Die Sannel warf sich es bei jedem Bissen Brod vor, daß sie ihn nicht verdient habe, und aß immer weniger, und wurde vor Hunger und Gram ganz blaß. Dennoch that sie alles Mögliche, sich zu freuen, was der Hannes wohl mehr als zwanzigmal den Tag von ihr verlangte. Zeit genug hatte sie dazu.

Die Frau Bügel war in den ersten Wochen fast jeden Tag daran, der Probe ein Ende zu machen, und die Schwarze erwartete das jeden Tag. Sie zwang ihre wachsende Ungeduld und ließ ihren Aerger über die Verzögerung mit Zins auf Zins stehen. Wenn sie einmal fest saß, dann wollte sie sich bezahlt machen für all den Zwang, den sie sich angethan; damit vertröstete sie sich zwei ganze Wochen lang. Länger aber ging es nicht. Die Galle trat ihr in das Blut und machte ihr die Hände zittern. Wenn sie allein war, dann ließ sie ihren Zorn an ihrer Arbeit aus. Das Geschirre und das Vieh, Kannen und Gelten, Kuh und Ziege mußten ihr entgelten. Das arme Vieh, das an weichere, freundliche Hände gewöhnt war, grämte sich und wurde nicht glatter davon.

Die Frau Bügel, die nichts zu bemerken schien, bemerkte Alles. Sie fing an, die Sache zu durchschauen, wenn auch nicht die ganze. Das Eine wurde ihr klar, daß die Schwarze sich

bei dem Kaffeebeſuche verſtellt hatte, wenn ſie auch nicht begriff, warum.

„Aber was haſt du nur, Mädle?“ ſagte Frau Bügel. „Du ſehſt die Tag' her aus, als hätt'ſt du immer alle die Zähn' zuſammen gebiſſen, und red'ſt kaum, und wenn du red'ſt, ſo iſt's, als wenn dir der Aerger die Gurgel verſchnüren thät'. Haſt du den Aerger?“

„„Nu freilich,““ entgegnete die Schwarze. „„Meine Leut' daheim, wo ich hingehör', da iſt ſo ein alt' Fegfeuer, die ſind't kein End' und kein Trumm. Aber zum Beſten laß' ich mich nicht haben, das ſoll ſie nur wiſſen. Ich hab' Geduld, wie ſie die Hundertſt' nicht hat. Aber wenn mir's zu arg wird, ich will das Trumm ſchon finden.““

„Ja, ſie ſchicken dir deine Sachen nicht,“ ſagte Frau Bügel, „und haben ſie ſchon vor acht Tagen wollen ſchicken.“

„„Ja, ich will doch ſeh'n,““ ſagte die Schwarze, „„ob ich krieg', was mir gehört. Nu wart' ich nicht mehr lang'. Das alt' Fegfeuer weiß nicht, mit wem ſie's zu thun kriegt.““

„Nu, ich ſollt' deiner Schweſter ihr Schwieger ſein,“ dachte die Frau Bügel, und es kam ihr in die Hände wie der Schwarzen. „Ich wollt' dir das alt' Fegfeuer anſtreichen.“ Die Frau Bügel hatte das Eigene, daß ſie Niemand zornig ſehen konnte ohne angeſteckt zu werden. Wenn ſie Jemand auf der Gaſſe oder ſonſt zanken hörte, da koſtete ihr es Mühe, nicht mit dem Zanker zu zanken. Und ſie hätte ſich gern über die Schwarze hergemacht, aber es war ihr um die Leute. Das Mädchen war ihr ſchnell zuwider geworden, vielleicht, weil ſie im Anfang zu ſehr von ihr eingenommen geweſen war. Vor der Sannel, die ſie kannte, von der ſie wußte, die war wie eine verſchloſſene Truhe, zu der ſie den Schlüſſel hatte, verſteckte ſie ihre Meinung nicht. Sie, hatte auch die falſchen Augen der Schwarzen bemerkt. Die Sannel meinte bei ſich: „Wenn die Bäs die nur früher hätt' weggekriegt! Nu iſt's zu ſpät. Nu hat der Hanneſle ſich der verſchrieben, und iſt ſein eigener Herr geweſt, und

seine Seel' ist wie versiegelt. Und ich wollt', ich stürb', de nu ist doch keine Freud' mehr für mich auf der Welt."

Das Unerquickliche des Zustandes nahm nicht ab, mit jed Tage wurde er verbissener. In der Frau Bügel so gut, wie der Schwarzen Herzen hatte sich der Zunder gesammelt; es durfte nur eines Funkens, so standen sie beide bald in voll Brand. Und wo das Schicksal einmal Zunder gesammelt, weiß es auch einen Funken hineinzuschlagen.

Die Frau Bügel begann daran herumzureden, es sei wenig zu thun, und es wären zu viele Leute im Haus. D Schwarze verstand nur zu gut, was sie meinte. Daß der Schn der nichts vermochte im Haus und durch ihn nichts dur zusetzen war, das wußte sie lange; das hatte sie ihm gleich zu erstenmal angesehen. Und sie war gar nicht die Person, die ein Vollzieher ihrer Thaten brauchte. Sie wollte nicht warten, b man sie gehen hieße.

Und so stand sie eines Morgens in ihrer ganzen Breite v der Frau Bügel. Und diese schien ihr noch nicht breit genu sie nahm die gewaltigen Arme zu Hülfe, die sie in ihre Seit stemmte. Dann sagte sie kurz, als sei sie nicht gesonnen, gro Umstände zu machen: „Und wie ist's nu? Wird nu einm ein End'? Nu bin ich beinah' drei Wochen in dem armselig Häusle. Und ich bin nicht h'reingezogen, um einem alten Fe fener ihre Magd zu sein. Ich will nu wissen, wie ich d'ran bin

Die Frau Bügel stand sprachlos. Dem Schneider a seiner Brücke kam ein Schauder an vor seinem Schatz. Er hi die Nadel wie versteint in die Luft.

„Ich will nu wissen," fuhr die Schwarze fort, „ob ich wer zu meinem Recht kommen. Länger zum Besten halten laß' mich nicht."

Die Frau Bügel wurde endlich „ihrer Hörner mächtig Sie war nicht die Frau, die sich lange daran herum mach ließ. Das sagte sie der Schwarzen. Die aber versicherte, fürchte sich nicht. Sie wüßte eine Tolle bei den Hörnern packen. Und sie sei in ihrem Recht.

„„Das da ist meine Stuben,““ sagte die Frau Bügel, „„und da ist kein Recht drinn, als meines. Und ich will dir zeigen, was da für ein Recht drinn ist. Da ist ein Recht drinn, daß ich 'nauswerf', was nicht 'rein gehört. Ich hab' mir dein Gesicht lang genug lassen gefallen. Du bist meine Magd, und ich kann dich fortschicken, wenn mir's gefällt.“

„In der Stuben da hab' ich soviel Recht als ihr,“ sagte die Schwarze ruhig, weil sie ihres Vortheils bewußt war. „Und ich frag' nu, wann das erst' Aufgebot gehalten wird.“

Die Frau Bügel verbiß ihre Wuth. So tapfer sie war, vor tollen Menschen fürchtete sie sich. Und die so redete, mußte toll sein. Sie wollte das Fenster öffnen und um Hülfe schreien.

Aber die Schwarze nahm sie bei den Armen und hielt sie fest. Die Frau Bügel war nahe daran, in Ohnmacht zu fallen. Die Schwarze drückte ihr Fleisch und Knochen zusammen. Solche Kraft hat nur ein toller Mensch. Die Frau Bügel war eine starke Frau und wußte, wie man drücken kann, wenn man nicht toll ist. Das, was sie empfand, ging weit darüber hinaus.

„Nu bin ich die Gesichter satt,“ sagte die Schwarze und freute sich über ihren Triumph. Die Frau Bügel sah nun, daß sie ihr Mann nicht war. „So leid' ich's nicht länger. Es gibt nur ein Gered' unter den Leuten, wenn Brautleut' so lang' vor der Hochzeit in einem Häusle beisammen sind. Den nächsten Sonntag muß das erst' Aufgebot sein, und den Sonntag über drei Wochen ist die Hochzig. Und wenn Niemand anders zum Pfarrer geht, so geh' ich. Ein End' muß sein.“

Die Frau Bügel war nahe daran, selbst konfus zu werden. Die Schwarze sprach wie eine Tolle, und sprach doch auch, als wäre sie bei Verstand. Ein zufälliger Blick auf den Schneider brachte sie dem Verständnisse näher. „Der Jung' hat kein gut Gewissen. So ist Alles Betrug gewest. Aber ich will dich, du Nichtsnutz! Da bin ich erst noch dabei.“

„„Was hast du gemacht, Jung'?““ fragte sie ihn drohend.

„Ja, was hab' ich gemacht?“ sagte der Schneider voll Angst.

„Ich bin doch nu ein Bursch — der von Nachbars ist sech Jahr jünger und hat gefreit.“ Der Schneider war ein getheilte Mensch. Daß er sah, die Schwarze ließ die Mutter nicht übe ihn, das beruhigte ihn; und das hatte er ja gewollt. Deßhal hatte er ja die Schwarze hereingeschwärzt in das Haus. Abe zugleich dauerte ihn die Mutter. Daran hatte er vorher nich gedacht.

„„Und da thut der Nichtsnutz noch, als müßt' er dabe sein, wenn er soll frei'n? Das ist meine Sach'. Da hat so ei Jung' sich nicht drein zu mischen. Das geht dich nix an, we du sollst frei'n. Und so schlecht du bist, Jung', für so ein' Hackstock bist du noch zu gut. Da wird nix. Und die d macht nu ein End' und packt sich. In meinem Häusle ist Nie mand Herr, als ich. Sonst will ich den Polizei lassen kommen.“

„Gut,“ sagte die Schwarze, ohne sich zu rühren. „Un wenn das alt' Fegfeuer da den Polizei nicht läßt kommen, l lass' ich den Polizei kommen. Da ist's, wenn das alt' Fegfeue kann leien.“

„Thu' ihr ihre Brillen her,“ wandte sie sich zu dem Schnei der. Der gehorchte, vergaß aber nicht, sich in gehöriger Ent fernung zu halten. Und das war klug von ihm.

Die Schwarze aber zog ein vielmal gefaltet Papier unte ihrem Halstuch hervor, machte es an ihrer Schürze glatt un hielt es der Frau Bügel vor die Augen.

Die Sannel hatte es dem Hannes wohl gesagt: „Wer s was unterschreibt, ist sein eigener Herr nicht mehr, und hernache ist seine Seele wie versiegelt.“ Der Schneider fühlte eine Druck auf seiner Seele, als stecke sie unter einer Siegelpresse Aber er tröstete sich: „Wenn sie nur einmal sieht, es ist nich anders, hernach wird sie sich schon beruhigen.“

Das ging aber nicht so schnell. Erst war die Frau Büge erschrocken, daß ihre Nase all' ihre Farbe verlor; dann erholt ne sich und sagte: „Was so ein Jung' schreibt, das ist nix ge schrieben. Was so ein Jung' ohne seine Mutter macht, das i nix und gilt nix. Ich kann einer die Eh' versprechen, denn ic

bin eine Frau; aber so ein Jung' kann nix. Und da hat der Zimmermann das Loch gelassen."

„„Ei, ich weiß so eins,"" sagte die Schwarze höhnisch, „„wo die Leut' wissen, wenn sie 'nein kommen, aber nicht, wenn sie wieder 'raus kommen. Und das ist im Thurm, und da hat der Bütte den Schlüssel dazu. Und wenn einer mündig ist, da gilt's, was er hat geschrieben. Der dort braucht keinen Vormund in den Gerichten, aber Sie braucht einen. Und wenn Sie was schreibt, da muß ein Curator dabei sein. Und nu will ich ein End' und geh' auf der Stell' zum Pastor.""

Aber noch ergab die Frau Bügel sich nicht, so wenig mehr sie gegen die Gültigkeit der Verschreibung aufbringen konnte. Sie sagte: „Recht so. Und der Jung' kann mitgeh'n. Aber in mein Häusle soll er mir nicht wieder kommen. Und wenn ich einmal sterb', so vermach' ich's der Sannel. Hat er's ohne mich geschrieben, so kann er auch ohne mich sein, der Nichtsnutz, der!"

Die Schwarze lachte. „„Ja, so dumm, wie man selber ist, darf man die Leut' nicht meinen,"" sagte sie. „„Das Häusle kommt von seinem Vater, und das Bißle andere Hab und Gut ist auch von ihm. Und nu ist's Alles dem Hannes, und nu fragt sich's nicht, ob Sie mich will 'rein lassen. Nu ist's die Frag', ob ich Sie rein lass'. Denn in meinem eig'nen Häusle lass' ich mir nicht auf der Nasen tanzen.""

Die Schwarze zog sich zum Ausgehen an. Und das that sie so, daß man auch sehen sollte, sie sei nun der Herr im Haus.

Die Frau Bügel war ganz in sich zusammen gebrochen. Sie klagte es Gott und der Welt, wie unerhört ihr mitgespielt würde. Und wie schlecht es sei, sich durch Lug und Trug in ein fremdes Haus hineinzustehlen.

„Ja," sagte die Schwarze und lachte dazu. „Und so ein Schiebkarr'n von einem Häusle war's auch der Müh' werth. Ich hätt' eine Wirthschaft können bekommen, die hundertmal so viel wär' werth gewest. Um solch' Armuthei trägt's auch aus, so viel zu reden. Mich hat's sechsmal gereut gehabt. Aber ich

hab' einmal meinen Kopf aufgesetzt gehabt. Es ist den Aerge
nicht werth, den hab' ich einfressen müssen. Aber ich will ih
schon wettmachen; da hab ich mir die Hand darauf geben."

Der Schneider hörte von alledem nichts. Er dachte nu
an den Augenblick, wo die Schwarze hinausgegangen und e
hülflos in der Gewalt seiner Mutter sein würde. In der Angs
nur fortzukommen, sagte er: „ich geh' mit." Und da d
Schwarze nicht wartete, so lief er, Jacke und Weste, die er noc
nicht hatte anziehen können, in den Händen, der Gehenden auf den
Fuße nach.

Ein junger Fürst, der einen Thron besteigt, oder ein neue
Minister pflegt, wie man sagt, Alles auf den Kopf zu stellen
was sein Vorgänger auf die Füße gestellt hatte, und was an
der rechten Seite lag, auf die linke zu legen, und umgekehrt
Und vielleicht hat das sein Gutes, wenn der große, ewig schlafend
Leib des Alltags, den man Schlendrian nennt, gezwungen wird
seine gläsernen Augen einmal aufzuthun. Schaden wenigsten
wird es ihm nichts, denn er macht sie doch gleich wieder zu. Un
einem Volke, das oft Dreimännerwein trinken muß, ist's soga
nöthig, daß es manchmal auf die andere Seite gewendet wird.

Das Schicksal widerfährt aber auch dem kleinsten Häuschen
wenn eine junge Frau an's Ruder kommt. Da darf Nichts da
alte Gesicht behalten. Ein Beleg war das kleine Häuschen fa
am Ende von Luckenbach. Eine Thüre oder ein Fenster auf
zulassen, war unter der vorigen Regierung ein Hauptverbrechen
gewesen, jetzt versah's Eins bei der Regierung, wenn es ei
Fenster oder eine Thüre schloß. Die vorige war eben ein
Cabinetsregierung, die eine große Scheu vor der Oeffentlichkei
trug; die nunmehrige scheute sich weder vor der Oeffentlichkei
noch sonst vor Etwas auf der Welt.

Zwei Tage lang war ein Rücken von Schränken, Tische
und Stühlen, ein Hin- und Herlaufen, Herüber- und Hin
überfragen, daß Kuh und Ziege unter dem Lärmen nich

wußten, was sie denken sollten. Und ein lautes Schelten und Pantoffelklappen, wovon der Lehm in den Wänden in Angst gerieth. Hatte die Schwarze damit beabsichtigt, die Frau Bügel mürbe zu machen, so war die Absicht gelungen. Die Schwarze fuhr in dem Häuschen umher, wie die wilde Jagd und die andern Bewohner hatten an nichts zu denken, als ihr auszuweichen. Der Frau Bügel war jeder andersgerückte Stuhl oder Tisch, wie ein Stück von ihrem Herzen losgerissen. Aber wagte sie, ihr Haupt zu erheben, dann redete die Schwarze davon, daß zu viele Leut' im Häusle wären, und die Frau Bügel tauchte wieder unter. Das alte Häuschen war ihr an die Seele gewachsen, wie der Schnecke ihr Haus, und wo es angewachsen war, da saß ihr Leben. Wer da durchgeschnitten, hätt' es auch zerschnitten.

Ein Glück für die Andern war's, daß die Schwarze meinte, sie habe sich genug geplagt auf der Welt; besonders sich Gewalt genug angethan, in das Häusle hereinzukommen; sie wolle es nun auch genießen. Zunächst begann sie, was sie früher am Schlafen versäumt, nachzuholen. Die Sonne hatte ihr Tagewerk halb vollendet, wenn die Schwarze ihr's anfing. Die Stunden, die sie länger im Bett verbrachte, als eine Hausfrau soll, waren für die Frau Bügel das am Tage, was der Pfaffenschnitt an einem Gänsebraten ist. In diesen Stunden, wo die Sonne des Hauses noch nicht aufgegangen war, stand die Frau Bügel als Mond an des Hauses Himmel. Da schien das Alte wieder hergestellt und die Frau Bügel regierte wie früher; nur daß diese Regierung so zu sagen auf den Strümpfen ging, um die Schwarze nicht zu wecken. Da war auch die Sannel heiterer, als sonst. Diese hatte wieder die ganze Arbeit auf dem Halse, und das war ihr eben recht. Die Schwarze behandelte sie, als wär' die Sannel ihre Magd, und plagte sie, wie sie nur konnte. Aber die Sannel übersah das. Sie war ja nun nicht mehr übrig im Hause. Sie mußte nun wenigstens nicht mehr hungern; sie hatte wieder den Muth zu essen, weil sie ihr Essen wieder verdiente.

Der Hannes hatte sich eine andere Lust dabei gedacht, wenn

er mit dem großen Mädchen über die Gasse zum Pfarrer gehen würde, das Aufgebot zu bestellen. Es war ihm dazu nicht leicht mit der Schwarzen Schritt zu halten. Wer die Beiden daher kommen sah, lachte. Einer fragte: „Nu, Mädle, wo willst d mit deinem Schneider hin?“ Andere riefen: „Mach, Hannes Häng' dich an ihre Schürze, sonst reißt sie dir aus.“ De Schneider ärgerte sich nicht darüber. Er war solche Reden ge wohnt. Er sah sich um und fragte mit den Augen: „Nu, ist da Eine?“ Er sah, wie sie in ihren Herzen meinten: hätt' ma das dem „Jung'“ zugetraut, daß er sich an so Eine macht! Di Eitelkeit kam wieder über ihn und er vergaß für den Augenblic daß ihn seine Mutter dauerte und daß er an seinem Schatze un seinem Glückstraume irr geworden war.

„Seht nur, wie klein der Schneider ist,“ lachte ein Gasse junge dem Paare nach. Der Hannes sah zurück und sagte stol „„Und nimmt doch so eine große Frau!““

Zu Hause war es anders mit ihm. Nicht, daß er sich üb die Größe seiner Braut gefreut hätte. „„Aber,““ sagte er zu Sannel, „„das vierte Gebot, das hat's auf mich abgesehn. I möcht' nur wissen, was ich dem vierten Gebot hätt' gethan. N ist die Mutter noch schlimmer, wie sie sonst ist gewest und Mei liegt in ihrem Bett. Wenn ich's Meiner sagen thät', die litt's g wiß nicht. Aber nu dauert mich wieder die Mutter, und da b ich wie zwischen Thür und Angel. Wer weiß, was Meine d Mutter thät', wenn sie's wüßt'!““

„Und das ist auch recht von dir,“ sagte die Sannel, „dei Mutter hat schon genug von Deiner zu leiden. Ach, Hannes wenn du nur nicht aus dem Regen bist unter die Traufen ko men, wie die Leut' sagen! Was einmal ist gescheh'n, davon s man das Best' reden; aber ich wollt' doch, Hannesle! Ich we doch, was ich wollt', wenn ich's auch nicht sag'.“

Eines Tags, die Schwarze genoß noch der wohlverdient Ruhe oder war wenigstens noch nicht aufgegangen am Himm der Wohnstube und die Frau Bügel glänzte noch bläulich üb dem Horizont, pochte es an die Thüre und auf der Frau Büg

Herein! folgte eine fremde Geſtalt dieſer Weiſung. Das war nicht leicht; denn der die Thüre gebaut, hatte offenbar dabei nicht an ſolche Geſtalt gedacht. Es war ein junger Menſch, der das vielleicht dreimal darüber hatte, was dem Hannes am Soldatenmaaß fehlte. Dabei war er hübſch gewachſen. Etwas phlegmatiſch ſchien er zu ſein; er ſah ſich erſt in der Stube um, und dann ſagte er ſehr langſam: „Ihr Diener, Frau Meeſtern.“

Die Frau Bügel erwiederte den Gruß und fragte, „was er wolle.“

Eben ſo langſam wie vorhin ſagte der Menſch: „Da unten bin ich einem recht chemüthlichen Mädel bechechnet; die chehört wohl in's Haus?“

Es wird die Sannel geweſt ſein, dachte die Frau Bügel und ſagte: „„'s kann wohl ſein. Wenn er weiter nix will, hätt' er ſie ſelber können fragen.““

Unterdeß hatte der Blick des Menſchen auf dem Schneider geruht, der, ſobald er das gemerkt hatte, ſich ein rechtes Anſeh'n gab. „Was das für ein Eulenſpiegel iſt?“ dachte der Schneider.

Der junge Menſch hatte wirklich etwas vom Eulenſpiegel in ſeinem Geſicht. Die Hauptſache darin war ein gewiſſes phlegmatiſches Behagen, darauf ein Schalk zu ſitzen ſchien, aber ein ſehr gutmüthiger. Aber vielleicht ſahen die blauen Augen nur ſo ſchalkhaft aus, weil ſie wie aus einem Verſteck hervorlugten. Den Verſteck bildeten die vollen, nur leiſe gerötheten Backen, die ſich beim behaglichen Lächeln in die Höhe ſchoben. Und dies behagliche Lächeln ſtand ſo verſprechend und ausdauernd da, wie ein freundlicher Gaſtwirth in der weißen Schürze vor ſeiner Gaſthofthüre.

„Eechentlich komm' ich,“ ſagte der Menſch, „als ein Schneiderchefelle, der bei den Meeſtern herumfracht, ob nicht irchendwo Arbeit für ihn iſt?“

„Donner!“ ſagte der Schneider in ſeinen Gedanken und hüpfte unwillkürlich auf ſeiner Brücke. „Eine große Frau hab'

ich; wenn ich noch so einen Gesellen dazu hätt'! das wär' noch anders, wie ein großer Hund!"

Die Frau Bügel hatte eine Ahnung, ein loser Vogel müsse den Gesellen dahergeschickt haben. Sie sagte barsch: „Wir brauchen keinen. Er kann wieder zu dem geh'n, wo ihn hergeschickt hat."

Der Geselle schien nicht gern zu geh'n. Der kleine Meister schien ihm Spaß zu machen; vielleicht war das „chemüthliche Mädchen" im Spiel. Oder es erlaubte ihm nur sein natürliches Phlegma nicht, sich schneller nach der Thür umzuwenden, als er that. Er ergriff eben die Klinke der Stubenthür, als die Schwarze im Osten der Kammerthüre aufging und ihre ersten Strahlen ihn beleuchteten.

Der Gesell dachte: „sollte das das chemüthliche Mädchen sein?" und wandte sich wieder um, und dasmal etwas rascher. Er sah, er hatte sich getäuscht. Die abermalige Wendung bedurfte eines Vorwandes und er sagte: „Also es ist keine Arbeit für einen Chesellen?"

Der Schwarzen gefiel der Bursche und sie mußte ihm zeigen, daß sie hier Herrin war.

„„Wo ist denn der Gesell daheim?"" fragte sie.

„Eechentlich," entgegnete der Gesell, „in Delitzsch und uneechentlich in Magdeburg. Ich war meiner Mutter nicht lebendig chenug, da sollt' ich in der Fremde lebendig werden. Aber der eechentliche Grund: ich soll mir eine junge Meesterin holen. Sie ist selber aus der hiesigen Chegend und meint, hier wachsen die besten."

Die Frau Bügel bereute es, daß sie ihn so barsch abgewiesen, und gab durch ein Nicken kund, seine Mutter habe recht und sei eine, die's versteht. Freilich dachte sie nicht an den jungen Wuchs, nur an sich selbst, und da hatte des Gesellen Mutter recht.

In dem unternehmenden Gemüth der Schwarzen aber ging ein Gedanken auf. Nach dem guten Anzug des Gesellen mußten sich seine Leute wohlbefinden. Sie lud ihn ein, sich zu setzen,

„damit er die Ruh' nicht 'nausträgt," und da er guter Leute Kind zu sein scheint.

„Es geht noch," sagte der Gesell. „Meine Mutter hat zwei Häuser in Delitzsch und eins in Magdeburg, und das Geschäft geht auch nicht schlecht. Vater habe ich keinen mich mehr. Und das Geschäft führt mein Onkel."

„„Das ist wohl auch ein Reicher?"" fragte die Schwarze.

„Das nicht," erwiederte der Gesell. „Er ist arm, aber kränklich, und da haben wir ihn gewissermaßen als Vater angenommen."

„„Nu,"" meinte die Schwarze, „„es ist just nicht so nothwendig, daß wir einen Gesellen einstellen; aber weil der Mensch so anständig ist, so kann man's schon machen.""

„Also kann ich kommen," sagte der Gesell und empfahl sich höflich. Draußen auf der Treppe schnippte er mit den Fingern. Er besaß die Beobachtungsgabe, die so häufig die Mitgift und die Entschädigung des Phlegma ist. Diese hatte die Lücken der Erzählungen, die ihm von diesem Hauswesen gemacht worden waren, ziemlich vollständig ergänzt. Ein paar Wochen lang, meinte er, könnte er sich wohl den Spaß machen, da Geselle zu sein. Auf den Lohn brauche er nicht zu seh'n; denn, was er von seinen Umständen erzählt, war nicht erlogen. Er wäre gern dem „gemüthlichen" Mädchen noch einmal begegnet und ging deßhalb noch langsamer, als seine natürliche Art war. „Nu," sagte er in der Hausthüre, „was heute nicht ist, das ist morgen. Und pressirt bin ich nicht."

Die Schwarze aber meinte: „„Das wär' ein And'rer für mich, wie der dort. Bin ich da hereinkommen, kann ich auch wohl dort hinein. Der Gescheit'st scheint er nicht. Ich probir's. Der dort und das armselig Häusle da bleibt mir immer noch gewiß. Aber bin ich nur erst dort drinn, dem Unkel will ich weisen, wo er hingehört.""

Der Geſell war eingetreten und hatte beſſer Wetter mitgebracht. Die Schwarze hatte ihn neckend ausgefragt, was für eine er am liebſten frei'n würde. Sie müſſe wohl tüchtig auftreten können, da ſein Hausweſen ſo groß ſei.

„Ja," ſagte der Geſell, „unſer Hausweſen iſt chroß chenug, und eine chroße Frau wär' nicht übel. Aber nach der Chröße allein frag' ich nich. Chemüthlichkeit und Sanftmuth hat den chröſten Reiz für mich."

Von dem Augenblick an war die Schwarze die „Chemüthlichkeit" und Sanftmuth ſelbſt. Aber auch den alten Fleiß ſuchte ſie wieder hervor. Das Zwiſchenreich der Frau Bügel nahm ein Ende, die Schwarze ſtand wieder mit der Sonne auf. Das Haus befand ſich dabei nicht ſchlechter. Ging das Zwiſchenreich auf Strümpfen, ſo wandelte die neue Regierung der Schwarzen gar wie auf Handſchuh'n.

„Siehſt du, Sannel," ſagte der Schneider, als ſie zufällig allein beiſammen waren, „das hab' ich gewißt. Sie hat's nur übel genommen gehabt, daß die Mutter ſie erſt hat wollen probiren. Sie hat mir's geſagt. Aber ich hätt's auch nicht länger mehr ſo mit angeſeh'n. Denn Reſpekt muß ſein im Haus. Und ſie iſt mir jetzt noch nicht ſo recht, wie ich ſie will haben. Du ſollſt dich wundern, Sannele, wie ich die noch zieh'."

Und wirklich that ec das. Je nachgiebiger ſich die Schwarze zeigte, deſto höher ſchwoll ſein Uebermuth. Zuletzt mußte ſie ihm die Schuhe bringen und die Stiefeln ausziehn. Mit jedem Tage nahm er ſich mehr heraus. Und das ſchien ihr eben recht zu ſein. Je mehr er verlangte und je trotziger er auftrat, deſto williger ſchien ſie zu werden, deſto ſanfter und „chemüthlicher" zeigte ſie ſich.

Der Schneider war glücklich. „Da ſieh'ſt du, Sannel, was beim Beſinnen 'raus wär' kommen. Nu wär' ſie in Schackigt und das viert' Gebot thät' noch immer mit mir machen, was es wollt'! Sannel, wenn dir einmal was einfällt, beſinn' dich nur nicht drüber."

Die Sannel ſagte nichts, aber ſie ſchüttelte bedenklich den Kopf. Der Schneider ſah es nicht vor dem großen Hund, an

den er dachte. „Eine große Frau, ein großer Gesell, ein großer Hund! denn aller guten Ding' müssen drei sein," sagte der Schneider.

Eins gefiel dem Schneider nicht. Die Schwarze, so sanft, dienstwillig und geduldig sie sich zeigte, wich seinen Liebkosungen aus. Besonders vor dem Gesellen. „„Es ist eine Schand'," sagte sie, „„wenn ein fremder Mensch dabei ist."" Waren sie allein, dann setzte sie ihn wohl auf ihre Kniee und schaukelte ihn, wie man mit einem Kinde thut. Dabei hielt sie ihn so weit von sich ab, daß alle seine Versuche, sie zu umfassen, mißlingen mußten; wollte er sie küssen, dann hielt sie ihm lachend das Ohr hin; wollte er sich damit nicht abspeisen lassen, dann wurde sie wohl ärgerlich und sagte: „„Nu laß' mich ungeschoren! Spiel' du mit deiner Nadel oder mit deinen Läpplen; ich hab' mehr zu thun. Und daß du vor dem fremden Menschen nicht thust, als wenn wir Brautleut' wären! Ich schäme mich sonst.""

„In acht Tagen ist unsre Hochzig," sagte der Schneider, „und da erfährt's die ganz' Stadt, wer's noch nicht weiß."

„„Damit hat's Zeit," meinte dann die Schwarze. „„Damit dann die Leut' denken, man kann's nicht erwarten? Und wenn's erst im Winter wird, das ist immer noch Zeit genung."

Mit dem Gesellen war die Schwarze anders. War sie einmal mit ihm allein, dann klagte sie, was sie im Hause dulden müßte. „„Meine Leut' wollen einmal, ich soll den nehmen. Und ich bin so ein dumm Ding, das Alles thut, was die Leut' wollen. Hundert Mädle an meiner Stell' thäten's nicht.""

„Chewiß," sagte der Gesell, „chewiß. Ich hab's manchmal für mich chedacht."

„„Nu, ich kann's immer noch machen, wie ich will. Ich bin immer so ein sanft Mädle gewest. Mein Fräle hat oft gesagt: du mußt's einmal gut kriegen, du verdienst's. Aber Wort' sind Wort', und es geht doch, wie's will"". Sie seufzte tief.

Der Gesell mußte etwas von der Natur der Sannel haben. Er seufzte mit. „Was noch wird," sagte er, „das kann man

so chenau nicht wissen. So was kommt manchmal wie vom Himmel chefallen."

„„Ja, wenn ich hübsch wär'. Nach der Sanftmuth, da fragen die Männer heut' zu Tag' nicht.""

Der Gesell zuckte dann die Achseln; aber nicht zu der Schwarzen Mangel an Schönheit, sondern zu der Thorheit der Männer heut' zu Tag.

„Nu, wenn Sie nicht hübsch sind! Da weiß ich nich. Aber so 'ne Chroßmutter ist nich auf den Kopf chefallen. Und — und — mir hat so was cheträumt. Ich chlaube, ich bin nich umsonst in das Haus da chewiesen worden. Es cheht manchmal wunderlich in der Welt."

Mehr war mit allen Künsten nicht aus dem Gesellen zu bringen. Und es gab keine Kunst, die die Schwarze nicht anwandte. Sie ängelte, strich sich an ihm herum, hatte immer etwas an ihm zurechtzurücken, seufzte und wurde so „chemüthlich", daß dem Gesellen hätte Angst werden können. Er mußte ihr von daheim erzählen. Dann ließ sie in Gedanken ihre Ungeduld an dem armen „Unkel" in Delitzsch aus. Und die Ungeduld wurde manchmal zum Zorn, daß ihr die Hände zitterten und sie sich in ihrem Herzen an dem Gesellen selber vergriff. Hatt sie ihn nur erst, dann wollte sie ihn schon aus seiner Ruhe her aus jagen, die sie jetzt so sehr ärgerte. Die Schwarze ließ sich nicht zum Besten halten. Und doch schien er es darauf an zufangen.

Jetzt war in der That der Schneider der Herr im Hau Viele Tage vergingen und man hörte ihn nicht auf der Ga schrei'n: „Respekt muß sein im Haus." Die Neugier, wie de kommen möge, führte ihm manchen neuen Kunden zu. Ba hatten er und der Gesell, wie man sagt, alle Hände voll thun. Die solchergestalt den Haushalt in der Nähe gesehe konnten nicht genug erzählen, was es für eine Lust sei, de kleinen Meister und seinem großen Gesellen zuzusehen. Sie

zählten allerlei Geschichten, wovon sie Zeugen gewesen sein wollten. Da hieß es, der Schneider steige, wenn er mit dem Gesellen reden wollte, jederzeit auf die Brücke, um dabei auf ihn herabsehen zu können. Einmal habe der Schneider gefragt, warum der Gesell die Hand ausstrecke, so oft er mit ihm rede. Der Gesell habe gesagt: „Na, 's wär' doch Schade um den chuten Meester, wenn er herunterfallen thäte. Die Brücke ist hoch, und da ist's, damit ich zuchreifen kann, wenn er chetorkelt kommt." Der Schneider sei zornig geworden und habe im Eifer des Scheltens dem Gesellen mit der Elle vor der Nase herumgefochten, das Gleichgewicht darüber verloren und sei wirklich in die Lappen unter der Brücke gefallen. Der Gesell habe phlegmatisch gesagt: „Na, hab' ich's nich chesagt?" Und gerufen: „Aber, Meester, wo liegt Er denn cechentlich? Unter den chrünen oder chelben Lappen da?"

Die Bemühungen der Schwarzen um den Gesellen waren zu handgreiflich, als daß sie nicht hätten bemerkt werden sollen. Der Frau Bügel erregten sie einen harten Kampf. Wenn auch das Häuschen nicht mehr das ihre sein sollte, so fühlte sie doch des Häuschens Ehre als die ihre. Und sie wäre gewiß zu deren Vertheidigung aufgetreten. Aber klug, wie die Frau Bügel war, dachte sie: wenn's der Schwarzen gelingt, wird man sie los. Und weil sie es wünschte, so glaubte sie, der Schwarzen werd' es gelingen. So viel Verdruß es ihr auch machte, daß die Schwarze in solchen Reichthum hineinkommen sollte, und so gern sie das gehindert hätte. Darum hielt sie sich ruhig, that, als sähe sie nichts, und sagte auch dem Schneider nichts davon, der in seiner Eitelkeit wie taub und blind war.

Auch die Sannel hätte in ihrer Unschuld vielleicht nichts gemerkt, wäre sie noch so beschäftigt gewesen, als sonst. Vielleicht war auch, ohne ihr Wissen, Eifersucht im Spiele und machte ihr die Augen, die sonst so geneigt sich zeigten, überall nur Liebes und Gutes zu sehen, schärfer. Der Schneider mußte mancherlei Andeutungen von Fremden hören. Einmal sagte er

zu der Sannel: „Die Leut' wollen mir was zu Gehör reden. Das merk' ich, denn dumm bin ich nicht; was, Sannel?"

Die Sannel war zu ehrlich, die Meinung, um die man sie fragte, zu verschweigen. Aber, wie sie gewohnt war, den Hannes in Allem bei sich zu rechtfertigen oder wenigstens zu entschuldigen, sagte sie eifrig: „„Nein, du bist ein gescheidter Bursch, Hannesle. Und wo die Leut' meinen, es ist Dummheit, da ist's manchmal nur zu große Gutthat bei Einem.""

„Nu, du red'st doch auch beinah wie die Leut'," sagte der Schneider. „So daß es klingt, als thät'st du was damit meinen, und wollt'st doch nicht sagen, was? Was die Leut' haben, das weiß ich; das ist nix als der reine gelbe Neid. Es darf nur Einer ein glücklicher Kerl sein, da sind sie gleich da; und was der best' Rock ist und von der Nadel weg, da soll's verschossen sein, und die Knopflöcher sind nicht recht umnäht, und die Taschen sind zu klein, und sollt's nur der Henkel sein, als wenn der nicht lang' könnt' halten. Der Gesell, das ist ein talketer Kerl, und ich weiß auch, was Eine an einem Burschen mag. Vor so Einem brauch' ich mich nicht zu fürchten. Und sie müßt' nicht ein Narr sein in mich. Ich bin doch ein Kerl; was, Sannel?"

„„Ja; das schon,"" entgegnete die Sannel. „„Aber es hat Eins das lieber und das Ander' das. Und der Gesell ist schon Einer, den ein Mädle lieb gewinnen kann. Und nu hat er drei Häuser und ist ein reicher Mensch, und das ist doch auch nichts Gering's. Und wem's um ein Häusle zu thun ist, dem sind drei lieber, wie eins. Und wenn er die drei kann haben, da läßt er das einzig' steh'n! Nein, Hannesle, du mußt nicht so ein Gesicht machen.""

„Wenn ich das wüßt'! Sannel, wenn ich das wüßt', Sannel, der Gesell thät' mich dauern. Aber wenn einer in der Wuth ist, hernachen fragt er nach nichts." Der Schneider fragte nicht, ob's der Luft weh that, die er mit Fäusten schlug, als hätte sie drei Häuser und ein Mädchen könnte sie schon lieb gewinnen.

„Aber es iſt dumm' Zeug. Sie iſt die Liebetät ſelber."

„„Ja,"" ſagte die Sannel, „„ſeit der Geſell da iſt und hat geſagt, er wollt' eine Frau aus unſerer Gegend, und es müßt' eine ſanfte ſein. Da iſt ſie auf einmal ſanft geworden. Ach ich wollt', Hannesle, ich wollt' um deinetwillen, der Geſell nähm' ſie; aber ich denk' nicht, daß er ſie nimmt. Es wär' gut für dich, Hannesle, es wär' beſſer für dich, wenn dich's auch erſt ärgern thät'.""

„Mordſapperment, und daß dich der Guckguck hätt', Sannel, nu wird's ſchrecklich. Solch' eine Geſchicht' hat noch nicht im Schackigter Kalender geſtanden, wie das eine wird. Weißt du, wie die, wo das Bild davon iſt dabei geweſt."

Der Sannel wurde es bange. „„Ach Gott, Hannesle, du haſt doch nichts Schlimm's vor?""

„Wenn einer einmal ſo weit iſt," ſagte der Schneider, „hernachen hört Alles auf. Sannele, ich weiß noch nicht, was wird; aber wenn's wird, hernachen wird's was Schrecklich's. Du weißt nicht, was ich für einer bin, wenn ich anfang'. Wenn ich anfang', hernachen hat's aufgehört. Frag' nur die Sannel! Und erſchreck' nicht, Sannel, wenn's wird."

Die Sannel that, was ſie konnte, ihn zu beſänftigen; es war vergebens. Er lief nach der Wohnſtube. Die Sannel eilte nach, aber die Thür war hinter dem Schneider in's Schloß gefallen. Die Sannel klinkte vergeblich; es ging nicht auf. Sie wußte nicht, ob ſie rufen ſollte. Sie lauſchte in ihrer Angſt am Schlüſſelloch, aber ſie hörte nichts.

Der Geſelle war allein in der Wohnſtube geweſen. Er ſaß und nähte. Der Schneider lief zur Brücke und ſchwang ſich hinauf.

„Nu iſt's aus," ſagte der Schneider, „nu iſt's aus."

Der Geſell griff phlegmatiſch in ſeine Taſche und brachte ſein Schnellfeuerzeug hervor. Er betrachtete den Meiſter verwundert.

„Das, was aus iſt," ſagte der Schneider gewaltig, „das kann nicht wieder angezund't werden."

„„Ja,““ sagte der Gesell, „„der Meester hat seine Pfeife ausgeraucht. Ich dachte, sie wär' ihm blos ausgegangen. Na, da ist zu helfen.““

„Ja, von wegen,“ sagte der Schneider mit schrecklicher Stimme, und schien mit der Faust auf den Deckel seiner Pfeife zu schlagen; aber eigentlich schlug er auf den Gesellen. „Wenn da die Pfeifen nicht ausgeht! Aber ein End' will ich machen. Meine Braut, das ist meine Braut. Weiß Er das?“

„„Ach, der Meester ist doch nich gar eifersüchtig?““ fragte der Gesell. „„Die Müh' braucht der Meester sich nich zu geben.““

„Ich kann mir so viel Müh' geben, als ich will,“ sagte der Schneider außer sich. „Ich bin der Meister, und Er ist mein Gesell'. Ich lass' mir nicht vorschreiben, was für eine Müh' ich mir soll geben. Ich geb' mir eine Müh', was für eine ich will. Und das geht keinen Menschen was an, geschweig' meinen Gesell. Und wenn Er nicht still ist, so ist mir's nicht zu viel, ich schmeiß' Ihn zur Thür da 'naus.“

„„Na,““ sagte der Gesell phlegmatisch; „„ich hätte doch gemeint, das wär' dem Meester zuviel. Er müßte gedenken, es auf zweimal zu machen.““

Der Schneider focht mit beiden Händen in der Luft. Der Geselle hatte bemerkt, dem Meister war die Pfeife wirklich ausgegangen; er hatte ruhig ein Hölzchen in Brand gesteckt, ein altes Stück Kleidermaaß angezündet und hielt es dem Meister auf den Tabak. Während dieser seine Pfeife mechanisch in Brand setzte, aber mit schrecklichen Gesichtern andeutete, daß deßhalb der Friede noch nicht geschlossen sei, fuhr der Geselle fort:

„„Na, und ich dachte, der Meester hätte mir einen besseren Geschmack zugetraut, als daß ich mich um das alte schwarze Geschöpfe sollte bemüh'n. Da kann der Meester ruhig sein. Das kann keinem vernünftigen Menschen in's Gehirn kommen, wo so ein gemüthliches Mädchen zugegen ist. Ich bin weit herumgekommen, aber so hübsch hab' ich noch keine gesehn, wie

Sie Sannel da bei Ihm im Hause; das muß ein ander Frauenzimmer heben."

Dem Schneider ging zum zweitenmal die Pfeife aus. Er vergaß seinen ganzen Zorn über einem neuen Gedanken. Im Lichte eines heirathbaren Mädchens hatte er die Sannel noch gar nicht gesehen. Der Gesell, wußte er, wollte sich eine Frau holen. Es kam ihm die Angst, er mochte die Sannel wollen, und diese Angst zeigte ihm mit einem Blicke, was er bis jetzt nicht gesehen. Die Sannel wuchs ihm wie durch Zauberei in einem Nu von einem kleinen Mädchen zu einer mannbaren Jungfrau auf, die heirathen konnte; und in dem Entzücken des Gesellen sah er erst, wie schön die Sannel war.

Der Geselle schien etwas von dem zu merken, was in dem Schneider vorging. Er sagte: „Na, nu wird der Meester doch auch auf die eifersüchtig sein. So chroß und stark der Meester ist, aber zwei für Einen sind doch zu viel."

Die Schwarze war dahinter gekommen, daß die Sannel dem Gesellen gefiel. Nun waren wieder zu viel Leute im Haus, und die Sannel erhielt den Befehl, ihre Sachen zusammen zu packen und zu gehen. Das gab einen harten Strauß. Der Schneider hätte die Sannel nicht gehen lassen, auch ohne das neue Licht, das ihm der Geselle aufgesteckt. Dafür wollte er den Gesellen fortschicken, und die Schwarze wollte ihn behalten. Der Kampf brach erst, als nach dem Feierabend der Gesell in die Herberge gegangen war, wo er schlief, in volle Flammen aus. Nun konnte die Schwarze die Klauen zeigen, die sie unter den Sammetpfötchen der Verstellung verborgen.

„Und das leid' ich nicht," sagte der Schneider, „und der Gesell muß fort. Da ist ein Wort wie hundert."

„Ja," sagte die Schwarze; „ein Wort von dir ist nix, und hundert sind auch nix. Der Gesell bleibt da, und ich will

seh'n, ob mir eine in meinem Häusle soll bleiben, wo ich nich will haben.""

„Respekt muß sein im Haus," schrie der Schneider. „Un eh' die Tannel 'raus soll, da kannst du eh'nder geh'n."

Die Schwarze schlug auf ihr Halstuch, auf die Stelle, wo das Heirathsversprechen steckte. „„Respekt?"" lachte sie; „„wenn du mich nicht thät'st dauern! Du willst mich zieh'n? Weil ich dir die Schuh' hingetragen hab' und hab' dir die Stiefel ausgezogen? Denkst du denn, es ist mir was an dir gelegen?""

„Und hast dir Müh' gegeben, bis du mich hast gehabt," sagte der Schneider. „Ja, da hast du anders gered't, du falsche schwarze Katz'. Weißt du noch, auf der Bank in der Gerbergassen? Und du hätt'st verdient gehabt, ich hätt' dich lassen sitzen und ich wär' so gewest, wie du da hast gemeint. Und nu willst du's mit dem Gesellen machen, wie du's mit mir hast gemacht!"

Die Schwarze sah ihn verächtlich an. „„Du bist auch der Kerl danach, daß du dich mit dem Gesellen vergleichst. Und die möcht' ich seh'n, die du hast lassen sitzen. Und meinst du denn, wenn ich den Schackigter Müller hätt' können haben, ich hätt dich genommen? Und wenn ich nicht dein Häusle hätt' gewollt? Dich nähm' keine And're mit dem Häusle, geschweig' gar ohne. Da nähm' eine hundertmal den Gesellen, und wenn die Kleider nicht sein wären, wo er auf dem Leib hat, als dich mit samm deinem Häusle. Was denkst du denn? Denkst du denn, daß dich ein Mädle mag? Und die müßt' was anders im Gesicht haben, wo die Augen sind. Denkst du denn, dich nähm' Eine die sich was aus den Leuten macht? Wo die Jungen hinterdrein schrei'n, wenn man mit dir über die Gass' geht, und die Leut' bleiben stehen und lachen. Und denkst du denn, ich hab dich für einen Mann angeseh'n? Da wollt' ich mir lieber einen aus der Schule holen; da sind größere und stärkere, als du. Und bild'st dir doch ein, man soll Respekt haben? Die Katz möcht' ich seh'n, die Respekt hätt' vor dir, und wär sie erst sieben Tag' alt. Und wenn das Kätzle seine Klauen heraus thut, da laufst du davon, wie ein Schneider. Und nu läßt du

mich geh'n und biſt froh, wenn der Geſell mich nimmt, und du wirſt mich los. Du ſollſt ſeh'n, wie dir's geht, wenn du machſt, daß der Geſell was merkt. Bei Tag ſollſt du auf deiner Brücken ſchwitzen, und die Nacht ſteck' ich dich in den Kleiderſchrank. Da karnſt du die Mäuſe verjagen und ſchreien: Reſpekt muß ſein im Kleiderſchrank.""

Damit ging die Schwarze hinaus und ſchlug die Thür als Siegel unter ihre Rede.

Als ſpäter die Sannel herein kam, um Abſchied zu nehmen, fand ſie den Schneider vor einem Stuhle knieen. Seine Arme lagen auf dem Polſter und ſein Kopf auf ſeinen Armen. So hatte er ſchon lange gelegen. Die Sannel ſah an der Bewegung ſeines Kopfes, daß er ſchluchzte. Sie kniete neben ihm nieder und wollte liebkoſend ſein Geſicht aufheben. Er ließ es nicht geſchehen.

„Sei gut, Hannesle," ſagte die Sannel wie eine Mutter; „ſteh' auf und ſei gut!"

„„Ja, daß du mich auslachſt,"" ſchluchzte der Schneider. „„Die Jungen ſchreien hinter mir her und die Leut' bleiben ſteh'n und lachen. Es iſt kein Mädle, wo mich mag, mich armen Burſch.""

„Du wirſt dir doch nicht ſo was laſſen weiß machen?" ſagte die Sannel und weinte vor Mitleid. „Und kannſt denken, ich lach' dich aus?"

„„Nu, biſt du nicht deßwegen kommen?"" ſchluchzte der Schneider. „„Du biſt falſcher, wie Alle.""

„Ich bin kommen," ſagte die Sannel tief bekümmert, „weil ich fort muß. Ich bin ſo lang' in dem Häusle geweſen; es iſt mir immer noch, als könnt's nicht ſein. Ich hab' nicht daran gedacht, bis jetzt, daß es könnt' ſein, ich müßt' einmal fort. Ich hab' dir's geſagt und du haſt's nicht wollen glauben, und nu iſt's doch."

„„Du willſt fort, Sannel?"" fuhr der Schneider mit dem Kopf vom Stuhle auf und hernach mit den Knieen vom Boden. „„Du willſt fort, Sannel? Du willſt fort?""

„Ja, ich muß," sagte die Sannel.

„„Ja, nu gehst du fort,"" schluchzte der Schneider; „„es soll auch kein Bißle Trost bei mir bleiben. Wenn einer einmal im Elend ist, hernachen hilft ihm Keiner, da stoßen sie einen tiefer 'nein. Nu wird auch der Ofen fortgeh'n da in der Stuben, und der Keller unter dem Häusle, und hernachen bricht das ganze Häusle zusamm', und das ist mir eben recht, wenn mich's nur erschlägt. Aber die schwarz' falsch' Katz' müßt's auch erschlagen; da wollt' ich lustig sein. Das wär' eine Hochzig, wie ich sie möcht'! Du denkst, das ist nicht mein Ernst? O, ich bin Einer — frag' nur die Sannel! Juhu! Hochzig! Aufgespielt, Ihr Musikanten; und nu, Häusle, krach!""

Die Sannel war außer sich, als sie den Schneider so reden hörte. Und er tanzte noch zu seinen Reden und schlug mit den Armen um sich, wie besessen.

„Ach, Hannesle, du wirst doch nicht überschnappen?" rief sie.

Die Angst des Mädchens um ihn that ihm wohl. Es hing doch Ein Mensch an ihm. Er faßte sich zusammen und sagte: „„Nein, Sannele, da müssen doch noch andere Püff' kommen. Und du bleibst, Sannele; oder wenn du geh'st, geh' ich mit. Die schwarz' Katz' mag das Häusle behalten; ich geh' mit dir, Sannele, ich geh' mit dir!""

„Nein, Hannesle," sagte das Mädchen; „das geht net. Siehste, was soll denn aus deiner Mutter werden? Und das arm' Häusle wenn seine Leut' alle weggeh'n? Und die vom Amt, die werden's auch nicht leiden. Du mußt an's viert' Gebot denken, Hannesle!"

„„Das viert' Gebot! Es wär' an den andern neun genug gewest, es hätt' nicht auch noch das viert' gebraucht. Das viert' Gebot, das ist wie ein Kreuz, an das ich geheft't bin gewest, seit ich mich kann besinnen. Und jede Stund' den Tag hat ihren Nagel 'nein geschlagen. Ich hab' müssen geboren werden, damit das viert' Gebot was gehabt hat, womit's hat können spielen, wie die Maus mit der Katz'. Wenn ich der Papst wär', ich

ließ's 'rausschneiden aus dem Katechismus. Aber wo willst du denn hin, Sannel?""

„Guck'," sagte das Mädchen; „aber du mußt gescheit sein, Hannesle, und mußt mich ruhig anhören. Jetzt geh' ich zur Unterender Bas, die wird mich wohl eine Zeit bei sich behalten. Und der Magdeburger will mich frei'n. Er will heim, und hernach will er wieder kommen und mich holen. Er hat mir's gesagt. Noch den Tag will er zum Pastor und will's bestellen."

Der Schneider brach zusammen. Erst konnte er nicht reden. Der Sannel zerbrach fast das Herz, wie er in der Stubenecke auf dem Boden saß und in seine kleinen Hände weinte, wie ein kleines Kind.

„„Recht,"" sagte der Schneider, „„und da kann er gleich meine Leich' mit bestellen. Das vierte Gebet soll sich verrechnet haben, wenn's hat gemeint, es will mich noch lang thürängeln. Geh', Sannele, ich bin nicht bös auf dich. Ich verdenk' dir's nicht. Der Magdeburger, das ist einer, und ich bin keiner. Das ist ein großer, schöner Mensch, den ein Mädle lieb kann haben, und das vierte Gebot hat's auch nicht auf ihn abgeseh'n. Nein, sei still, Sannel, du brauchst nix zu sagen. Ich verdenk' dir's nicht; ich weiß, mich kann kein Mädle lieb haben auf der Welt. Ich hab' immer gesagt, was ich für einer wär' und hab' groß gethan, als wenn ich auch einer wär' wie die andern Burschi. Ganz da drinn in meinem Herzen hab ich's wohl gewußt, daß ich nicht so einer bin gewest. Und ich hab' nur so gethan, damit ich's vergessen wollt', daß ich nicht so einer bin. Von Kind an haben die Leut' über mich gelacht, und die Kinder haben hinter mir her gespottet, und ich hab's müssen hören, daß ich nicht bin wie ein and'rer Mensch. Und ein Mensch bin ich doch gewest, und ein Mensch hat doch eine Seel' im Leib, und wenn der noch so klein ist und so schwach; und die Seel' verlangt nach andern Menschen, daß sie was auf ihn halten und haben ihn lieb. Mein Vater selig und meine Mutter haben keine Freud' an mir gehabt, und wenn Andere über mich haben gelacht, da haben sie sich geärgert, und da war's, als wär' ich

Schuld daran und hatt's ihnen zum Trotz gethan, daß ich so klein war und so schwach. In der Schul' ist mir's schlecht gangen. Und hernachen: siehst du, wenn ein junger Bursch einen neuen Rock kriegt, so weiß er sich was und läßt sich drin seh'n. Ich bin allemal traurig gewest, wenn ich einen hab' kriegt, und hab' mich mit versteckt, wie ich nur hab' gekonnt. Denn hernachen haben die Leut' auf mich geseh'n, und da war's, als hätten sie's vergessen gehabt oder gar nicht gewußt, daß ich so klein war, und sie wurden's nun erst weiß. Und da ging der Spott wieder vom Anfang an. Da hab' ich's wollen vergessen, daß ich so klein bin gewest und nicht wie die andern Leut'. Ich dacht', so lang' ich nicht dran denk', denken auch die andern Leut' nicht dran, und hab' gethan, als dächt ich, ich wär' wie die andern Leut'. Aber da haben's die Übel genommen und haben gemeint, sie müssen mich demüthigen, daß ich mir einbilden wollt' ich wär' wie sie. Guck', Sannel, die weichst' Hand wird hart, wenn sie immerfort harte Ding' angreift, und so ist mir's auch gangen. Ich bin den Spott gewohnt worden und hab' doch gethan, als wär' ich was Recht's. Ganz dadrinn nur hat mir's wehgethan, und das hat nicht aufgehört, weh zu thun, wenn ich hab' gedacht: ich kann nix dazu und warum hat mich der lieb' Gott nicht größer und stärker gemacht. Manchmal ist mir's gewest, als wär' er wie die Leut', und hätt' selber seinen Spott an mir, und hätt' mich so gemacht, damit die Leut' über mich sollten spotten. Und da ist mir's nur wohl gewest bei dir. Siehst du, Sannele, all die Freud', die ich gehabt hab' auf der Welt, die ist von dir kommen. Und der lieb' Gott wird dir's vergelten, was du hast an mir gethan. Und vor dem lieben Gott bin ich auch nicht schlechter, als die andern Leut' sind."

So sprach der Schneider aus seiner Ecke. Die Sannel war neben ihn gekniet und wollte ihn immer unterbrechen, aber er litt es nicht. Nun er fertig war, begann die Sannel.

„Aber Hannesle," sagte sie und legte ihre Hände wie betheuernd auf seine Knies. Das war nicht nöthig. Die Sannel brauchte Niemand zu versichern, sie meine es, wie sie rede, der

sie hörte und sah. „Aber Hannesle," sagte die Sannel. „Du denkst dir's nur, daß du so ewig klein bist, wie du meinst. Und es ist ja gar nicht wahr. Wenn ich sagen that', du wärst mir drum nicht vorkommen wie die Andern, ich müßt's lügen. Der Gesell ist ein guter Mensch, und ich hab' gedacht, wenn ich nicht bei dir und in dem Häusle da kann bleiben, so ist der Gesell mir lieber, wie ein Anderer. Aber nicht, wie du. Und wenn ich nur da könnt' bleiben, mir wär's doch tausendmal so lieb. Dort wo er her ist, sind die Leut' anders wie bei uns, und ich bin fremd, und da in dem Häusle bin ich von Kind an gewest. Siehst du, Hannesle, du bist schlecht, daß du mir nicht willst glauben. Ich hab' keinmal daran gedacht, daß du so klein bist, und wenn ich daran gedacht hätt', das hätt' nichts geändert. Und bist du klein, so ist mir's eben recht, daß du so bist. Und da gefielen mir eher die andern Leut' nicht, daß sie nicht so sind wie du, geschweig', daß du mir nicht sollst gefallen, weil du anders bist, als die andern Leut'. Und wenn dir's so sehr anthut, wenn ich den Gesellen nehm', so muß ich's ja nicht. Sei nur gut, Hannesle! Siehst du, auf die Leut' darfst du nichts geben, die wissen ja nicht, wie du bist; aber ich weiß von klein Kind an, wie du bist, und da mußt du nicht traurig sein. Denn, Hannesle, du bist doch gewiß und wahrhaftig ein Mordbursch! Und wenn du nicht den Leuten ihrer bist, so bist du meiner."

Dem Schneider liefen noch die Thränen aus den Augen, aber er lachte so glücklich wie sonst. „Und da heirath' ich doch dich und keine Andere," sagte er.

Aber das Glück dauerte nicht lang. Denn beifallen mußte es ihm doch wieder, daß er sein eigener Herr nicht mehr war. Er meinte, die Sannel sollte den Gesellen recht bitten, die Schwarze zu nehmen. Wenn er die Sannel so lieb habe, thue er es vielleicht. Aber der Zauber, mit dem die Schwarze ihn geblendet hatte, war in alle Winde verweht; wie er sie jetzt sah, begriff er nur zu gut, es werde ihn keiner erlösen.

Ein's gab ihm wenigstens nur Erleichterung seines Haßgefühles. Die Schwarze, die des Gesellen Werbung erfahren hatte, lachte

ihm, dieſen nicht wieder in das Haus kommen zu laſſen. Er mußte ihm den Feierabend in die Herberge bringen. Die Sammel aber erhielt die Weiſung, ſie ſolle ſich nicht unterſtehen, heut' oder die nächſten Tage aus dem Haus zu gehen, und ſie könne immerhin noch länger bleiben. Die Schwarze wußte nicht, wie froh ſie die Sammel machte. Und dieſe durfte ſich wieder ſatt eſſen; alle Arbeit lag wieder auf ihr. Wäre die Schwarze aus dem Häuschen zu bringen geweſen, kein Haus auf der Erde konnte ſein Glück mit dem des Häuschens meſſen.

Aber die Schwarze war noch da. Und ſie war ſchwärzer als je. Wie ein Sturmwind fuhr ſie in dem Häuschen umher; wohin ſie trat, ächzten die alten Bretter unter ihrem Fuß. Die alten Balken zitterten unter dem Grimm ihrer Stimme. Kuh und Ziege im Stall ſchmiegten ſich ängſtlich an einander, wenn der Sturm vor der Stallthür vorbei brauſte. Das zerbrochene Bodenfenſter oben neben Hannes' Kammerthür bekam klirrendes Herzklopfen, wenn die Wuth der Schwarzen die Haustreppe herauf oder hinabfuhr. Wenn die Frau Bügel mit leiſer Stimme ihren Geſangbuchsvers begann, da raſte die Stimme der Schwarzen mit einem „Veit' iſt todt" wie ein durchgegangenes Pferd darüber hin, daß die andächtigen Töne zitternd rückwärts krochen und ſich lange nicht mehr ſehen ließen.

Und der Hannes? Er war der unglücklichſte von allen unglücklichen Schneidern unter dem Mond. Auf ſeiner Brücke mußte er ſitzen von Sonnenaufgang, bis die Sterne ihre Schlafmützen aufſetzten. Selbſt das vierte Gebot, ſein ausgemachter Feind von Kind auf, konnte ſich des Mitleids nicht erwehren. Es ließ ihm Ruhe. Im Anfang der offenen Tyrannei war er der Schwarzen entflohen und hatte auf der Straße ſein: Reſpekt muß ſein im Haus! gerufen. Aber über dieſen Geiſt hatte dieſer Spruch keine Macht. Die Schwarze war ihm nachgerannt und hatte ihn heraufgeholt. Nun ſaß er, ein Miniaturbild ver-

zweifelter Ergebung, auf ſeiner Brücke. Jeden Stich begleitetete ein Seufzer, mit jedem Herausziehen der Nadel zog er den heißen Wunſch aus ſeiner Seele nach dem Ende ſeines Elends. Wäre er nicht doppelt geweſen, er hätte umkommen müſſen. Den traurigen Schneider auf der Brücke erhielt nur noch der glückliche Schneider am Leben, der in Sannel's Herzen wohnte und wußte, das war ſein Eigenthum, ein Eigenthum, das er nicht verlieren konnte, wie Häuschen und Freiheit.

Er mußte arbeiten wie eine Mühle oder eine Uhr, die auch Niemand fragt, ob ſie müde iſt und einmal ausruhen will. Die Schwarze dagegen ließ nun alle Arbeit ſein, wenn man nicht, daß ſie Menſchen und Vieh im Hauſe auf alle Art quälte, für eine Arbeit rechnen will. Stundenlang ſaß ſie bei dem Schneider und warf ihm vor, er habe ſie in Elend und Schande gebracht. Und daß ſie ihm nun die unverdiente Ehre, die ſie ihm erzeigt, nicht umſonſt erzeigt haben wolle. Um ſolch' eine armſelige Wirthſchaft habe ſie ſich nicht die Mühe gegeben, hereinzukommen. Sie wolle in ſchönen Kleidern gehen und gut leben; das Geld dazu müſſe ſie haben; und komme er darüber um, ſo ſei's ihr noch lieber. Hernach könne ſie einen Reicheren bekommen, oder doch wenigſtens einen, der ein Mann ſei.

Die Sannel ſchien eine ganz Andere geworden, als ſonſt, und doch war ſie eben recht die alte Sannel geblieben. Man konnte es kaum glauben, wie vergeſſen und verkehrt ſie Alles machte, wußte man nicht, ſie war nur darum ſo vergeſſen und verkehrt, um den Sturm von Hannes und ſeiner Mutter auf ſich zu lenken. Und wie ſeelenfroh ſah ſie aus, ſo oft ihr das gelungen war. Sie wußte, des Geſellen wegen, der ſich noch im Orte aufhielt, würde die Schwarze ſie nicht aus dem Hauſe ſchicken; und das machte die furchtſame Sannel ſo überkühn.

Mit der Schwarzen wurde es immer ſchlimmer. Der Geſelle hatte bei einem andern Meiſter Arbeit bekommen und hatte geſagt, er gehe nicht eher aus Luckenbach, bis er eine Frau habe. Die Schwarze gönnte die drei Häuſer, die ſie ſchon für ihr Eigenthum angeſehen, keiner Andern. Und als ihr einmal Nachts

zugetragen wurde, der Geselle habe geschworen, bis morgen längstens müsse er beim Pastor gewesen sein, da kannte sie sich nicht mehr. Der Schneider, seine Mutter und die Sannel mußten sich durch die Hinterthür retten. Die warf die Schwarze hinter ihnen zu, daß es weithin scholl durch die Nacht.

In der Frau Bügel war nichts mehr von ihrem alten Muth. Sie hatte ihre Hörner verloren. Sie war so voll Furcht, daß sie sich in dem Hofe noch nicht sicher glaubte. Der Hof hatte keine andere Thür in das Freie, als jene, welche die Sannel einmal aus dem Stegreif gemacht, das halbledige Brett der Verzäunung. Als Frau Bügel nach großer Anstrengung und nicht ohne Schmerzen in dem Winkel angekommen war, sagte sie zu dem Schneider: „Dadran bist du Schuld. Verzeih' dir's Gott, du bös Kind! So geht's, es wird Alles vergolten in der Welt. Du hast mich betrogen, und nu bist du's schlimmer, wie ich. Aber es geschieht dir schon recht."

Der Schneider war so in Verzweiflung, daß er das vierte Gebot vergaß. „Und euch auch," entgegnete er. „Wer hat mich denn dazu bracht, daß ich's hab' gethan? Ja, ihr habt recht, Mutter, es wird einem Alles vergolten. Guckt, Mutter, da habt ihr mich dazu bracht, daß ich hab' müssen durchkriechen, und nu müßt ihr selber durchkriechen, so lang ihr seid. Ihr red't davon, wie ich bin gewest; aber wie ihr seid gewest, davon red't ihr nicht. Und wenn ihr anders wär't gewest, da wär' ich auch anders gewest. Nu seht ihr's, wie mir's gewesen ist. Gelt, nu mögt ihr auch nicht in's Haus? Und ihr thätet auf der Stell' einen recht Starken heirathen, daß er euch nur gegen die da drinn hälf', die wild' schwarz' Katz'. Gerad' so ist's mir gangen. Und je ärger ihr gewest seid darin gegen mich, je unlieber hab' ich 'nein gemöcht, und hab' am Häusle und meiner Arbeit meine Freud' verloren, und bin lieber in den Wirthshäusern gewest, als daheim bei euch. Aber ich wollt' doch, es wär' noch so. Wenn ich euch in euern alten Tagen so da haußen muß seh'n stehn, und ihr seid euer warm Bett gewohnt, da stoßt mir's das Herz ab in meinem Leib. Und ich wollt' lieber,

ihr thät't mir noch den Wirthshausteufel austreiben und ich riff' euch aus auf die Gass'. Ach, was das für eine schöne Zeit ist gewest, wo ihr mir habt wollen den Teufel austreiben, und ich hab' auf der Gass' geschri'n: Respekt muß sein im Haus! Aber das wird nicht wieder werden, so lang' ich leb'."

„Ja," sagte die Frau Bügel, „es kommt einem einmal, wo man in sich muß geh'n. Und das ist nun bei mir kommen. Und du dauerst mich nu in mein eigen Elend hinein. Aber guck', wenn ich auch Unrecht hab' gehabt, ich hab's gut gemeint. Und wenn uns der lieb' Gott von der da drinn hälf', so sollt's nicht wieder werden, wie's gewest ist. Ich hab' den Teufel aus wollen treiben aus dem Häusle, und hab' ihn 'nein getrieben. Und nu wollt' ich lebenslang nicht wieder 'nauflangen an die Fensterwand. Ich weiß nu, was dabei 'raus kommen ist. Und wenn uns der Himmel von der da drinn befreien thät', die Sannel müßt' Deine werden, und keine andere auf der Welt. Eine beff're sieht die Sonn' nicht, so weit sie scheint. Aber wo ist sie nur hinkommen?"

„„Wenn man den Wolf nennt, kommt er gerennt."" Und so war es jetzt mit der Sannel. Und sie kam glänzend wie Mondenschein; der Hannes und seine Mutter konnten es nur vor der finstern Nacht nicht sehen. Die Sannel war voller Hoffnung.

Sie hatte bei der Unterender Base zu essen geholt, denn von Mittag her hatten sie Alle gefastet. Die Schwarze hatte den Küchenschrank verschlossen, und die Andern hatten zusehen müssen, wie sie selbst sich die theure Butter fingerdick auf das Brod gestrichen; aber zu essen bekommen hatten sie Nichts.

Auf dem Weg von der Unterender war sie dem Gesellen begegnet. Der hatte sie gefragt, ob sie ihm noch immer einen Korb geben wolle. Und als sie das bejaht, hatte der Geselle wissen wollen, wie sie nur noch in dem Häuschen bleiben möchte. Sie hatte ihm nun Alles erzählt, wie es mit ihr und dem Hannes stand, und wie die Schwarze in das Häuschen gekommen, und daß man sie gerne los würde, wenn man nur wüßte auf welche Art.

Der Gesell hatte sich „chewundert;" er hatte „chemeint;" so

was wie dies Heirathsverſprechen müſſe umzuſtoßen ſein. Wo für gebe es ſonſt Advokaten in der Welt! Er hätte die Sannel gern zur Frau gehabt; was nicht ſein ſollte, da müßte man ſich tröſten. Morgen gehe er von Luckenbach fort, und es ſei ihm lieb, daß er ihr vielleicht noch einen Dienſt erweiſen könne. Die Advokaten könne man noch immer befragen; er wolle erſt etwas Anderes verſuchen. Es ſei billig, daß die Schwarze in ihrer eigenen Schlinge gefangen würde. Er wollte ſogleich zu der Schwarzen gehen; vorher theilte er ſeinen ganzen Plan der Sannel mit.

Der Plan war nicht leicht auszuführen. Das Schwerſte daran, die Schwarze zu überzeugen, der Geſell habe es von Anfang nur auf ſie gemeint. Des Meiſters wegen, der ihn ſonſt fortgeſchickt haben würde, hab' er ſich geſtellt, als ſtäche ihm die Sannel in die Augen. Aber ſeine Verſtellung ſei vergeblich geweſen, der Meiſter habe ihm doch Feierabend gegeben. Er, der Geſelle, ſei nun blos deßhalb in Luckenbach geblieben, um der Schwarzen vielleicht zufällig einmal zu begegnen, da er nicht mehr in das Haus gedurft. Nun aber ſei er in ſeine Heimath gerufen worden, er müſſe morgen aus Luckenbach; er könne ſie nun nicht anders ſprechen, als im Hauſe, und ſo habe er es doch gewagt, gegen des Meiſters Verbot hereinzukommen.

Endlich war die Schwarze doch überzeugt worden, und nun hatte der Geſelle darauf gedrungen, ſie müſſe noch heute aus dem Hauſe. Er könne es nicht im bloßen Gedanken leiden, daß das ſanfte Weſen länger geplagt würde von den armſeligen Schneiderskienten; die ſeien nicht werth, einen ſolchen Diamant nur eine Stunde lang zu beſitzen.

Aber wenn nun die Schwarze auch bereit ſich zeigte, das Häuschen zu verlaſſen; ſo lange ſie des Schneiders Verſprechen noch beſaß, war nichts gewonnen. Der Geſelle zeigte ſich ſo eiferſüchtig, als es ſeinem Phlegma möglich war. Er wollte nicht dulden, daß ſie Etwas von dem Schneider behielte. Er habe von einer Eheverſchreibung gehört, die müſſe er haben, eher gehe er nicht. Die Schwarze war klug genug, erſt das Papier gänzlich zu verleugnen, dann zu thun, als wiſſe ſie nicht, wo ſie es

hingebracht. Sie ſuchte und ſuchte und fand es nicht. Es ſei das kein Wunder. Sie habe es nicht begehrt, und da der Schneider es ihr aufgedrungen, keinen Werth darauf gelegt.

Der Geſelle erzählte dabei von daheim, und wie es da werden ſollte, wenn ſie erſt Mann und Frau wären; er fragte ſie nach ihrer Meinung darüber. Die Schwarze ſchmolz zuſehends in der Vorſtellung künftiger Herrlichkeit, aber das verwünſchte Papier fand ſich dennoch nicht.

So müſſe ſie ihm, ſagte der Geſelle, eine Beſcheinigung geben, daß er ſicher ſei, ſie ändere während ſeiner Abweſenheit nicht ihren Entſchluß. Wenn er nun wieder käme, ſie abzuholen, und fände ſie als des Schneiders Frau! denn dergleichen ſei in allen Romanbüchern und Liedern zu leſen; und wenn er ſie ſo fände, dann wäre es ſein Tod. Dagegen wolle er ſich und, was er habe, ihr verſchreiben. Und er ſagte das nicht nur, er that das wirklich. Die Schwarze zerfloß in Sanftmuth und Gemüthlichkeit; und als ſie des Geſellen Heirathsverſchreibung hatte, da fand ſich denn endlich auch die Verſchreibung des Schneiders. So geht es, wenn man recht angelegen ſucht; da liegt die „Sachen" mitten da, und man ſieht ſie nicht. Man wendet Alles um und um, nur eben das nicht, was man finden will.

Der Geſelle verſprach in dem Schein, ſie zu heirathen, ſobald er wieder hierher zurück käme; und das ſollte in längſtens vierzehn Tagen geſchehen. Nach einem zärtlichen Abſchiede ging der Geſelle in die Herberge zurück, ſiegelte da die Verſchreibung des Schneiders in ein Packet, das er an die Sannel adreſſirte. Dazu ſchrieb er nur, das ſolle ſein Hochzeitsgeſchenk an die Sannel ſein.

Der Schneider, ſeine Mutter und die Sannel ſaßen unterdeß im Winkel und aßen unter Hoffnung und Furcht, was die Sannel herbeigeholt hatte; dann machten ſie gute Vorſätze für die Zukunft auf den Fall der Befreiung, Vorſätze, denen ſie, wie ganz Luckenbach bezeugen kann, bis heute treu geblieben ſind.

Endlich hörten ſie die Hinterthüre gehen und die Schwarze die Nacht laut fragen: „Wo nur die Schneidersleut' hingangen

sind?" Ihre Stimme war so sanft, wie sie noch nie gewesen. Sie hatte, ohne es zu wissen, noch die Maske vor, die sie des Gesellen wegen vorgebunden. Aber es war auch etwas Vornehmes in ihrem Tone; jede Silbe klang nach den drei Häusern in Delitzich und Magdeburg. Der Schneider verstand, was das bedeutete; er sprang auf und gab der Sannel den ersten Kuß, was sich um so leichter machte, da die Sannel noch saß. „Zeitlebens glücklich!" sagte er, „und den Sonntig wirft uns der Pastor zum erstenmal von der Kanzel!"

Die Frau Bügel war nicht so schnell zum Hoffen. Aber als sie in die Stube kamen und die Schwarze reisefertig auf ihrem Koffer sitzen sahen, da wagte auch der Frau Bügel Nase zum erstenmale wieder in dem ganzen Glanze ihrer Farben zu schimmern. Die Schwarze that sehr vornehm. Sie schickte die Sannel nach Leuten, die ihren Koffer in den Gringel tragen sollten. In Magdeburg, da brauche man nur aus dem Fenster zu rufen, und es kämen Leute, mehr als man brauche. Aber sie brauche da — in Magdeburg nämlich — gar nicht zum Fenster hinaus zu rufen, da hätte sie der Leute genug im Haus.

So dienstwillig die Sannel immer gewesen war, so rasch hatte sie noch keinen Befehl ausgeführt, als den die Schwarze ihr jetzt gegeben. Und auf dem ganzen Wege lachte sie und weinte vor Seligkeit.

Die Träger kamen, und die Schwarze nahm einen herablassenden Abschied. Vielleicht komme die Frau Bügel einmal nach Magdeburg. Da solle sie nur unter dem Thore fragen, oder wo sie sonst wolle; alle Leute in Magdeburg könnten ihr sagen, wo der Schwarzen Haus stehe. Und vielleicht findé sie es auch, ohne zu fragen; es sei leicht zu erkennen an den steinernen Männern, die vor der Thüre ständen. Und auch ohne die Männer sei es zu finden, denn es habe vier Gestocke und in jedem nach der Straße zu vierzehn Fenster. Und sie selber sei auch nicht stolz.

Den Tag darauf kam das Packet von dem Gesellen. Der Schneider zerriß sogleich seine Eheverschreibung in drei Stücke. Es war gut, daß er sie wieder in seinen Händen hatte. Die

Eheverschreibung des Gesellen hatte weder Jahreszahl noch Datum; es hieß darin, er werde in längstens vierzehn Tagen hierher kommen, aber ein Ortsname stand auch nicht dabei. Als die Schwarze länger als vierzehn Tage gewartet, und ohne daß der Geselle zurückgekommen, und der Schneider mit der Sannel schon zum zweitenmal aufgeboten war, ging sie mit dem Papier zu einem Advokaten, und hier erfuhr sie, daß darauf hin nichts zu machen sei. In vollem Grimm rannte sie nun in das Häuschen, ihr altes Recht geltend zu machen. Sie that, als hätte sie des Schneiders Verschreibung noch unter ihrem Busentuch, und führte sich in das Häuschen ein, als wäre sie noch gar nicht daraus hinweggezogen. Aber der Schneider zeigte ihr die Fetzen des zerrissenen Papieres, und die Frau Bügel suchte ihre abgelegten Hörner wieder hervor und gabelte den ungebetenen Gast dermaßen hinaus, daß er nicht wiederkam.

Aber man muß der Frau Bügel zu ihrer Ehre nachsagen, daß sie die Hörner in der nächsten Viertelstunde wieder ablegte und sie seither nicht wieder aufgesetzt hat. Sie hatte das auch nicht nöthig, am wenigsten gegen ihren Sohn und ihre Schwiegertochter.

Das Leben in dem Häuschen ist nun wie das Häuschen selbst; es ist ein kleines bescheidenes Leben, dafür aber auch keine Leere darin. Es ist voll von unten bis oben, und nichts darin, was nicht glänzte von Reinlichkeit und im Widerstrahl des innern Glückes seiner Bewohner. Und dabei liegt jedes Kleinste, wie und wo es soll. Auch das äußere Glück der Familie ist im Wachsen; aber das kann noch lange wachsen, ehe die Sannel in Verlegenheit käme, wo sie allen Segen unterbringen will. Denn sie hat das Geheimniß in der Hand, wenn nicht im Kopfe, einen kleinen Raum zu einem großen zu machen durch Ordnung und durch zweckmäßige Vertheilung. Auch am lebendigen Segen fehlt es nicht, und der Schneider ist glücklich; der Aelteste verspricht, wächst er so fort, wie bisher, ein Bursch zu werden, dem nichts am Soldatenmaaße fehlt. Die Jüngeren thun ihm aus Kräften nach. Der Schneider ist ein Anderer geworden und befindet sich

wohl dabei. Seit er nicht mehr groß sein will und nach Großem begehrt, scheinen die Leute vergessen zu haben, daß er klein ist. Von dem Tage an, da die Schwarze das Häuschen verließ, hat der Schneider seinen Zauberspruch nicht mehr gebraucht. Die Zannel ist noch immer die alte, der ganze Unterschied gegen sonst, daß sie nicht mehr sagt: „Du bist doch ein Mordbursch;“ jetzt sagt sie: „Du bist ein Mordmann, Hannesle!“ Und es erinnert wie an eine Sage der Vorzeit, wenn der Schmied oder sonst Einer einmal den Spruch bringt: „Respekt muß sein im Haus!“

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Otto Ludwig's gesammelte Werke.

Vierter Band.

52 F

BIBLIOTECA
REGIA
MONACENSIS

Otto Ludwig's

geſammelte Werke.

Mit einer Einleitung von Guſtav Freytag.

Vierter Band:

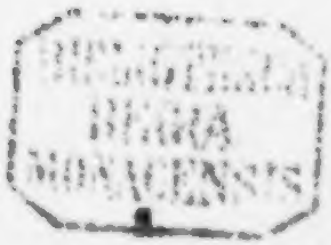
Zwiſchen Himmel und Erde.

Berlin.

Druck und Verlag von Otto Janke.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS



Das Gärtchen liegt zwischen dem Wohnhause und dem Schieferschuppen; wer von dem einen zum andern geht, muß daran vorbei. Vom Wohnhaus zum Schuppen gehend hat man es zur linken Seite; zur rechten sieht man dann ein Stück Hofraum mit Holzremise und Stallung, vom Nachbarhause durch einen Lattenzaun getrennt. Das Wohnhaus öffnet jeden Morgen zweimal sechs grünangestrichene Fensterladen nach einer der lebhaftesten Straßen der Stadt, der Schuppen ist ein großes graues Thor nach einer Nebengasse; die Rosen an den baumartig hochgezogenen Büschen des Gärtchens können in das Gäßchen hinausschauen, das den Vermittler macht zwischen den beiden größern Schwestern. Jenseits des Gäßchens steht ein hohes Haus, das in vornehmer Abgeschlossenheit das enge keines Blickes würdigt. Es hat nur für das Treiben der Hauptstraße offene Augen; und sieht man die geschlossenen nach dem Gäßchen zu genauer an, so findet man bald die Ursache ihres ewigen Schlafes; sie sind nur Scheinwerk, nur auf die äußere Wand gemalt.

Das Wohnhaus, das zu dem Gärtchen gehört, sieht nicht nach allen Seiten so geschmückt aus, als nach der Hauptstraße hin. Hier sticht eine blaß rosenfarbene Tünche nicht zu grell von den grünen Fensterladen und dem blauen Schieferdache ab; nach dem Gäßchen zu, die Wetterseite des Hauses, erscheint von Kopf zu Fuß mit Schiefer geharnischt; mit der andern Giebelwand schließt es sich unmittelbar an die Häuserreihe, deren Beginn oder

Ende es bildet; nach hinten aber gibt es einen Beleg zu dem Sprüchwort, daß Alles seine schwache Seite habe. Hier ist dem Hause eine Emporlaube angebaut, einer halben Dornenkrone nicht unähnlich. Von roh behauenen Holzstämmen gestützt, zieht es sich längs des obern Stockes hin und erweitert sich nach links in ein kleines Zimmer. Dahin führt kein unmittelbarer Durchgang aus dem obern Stock des Hauses. Wer von da nach der „Gangkammer" will, muß aus der hintern Hausthür heraus und an der Wand hin wohl sechs Schritt an der Hundehütte vorbei bis zu der hölzernen, hühnersteigartigen Treppe, und wenn er diese hinaufgestiegen, die ganze Länge der Emporlaube nach links wandeln. Der letzte Theil der Reise wird freilich aufgeheitert durch den Blick in das Gärtchen hinab. Wenigstens im Sommer; und vorausgesetzt, die der Länge des Ganges nach doppelt aufgezogene Leine ist nicht durchaus mit Wäsche behängt. Denn im Winter schließen sich die Laden, die man im Frühjahre wieder abnimmt, mit der Barriere zu einer undurchdringlichen Bretterwand zusammen, deren Lichtöffnungen über dem Bereiche angebracht erscheinen, den eine gewöhnliche Menschenlänge beherrscht.

Ist die Zier der Baulichkeiten nicht überall die gleiche, und stechen Emporlaube, Stall und Schuppen bedeutend gegen das Wohnhaus ab, so vermißt man doch nirgends, was noch mehr ziert als Schönheit der Gestalt und glänzender Putz. Die äußerste Sauberkeit lächelt dem Beschauer aus dem versteckteſten Winkel entgegen. Im Gärtchen ist sie fast zu ängstlich, um lächeln zu können. Das Gärtchen scheint nicht mit Hacke und Besen gereinigt, sondern gebürstet. Dazu haben die kleinen Beetchen, die so scharf von dem gelben Kies der Wege abstechen, das Ansehn, als wären sie nicht mit der Schnur, als wären sie mit Lineal und Zirkel auf den Boden hingezeichnet, die Buchsbaumeinfassung, als würde sie von Tag zu Tag von dem accurateſten Barbier der Stadt mit Kamm und Scheermesser bedient. Und doch ist der blaue Rock, den man täglich zweimal in das Gärtchen treten sehen kann, wenn man auf der Emporlaube steht, und zwar einen Tag wie den andern zu derselben Minute, noch sauberer gehalten

als das Gärtchen. Der weiße Schurz darüber glänzt, verläßt der alte Herr nach mannigfacher Arbeit das Gärtchen wieder — und das geschieht täglich so pünktlich um dieselbe Zeit wie sein Kommen — in so untadelhafter Weise, daß eigentlich nicht einzusehen ist, wozu der alte Herr ihn umgenommen hat. Geht er zwischen den hochstämmigen Rosen hin, die sich die Haltung des alten Herrn zum Muster genommen zu haben scheinen, so ist ein Schritt wie der andere, keiner greift weiter aus oder fällt aus der Gleichmäßigkeit des Taktes. Betrachtet man ihn genauer, wie er so inmitten seiner Schöpfung steht, so sieht man, daß er äußerlich nur das nachgethan, wozu die Natur in ihm selber das Muster geschaffen. Die Regelmäßigkeit der einzelnen Theile seiner hohen Gestalt scheint so ängstlich abgezirkelt worden zu sein, wie die Beete des Gärtchens. Als die Natur ihn bildete, mußte ihr Antlitz denselben Ausdruck von Gewissenhaftigkeit getragen haben, den das Gesicht des alten Herrn zeigt und der in seiner Stärke als Eigensinn erscheinen mußte, war ihm nicht ein Zug von liebender Milde beigemischt, ja fast von Schwärmerei. Und noch jetzt scheint sie mit derselben Sorgfalt über ihm zu wachen, mit der sein Auge sein kleines Gärtchen übersieht. Sein hinten kurzgeschnittenes und über der Stirn zu einer sogenannten Schraube zierlich gedrehtes Haar ist von derselben untadelhaften Weiße, die Halsbinde, Weste, Kragen und der Schurz vor dem zugeknöpften Rocke zeigen. Hier in seinem Gärtchen vollendet er das geschlossene Bild desselben; außerhalb seines Hauses muß sein Ansehen und Wesen etwas Fremdartiges haben. Pflastertreter hören unwillkürlich auf zu plaudern, die Kinder auf der Straße zu spielen, kommt der alte Herr Rottenmair daher gestiegen, das silberknöpfige Rohr in der rechten Hand. Sein Hut hat noch die spitze Höhe, sein blauer Ueberrock zeigt noch den schmalen Kragen und die bauschigen Schultern einer lang vorübergegangenen Mode. Das sind Haken genug, schlechte Witze daran zu hängen; dennoch geschieht dies nicht. Es ist, als ginge ein unsichtbares Etwas mit der stattlichen Gestalt, das leichtfertige Gedanken nicht aufkommen ließe.

Wenn die älteren Einwohner der Stadt, begegnet ihnen Herr Nettenmair, eine Pause in ihrem Gespräche machen, um ihn respectvoll zu grüßen, so ist es jenes magische Etwas nicht allein, was diese Wirkung thut. Sie wissen, was sie in dem alten Herrn achten; ist er vorüber, folgen ihm die Augen der noch immer Schweigenden, bis er um eine Straßenecke verschwindet; dann hebt sich wohl eine Hand, und ein aufgereckter Zeigefinger erzählt beredter, als es der Mund vermöchte, von einem langen Leben mit allen Bürgertugenden geschmückt und nicht durch einen einzigen Fehl geschändet. Eine Anerkennung, die noch an Gewicht gewinnt, weiß man, wie viel schärfer einem nach Außen abgeschlossenen Dasein nachgerechnet wird. Und ein solches führt Herr Nettenmair. Man sieht ihn nie an einem öffentlichen Orte, es müßte denn sein, daß etwas Gemeinnütziges zu berathen oder in Gang zu bringen wäre. Die Erholung, die er sich gönnt, sucht er in seinem Gärtchen. Sonst sitzt er hinter seinen Geschäftsbüchern oder beaufsichtigt im Schuppen das Ab- und Aufladen des Schiefers, den er aus eigener Grube gewinnt und weit in's Land und über dessen Grenzen hinaus vertreibt. Eine verwittwete Schwägerin besorgt sein Hauswesen und ihre Söhne das Schieferdeckergeschäft, das mit dem Handel verbunden ist und an Umfang diesem wenig nachgibt. Es ist der Geist des Oheims, der Geist der Ordnung, der Gewissenhaftigkeit bis zum Eigensinn, der auf den Neffen ruht, und ihnen das Zutrauen erwirbt und erhält, das sie von weit umher beruft, wo man zur Deckung eines neuen Gebäudes oder zu einer umfassenderen Reparatur an einem alten des Schieferdeckers bedarf.

Es ist ein eigenes Zusammenleben in dem Hause mit den grünen Fensterladen. Die Schwägerin, eine noch immer schöne Frau, wenig jünger als der Hausherr, behandelt diesen mit einer Art stiller Verehrung, ja Andacht. Ebenso die Söhne. Der alte Herr dagegen widmet der Schwägerin eine achtungsvolle Rücksicht, eine Art Ritterlichkeit, die in ihrer ernsten Zurückhaltung etwas Rührendes hat, den Neffen beweist er die Zuneigung eines Vaters. Doch steht auch hier etwas zwischen beiden Theilen,

das dem ganzen Verkehr etwas rücksichtsvoll Förmliches beimischt. Das liegt wohl zum Theile in der schweigsamen Geschlossenheit des alten Herrn, die sich den übrigen Familiengliedern mitgetheilt hat, wie denn alle seine Eigenthümlichkeiten bis auf die unbedeutendsten Einzelnheiten, so in körperlicher Haltung und Bewegung, wie in Urtheil und Liebhaberei, auf sie übergegangen erscheinen. Wird in dem Familienkreise weniger gesprochen, so erscheint ein Aussprechen von Wünschen und Meinungen des Einen überflüssig, wo der Andere mit so sicherem Instinkte zu rathen weiß. Und wie soll das schwer sein, wo Alle eigentlich ein und dasselbe Leben leben?

Es ist ein eigenes Zusammenleben in dem Hause mit den grünen Fensterladen.

Die Nachbarn wundern sich, daß der Herr Nettenmair die Schwägerin nicht geheirathet. Es ist nun dreißig Jahre her, daß ihr Mann, Herr Nettenmair's älterer Bruder, bei einer Reparatur am Kirchendache zu Sankt Georg verunglückte. Damals glaubte man allgemein, er werde des Bruders Wittwe heirathen. Sein damals noch lebender Vater wünschte das sogar und der Sohn selbst schien nicht abgeneigt. Man weiß nicht, was ihn abhielt. Aber es geschah nicht, wenn schon Herr Nettenmair sich des Familienwesens seines Bruders und der Kinder desselben väterlich annahm, auch sich sonst nicht verheirathete, soviel gute Parthien sich ihm auch anboten. Damals schon begann das eigene Zusammenleben.

Es ist natürlich, daß die guten Leute sich wundern; sie wissen nicht, was damals in vier Seelen vorging; und wüßten sie es, sie wunderten sich vielleicht nur noch mehr.

Nicht immer wohnte die Sonntagsruhe hier, die jetzt selbst über die angestrengteste Geschäftigkeit der Bewohner des Hauses mit dem Gärtchen ihre Schwingen breitet. Es ging eine Zeit darüber hin, wo bittrer Schmerz über gestohlenes Glück, wilde Wünsche seine Bewohner entzweiten, wo selbst drohender Mord seinen Schatten vor sich her warf in das Haus; wo Verzweiflung über selbstgeschaffenes Elend händeringend in stiller Nacht

an der Hinterthür die Treppe herauf und über die Emporlaube und wieder hinunter den Gang zwischen Gärtchen und Stallraum bis zum Schuppen und ruhelos wieder vor und wieder hinterschlich. Damals schon war das Gärtchen der Lieblingsaufenthalt einer hohen Gestalt, aber den Eigensinn des greisen Gesichts dämpfte nicht Milde; wenn sie über die Straße schritt, hielten auch die Knaben im lustigen Spiele an; aber die Gestalt sah nicht so freundlich auf sie nieder. Vielleicht, weil ihr Augenlicht fast erloschen war. Wohl war auch der ältere Herr Nettenmair ein geachteter Mann und verdiente die Achtung seiner Mitbürger, nicht weniger als sein milderes Ebenbild nach ihm. Er war ein Mann von strenger Ehre. Er war es nur zu sehr!

Was dazumal die Herzen in dem Hause bis zum Zerspringen schwellen machte, was in den verdüsterten Seelen umging und zum Theile heraustrat in der Selbstvergessenheit der Angst, oder zur That wurde, zur Verzweiflungsthat: alles das mag durch das Gedächtniß des Mannes gehen, mit dem wir uns bis jetzt beschäftigt. Es ist Sonntag und die Glocken von Sankt Georg, die den Beginn des vormittägigen Gottesdienstes verkündigen, rufen auch in das Gärtchen herein, wo Herr Nettenmair nach hergebrachter Weise zu dieser Stunde auf einer Bank in seiner Laube sitzt. Seine Augen ruhen auf dem schiefergedeckten Thurmdach von Sankt Georg, das auch nach ihm zu schauen scheint. Heute sind es ein und dreißig Jahre, seit er nach längerer Abwesenheit auf der Wanderschaft in die Vaterstadt heimkehrte. Eben so riefen die Glocken, als er durch eine Schneihindurch an der Straße den alten Thurm zum erstenmale wiedersah. Damals knüpfte sich seine nächste Zukunft an das alte Schieferdach; jetzt ließ er seine Vergangenheit davon ab. Denn — aber ich vergesse, der Leser weiß nicht, wovon ich spreche. Es ist ja eben das, was ich ihm erzählen will.

2.

So blättern wir denn die einunddreißig Jahre zurück und finden einen jungen Mann statt des alten, den wir verlassen. Er ist hochgewachsen wie dieser, aber nicht so stark. Er trägt die braunen Haare, wie der Alte, am Hinterkopfe kurz geschoren, über der weißen hohen Stirn in eine sogenannte Schraube künstlich gedreht. Auf seinem Gesicht erscheint noch nicht die Strenge des Alten, dem gutmüthigen Ausdrucke ist die Narbe erlittenen Seelenschmerzes noch nicht eingeprägt. Keineswegs aber hat er die leichtsinnige Unbekümmertheit, die sonst seinem Alter eigen, und auch nicht das bequeme, nachlässige Wesen, das dem fahrenden Handwerksburschen so leicht zur Gewohnheit wird. Noch führt ihn die hohe Straße durch dichten Wald, aber die Klänge der Sankt Georgenglocken aus der tief unten liegenden Stadt steigen herauf zur waldigen Höhe und dringen durch Baum und Busch unhemmbar wie eine Mutter, die dem kommenden Liebling entgegenfliegt. Heimath! Was liegt in diesen zwei kleinen Sylben! Was alles steht auf im Menschenherzen, wenn die Stimme der Heimath, der Glockenton, dem aus der Fremde Kehrenden Willkommen ruft, der Ton, der das Kind in die Kirche, den Knaben zur Konfirmation und zum ersten Genusse des heiligen Mahles rief, der jede Viertelstunde zu ihm sprach! Im Gedanken Heimath umarmen sich all unsre guten Engel.

Unserm jungen Wanderer drangen Thränen aus den ernsten und doch so freundlichen Augen. Schämte er sich nicht vor sich selbst, er hätte laut geweint. Er kam sich vor, als hätte er seinen Aufenthalt in der Fremde nur geträumt und könne sich, nun er erwacht, auf den Traum kaum mehr besinnen, als hätte er nur geträumt, er sei ein Mann geworden in der Fremde; als sei es ihm immer schon im Traum gekommen, er träume nur in der Fremde, um, wenn er daheim erwacht sei, davon erzählen zu können. Es könnte auffallen, wie er bei alledem in diesem Augenblicke der Aufregung seinem ganzen Innern den Spinnenfaden nicht übersah, den die grüßende Luft von der Heimath her gegen

ſeinen Rockkragen wehte, und daß er die Thränen vorſichtig abtrocknete, damit ſie nicht auf das Halstuch fallen möchten, und mit der eigenſinnigſten Ausdauer erſt die letzten, kleinſten Reſte des Silberfadens entfernte, ehe er ſich mit ganzer Seele ſeinem Heimathsgefühle überließ. Aber auch ſein Hängen an der Heimath war ja zum Theile nur ein Ausfluß jenes eigenſinnigen Sauberkeitsbedürfniſſes, das alles Fremde, das ihm anfliegen wollte, als Verunreinigung anſah; und wiederum entſprang jenes Bedürfniß aus der Gemüthswärme, mit der er Alles umfaßte, was in näherem Bezuge zu ſeiner Perſönlichkeit ſtand. Das Kleid auf ſeinem Leibe war ihm ein Stück Heimath, von dem er alles Fremde abhalten mußte.

Jetzt machte die Straße eine Wendung; der Bergrücken, der vorher die Straße verengt hatte, blieb zur Seite liegen, und über jungem Wuchs ſtieg eine Thurmſpitze auf. Es war die Spitze des Sankt Georgenthurms. Der junge Wanderer hielt den Schritt an. So natürlich es war, daß das höchſte Gebäude der Stadt ihm zuerſt und vor den übrigen ſichtbar werden mußte, ſeine Sinnigkeit vergaß es über der innigen Bedeutung, die ſie in den Umſtand legte. Das Schieferdach der Kirche und des Thurms bedurfte einer Reparatur. Dieſe war ſeinem Vater übertragen worden und ſie war der Grund, wenigſtens der Vorwand, warum der Vater ihn früher aus der Fremde zurückrief, als er bei des Sohnes Abreiſe gewillt geweſen. Vielleicht morgen ſchon begann er ſeinen Theil Arbeit. Dort, ſenkrecht über dem weiten Bogen, durch den er die Glocken ſich bewegen ſah, war die Ausſteigethür angebracht. Dort ſollten die beiden Balken ſich hinausſchieben, um die Leiter zu tragen, auf der er emporklimmte, bis zur Helmſtange, das Tau ſeines Fahrzeugs daran anzuknüpfen für die luſtige Fahrt um das Dach. Und wie es ſeine Natur war, ſich mit feſten Herzensfäden an die Gegenſtände anzuſpinnen, mit denen er in Arbeitsberührung kommen ſollte, ſo ſah er in dem Auftauchen der Thurmſpitze einen Gruß und griff unwillkürlich in die Luft nach dem Grüßenden hin, als gält' es, eine freundlich dargebotene Hand zu

drücken. Dann beschleunigte der Gedanke an die Arbeit seinen Schritt, bis ein Aushau im Walde und die Ankunft auf der höchsten Kante des Berges ihm die ganze Heimathsstadt vor seinen Füßen liegend zeigte.

Wieder blieb er stehen. Dort stand das Vaterhaus, dahinter der Schieferschuppen; in derselben Vorstadt, nicht weit davon, das Haus, wo sie — gewohnt hatte damals, als er in die Fremde ging. Jetzt wohnte sie in seinem Vaterhaus, war seines Vaters Tochter, seines Bruders Weib und er sollte von heute an in demselben Hause leben und sie täglich sehen als seine Schwägerin. Sein Herz schlug stärker bei dem Gedanken an sie. Aber keine von den Hoffnungen, die sich ihm sonst an ihr Andenken geknüpft, ließ es schwellen. Seine Neigung war die eines Bruders zur Schwester geworden und was ihn jetzt bewegte, sah mehr einer Sorge gleich. Er wußte, sie dachte mit Widerwillen an ihn. Sie war die Einzige im ganzen Vaterhause, die sein Kommen ungern sah. Wie war das Alles geworden? War nicht eine Zeit gewesen, wo sie ihm gut zu sein schien? Wo sie ihm so gern zu begegnen schien, als später beflissen, ihm auszuweichen? Da unten vor der Stadt in Gärten liegt das Schützenhaus. Wie sind die Bäume um das Haus größer geworden, seit er von dieser Höhe herab auch ihm den letzten Gruß zugewinkt hatte! Dort unter jener Akazie hatte er kurz vorher gestanden — es war an einem schönen Frühlingsabend gewesen, dem schönsten, meinte er, den er erlebt — am Pfingstschießen. Drinn tanzte das übrige junge Volk; er ging selig um das Haus herum, in dem er sie tanzend wußte. Er fühlte sich jetzt noch im Umgang mit Mädchen und Frauen befangen, und wußte nicht mit ihnen zu reden; das war er damals noch mehr gewesen als jetzt. Wie gern hätte er ihr gesagt — wenn er allein war, wieviel hatte er ihr zu sagen und wie gut wußte er es zu sagen, und führte es ein Zufall, daß er sie allein traf — und wunderbar, wie geschäftig der Zufall sich zeigte, ein solch Zusammentreffen zu vermitteln — da trieb ihm der Gedanke, jetzt sei der Augenblick da, alles Blut nach dem Herzen, die Worte von der Zunge in den

Versteck der tiefsten Seele zurück. So war es gewesen, wie sie, die Wangen vom Tanze glühend, allein herausgetreten war aus dem Hause. Es schien ihr nur um Kühlung zu thun; sie wehte sich mit dem weißen Tuche zu; aber ihre Wangen wurden nur röther. Er fühlte, sie hatte ihn gesehen, sie erwartete, er sollte näher treten und daß sie wußte, er verstand sie, das färbte ihr die Wangen röther. Das trieb, da er zögerte, sie wieder hinein in den Saal. Vielleicht auch, daß sie einen Dritten nahen hörte. Sein Bruder kam aus einer andern Thür des Saals. Er hatte die Beiden noch schweigend einander gegenüber stehen, vielleicht auch des Mädchens Rötherwerden gesehen. „Du suchst die Beate?" fragte unser Held, um seine Verlegenheit zu verbergen. „Nein," entgegnete der Bruder. „Sie ist nicht zum Tanze und das ist gut. Es kann doch nichts werden; ich muß mir eine Andere anschaffen und bis ich eine finde, ist höhnisch Bier mein Schatz."

Es war etwas Wildes in des Bruders Rede. Unser Held sah ihn verwundert und zugleich bekümmert an. „Warum kann nichts werden?" fragte er. „Und wie bist du nur?"

„„Ja, du meinst, ich soll sein wie du, fromm und geduldig, wenn nur kein Federchen an deinem Rocke sitzt. Ich bin ein andrer Kerl, und wird mir ein Strich durch meine Rechnung gemacht, muß ich mich austoben. Warum nichts werden kann? Weil der Alte im blauen Rock es nicht will.""

„Der Vater rief dich gestern in das Gärtchen —"

„„Ja und zog seine weißen Augenbrauen, die wie mit dem Lineal gemacht sind, anderthalb Zoll in die Höh'. Ich hatte mir's wohl gedacht. „Du gehst mit der Beate vom Einnehmer. Das hat aufgehört von heut' an."

„Ist's möglich? Und warum?"

„„Ja, hast du je gehört, daß der im blauen Rock ein Warum hervorgebracht hätte? Und hast du ihn je gefragt: warum denn aber, Vater? Ich möchte sein Gesicht sehen, fragte ihn einer von uns: Warum? Er hat's nicht gesagt, aber ich weiß es, warum das aufgehört haben soll mit mir und der Beate.

Ich hab's die ganze Woche her erwartet; wenn er die Hand aufhob, meint' ich, er deutete nach dem Gärtchen, und war bereit, wie ein armer Sünder hinter ihm her zu gehen. Da ist ja der Ort, wo er seine Kabinetsbefehle austheilt. Mit dem Einnehmer soll's nicht gut steh'n. Es geht eine Rede, er braucht mehr, als seine Besoldung hergeben will. Und — nun du bist ja auch ein Federchensucher wie der im blauen Rock. Aber was kann das Mädchen dazu? Was ich? Nun, aufgehört muß die Geschichte haben, aber das Mädel dauert mich und ich muß seh'n, wie ich sie vergesse. Ich muß trinken oder mir eine Andere anschaffen.""

Unser Held war des Bruders Art gewohnt; er wußte, daß seine Reden nicht so wild gemeint waren, als sie klangen, und der Bruder bewies ja seine Liebe und Achtung vor dem Vater durch die That seines Gehorsams; dennoch wäre es unserm Helden lieb gewesen, der Bruder hätte sie auch im Reden gezeigt, wie im Thun. Der Bruder hatte mit seiner Neckerei nicht ganz Unrecht gehabt. Apollonius war es, als läge etwas Unsauberes auf der Seele des Bruders und er strich unwillkürlich mehrmal mit der Hand über den Rockkragen desselben hin, als wäre es äußerlich von ihm abzuwischen. Vom Tanze hatte sich Staub darauf gelagert; wie dieser entfernt war, kam ihm die Empfindung, als sei wirklich entfernt, was ihn gestört.

Das Gespräch tauschte seinen Stoff. Sie kamen auf das Mädchen zu sprechen, das vorher sich Kühlung zugewehrt; Apollonius wußte gewiß nicht, daß er die Anregung dazu gegeben hatte. Wie das Mädchen das Ziel war, nach dem alle Wege seines Denkens führten, so hielt er ihn, war er bei ihr angekommen, unentrinnbar fest. Er vergaß den Bruder so, daß er zuletzt eigentlich mit sich selbst sprach. Der Bruder schien all das Schöne und Gute an ihr, das der Held in unbewußter Beredtsamkeit pries, erst wahrzunehmen. Er stimmte immer lebhafter bei, bis er in ein wildes Lachen ausbrach, das den Helden aus seiner Selbstvergessenheit weckte und seine Wangen so roth färbte, als die des Mädchens vorhin gewesen waren.

„Und da schleichst du um den Saal, wo sie mit Andern tanzt und, zeigt sie sich, so hast du nicht das Herz, mit ihr anzubinden. Wart', ich will dein Gesandter sein. Von nun soll sie keinen Reihen tanzen, als mit mir, damit kein Anderer dir in die Quere kommt. Ich weiß mit den Mädels umzugehen. Laß' mich machen für dich."

Sie standen etwa zehn Schritt von der großen Saalthüre entfernt, Apollonius mit dem vollen, der Bruder mit dem halben Angesichte derselben zugewandt. Unser Held erschrack vor dem Gedanken, daß das Mädchen heute noch Alles erfahren sollte, was er für sie fühlte. Dazu kam die Scham über sein eigenes befangenes ungeschicktes Wesen ihr gegenüber und wie sie davon würde denken müssen, daß er eines Mittlers bedürfe. Er hatte schon die Hand erhoben, dem Bruder Einhalt zu thun, als die Erscheinung des Mädchens selbst ihm alles Andere verdunkelte. Leise und allein wie vorhin kam sie aus der Thüre geschritten. Unter dem Tuche, mit dem sie sich Kühlung zuwehte, schien sie verstohlen um sich zu sehen. Er sah wieder ihre Wangen röther werden. Hatte sie ihn gesehen? Aber sie wandte ihr Gesicht nach der entgegengesetzten Seite. Sie schien etwas zu suchen im Grase vor ihr. Er sah, wie sie eine kleine Blume pflückte, diese auf eine Bank legte und, nachdem sie eine Weile wie zweifelnd gestanden, ob sie die Blume wieder aufnehmen sollte, wie mit schnellem Entschluß sich wieder nach der Thür wandte. Eine halb unwillkürliche Armbewegung schien zu sagen: mag er sie nehmen; sie ist für ihn gepflückt. Wieder wogte es roth herauf bis an das dunkelbraune Haar, und die Hast, mit der sie in der Thür verschwand, schien einer Reue vorbeugen zu sollen, die die Sorge erzeugen konnte, wie ihr Thun verstanden werden würde.

Der Bruder, der von allem dem nichts zu gewahren schien, hatte noch in seiner lebendigen, heftigen Weise fortgesprochen; seine Worte waren verloren; unser Held hätte zwei Leben haben müssen, sie zu hören, denn das eine, das er besaß, war in seinen Augen. Jetzt sah er den Bruder nach dem Saale stürmen. Zu spät kam ihm der Gedanke, ihn zurückzuhalten. Er eilte ihm

vergeblich nach bis zur Thüre. Dort nahm ihn wiederum die Blume gefangen, die das Mädchen für einen Finder hingelegt, für einen glücklichen, fand sie der, dem sie zugedacht war. Und unter den leisen, mechanisch fortgesetzten Zurufen seines Mundes an den Bruder, der sie nicht mehr hörte, er solle schweigen, fragte er sich innerlich: bist du's auch, für den sie die Blume hierhergelegt? Hat sie die Blume für Jemand hierhergelegt? Sein Herz antwortete glücklich auf Beides ein Ja, während ihn das Vorhaben des Bruders noch bedrängte.

War es ein Liebeszeichen von ihr und für ihn, so war es das letzte.

Zweimal sah er verstohlen in den Saal, wenn die Thür sich öffnete; er sah sie mit seinem Bruder tanzen, dann im Ausruhen vom Tanze den Bruder in seiner hastigen Weise auf sie hineinreden. Jetzt spricht er von mir, dachte er, über das ganze Gesicht erglühend. Er stürzte in den Schatten der nahen Büsche, als sie den Saal verließ. Der Bruder führte sie heim. Er folgte den Beiden in so großer Entfernung, als er nöthig hielt, von ihr nicht gesehen zu werden. Als der Bruder von der Begleitung zurückkam, trat er von der Thüre weg. Er war wie nackt vor Scham. Der Bruder hatte ihn doch bemerkt. Er sagte: „Noch will sie nichts von dir wissen; ich weiß nicht, ist es Ziererei oder ihr Ernst. Ich treffe sie schon wieder. Auf einen Schlag fällt kein Baum. Aber das muß ich dir zugestehen, Geschmack hast du. Ich weiß nicht, wo ich meine Augen gehabt habe seither. Die ist noch ganz anders, als die Beate. Und das will viel sagen!"

Von da an hatte der Bruder unermüdlich mit Walter's Christianen getanzt und für den Bruder gesprochen und jedesmal, nachdem er sie heimgeführt, dem Helden Rechenschaft abgelegt von seinen Bemühungen für ihn. Lange noch war er ungewiß, ob sie sich nur ziere, oder ob sie unserm Helden wirklich abgeneigt sei. Er erzählte gewissenhaft, was er zu des Helden Gunsten ihr gesagt, was sie auf seine Fragen und Versicherungen geantwortet. Er hatte noch Hoffnung, als unser Held sie schon

aufgegeben hatte. Und dieser hätte es aus ihrem Benehmen gegen ihn erkennen müssen, hätte er auch ihre Antworten an den Bruder nicht erfahren, seine Neigung habe keine Erwiderung zu erwarten. Sie wich ihm aus, wo sie ihn sah, so angelegentlich, als sie ihn früher gesucht zu haben schien. Und war er es denn gewesen, den sie damals suchte, wenn sie überhaupt Jemand gesucht hatte?

Der Bruder forderte ihn hundertmal auf, sie abzupassen und selbst seine Sache bei ihr zu führen. Er bot seine ganze Erfindungskraft auf, dem Helden Gelegenheit zu verschaffen, sie allein zu sprechen. Unser Held wies die Aufforderungen ab, wie die Anerbieten. Es war doch unnütz. Alles, was er erreichen konnte, war, sie nur noch mehr zu erzürnen.

„Ich kann's nicht mehr mit ansehen, wie du abmagerst und immer bleicher wirst, sagte der Bruder eines Abends zu unserm Helden, nachdem er ihm gemeldet, wie er heute wieder erfolglos für ihn gesprochen. Du mußt fort eine Zeit lang von hier, das wird nach zwei Seiten gute Folgen für dich haben. Wenn ich ihr sage, du bist um ihretwillen in die Welt gegangen, wird sie sich vielleicht bekehren. Glaub' mir, ich kenne, was lange Haare trägt und weiß damit umzugehen. Du schreibst ihr einen beweglichen Brief zum Abschied, den bekommt sie durch mich und ich will ihr schon das Herz weich machen. Und ist's nicht zu erreichen, so wird Dir's gut thun, wenn du ein oder mehre Jahre von hier weg bist, wo dich Alles an sie erinnert. Und zuletzt wird die Fremde einen andern Kerl aus dir machen, der mit der Art, die Schürzen trägt, besser umzuspringen weiß. Du mußt tanzen lernen, das ist schon der halbe Weg dazu. Und der Alte im blauen Rock ist ohnehin vom Vetter in Köln angegangen worden, einen von uns zu ihm zu schicken; ich las neulich in einem Brief, der ihm aus der Tasche gefallen war. Sag' ihm nur, du hättest aus seinen Reden so was gemerkt und wenn er's haben wollte, so wollest du geh'n. Oder laß' mich das machen. Du bist zu ehrlich."

Und er machte es wirklich. Es ist die Frage, ob sich unser

Held freiwillig hätte entschließen können, die Heimath zu verlassen, er, der nicht begriff, wie Jemand wo anders leben könne, als in seiner Vaterstadt, dem es immer wie ein Mährchen vorgekommen war, daß es noch andere Städte gäbe und Menschen drin wohnten, der sich das Leben und Thun und Treiben dieser Menschen nicht als ein wirkliches, wie die Bewohner seiner Heimath es führten, sondern als eine Art Schattenspiel vorgestellt hatte, das nur für den Betrachter existirte, nicht für die Schatten selbst. Der Bruder, der den alten Herrn zu behandeln wußte, brachte, wie zufällig, das Gespräch auf den Vetter in Köln, wußte die Andeutungen, die Herr Nettenmair in seiner diplomatischen Weise gab, als vorbereitende Winke aufzufassen, faßte andere, die unsern Helden betrafen, damit zusammen. Nach öfterem Gespräche schien er's für den ausgesprochenen Willen des alten Herrn zu nehmen, daß Apollonius nach Köln zu dem Vetter müsse. Dadurch war dem alten Herrn der Gedanke gegeben, über dem er nun, da er für den seinen galt, nach seiner Weise brütete. Es war wenig Arbeit vorhanden und auch für die nächste Zeit keine Aussicht auf eine bedeutende Vermehrung derselben. Zwei Hände waren zu entbehren und blieben die im Geschäft, so waren die Kräfte desselben zu einem halben Müssiggang verdammt. Der alte Herr konnte nichts weniger leiden, als was er leiern nannte. Es fehlte nur an einem Widerstande von Seiten unsers Helden. Dieser wußte nichts von des Bruders Plane. Der Bruder hatte ihn weißlich nicht darin eingeweiht, weil er ihn zu gut kannte, um Vorschub von ihm zu erwarten bei einem Thun, das er als unehrlich und unehrerbietig zugleich gegen den Vater verworfen haben würde.

„Du willst den Apollonius nach Köln schicken," sagte der Bruder eines Nachmittags zu dem alten Herrn. „Wird er aber gehen wollen? Ich glaube nicht. Du wirst mich auf die Wanderschaft schicken müssen. Der Apollonius wird nicht gehen. Wenigstens heut und morgen noch nicht."

Das war genug. Noch denselben Abend winkte der alte Herr unseren Helden sich in das Gärtchen nach. Vor dem alten

Birnbaum blieb er stehen und sagte, indem er ein kleines Reis, das aus dem Stamme gewachsen war, entfernte: „Morgen gehst du zum Vetter nach Köln."

Mit schneller Wendung drehte er sich nach dem Angeredeten um und sah verwundert, daß Apollonius gehorsam mit dem Kopfe nickte. Es schien ihm fast unlieb, daß er keinen Trotz zu brechen haben sollte. Meinte er, der arme Junge hege trotzige Gedanken, wenn er sie auch nicht ausspreche und wollte er auch den Trotz der Gedanken brechen? „Heut noch schnürst du deinen Ranzen, hörst du?" fuhr er ihn an.

Apollonius sagte: „Ja, Vater."

„Morgen mit Sonnenaufgang machst du dich auf die Reise." Nachdem er so eine trotzige Antwort fast erzwingen zu wollen geschienen, mochte er seinen Zorn bereuen. Er machte eine Bewegung. Apollonius ging gehorsam. Der alte Herr folgte ihm und kam einigemal auf das Zimmer der Brüder, um mit milderem Grimme den Einpackenden an mancherlei zu erinnern, was er nicht vergessen solle.

Und vom Georgenthurme tönte eben der letzte von vier Glockenschlägen, als sich die Thür des Hauses mit den grünen Fensterladen aufthat und unser junger Wanderer heraustrat, von dem Bruder begleitet. An derselben Stelle, wo er jetzt auf die unter ihm liegende Stadt herabsah, hatte der Bruder Abschied von ihm genommen und er ihm lange, lange nachgesehen. „Vielleicht gewinn' ich sie dir doch," hatte der Bruder gesagt, „und dann schreib' ich dir's sogleich. Und ist's mit der nichts, so ist sie nicht die einzige auf der Welt. Du bist ein Kerl, ich kann dir's wohl sagen, so hübsch wie einer, und legst du nur dein blödes Wesen ab, kann dir's bei Keiner fehlen. Es ist einmal so, die Mädel können nicht um uns werben und ich möchte die nicht einmal, die sich mir von selbst an den Hals würfe. Und was soll ein rasches Mädel mit einem Träumer anfangen? Der Vetter in Köln soll ein paar schöne Töchter haben. Und nun leb wohl. Deinen Brief besorg' ich noch heut'."

Damit war der Bruder von ihm geschieden.

„Ja," sagte Apollonius bei sich, als er ihm nachsah. „Er hat Recht. Nicht wegen der Töchter vom Vetter oder sonst einer andern, und wär' sie noch so hübsch. Wär' ich anders gewesen, jetzt müßt' ich vielleicht nicht in die Fremde. War ich's, dem sie die Blume hingelegt hat am Pfingstschießen? Hat sie mir begegnen wollen damals und früher? wer weiß, wie schwer's ihr geworden ist. Und wie sie das Alles umsonst gethan, hat sie sich nicht vor sich selber schämen müssen? O sie hat recht, wenn sie nichts mehr von mir wissen will. Ich muß anders werden."

Und dieser Entschluß war keine taube Blüthe gewesen. Das Haus seines Vetters in Köln zeigte sich keiner Art von Träumerei förderlich. Er fand ein ganz anderes Zusammenleben als daheim. Der alte Vetter war so lebenslustig als das jüngste Glied der Familie. Da war keine Vereinsamung möglich. Ein aufgeweckter Sinn für das Lächerliche ließ keine Art von Absonderlichkeit aufkommen. Jeder mußte auf seiner Hut sein; keiner konnte sich gehen lassen. Apollonius hätte ein anderer werden müssen und wenn er nicht wollte. Auch im Geschäfte ging es anders her als daheim. Der alte Herr im blauen Rock gab seine Befehle, wie der Gott der Hebräer aus Wolken und mit der Stimme des Donners, er hätte seinem Ansehen etwas zu vergeben geglaubt durch Aussprechen seiner Gründe, er gab kein Warum und seine Söhne wagten nicht, nach Warum zu fragen. Und selbst das Verkehrte mußte durchgeführt werden, war der Befehl einmal ausgesprochen. Ueber Dinge, die das Geschäft nicht betrafen, redete er mit den Söhnen gar nicht. Dagegen war es des Vetters Weise, ehe er selbst seine Ansicht über einen Punkt des Geschäftes aussprach, seine Gehülfen um ihre Meinung zu fragen. Es war dann nicht genug an der Meinung, er wollte auch die Gründe wissen. Dann machte er Einwürfe; war ihre Meinung die richtige, mußten sie dieselbe siegreich durchkämpfen; irrten sie, nöthigte er sie, durch eigenes Denken auf das Rechte zu kommen. So erzog er sich Helfer, denen er Manches überlassen konnte, die nicht um jede Kleinigkeit ihn fragen mußten. Und so hielt er es auch mit andern Dingen. Es waren

wenig Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens, die er nicht nach ſeiner Weiſe mit ſeiner Familie — und Apollonius gehörte dazu — durchſprach. Indem er zunächſt nur darauf auszugehen ſchien, das Urtheil der jungen Leute zu bilden, gab er ihnen einen Reichthum von Lebensregeln und Grundſätzen, die um ſo mehr Frucht verſprachen, da die jungen Leute ſie hatten ſelbſt finden müſſen. Woran der Vetter bei ſeinem Verwandten nicht taſtete, das war deſſen Gewiſſenhaftigkeit, Eigenſinn in der Arbeit und Sauberkeit des Leibes und der Seele. Doch ließ er es nicht an Winken und Beiſpielen fehlen, wie auch dieſe Tugenden an Uebermaß erkranken könnten.

Apollonius erkannte deutlich, daß ſein Glück ihn zu dem Vetter geführt. Er verlor das träumeriſche Weſen immer mehr; bald konnte der Vetter die ſchwierigſte Arbeitsaufgabe in des Jünglings Hände legen, und er vollendete ſie ohne die Hülfe fremden Rathes zur Zufriedenheit des Vetters, daß dieſer ſich geſtehen mußte, er ſelbſt würde die Sache nicht umſichtiger begonnen, nicht energiſcher betrieben, nicht ſchneller und glücklicher beendet haben. Bald konnte der Jüngling ſich ein Urtheil bilden über die Art, wie ſie daheim die Geſchäfte geführt hatten. Mußte er ſich ſagen, daß ſie nicht die zweckmäßigſte geweſen, ja daß Manches, was der alte Herr angeordnet hatte, verkehrt genannt werden mußte, dann warf er ſich wohl ſeinen unkindlichen Sinn bitter vor, ſtrengte ſich an, das Thun des Vaters bei ſich zu rechtfertigen, und zwang ſich, war ihm das unmöglich geweſen, zu dem Gedanken, der alte Herr habe ſeine guten Gründe gehabt und er ſelbſt ſei nur zu beſchränkt, um ſie zu errathen.

Es kamen Briefe vom Bruder. Im erſten ſchrieb dieſer er ſei nun ſo weit über das Mädchen klar, daß ihre Härte gegen Apollonius von einer andern Neigung des Mädchens herrühre, deren Gegenſtand zu nennen ſie nicht zu bewegen ſei. Aus dem nächſten, der kaum von dem Mädchen ſprach, las Apollonius ein Mitleid mit ihm heraus, deſſen Grund er nicht zu finden wußte. Der dritte gab dieſen Grund nur zu deutlich an. Der Bruder ſelbſt war der Gegenſtand der verſchwiegenen Neigung des Mäd-

Haus gewesen. Sie hatte ihm mancherlei Zeichen davon gegeben, nachdem er nach des Vaters Willen seiner ersten Geliebten entsagt. Er hatte nichts davon geahnt und als er nun als Werber für den Bruder aufgetreten, hatte Scham und Ueberzeugung, er selbst liebe sie nicht, ihren Mund verschlossen.

Nun begriff Apollonius unter Schmerzen, daß er sich geirrt, als er gemeint, jene stummen Zeichen gälten ihm. Er wunderte sich, daß er seinen Irrthum nicht damals schon eingesehen. War nicht sein Bruder ihr so nah, als er, da sie die Blume hinlegte, die der Unrechte fand? Und wenn sie ihm so absichtlich unabsichtlich allein begegnete — ja, wenn er sich die Augenblicke, die Eigenthümer seiner Träume, vergegenwärtigte — sie hatte seinen Bruder gesucht, darum war sie erschrocken, ihm zu begegnen, darum floh sie jedesmal, wenn sie ihn erkannte, wenn sie den fand, den sie nicht suchte. Mit ihm sprach sie nicht; mit dem Bruder konnte sie Viertelstunden lang scherzen.

Diese Gedanken bezeichneten Stunden, Tage, Wochen tiefinnersten Schmerzes; aber das Vertrauen des Vaters, das durch Bewährung vergolten werden mußte, die heilende Wirkung emsigen und bedachten Schaffens, die Männlichkeit, zu der sein Wesen durch Beides schon gereift war, bewährten sich in dem Kampfe und gingen noch gekräftigter daraus hervor.

Ein späterer Brief, den er vom Bruder erhielt, meldete ihm, der alte Walther, der des Mädchens Neigung entdeckt und der alte Herr im blauen Rocke waren übereingekommen, der Bruder solle das Mädchen heirathen. Des alten Herrn Soll war ein Muß, das wußte Apollonius so gut als der Bruder. Des Mädchens Neigung hatte den Bruder gerührt; sie war schön und brav; sollte er sich dem Willen des Vaters entgegensetzen um Apollonius willen, um einer Liebe willen, die ohne Hoffnung war? Der Zustimmung Apollonius im Voraus gewiß, hatte er sich in die Schickung des Himmels ergeben.

Die ganze erste Hälfte des folgenden Briefs, in welchem er seine Heirath meldete, klang die fromme Stimmung nach. Nach vielen herzlichen Trostesworten kam die Entschuldigung oder

vielmehr Rechtfertigung, warum der Bruder zwischen diesem und dem vorigen Briefe zwei Jahre lang nicht geschrieben. Darauf eine Beschreibung seines häuslichen Glückes; ein Mädchen und einen Knaben hatte ihm sein junges Weib geboren, das noch mit der ganzen Gluth ihrer Mädchenliebe an ihm hing. Der Vater war unterdeß von einem Augenübel befallen und immer unfähiger geworden, das Geschäft nach seiner souveränen Weise allein zu leiten. Das hatte ihn noch immer wunderlicher gemacht. Wenn er eine Zeitlang die Zügel ganz den Händen des Sohnes überlassen, dann hatte ihn das alte Bedürfniß zu herrschen, durch die Langeweile der gezwungenen Muße noch geschärft, sich wieder aufraffen lassen. Nun kannte er die Sache, um die es sich eben handelte (und an die er sich bisher nichts gekehrt) nur ungenügend; und wenn er sie kannte, so war ihm darum zu thun, seinen Willen als den herrschenden durchzusetzen. Und schon deßhalb verwarf er den Plan, nach dem der Sohn bisher gehandelt. Was bereits geschehen, Arbeit und Auslage waren verloren. Dabei mußte er doch wieder den Sohn in Anspruch nehmen und die beste Darstellung des Verhaltes ersetzte dem alten Herrn den Mangel der eigenen Anschauung nicht. Zuletzt mußte er einsehen, daß die Sache auf seinem Wege nicht ging. Geld, Zeit und Arbeitskraft war vergeudet und, was ihn noch tiefer traf, er hatte sich bloßgegeben. Nach einigen dergestalt mißlungenen Versuchen, die Zügel als blinder Fuhrmann wieder an sich zu reißen, hatte er sich von den Geschäften zurückgezogen. Blos als berathender Helfer sich einem Andern unterzuordnen und gar dem eigenen Sohne, der bis vor Kurzem noch der ungefragte und willenlose Vollzieher seiner Befehle gewesen, das war dem alten Herrn unmöglich. Im Gärtchen fand er Beschäftigung; er konnte sich neue machen, wenn ihm nicht genügte, was die Pflege des Gärtchens bis jetzt seinen Besorgern von selbst abgefordert. Er konnte das Alte entfernen, Neues ersinnen und wieder Neuerem Platz machen lassen, und er that es. Unumschränkt herrschend in dem kleinen grünen Reiche, in dem nun an kein Warum mehr laut werden durfte, wo neben dem Gesetze der Natur nur noch

ein einziges waltete, sein Wille, vergaß oder schien er zu vergessen, daß er früher einen mächtigeren Zepter geführt.

Mehr aber als von dem Geschäfte und dem wunderlichen alten Herrn schrieb der Bruder in seinen folgenden Briefen von den Festlichkeiten der Schützengesellschaft der Vaterstadt und einem Bürgervereine, der zusammengetreten war, sein Ergötzen von dem der niedriger stehenden Schichten der Bevölkerung abzusondern. Aus allen den Beschreibungen von Vogel- und Scheibenschießen, Concerten und Bällen, als deren Mittelpunkt er und seine junge Frau dastanden, lachte die höchste Befriedigung der Eitelkeit des Briefstellers. Nur in einer Nachschrift war in dem letzten Briefe des ernsteren Umstandes leicht Erwähnung gethan, die Stadt wolle eine Reparatur des Thurm- und Kirchendaches zu Sankt Georg vornehmen lassen und habe ihn mit Ausführung derselben betraut. Der im blauen Rocke dringe in ihn, Apollonius aufzufordern, in die Vaterstadt und das Geschäft zurückzukehren. Der Bruder war der Meinung, Apollonius werde die ihm lieb-gewordenen Verhältnisse in Köln nicht um einer so geringfügigen Ursache willen verlassen mögen. Die Reparatur werde mit den vorhandenen Arbeitskräften in kurzer Zeit zu vollenden sein. Der schadhaften Stellen am Thurm- und Kirchendach seien nur wenige. Ueberdieß sehe er auch ab von dem Widerwillen seiner Frau gegen Apollonius, den er seither so vergebens bekämpft, würde es diesem eine unnütze Quälerei sein, alles das sich wieder aufzufrischen, was er froh sein müsse, vergessen zu haben. Er werde leicht einen Vorwand finden, dem Gehorsam gegen einen Befehl, den nur Wunderlichkeit eingegeben, auszuweichen. Den Schluß des Briefes machte eine neckende Anspielung auf ein Verhältniß unseres Helden mit der jüngsten Tochter des Vetters, von dem die Vaterstadt voll sei. Der Bruder ließ sich ihr als seiner künftigen Schwägerin empfehlen.

Wenn auch ein solches Verhältniß nicht bestand, Apollonius konnte sich sagen, es lag nur an ihm, es in das Leben zu rufen. Der Vetter hatte schon manchen Wink fallen lassen, der dahin zielte; und das Mädchen, von dem die Rede war, hatte sich nicht

gestrählt. Unser Apollonius war ein Bursche geworden, den so leicht keine aufgeschlagen hätte, deren Herz und Hand noch zu ihrer Verfügung stand. Die Gewohnheit, nach seinem eigenen Ermessen zu handeln und über die Thätigkeit einer Anzahl tüchtiger Arbeiter selbstständig zu verfügen, hatte seinem Aeußern Haltung, seinem Benehmen Sicherheit gegeben. Und was von seiner frühern Schüchternheit gegen Frauen und der Neigung, sich träumend in sich selbst zu versenken, noch übrig geblieben war, erhöhte noch die sichere Männlichkeit, deren Ausdruck es milderte.

Ja, er wußte, daß er des Vetters Schwiegersohn werden konnte, wenn er wollte. Das Mädchen war hübsch, brav und ihm zugethan, wie eine Schwester. Aber nur als eine Schwester sah er sie an; es war ihm nie der Wunsch gekommen, sie möchte ihm mehr sein. Die Neigung zu Christianen glaubte er besiegt zu haben; er wußte nicht, daß doch nur sie es war, die zwischen ihm und des Vetters Tochter stand und zwischen ihm und jeder Andern gestanden hätte. Als er erfuhr, Christiane liebte seinen Bruder, hatte er die kleine Blechkapsel mit der Blume von der Brust genommen, wo er sie seit jenem Abende trug, da er sie irrend als für ihn hingelegt aufgehoben. Als Christiane seines Bruders Weib geworden war, packte er die Kapsel mit der Blume ein und schickte sie dem Bruder. Wegwerfen konnte er nicht, was ihm einmal theuer gewesen, aber besitzen durfte er die Blume nicht mehr. Besitzen durfte sie nur Der, für den sie bestimmt gewesen, dem die Hand gehörte, die sie gegeben hatte.

Der Vater rief ihn zurück; er mußte gehorchen. Aber es war mehr als der bloße Gehorsam in ihm lebendig. Er ging nicht nur; er ging gern. Des Vaters Wort war ihm mehr Erlaubniß als Befehl. Wenn die Frühlingssonne in ein Gemach dringt, das den Winter über unbewohnt und verschlossen stand, dann sieht man, es war schlafendes Leben, was wie vertrocknete Leichen auf der Diele lag. Nun regt es sich, und dehnt sich und wird zur summenden Wolke, und braust jubelnd hinein in den goldenen Strahl. Nicht der Vater allein, jedes Haus der

Kaiserstadt, jeder Hügel, jeder Garten darum, jeder Baum darin rief ihn. Der Bruder, die Schwester — diesen Namen gab er Christianen — riefen ihn. Er fühlte sich sicher, daß es nur die Schwester war, die ihn zu ihr zog. Doch sie rief ihn ja nicht. Sie trug einen Widerwillen gegen ihn, hatte ihm der Bruder geschrieben; einen Widerwillen, so stark, daß sechs Jahre lang der Bruder vergeblich gegen ihn gekämpft. Es war ihm, als müsse er schon deswegen heim, damit er ihr zeigte, er verdiene ihren Widerwillen nicht, er sei werth, ihr Bruder zu sein. Das schrieb er dem Bruder in dem Briefe, der seinen Gehorsam meldete und den Tag angab, an dem der Bruder ihn erwarten sollte. Er konnte ihn versichern, daß die Erinnerungen an ehemals ihn nicht quälen würden, daß die Sorge des Bruders unbegründet sei.

So war es gekommen, daß der Gedanke an sie keine von den alten Hoffnungen erweckte. Als er von der Höhe herabsah, fragte er sich: „wird mir's gelingen, ihr Bruder zu werden, die mir jetzt eine Schwester ist?"

Noch eine Weile stand er und sah hinab. Aber seine Haltung hatte sich verändert und sein Blick war ein anderer geworden. In Gedanken hatte er die letzten sechs Jahre noch einmal durchlebt und war noch einmal aus einem blöden, träumerischen Knaben zum Manne geworden. Als sein Blick wieder auf den Thurm und die Kirche zu Sankt Georg fiel, hob sich die Hand nicht wie vorhin unwillkürlich, wie um eine unsichtbar ihm hingereichte zu drücken. Er schalt sich über sein kindisches Gaffen. Er mußte sobald als möglich die Dinge in der Nähe sehen, um sich ein Urtheil zu bilden, was zu thun sei. Die Liebe zur Heimath war noch so stark in ihm als je, aber es war nicht mehr die des Knaben, dem die Heimath eine Mutter ist, die ihn hätschelnd in die Arme nimmt; es war die Liebe des Mannes. Die Heimath war ihm ein Weib, ein Kind, für das zu schaffen es ihn trieb.

3.

Wer heute in das Haus hineinsehen konnte mit den grünen Fensterladen, etwa eine Stunde vor Mittag, der merkte wohl, daß die Gedanken seiner Bewohner nicht im gewöhnlichen alltäglichen Geleise gingen. Man konnte es sehen an der Art, wie die Leute aufstanden und wie sie sich setzten, wie sie die Thüren öffneten und schlossen, wie sie Dinge anfaßten und wieder wegstellten, mit denen sie weiter nichts thaten, als sie nehmen und wieder hinstellen, und offenbar auch weiter nichts thun wollten. Wer sich besinnt, in welcher Gemüthslage er am öftersten die Uhr aus der Tasche zog, und noch ehe er sie wieder in die Tasche versenkt, schon vergessen hatte, welche Zeit es sei, und sie wieder hervorholte, und da er nicht wußte, warum er das gethan, sie an das Ohr hielt, und ohne gehört zu haben, ob sie noch ging oder nicht, den Uhrschlüssel suchte und sie aufzog, vielleicht zum dritten Male in Zeit von einer Stunde: der wird, falls er sich noch besinnen kann auf das, was er schon damals nicht wußte, als er es that, errathen können, was die Leute zu aller der zwecklosen Thätigkeit verleitet. Auch der junge Herr, der eben zum sechsten Male seit einer Stunde seine Uhr aufziehen will, ist so wenig mit dem Bewußtsein bei diesem Geschäft, daß er es in der nächsten Viertelstunde zum siebenten Male versuchen wird. Dann setzt er seine wohlgenährte, kurze Gestalt auf den Stuhl am Fenster und es ist ungewiß, ob er hinaus auf die Straße sieht, oder ob er bei den Gedanken ist, die in derselben zwecklosen Unruhe, die sein Aeußeres zeigt, wie Wolkenschatten an seinem Bewußtsein vorbeiflattern. Er sitzt in schwarzer Sonntagskleidung einer jungen Frau gegenüber. Er hätte Zeit genug, zu sehen, wie schön sie ist, wie anmuthig ihr das zerstreute Wesen ansteht, — und es kleidet sie weit besser, als ihn. Zuweilen scheint er es auch zu sehen, aber dann ist es, als wäre es ihm keine Freude. Dann werden die Gedankenschatten auf seinem Gesichte tiefer und flattern nicht mehr so schnell darüber hin. Er betrachtet die schönen Züge der jungen Frau genauer,

ja es ist, als ob er sie belaure, als ob er sich sorgenvoll frage, ob sie den Ausdruck von Widerwillen, der über ihnen hängt, behalten werde, bis — und klingt dann zufällig ein stärkerer Tritt von der Straße herein an sein Ohr, dann schrickt er auf, aber er vermeidet ihre schönen, offenen Augen, die sie, vom Klange des Tritts geweckt, nach ihm hin aufschlagen kann.

Im Garten kann der alte Valentin einem eben so alten Herrn im blauen Rock nichts recht machen. Er ist zu aufgeregt und sieht viel durch den Zaun nach der Straße, darüber thut er bald zu wenig, bald zu viel; und der alte Herr schilt manchmal, scheint es auch nur, um seine eigene Bewegung zu verbergen. Die Hände zittern merklich, mit denen er untersucht, ob die Buchsbaumeinfassung der kleinen Beete auch so eigensinnig gleichmäßig geschoren ist, wie er sie geschoren haben würde, besäße er noch das scharfe Auge von ehedem. Der alte Valentin müßte eine Thräne von den hohlen Backen wischen, wie es so oft geschieht, über die Hilflosigkeit des alten Herrn und tausend Vergleiche zwischen sonst und jetzt, die ihm der Anblick derselben herbeiruft; aber seine Augen und seine Gedanken sind auf der Straße vor dem Zaun.

Hinten am Ende des Ganges neben der Thür des Schuppens sitzt auf einem Haufen Schieferplatten ein ungemuthlicher Geselle in Hemdärmeln. Der Ausdruck seines Gesichtes wechselt ohne sichtbaren äußeren Anlaß zwischen widerwärtiger Zuthulichkeit und tückischem Trotz. Er kramt, scheint es, unter seinen Gesichtern, wie ein Mädchen in ihrem Schmuck. Er hält beide bereit, um das rechte gleich bei der Hand zu haben. Er weiß noch nicht, welches er brauchen wird.

Vorn durch den Spalt der wenig geöffneten Hausthüre lauscht das Dienstmädchen. Aber keine ihrer Bekannten geht vorbei. Bald wird sie auf einen Vorwand sinnen, die erste beste, vorüberwandelnde Gestalt anzuhalten, nur um wie gelegentlich anzubringen, das Haus erwarte heute seinen jüngeren Sohn aus der Fremde zurück. Einstweilen sagte sie es dem alten Hunde, der, bemüht, die verschiedenen Gruppen durch sein Ab- und Zu-

geh'n in Verbindung zu erhalten, eben bei ihr angekommen ist. Und sogleich wendet er sich nach dem Hofe zurück, wie um weiter zu sagen, was er vernommen. Der alte Hund ist von der Unruhe der Menschen angesteckt. Ist doch jetzt die Stunde, die er an andern Tagen vor seiner Hütte schlafend verbringt.

Die alte Gewohnheit scheint ihn zu mahnen, als er an seiner Hütte vorbei laufen will. Er legt sich daneben, aber er schließt die Augen nicht; er scheint in tiefe Gedanken versunken. Denkt er sich die weite Erde mit ihren Bergen und Thälern und Flüssen, mit ihren Städten und Dörfern? Und von Ort zu Orte Straßen und auf jeder Straße Wanderer, fortziehende und heimkehrende?

Wer ein scharfes Auge hätte, die Herzensfäden alle zu sehen, die sich spinnen die Straßen entlang über Hügel und Thal, dunkle und helle, je nachdem Hoffnung oder Entsagung auf der Spule saß. ein traumhaftes Gewebe! Manche reißen, helle dunkeln, dunkle werden hell; manche bleiben ausgespannt, so lang die Herzen leben, aus denen sie gesponnen sind; manche ziehen mit unentrinnbarer Gewalt zurück. Dann eilt des Wanderers Seele vor ihm her und pocht schon an des Vaterhauses Thür und liegt an warmen Herzen, an Wangen von Freudenthränen feucht, in Armen, die ihn drücken und umfangen und ihn nicht lassen wollen, während sein Fuß noch weit davon auf fremdem Boden schreitet. Und steht er auf der Flur des Vaterhauses, wie anders dann, wie anders oft ist sein Empfang, als er geträumt! Wie anders sind die Menschen geworden! In einer Minute sagt er zweimal: sie sind's, und zweimal: sie sind's nicht. Dann sucht er die altbekannten lieben Stellen, die Häuser, den Fluß, die Berge, die das Heimaththal umgürten; die müssen doch die alten geblieben sein. Aber auch sie sind anders geworden. Oft sind es die Dinge, die Menschen, oft nur das Auge, das sie wiedersieht. Die Zeit malt anders, als die Erinnerung. Die Erinnerung glättet die alten Falten, die Zeit malt neue dazu. Und die, mit denen er in der Erinnerung immer zusammen war, in der Wirklichkeit muß er sich erst wieder an sie gewöhnen.

Ob Apollonius das dachte, als er immer etwas vergebens erwartete und nicht wußte, daß es der Bruder war, der ihm entgegenkommen ſollte? Ob der Bruder fühlte, Apollonius müſſe nach ihm ausſehen, als er ſo ſchnell von ſeinem Stuhle aufſtand? Er hatte ſchon die Thürklinke in der Hand. Er ließ ſie fahren. Fiel ihm ein, er könne ihn verfehlen, und blieb, weil er Frau und Bruder die Peinlichkeit des Augenblicks erſparen wollte, in dem ſie einander allein gegenüberſtehen müßten? Sie mit dem Widerwillen und er mit dem Bewußtſein jenes Widerwillens. Jetzt ſtieg die alte Geſtalt des Geſchiedenen vor dem Bruder auf und es war, als befreite ſie ihn von ſchweren Sorgen. Es war die Wendung, mit der er ſich ſonſt von dem Gegenwärtigen abwandte, und dabei ausſah, als ſagte er zu ſich: „der Träumer!“ Und eine raſche Bewegung machte, wie um recht zu fühlen, welch' ein Anderer er ſei, wie beſſer er ſich auf das Leben verſtehe und auf die Art, „die lange Haare hat und Schürzen trägt.“ Er muſterte mit einem beruhigten Blick in dem Spiegel ſeine gedrungene Geſtalt, ſein volles rothes Geſicht, das tiefer in den Schultern ſtack, als er meinte, wenigſtens nicht tiefer, als er für ſchön hielt; er ſteckte die Hände in die Beinkleidertaſchen und klapperte mit dem Gelde darin. Er beſann ſich, ſchon dem Geſellen am Schuppen geſagt zu haben: „Es bleibt beim Alten in der Arbeit. Du nimmſt von Niemand Befehle, als von mir. Ich bin Herr hier.“ Und der hatte ſo eigen zweideutig gelacht, als ſagte er ein lautes Ja zu dem Redenden, und zu ſich: „ich laß' dich ſo reden, weil ich es bin.“ Fritz Rettenmair dachte: „lange wird er nicht bleiben; dafür will ich ſchon thun.“ Und über der Bewegung, die wiederum ſagte: „ich bin ein Kerl, der das Leben verſteht,“ fiel ihm der Ball ein, an dem er das heute Abend noch viel genugthuender empfinden wird, weil er es in allen Augen leſen kann, was er iſt, und kein Anderer ſo außer ihm.

Seine junge Frau ſcheint Aehnliches zu denken. Auch ſie ſieht in den Spiegel; ihre Blicke begegnen ſich darin. Die Ehe ſoll die Gatten ſich ähnlich machen. Hier traf die Bemerkung.

Das Zusammenleben hatte hier zwei Gesichter sich ähnlich gemacht, die unter andern Umständen sich vielleicht eben so unähnlich sehen würden. Und es hatte eigentlich nicht beide einander ähnlich gemacht, sondern nur eins davon dem andern. Die übereinstimmenden Züge, das konnte ein scharfes Auge sehen, waren nur ihm eigen; er hatte nur gegeben, aber nicht empfangen. Und doch wäre es umgekehrt besser gewesen für Beide, wenn er es auch nicht eingestehen würde und sie es nicht fühlte, wenigstens in diesem Augenblicke nicht. Vielleicht auch morgen und übermorgen noch nicht. Wie viel Zeit mag nöthig sein, wie viel Schmerzen wird sie zu Hülfe nehmen müssen, von einem ursprünglich so schönen Menschenbilde abzuwaschen, womit die Gewohnheit von Jahren es beschmutzt!

Die Thür flog auf, das hochgeröthete Antlitz des Dienstmädchens erschien in ihr. „Er kommt!“ Wer in der Straße zufällig am Fenster steht, schaut mit Wohlgefallen auf die frische, schlanke, männliche Gestalt herab, die daher kommt, den Tornister auf dem Rücken, den Stock unter dem Arm. Denn er hat keine Hand frei. An der rechten führt er ein Mädchen, zwei kleinere Knaben halten sich zugleich an seiner linken fest; ein Umstand, der das Fortkommen nicht erleichtert. Die Nachbarn, die wußten, wer erwartet wurde, füllen Fenster und Thüren. Er hat nun nicht blos den unermüdlich auf ihn einredenden Kindern, er hat auch Andern zu antworten. Den Alten muß er auf Grüße und Scherzreden erwidern, Schulkameraden zuwinken, vor erröthenden Mädchengesichtern sich verneigen. Den Hut kann er nicht abziehen; die Kinder geben seine Hände nicht frei. Aber die Grüßenden verlangen es auch nicht; sie sehen, wie unmöglich es ihm ist. Und wo er vorübergegangen, da sagt ein Winken hinter ihm her: „er ist noch der alte, hübsche, bescheidene Junge,“ und ein gehobener Finger setzt hinzu: „aber er ist kein Junge mehr; er ist ein Mann geworden und was für einer!“ Ist das Fenster geschlossen, wird Alles zu seinem Lobe laut, nur die Mädchen nicht, die reif genug waren, sein Reizen mit unwillkürlichem Erröthen zu erwidern; die sind stiller als sonst, und

die Sonne, die heut so viel heller scheint, als an andern Tagen, bringt die seltsamsten Wirkungen auf sie hervor. Zunächst einen eigenen Drang der Füße, in der Richtung nach den Fenstern sich zu bewegen; dann ein ebenso wunderbar plötzliches Wiedererwachen längst entschlafener Freundschaften, deren Gegenstände in der Nähe des Rettenmair'schen Hauses wohnen, und die man besuchen muß; endlich merkwürdig oft wiederkehrenden Andrang des Blutes nach dem Kopfe, den man für ein Erröthen angesehen hätte, war nur irgend ein Grund dazu vorhanden.

Ob die Veränderung, die mit unserm Wanderer in der Fremde vorgegangen, seinen Bruder eben so erfreuen wird, als die Nachbarn?

Er ist an der Thür des Vaterhauses angekommen. Vergeblich hat er an den Fenstern nach einem bekannten Antlitz gesucht. Jetzt kommt ein untersetzter Herr im schwarzen Frack herausgestürzt. So hastig kommt er gestürzt, so wild umschlingt er ihn, so fest drückt er ihn an seine weiße Weste, so nahe drängt er Wange gegen Wange, so lange läßt er sie da ruhen, daß man die Wahl hat, zu glauben, er liebt den Bruder außerordentlich, oder — er will sich nicht gern in die Augen sehen lassen von ihm. Aber er muß ihn doch endlich einmal aus den Armen lassen; er nimmt ihn unter den rechten und zieht ihn in die Thüre.

„Schön, daß du kommst! herrlich, daß du kommst! Es war eigentlich nicht nöthig — ein Einfall von dem im blauen Rock, und der hat nichts mehr zu befehlen im Geschäft. Aber es ist wirklich schön von dir; es thut mir nur leid, daß du deiner Braut unnütz die Augen roth machst." Deiner Braut, das sprach er so deutlich und mit so erhöhter Stimme, daß man es in der Wohnstube vernehmen und verstehen konnte.

Der Ankömmling suchte mit feuchten Augen in des Bruders Angesicht, wie um Zug für Zug durchzugehen, ob auch Alles noch darin sei, was ihm so lieb und theuer gewesen. Der Bruder that nichts dazu, ihm das Geschäft zu erleichtern. Was ihn auch hindern mochte; er sah nur, was sich zwischen Apollonius

Kinn und Fußspitzen befand. Er hatte vielleicht gedacht, sich mit der alten Wendung auf den Fersen an die Spitze des Zuges zu stellen. Aber nach dem Wenigen, das er gesehen, paßte „der Träumer“ nicht mehr und die Wendung unterblieb.

„Der Vater hat es haben wollen,“ sagte der Ankömmling unbefangen. Und was du da von einer Braut sagst —“

Der Bruder unterbrach ihn; er lachte laut in seiner alten Weise, so daß man, sprach Apollonius auch weiter, ihn nicht mehr verstanden hätte. „Schon gut! Schon gut! Noch einmal, es ist prächtig, daß du uns besuchst, und vierzehn Tage wenigstens wirst du festgehalten, magst du wollen oder nicht. Kehr' dich nicht an die,“ setzte er leiser hinzu und zeigte mit der Rechten durch die Thüre, die er eben mit der Linken öffnete.

Die junge Frau stand mit dem Rücken gegen die Thür an einem Schrank, an welchem sie kramte. Verlegen und nicht eben freundlich wandte sie sich, und nur nach dem Manne. Noch sah der Schwager nichts als einen Theil ihrer rechten Wange und eine brennende Röthe darauf. Was man sonst an ihrem Benehmen auszusetzen fände, es zeigte sich darin eine unverkennbare Ehrlichkeit, ein Unvermögen, sich anders zu geben, als sie war. Sie stand da, als mache sie sich gefaßt, eine Beleidigung hören zu müssen. Der Ankömmling ging auf sie zu und ergriff ihre Hand, die sie ihm erst schien entziehen zu wollen und dann regungslos in der seinen liegen ließ. Er freute sich, seine werthe Schwägerin zu begrüßen. Er bat ihr ab, daß er durch sein Kommen sie erzürne, und hoffte, durch redliches Bemühen den unverkennbaren Widerwillen zu besiegen, den sie gegen ihn trage ....

In so schonende und artige Wendung er Bitte und Hoffnung kleidete, er sprach beide blos in Gedanken aus. Daß Alles so war, wie er es sich gedacht, und doch wieder so ganz anders, nahm ihm Unbefangenheit und Muth.

Der Bruder machte der peinlichen Pause — denn seine Frau antwortete mit keinem Laute — ein willkommenes Ende. Er zeigte auf die Kinder. Sie drängten sich noch immer, unbeirrt von

Allen, was die Erwachsenen bedrängte und sie nicht bemerkten und verstanden, um den neuen Onkel; und dieser war froh über den Anlaß, sich zu ihnen herabzubeugen und tausenderlei Fragen beantworten zu müssen.

„Die Brut ist aufdringlich," sagte der Bruder. Er zeigte auf die Kinder, aber er sah verstohlen nach der Frau. „Bei alledem wundert's mich, wie ihr bekannt geworden seid. Und so schnell so vertraut," fügte er hinzu. Er mochte in Gedanken seine letzte Bemerkung weiter spinnen: „es scheint, du verstehst schnell vertraut zu machen." Ein Schatten wie von Besorgniß legte sich über sein rothes Gesicht. Aber den Kindern galt die Besorgniß nicht; er hätte sonst dabei nach den Kindern gesehen und nicht nach seiner Frau.

Der Ankömmling sprach immer eifriger mit den Kindern. Er hatte die Frage überhört, oder er wollte vor der zürnenden Frau nicht merken lassen, wessen Bild er so lebendig in sich trage. Die Aehnlichkeit mit der Mutter hatte ihn die Kleinen, die ihm zufällig begegnet, als seines Bruders Kinder erkennen lassen. Die Frage aber, wie sie so schnell mit ihm vertraut werden konnten, hätte man an den alten Valentin thun müssen. War es doch gewesen, der ihnen immer von dem Onkel erzählt, der bald zu ihnen komme. Vielleicht nur, um mit Jemand von dem sprechen zu können, von dem er so gern sprach. Der Bruder und die Schwägerin wichen solchen Gesprächen aus, und der alte Herr machte sich nicht so gemein mit dem alten Gesellen, über Dinge mit ihm zu sprechen, die ihm den Vorwand bieten konnten, in irgend eine Art Vertraulichkeit gegen ihn zu verfallen. Der alte Valentin hätte auch sagen können, die Kinder waren nicht zufällig dem Onkel begegnet. Sie waren gegangen, um ihn zu finden. Der alte Valentin hatte daran gedacht, wie tausend Heimkehrenden die harrende Liebe entgegeneilt; es hatte ihm weh gethan, daß nur seinem Liebling kein Gruß entgegenkäme, ehe er pochte an des Vaters Thür.

Apollonius verstummte plötzlich. Er erschrak, daß die Vergnügtheit ihn des Vaters vergessen gemacht. Der Bruder ver-

ſtand ſeine Bewegung und ſagte erleichtert: „er iſt im Gärtchen.“ Apollonius ſprang auf und eilte hinaus.

Da unter ſeinen Beeten kauerte die Geſtalt des alten Herrn. Er folgte der Scheere des alten Valentin, der auf den Knieen vor ihm herrutſchte, noch immer mit den prüfenden Händen. Er fand manche Ungleichheit, die der Geſelle ſofort entfernen mußte. Ein Wunder war es nicht. Der alte Valentin dachte jede Minute zweimal: jetzt kommt er! und wenn er ſo dachte, fuhr die Scheere quer in den Buchsbaum hinein. Und der alte Herr würde noch anders gebrummt haben, hätte nicht derſelbe Gedanke die Hand unſicher gemacht, die nun ſein Auge war.

Apollonius ſtand vor dem Vater und konnte vor Schmerz nicht ſprechen. Er hatte lang gewußt, der Vater war blind, er hatte ſich ihn oft in ſchmerzlichen Gedanken vorgemalt. Da war er geweſen wie ſonſt, nur mit einem Schirm vor den Augen. Er hatte ſich ihn ſitzend oder auf den alten Valentin ſich lehnend gedacht, aber nie, wie er ihn jetzt ſah, die hohe Geſtalt hülflos wie ein Kind, die kauernde Stellung, die zitternd und ungewiß vor ſich hingreifenden Hände. Nun wußte er erſt, was blind ſein heißt.

Valentin ſetzte die Scheere ab und lachte oder weinte auf den Knieen; man konnte nicht ſagen, was er thät. Der alte Herr neigte erſt wie horchend den Kopf auf die Seite, dann nahm er ſich zuſammen. Apollonius ſah, der Vater empfand ſeine Blindheit, als etwas, deß er ſich ſchämen müſſe. Er ſah, wie der alte Herr ſich anſtrengte, jede Bewegung zu vermeiden, die daran erinnern könnte, er ſei blind. Er wußte nun erſt, was bei dem alten Mann, den er ſo liebte, blind ſein hieß! Der alte Herr ahnte, daß der Ankömmling in ſeiner Nähe war. Aber wo? auf welcher Seite? Apollonius fühlte, der Vater empfand dieſe Ungewißheit mit Beſchämung, und zwang die verſagende Bruſt zu dem Rufe: „Vater! lieber Vater!“ Er ſtürzte neben dem alten Herrn in die Kniee und wollte beide Arme um ihn ſchlagen. Der alte Herr machte eine Bewegung, die um Schonung zu bitten ſchien, obgleich ſie nur den Jüngling von ihm

abhalten ſollte. Der ſchlug die zurückgewieſenen Arme um die eigene Bruſt, den Schmerz da feſtzuhalten, der, über die Lippen geſtiegen, dem Vater verrathen hätte, wie tief er deſſen Elend empfand. Die gleiche Schonung ließ den alten Valentin die unwillkürliche Bewegung, dem alten Herrn ſich aufrichten zu helfen, zu einem Griff nach der Scheere machen, die zwiſchen ihm und dieſem lag. Auch er wollte dem Ankömmling verbergen, was nicht zu verbergen war. So treu und tief hatte er ſich in ſeinen alten Herrn hineingelebt.

Der alte Herr hatte ſich erhoben und reichte dem Sohne die Hand, etwa als wäre dieſer ſo viel Tage fortgeweſen, als er Jahre fortgeweſen war. „Du wirſt müde ſein und hungrig! Ich leide etwas an den Augen, aber es hat nichts zu ſagen. Wegen des Geſchäftes rede mit dem Fritz. Ich hab's aufgegeben. Ich will Ruhe haben. Aber das iſt's eigentlich nicht; junge Leute müſſen auch einmal ſelbſtſtändig werden. Das gibt mehr Luſt zum Geſchäft."

Er trat dem Sohn um einen Schritt näher. Es war wie ein Kampf in ihm. Er wollte etwas ſagen, das Niemand hören ſollte, als der Sohn. Aber er ſchwieg. Ein Gedankenſchatten von Mißtrauen und Furcht, ſich etwas zu vergeben, flog über ſein ſteinernes Geſicht. Er winkte dem Sohn, zu gehen. Aber er ſelbſt blieb regungslos ſtehen, bis ſein ſcharfes Ohr die Thür der Wohnſtube ſich öffnen und ſchließen gehört. Dann ging er nach der Laube, immer voll Anſtrengung und ſcheinbarer Sorgfigkeit. Drinn ſtand er lang, mit dem Geſichte der grünen Hinterwand zugekehrt, und ſchien die Ranken von Teufelszwirn, die dieſe bildeten, angelegentlich zu muſtern. Allerlei Gedanken gen über ſeine Stirn. Es waren ſorgenvolle, ſeltener von Hoffnung angeſchimmert, als von Argwohn überdunkelt; und alle alten dem Geſchäft und der Ehre des Hauſes, um das er vor Allen, ſelbſt vor den Gliedern dieſes Hauſes, ſich nicht im entnteſten zu kümmern den Anſchein gab.

Warum er unterdrückt, was er dem Ankömmling ſagen ollte? War es vom Geſchäft oder von der Ehre des Hauſes?

Und wußte oder ahnte er, der anstatt seiner nun um Beides zu sorgen hatte, stand an die Thür des Gärtchens gelehnt und konnte hören, was er mit dem Ankömmling sprach, und wenn er heimlich mit ihm sprach, wenigstens sehen, daß er dies that? War es der Grund, warum er Apollonius hatte zurückrufen lassen aus der Fremde? Und schien ihm noch jetzt jedes Aussprechen eines Warum mit seinem Ansehn unverträglich?

Es war ein wunderlich Beisammensein drinn in der Wohnstube am Mittagstisch. Der alte Herr aß, wie immer, allein auf seinem Stübchen. Auch die Kinder waren entfernt worden und kamen erst nach dem Essen wieder herein. Die junge Frau hielt sich mehr in der Küche oder sonst wo draußen auf; und saß sie einmal wenige Minuten lang am Tisch, so war sie stumm wie bei der Begrüßung; die grollende Wolke wich nicht von ihrer Stirn. Der Bruder war des Vaters Zustand gewohnt, der Apollonius noch mit erster Schärfe in das Herz schnitt; er erzählte nur noch von den Wunderlichkeiten desselben; der im blauen Rock wisse selbst nicht, was er wolle, und mache sich und Allen im Hause ohne Noth das Leben sauer. Begann Apollonius von dem Geschäft, von der bevorstehenden Reparatur des Kirchendachs von Sankt Georg, dann sprach der Bruder von Vergnügungen, mit denen er sich freue, dem Bruder seinen Aufenthalt bei ihm angenehmer zu machen, und gedachte dieses Aufenthalts stets als eines vorübergehenden Besuches. Sagte der ihm, er sei nicht gekommen, sich zu vergnügen, sondern zu arbeiten, dann lachte er wie über einen unvergleichlichen Witz, daß Apollonius helfen wolle, nichts zu thun, und zeigte, er verstehe Spaß, und wäre er auch noch so trocken vorgetragen. Dann, war seine Frau hinausgegangen, forschte er nach dem Verhältniß Apollonius zu der Tochter des Vetters und lachte dann wieder über den Bruder Spaßvogel, in dem man den alten Träumer gar nicht wiedererkenne.

Nach Tisch kamen die Kinder wieder herein und mit ihnen mehr Leben und Gemüthlichkeit. Während Apollonius vor den alten Verhältnissen noch als vor neuen und fremden stand, hatte

as neue zu den Kleinen schon die ganze Vertraulichkeit eines
lten gewonnen. Den ganzen Nachmittag beschäftigte den Bru-
er und, wie es schien, auch die Schwägerin nur der Ball. Der
Bruder vergaß immer mehr, was ihm unbehaglich sein mochte,
ber dem Eindruck, den er als Hauptperson bei dem Feste auf
en Ankömmling machen würde, und benutzte die Zeit bis zum
Beginne desselben, ihm durch Erzählungen und hingeworfene
Winke von Ehre und Aufmerksamkeit, die ihm bei solchen Ge-
egenheiten von den angesehensten Bürgern erwiesen werde, einen
Vorgeschmack zu geben. Er wurde zusehends heiterer und schritt
mmer stolzer in der Stube hin und her. Das Knarren seiner
ohlgewichsten Stiefel sagte einstweilen, ehe es die Ballgäste
aten: „Er, da ist er ja! da ist er ja!“ und wenn er dazwischen
it beiden Händen in den Hosentaschen mit Geld klapperte, klang
s aus allen Saalecken: „Nun wird's famos! Nun wird's fa-
os!“ Und dahin zwischen den Bewillkommenden — aber schon
ng er nicht mehr, er schwebte, er schwamm auf der Musik —
er Tanz war eine Jubelouvertüre auf den Namen Rettenmair
— er fühlte keinen Boden, keine Füße, keine Beine mehr unter
h, kaum noch die junge Frau Rettenmair, die neben ihm
wamm, an seiner rechten Floßfeder hangend, die Schönste
ter den Schönen, wie er der Jovialste unter den Jovialen, der
umen an der Hand des Balles war.

Und zwei Stunden darauf klang es wirklich von allen Sei-
: „da ist er!“ rief es wirklich aus allen Ecken: „nun wird's
nos!“ Wo sie vorbeikamen, wurden Stühle angeboten. Keine
nd wurde so oft und anhaltend geschüttelt, als des jovialen Fritz
ttenmair's, keinem Gesellschaftsmitgliede so viel ungeheucheltes Lob
die Ohren gegossen, als ihm. Aber wie liebenswürdig war er auch!
e herablassend nahm er alle die verdienten Huldigungen auf.
e witzig zeigte er sich; wie gefällig lachte er. Und nicht allein über
ne eigenen Späße — denn das war keine Kunst; sie waren so
streich, daß er lachen mußte, wenn er nicht wollte — auch über
ere, so wenig die es, gegen die seinen gehalten, verdienten.
gab freilich auch Leute, die sich wenig an ihn kehrten, aber

er bemerkte sie nicht, und die es deutlicher zeigten, waren „Ph
listen, Alltagskerle, unbedeutende Menschen," wie er dem Brud
mit verächtlichem Bedauern in das Ohr sagte. Es war ga
eigen; man konnte an dem Grad ihrer Verehrung von Fr
Rettenmair ihre größere oder geringere Bedeutung als Mensch
und Bürger ganz genau ermessen. Da stand er, den roth
Kopf in den Schultern, die das ungeheuchelte Gefühl sein
Wichtigkeit — und seine eigene stille Meinung von sich war n
ungeheuchelter, als die laut ausgesprochene der bedeutendst
Leute im Saale über ihn — noch mehr als gewöhnlich in
Höhe gezogen, die Arme bald in graziöser Eckigkeit an den L
gedrückt, bald ausgestreckt, um mit dem Stocke irgend einem
bedeutendsten Leute eine klatschende Liebkosung zu versetzen,
jederzeit mit einem dankbaren Lächeln erwiedert wurde.

Als der Tanz begann, zog Fritz Rettenmair den Bru
in eine Nebenstube. „Du mußt tanzen," sagte er. „Von m
ner Frau würdest du einen Korb holen und das wär' mir
angenehm. Ich will dir eine zuführen, die firm ist und dich
Takt erhalten kann. Nur herzhaft, Junge, wenn's auch n
gleich gehen will."

Fritz Rettenmair hatte in der Aufregung der Eitelkeit se
Jahre vergessen. Der Bruder war ihm noch der alte Träum
den er zuweilen zu seinem Vergnügen zu tanzen zwang. Als
nun, die Weigerung nicht achtend, Apollonius das Mädchen
führte, ergab sich dieser, um nicht unhöflich zu erscheinen.

Herr Fritz Rettenmair war der gutmüthigste Mensch
der Welt, so lang er sich als alleinigen Gegenstand der al
meinen Bewunderung wußte. In solcher Stimmung konnte
für Diejenigen, die sein Glanz in den Schatten stellte, Thaten
Aufopferung thun. So auch jetzt. Wie er unter den bedeut
den Leuten saß, die er mit Champagner traktirte, und in
Augen seiner Frau die Befriedigung las, mit der sie ihn
Ehren überhäuft sah, kam die Empfindung über ihn, als h
er dem Bruder ein großes Unrecht verziehen und er sei
außerordentlich edler Mensch, der alle die Ehrenbezeugungen

diene und in wunderbarer Anspruchslosigkeit sich dennoch herablasse, sich durch sie rühren zu lassen. Er sah, er war der alte Träumer nicht mehr, aber er vergab ihm auch das. Alle Augen waren auf den schönen Tänzer und seinen gewandten Anstand gerichtet. Fritz zog seine Frau auf, und in der Gewißheit, wie sehr er den Bruder überglänzen müsse, hatte er noch die Wollust, dem Bruder, wer weiß wie viel Unrecht, das ihm dieser nie zugefügt, zu verzeihen.

Aber der Undankbare! Er ließ sich nicht überglänzen. Fritz Rettenmair tanzte jovial und wie einer, der die Welt kennt und mit der Art umzugehen weiß, die lange Haare hat und Schürzen trägt; der Bruder war ein steifes Bild dagegen. Der nickte den Takt nicht mit dem Kopfe, der warf nicht, trat der linke Fuß im Niedertakte auf, den Oberleib auf die rechte Seite und umgekehrt; der fuhr nicht mit kühner Genialität hin und wieder quer über den Tanzsaal und stach andere Paare aus; der tanzte durchaus weder jovial, noch wie einer, der die Welt kennt und mit der Art umzugehen weiß, die lange Haare und Schürzen trägt; und dennoch blieben alle Blicke auf ihm haften; und Fritz Rettenmair übertraf vergeblich sich selbst.

Es war der ledernste Ball, den Fritz Rettenmair mitgemacht; er konnte nicht lederner sein, war Fritz Rettenmair daheim geblieben. Fritz Rettenmair versicherte es mit hohen Schwüren, und die bedeutenden Leute, die seinen Champagner tranken, stimmten, wie immer, unbedingt in seine Meinung ein.

Einige bedeutende Frauen sprachen gegen Frau Rettenmair ihre gerechte freundschaftliche Entrüstung über den Schwager aus. Daß dieser nicht die Schwägerin zuerst zum Tanze aufgezogen, bewies eine unverzeihliche Mißachtung derselben. Die Frau Rettenmair, die das allgemeine Unrecht an ihrem jovialen Gatten so tief fühlte, als wäre es ihr selber angethan, sagte, der Schwager habe wohl gewußt, daß er sich nur einen Korb bei ihr e holt hätte. Aber Apollonius wurde nur immer mehr bewundert und geehrt und der Ball demzufolge nur immer noch lederner. So ledern, daß Fritz Rettenmair mit seiner Frau zu

einer Stunde aufbrach, wo er ſonſt erſt recht jovial zu werden anfing. Dennoch ſammelte er feurige Kohlen auf des undankbaren Bruders Haupt. Er bat in deſſen Namen das Mädchen, dem Bruder zu erlauben, daß er ſie heimbegleiten dürfe. Dann ging er aus dem Nebenſtübchen wieder in den Saal zu ſeiner Frau und verließ mit dieſer unter der ungeheucheltſten Verzweiflung der bedeutenden Leute, die noch Durſt nach Champagner hatten, das Haus.

Apollonius fand, als er des aufgenöthigten Ritterdienſtes gegen ſeine Dame ſich entledigt, die Thür des Vaterhauſes offen und alle ſeine Bewohner ſchon im Schlafe. Wenigſtens zeigte ſich nirgends Licht, und Alles war ſtill. Der Bruder hatte ihm das Kämmerchen links an der Emporlaube zur Wohnung angewieſen. Zu Apollonius Glück hatten die ſechs Jahre das Haus nicht verändert, wie ſeine Bewohner. Er ging leiſe durch die Hinterthür, an dem freundlich knurrenden Moldau vorbei, dem er voll Dankbarkeit für das Zeichen ſeiner Beſtändigkeit den rauhen Hals ſtreichelte, ſtieg die Treppe herauf, ſchritt die Emporlaube entlang und fand ein Bett in ſeinem Stübchen. Aber er ſaß noch lang, ehe er ſich entkleidete, auf dem Stuhl am Fenſter und verglich, was er gefunden, mit dem, was er verlaſſen.

Gedanken und Bilder des Vergleichs ſpielten noch in ſeine Träume hinein. Der Vater ſtand wieder vor ihm und kündigte ihm an, er müſſe noch morgen nach Köln, und inmitten der Rede brach die rüſtige Geſtalt zuſammen und tappte hülflos mit den zitternden Händen an der Erde herum und ſchämte ſich ihrer Blindheit. Der Bruder ſaß dabei und trank Champagner. Die Schwägerin kam aus dem Hauſe, das liebliche, offene Geſicht voll Zutraulichkeit und Aufrichtigkeit von ſonſt; die Blume, die ſie vor Apollonius hinlegen wollte, fiel aus ihrer Hand, als ſie den Bruder erblickte und der ihm neue, fremde Zug von Leerheit, gedankenloſer, eitler Vergnügungsſucht, von grollender Bitterkeit gegen Apollonius legte ſich über ſie wie ein ſchmutziges Spinnengewebe. Er wollte arbeitend ſich vergeſſen, aber der Bruder rüttelte an dem Fahrſtuhl, daß er faſt hinunterſtürzte

aus der Schwindelhöhe auf das Pflaster und sagte: ein Besuch für vierzehn Tage dürfe nicht arbeiten. Er wollte ja ohnehin wieder heim. Und sonderbar war es, daß ihm jetzt Köln als seine Heimath erschien und seine Vaterstadt so fremd, daß er sich die bittersten Vorwürfe machte in seiner Gewissenhaftigkeit. Dann fand er sich wieder auf dem Fahrstuhl hoch am Thurmdach. Da war Alles anders, als es sein sollte, die Schiefer in verkehrter Richtung gedeckt, und nun stack er in die Ausfahrthür eingeklemmt, ringsum in staubige Spinnengewebe eingewickelt; er hatte seine Festtagskleider an; sie waren voll Schmutz; er wischte und bürstete, daß er schwitzte, und sie wurden nicht rein.

Und so oft er von der vergeblichen Bemühung aufwachte, wiederholte er sich laut den Entschluß, den er vor dem Niederlegen gefaßt. Am nächsten Morgen mußte er wissen, was er hier sollte, mußte sein Verhältniß zum Vaterhause ein klares sein. War keine Arbeit für ihn, so sah ihn der Morgen noch auf seinem Rückwege nach Köln. —

Mit der Sonne war er auf; aber er mußte lange warten, bis es dem Bruder gefiel, sich von seinem Lager zu erheben. Er benutzte die Zeit zu einem Gange nach Sankt Georg; er wollte sich selbst überzeugen, was dort zu thun sei. Als er wieder zurück kam, traf er auf seinen Bruder und einen Herrn mit ihm, die eben im Begriffe waren, die Wohnstube zu verlassen. Den Herrn kannte Apollonius noch von früher her als den Deputirten des Stadtraths für das Baufach. Sie begrüßten sich. Sie hatten schon gestern auf dem Balle sich gesprochen, wo der Herr sich eben als ein nicht bedeutender Mensch und Bürger ausgewiesen, vielmehr zu den Philistern, Alltagskerlen und Unbedeutenden gehalten hatte. Es schien ihm nicht unlieb, Apollonius eben jetzt zu begegnen. Nach einigen hergebrachten Wechselreden kam er auf den Zweck seines Hierseins. Es sollte diesen Morgen noch eine letzte Berathung von Sachverständigen stattfinden über das, was am Kirchen- und Thurmdach zu thun sei, damit das Resultat derselben noch bei der am Nachmittag stattfindenden Rathssitzung vorgetragen und Beschluß gefaßt werden

könne. Fritz Rettenmair und der Rathsbauherr waren eben auf dem Wege nach Sankt Georg, wo sie die übrigen Sachverständigen bereits versammelt wußten.

Der Bruder wollte seinen Besuch, wie er sagte, nicht mit der Theilnahme an fremden Geschäften beschweren: ebensowenig mochte er ihn — aber das sagte er nicht — allein daheim lassen. Er bestellte Apollonius nach dem Waldhause, von wo er ihn zu einem Spaziergange abholen würde. Apollonius versicherte ganz unbefangen, daß er lieber der Verhandlung beiwohnen möchte, und als der Rathsbauherr ihn sogar als einen Sachverständigen mehr zum Mitgehen aufforderte, war kein Vorwand zu finden, es zu verhindern. Vielleicht hatte Fritz Rettenmair eine Ahnung davon, bald werde er dem Ankömmling noch weit mehr zu verzeihen haben.

Sie fanden die übrige Versammlung, zwei fremde Schieferdeckermeister und die städtischen Rathsbauleute, den Rathszimmermann, Maurer und Klempner an der Thurmthüre ihrer harrend. Man hatte bereits einige fliegende Rüstungen zum Behufe der Untersuchung an dem Dache angebracht; auf dem Kirchenboden, der größten davon zunächst, ging die Berathung vor sich. Apollonius stand bescheiden einige Schritte entfernt, um zu hören und, wenn er gefragt würde, auch zu reden. Er hatte das Dach vorhin genau untersucht und sich eine Meinung von der Sache gebildet.

Die beiden fremden Schieferdecker sprachen sich für die Nothwendigkeit einer umfassenderen Reparatur aus. Fritz Rettenmair dagegen war überzeugt, mit einigen kleinen Flickereien, die er angab, sei wiederum für Jahre geholfen. Ihm stimmten die Rathsmeister, Zimmermann, Maurer und Blechschmied eifrig bei; lauter joviale und bedeutende Männer vom gestrigen Balle, die gewissenhaft schlossen, wessen Champagner man trinke, dessen Meinung müsse man sein. Die fremden Schieferdecker wußten recht gut, der Rath fürchtete die Kosten einer umfassenderen Reparatur und verschob die höchst nothwendige schon lange von Jahr zu Jahr. Da sie obendrein selbst keine Aussicht hatten, sich die

Reparatur übertragen zu ſehen, ſo gaben ſie ſich nicht unnütze Mühe, Herrn Fritz Nettenmair Arbeit und Gewinn aufdringen zu helfen, woran ihm ſelber nichts gelegen ſchien. Sie fanden daher im Laufe der Verhandlung immer mehr, daß, je nachdem man die Sache anſehe, auch Herr Fritz Nettenmair recht habe. Vielleicht begriff der Rathsbauherr, ein braver Mann, ihre, wie der bedeutenden Leute Beweggründe. Er hatte mit unbefriedigtem Geſicht eine Weile geſchwiegen, als ihm Apollonius einfiel. Er ſah in deſſen Zügen ein Etwas ausgedrückt, das ſeiner eigenen Meinung zu entſprechen ſchien. „Und was ſagen Sie?“ wandte er ſich zu ihm.

Apollonius trat beſcheiden einen Schritt näher.

„Ich wünſchte, Sie ſähen ſich die Sache ſo genau als möglich an,“ ſagte der Rathsherr.

Apollonius entgegnete, er habe das bereits gethan.

„Ich brauche Sie nicht darauf aufmerkſam zu machen,“ fuhr der Rathsherr fort, „wie wichtig die Sache iſt.“

Apollonius verbeugte ſich. Der Bauherr hielt zurück, was er noch ſagen wollte. Aus des jungen Mannes Angeſicht ſprach bei aller Weichheit und Milde ſo ſtrenge Gewiſſenhaftigkeit und eigenſinnige Redlichkeit, daß der Rathsherr ſich der Ermahnung faſt ſchämte, die er an ihn hatte richten wollen.

Apollonius begann nun mit den Ergebniſſen ſeiner vorhin angeſtellten Unterſuchung. Er ſtellte den Zuſtand der Stellen dar, die er hatte prüfen können und was ſich daraus auf die übrigen ſchließen ließ. Seit achtzig Jahren hatte, das war aus den Kirchenrechnungen bekannt, das Kirchendach keine umfaſſendere Reparatur erfahren. Wenn auch die Schieferdecke bei gutem Material noch weit länger den Elementen trotzt, iſt das doch nicht mit den Nägeln der Fall, mit denen die Schieferplatten auf Belattung und Verſchalung aufgenagelt ſind. Und wo er geprüft, hatte er die Nägel zum Theil völlig zerſtört, zum Theil der völligen Zerſtörung nahe gefunden. Das Kirchendach war ein ſehr ſteiles Pultdach; da die Nägel ihre Schuldigkeit nicht mehr thaten, hatten ſich viele Platten verſchoben und der Näſſe

das Eindringen gestattet; dort zeigte sich, selbst wo sie v
Eichenholz war, die Belattung und Verschalung gänzlich morsc
und solcher Stellen waren überall.

Es zeigte sich unumgänglich nothwendig, die ganze B
dachung umzudecken und die Belattung und Verschalung der ma
schen Stellen durch neue zu ersetzen. Ein Winter noch muß
den Zustand um weit mehr verschlimmern, als durch Verzög
rung der Reparatur an Zinsen erspart wurde; denn diese konn
man ohne größten Schaden doch nur höchstens bis auf d
nächste Jahr hinausschieben. Er führte, die Versammelten
Stellen, die zum Belege dienen konnten. Er zog nicht selbst d
Schluß, sondern wußte mit der Kunst, die er von dem Bett
gelernt, die Gegner zu zwingen, das für ihn zu thun.

Das Vertrauen und die Achtung des Rathsbauherrn v
unserem Apollonius wuchs zusehends. Er wandte sich im we
teren Gespräch fast nur an ihn und schüttelte ihm herzlich d
Hand, als er die Versammlung verließ. Er hoffte, Apollonii
werde bei dem Werke, wenn es, wie er nun nicht mehr zweifel
die Genehmigung des Raths erhielt, sich thätig betheiligen, u
trug ihm auf, ein Gutachten abzufassen, auf welche Weise es a
zweckmäßigsten anzugreifen sei. Apollonius dankte bescheiden fü
das Vertrauen, dem er würdig zu entsprechen suchen wolle. Ueb
seine Mitthätigkeit bei der Arbeit selbst, entgegnete er, habe sei
Vater als Meister zu entscheiden.

„Ich gehe gleich mit Ihnen," sagte der Rathsbauherr, „un
spreche mit ihm."

Hatte gleich der Bruder das Geschäft bis jetzt geleitet un
wurde er auch von den bedeutenden Leuten als Meister anerkan
und behandelt, er war es doch nicht. Der Alte hatte ihn
wenig Meister werden lassen, als ihm das Geschäft förmli
übergeben; er wollte sich, wo er es nöthig fände, ein souveraine
Einschreiten frei halten.

Der alte Herr hörte die Kommenden schon von Weite
und tastete sich nach der Bank in seiner Laube. Da saß er, al

ſie eintraten. Nach geſchehener Begrüßung fragte der Bauherr nach Herrn Rettenmair's Befinden.

„Ich danke Ihnen," entgegnete der alte Herr; „ich leide etwas an den Augen, aber es hat nichts zu ſagen." Er lächelte dazu und der Bauherr wechſelte mit Apollonius einen Blick, der dem Manne Apollonius ganze Seele gewann. Dann erzählte er dem alten Herrn die ganze Berathung und machte, daß Apollonius in ſeiner Beſcheidenheit erröthete und lange nicht ſeine gewöhnliche Farbe wiederfand. Der alte Herr rückte ſeinen Schirm tiefer in ſein Geſicht, um Niemand die Gedanken ſehen zu laſſen, die da wunderlich mit einander kämpften.

Wer unter den Schirm ſehen konnte, hätte gemeint, zuerſt, der alte Herr freut ſich; der Schatten von Argwohn, mit dem er geſtern Apollonius empfing, ſchwindet. So braucht er doch nicht zu fürchten, der wird mit dem Bruder gemeine Sache gegen ihn machen! Ja, es erſchien ein Etwas auf dem Antlitz, das ſich zu ſchadenfreuen ſchien über die Demüthigung des älteren. Vielleicht wäre er nach ſeiner Weiſe eingeſchritten mit einem lakoniſchen: „du verſiehſt meine Stelle von nun, Apollonius, hörſt du?" hätte nicht der Bauherr deſſen Lob geprieſen und wäre das nicht ſo verdient geweſen.

„Ja," ſagte er in ſeiner diplomatiſchen Art, ſeine Gedanken dadurch zu verbergen, daß er ſie nur halb ausſprach; „ja, die Jugend! er iſt jung." — „Und doch ſchon ſo tüchtig!" ergänzte der Bauherr.

Der alte Herr neigte ſeinen Kopf. Wer ein Intereſſe daran fand, wie der Bauherr, konnte glauben, er nickte dazu. Aber er meinte: „die Jugend gilt heut zu Tag in der Welt!" Ja, er fühlte Stolz, daß ſein Sohn ſo tüchtig, Scham, daß er ſelber blind, Freude, daß Fritz nun nicht mehr konnte, wie er wollte, daß die Ehre des Hauſes einen Wächter mehr gewonnen, Furcht, die Tüchtigkeit, der er ſich freute, mache ihn ſelbſt überflüſſig. Und er konnte nichts dagegen thun; er konnte nichts mehr, er war nichts mehr. Und als hätte Apollonius das ausgeſprochen, erhob er ſich ſtraff, wie um zu zeigen, jener triumphire zu früh.

Der Bauherr bat, der alte Herr möge den Sohn für die Dauer der Reparatur hier behalten und dabei thätig sein lassen. Der alte Herr schwieg eine Weile, als warte er darauf, Apollonius solle sich des Dableibens weigern. Dann schien er anzunehmen, Apollonius weigere sich, denn er befahl in seiner grimmigen Kürze: „Du bleibst; hörst du?"

Apollonius begab sich auf sein Stübchen, seine Sachen auszupacken. Er war noch darüber, als die Nachricht kam, der Stadtrath habe die Reparatur genehmigt.

So war es bestimmt: er blieb. Er durfte für die geliebte Heimath schaffen und anwenden, was er in der Fremde gelernt.

Wer den ganzen Apollonius Rettenmair mit einem Blicke überschauen wollte, mußte jetzt in sein Stübchen hineinsehen. Das Hauptziel aller seiner Wünsche war erreicht. Er war voll Freude. Aber er sprang nicht auf, rannte nicht in der Stube umher, er ließ nichts fallen, verlegte nichts, suchte nicht im Koffer oder auf dem Stuhle, was er in den Händen hielt. Die Freude verwirrte ihn nicht, sie machte ihn klarer, ja, sie machte ihn eigensinniger. Kein Federchen, nicht ein Stäubchen auf den Kleidern, die er auspackte, übersah er; er strich nicht einmal weniger, als er gewohnt war, darüber hin; nur an der Art, wie er es that, sah man, was in ihm vorging. Es war zugleich ein Liebkosen der Dinge. Die Freude über ein neugewonnenes Gut verdunkelte ihm keinen Augenblick, was er schon besaß. Alles war ihm noch einmal geschenkt, und das Verhältniß zu jedem seiner Besitzstücke zeigte das Gepräge einer liebenden und doch rücksichtsvollen Achtung. Wenn er an das Lob des Bauherrn dachte, war seine Freude darüber im einsamen Stübchen mit demselben bescheiden abweisenden Erröthen gepaart, womit er es in Gegewart von Andern aufgenommen. Für ihn gab es kein Allein und kein vor den Leuten.

Als er sich eingerichtet sah, ging er sogleich an das verlangte Gutachten. Die Reparatur war auf seinen Rath beschlossen worden, er war nicht allein als seines Vaters Geselle, als bloßer Arbeiter dabei betheiligt; er fühlte, er hatte noch eine

besondere moraliſche Verpflichtung gegen ſeine Vaterſtadt eingegangen; er mußte thun, was in ſeinen Kräften ſtand, ihr zu genügen. Er hätte keiner ſolchen Erweckung bedurft; er hätte ohnedies gethan, was er vermochte; er kannte ſich zu wenig, um das zu wiſſen.

In dieſer erhöhten Stimmung erſchien ihm leicht, was ſein Dableiben von Seiten des Bruders und der Schwägerin unbehaglich zu machen drohte, zu überwinden. Der Bruder wünſchte ſein Gehen ja nur um des Widerwillens der Schwägerin willen, und der war durch Ausdauer redlichen Mühens zu beſiegen. Seinen Bruder hatte er nie beleidigt: er wollte ſich ihm im Geſchäfte willig unterordnen. Er dachte nicht, daß man beleidigen kann, ohne zu wiſſen und zu wollen, ja, daß die Pflicht gebieten könne, zu beleidigen. Er dachte nicht, daß ſein Bruder ihn beleidigt haben könnte. Er wußte nicht, man könne auch den haſſen, den man beleidigt, nicht bloß den Beleidiger.

Unten am Schuppen ſtand der ungemüthliche Geſelle grinſend vor Fritz Nettenmair und ſagte: „Mit dem erſten Blick hab' ich einen weg. Ja, der Herr Apollonius! Aber es hat nichts zu ſagen. Wird nicht lang dauern das!"

Fritz Nettenmair kaute an den Nägeln und überſah die Geberde, die ihn reizen ſollte, zu fragen, wie der Geſell das meine mit dem nicht lang Dauern. Er ging nach der Wohnſtube und fuhr im Gehen leiſe gegen einen Jemand auf, der nicht da war: „Rechtſchaffenheit? Geſchäftskenntniß, wie der Alltagsrathsbaukerl ſagt? Ich weiß, warum du dich aufdringſt und einniſteſt, du Federchenſucher! du Staubwiſcher! Thu' unſchuldig, wie du willſt, ich" — er machte die Geberde, die hieß: „Ich bin einer, der das Leben kennt und die Art, die lange Haare und Schürzen trägt!" Damit wandte er ſich nach der Thür, aber die Wendung war nicht jovial wie ſonſt. —

Wie Mancher meint die Welt zu kennen und kennt nur ſich!

Der Geiſt des Hauſes mit den grünen Fenſterladen wußte mehr, als Apollonius Nettenmair, wußte mehr, als Alle. Er ſchaute Nachts durch das Fenſter, wo Apollonius bei der Lampe

noch immer an seinem Gutachten schrieb. Auf das Papier vor dem jungen Manne fiel sein bleicher Schatten, und der Schreibende athmete schwer auf, er wußte nicht, warum. Dann schritt er mit ängstlicher Geberde den Gang zum Schuppen hin, und der alte Hund an seiner Kette heulte im Schlafe und wußte nicht warum. Die junge Frau sah seine Hand über des Gatten Stirne fahren; sie erschrack, der Gatte erschrack mit und wußte nicht warum. Dem alten Herrn träumte, man trüge einen Todten mit Schande in das Haus, und das alte Haus knackte in allen seinen Balken und wußte nicht warum. Und der Geist wandelte noch lange, als Alles schon zu Bette war, durch seine Zimmer, herauf und herab, her und hin, auf der Emporlaube, im Gärtchen, im Schuppen und im Gang und rang die bleichen Hände; er wußte warum.

4.

Zwischen Himmel und Erde ist des Schieferdeckers Reich. Tief unten das lärmende Gewühl der Wanderer der Erde, hoch oben die Wanderer des Himmels, die stillen Wolken in ihrem großen Gang. Monden, Jahre, Jahrzehnte lang hat es keine Bewohner, als der krächzenden Dohlen unruhig flatternd Volk. Aber eines Tages öffnet sich in der Mitte der Thurmdachhöhe die enge Ausfahrthür; unsichtbare Hände schieben zwei Rüststangen heraus. Dem Zuschauer von unten gemahnt es, sie wollen eine Brücke von Strohhalmen in den Himmel bauen. Die Dohlen haben sich auf Thurmknopf und Wetterfahne geflüchtet und sehen herab und sträuben ihr Gefieder vor Angst. Die Rüststangen stehen wenige Fuß heraus und die unsichtbaren Hände lassen vom Schieben ab. Dafür beginnt ein Hämmern im Herzen des Dachstuhls. Die schlafenden Eulen schrecken auf und taumeln aus ihren Luken zackig in das offene Auge des Tages hinein. Die Dohlen hören es mit Entsetzen; das Menschenkind unten auf der festen Erde vernimmt es nicht, die Wolken oben am Himmel ziehen gleichmüthig darüber hin. Lang

währt das Pochen, dann verſtummt es. Und den Rüſtſtangen nach und quer auf ihnen liegend ſchieben ſich zwei, drei kurze Bretter. Hinter ihnen erſcheint ein Menſchenhaupt und ein Paar rüſtige Arme. Eine Hand hält den Nagel, die andere trifft ihn mit geſchwungenem Hammer, bis die Bretter feſt aufgenagelt ſind. Die fliegende Rüſtung iſt fertig. So nennt ſie ihr Baumeiſter, dem ſie eine Brücke zum Himmel werden kann, ohne daß er es begehrt. Auf die Rüſtung baut ſich nun die Leiter und, iſt das Thurmdach ſehr hoch, Leiter auf Leiter. Nichts hält ſie zuſammen, als der eiſerne Hangehaken, nichts hält ſie feſt, als auf der Rüſtung vier Männerhände und oben die Helmſtange, an der ſie lehnt. Iſt ſie einmal über der Ausfahrthür und an der Helmſtange mit ſtarken Tauen angebunden, dann ſieht der kühne Schieferdecker keine Gefahr mehr in ihrem Beſteigen, ſo weh dem ſchwindelnden Menſchenkinde tief unten auf der ſichern Erde wird, wenn er heraufſchaut und meint, die Leiter ſei aus leichten Spänen zuſammengeleimt wie ein Weihnachtsſpielwerk für Kinder. Aber ehe er die Leiter angebunden hat — und um das zu thun, muß er erſt einmal hinaufgeſtiegen ſein — mag er ſeine arme Seele Gott befehlen. Dann iſt er erſt recht zwiſchen Himmel und Erde. Er weiß, die leichteſte Verſchiebung der Leiter — und ein einziger falſcher Tritt kann ſie verſchieben — ſtürzt ihn rettungslos hinab in den ſichern Tod. Haltet den Schlag der Glocken unter ihm zurück, er kann ihn erſchrecken!

Die Zuſchauer unten tief auf der Erde falten athemlos unwillkürlich die Hände, die Dohlen, die der Steiger von ihrem letzten Zufluchtsorte verſcheucht, krächzen wildflatternd um ſein Haupt; nur die Wolken am Himmel gehen unberührt ihren Pfad über ihn hin. Nur die Wolken? Nein. Der kühne Mann auf der Leiter geht ſo unberührt, wie ſie. Er iſt kein eitler Wagling, der frevelnd von ſich reden machen will; er geht ſeinen gefährlichen Pfad in ſeinem Berufe. Er weiß, die Leiter iſt feſt; er ſelbſt hat das fliegende Gerüſt gebaut, er weiß, es iſt feſt; er weiß, ſein Herz iſt ſtark und ſein Tritt iſt ſicher. Er ſieht

nicht hinab, wo die Erde mit grünen Armen lockt, er sieht nicht hinauf, wo vom Zug der Wolken am Himmel der tödtliche Schwindel herabtaumeln kann auf sein festes Auge. Die Mitte der Sprossen ist die Bahn seines Blickes und oben steht er. Es gibt keinen Himmel und keine Erde für ihn, als die Helmstange und die Leiter, die er mit seinem Tau zusammenknüpft. Der Knoten ist geschlungen; die Zuschauer athmen auf und rühmen auf allen Straßen den kühnen Mann und sein Thun hoch oben zwischen Himmel und Erde. Schieferdecker spielen die Kinder der Stadt eine ganze Woche lang.

Aber der kühne Mann beginnt nun erst sein Werk. Er holt ein anderes Tau herauf und legt es als drehbaren Ring unter dem Thurmknopf um die Stange. Daran befestigt er den Flaschenzug mit drei Kolben, an den Flaschenzug die Ringe seines Fahrzeugs. Ein Sitzbrett mit zwei Ausschnitten für die herabhängenden Beine, hinten eine niedrige, gekrümmte Lehne, hüben und drüben Schiefer-, Nagel- und Werkzeugkasten; zwischen den Ausschnitten vorn das Haueisen, ein kleiner Ambos, darauf er mit dem Deckhammer die Schiefer zurichtet, wie er sie eben braucht; dies Geräth, von vier starken Tauen gehalten, die sich oberhalb in zwei Ringe für den Haken des Flaschenzugs vereinigen, das ist der Hängestuhl, wie er es nennt, das leichte Schiff, mit dem er hoch in der Luft das Thurmdach umsegelt. Mittelst des Flaschenzugs zieht er sich mit leichter Mühe hinauf und läßt sich herab, so hoch und tief er mag; der Ring oben dreht sich mit Flaschenzug und Hängestuhl, nach welcher Seite er will, um den Thurm. Ein leichter Fußstoß gegen die Dachfläche setzt das Ganze in Schwung, den er einhalten kann, wo es ihm gefällt. Bald bleibt kein Menschenkind mehr unten stehen und sieht herauf; der Schieferdecker und sein Fahrzeug sind nichts Neues mehr. Die Kinder greifen wieder zu ihren alten Spielen. Die Dohlen gewöhnen sich an ihn; sie sehen ihn für einen Vogel an, wie sie sind, nur größer, aber friedlich, wie sie; und die Wolken hoch am Himmel haben sich nie um ihn gekümmert. Die Damen neiden ihm die Aussicht. Wer konnte so frei über

die grüne Ebene hinsehen und wie Berge hinter Bergen hervorwachsen, erst grün, dann immer blauer, bis wo der Himmel, noch blauer, sich auf die letzten stützt! Aber er kümmert sich so wenig um die Berge, wie die Wolken sich um ihn. Tag für Tag handthiert er mit Flickeisen und Klaue, Tag für Tag hämmert er Schiefer zurecht und Nägel ein, bis er fertig ist mit Hämmern und Nageln. Eines Tages sind Mann, Fahrzeug, Leiter und Rüstung verschwunden. Das Entfernen der Leiter ist so gefährlich, als ihre Befestigung, aber es faltet Niemand unten die Hände, kein Mund rühmt des Mannes That zwischen Himmel und Erde. Die Krähen wundern sich eine ganze Woche lang, dann ist es, als hätten sie vor Jahren von einem seltsamen Vogel geträumt. Tief unten lärmt noch das Gewühl der Wanderer der Erde, hoch oben gehen noch die Wanderer des Himmels, die stillen Wolken, ihren großen Gang, aber Niemand mehr umfliegt das steile Dach, als der Dohlen krächzender Schwarm.

Apollonius hatte zum Behufe seines Gutachtens noch manche Untersuchungen angestellt; das Thurmdach war mit Metall gedeckt; diese Decke lag schon nah an zweihundert Jahre. Als er sie auf seinem Fahrzeuge umfuhr, fand er die Metallplatten der völligen Auflösung nah. Das hatte man gefürchtet. Bleideckung auf hohen Gebäuden kommt ungleich theurer, als Deckung mit Schiefer, wenn man diesen in der Nähe hat. Den Schieferbedarf nimmt der Decker in seinem Fahrzeug mit hinauf, das kann er mit den ungleich schwereren Bleiplatten nicht. Die ganze Deckung besorgt der Arbeiter von seinem Fahrzeuge aus; Bleideckung macht feste Gerüste nöthig. Apollonius that den Vorschlag, auch das Thurmdach mit Schiefer einzudecken. Der Blechschmied, ein Bedeutender, wandte zwar ein, die Alten hätten die Sache so gut verstanden, als die Leute in Köln, — das sollte ein Stich auf Apollonius sein. Und der Bruder war damit einverstanden: hätten die Alten gemeint, Schiefer thue es so gut als Blei, sie hätten gleich Schiefer genommen. Damals waren eben noch keine Schiefergruben in nächster Nähe vorhanden; der

Schiefer hatte weit hergeholt und ſo die Schieferdeckung theurer kommen müſſen, als die mit Blei. Das Kirchendach war damals mit Ziegeln und erſt ſpäter, da die Schiefergruben in der Nähe ſchon im Gang, mit Schiefer gedeckt worden. Das wußten der Blechſchmied und Fritz Rettenmair nicht oder wollten es nicht wiſſen. Den Letztern drückte das wachſende Anſehen des Bruders. Aber Apollonius wußte es und konnte damit den Einwurf entkräften.

Sein Vorſchlag war angenommen worden. Man wollte die ganze Leitung der Reparatur in Apollonius Hände legen. Um ſeinen Bruder nicht zu kränken, bat er, davon abzuſehen. So wenig wollte er den Bruder kränken, daß er nicht einmal ausſprach, warum er ſo bitte. Er war von Köln her gewohnt, ſelbſtſtändig zu handeln; wie er ſeinen Bruder wiedergefunden hatte, ſah er manche Hemmung durch ihn voraus. Er wußte es, er lud ſich eine ſchwere Laſt auf, als er dem Bauherrn verſprach, die Sache ſolle unter dem zweiköpfigen Regiment nicht leiden. Der wackere Bauherr, der Apollonius errieth und ihn darum nur mehr achtete, ſchaffte ihm die Genehmigung des Raths und nahm ſich im Stillen vor, wo es nöthig ſein ſollte, ſeinen Liebling und deſſen Anordnungen gegen den Bruder zu vertreten.

Es war eine ſchwere Aufgabe, die Apollonius ſich geſetzt; ſie war noch viel ſchwerer, als er wußte. Sein Hierſein hatte den Bruder von Anfang nicht gefreut; Apollonius ſchob das auf den Einfluß der Schwägerin; er war ihm ſeitdem noch fremder geworden — kein Wunder! Apollonius hatte ja bereits des Bruders Eitelkeit und Ehrſucht kennen gelernt; dieſer fühlte ſich durch das, was ſeither geſchehen, gegen Apollonius zurückgeſetzt. Den Widerwillen der Schwägerin meinte Apollonius durch Zeit und redliches Mühen, die gekränkte Ehrſucht des Bruders durch äußere Unordnung zu verſöhnen. War kein weiteres Hinderniß vorhanden, durfte er hoffen, die Aufgabe, ſo ſchwer ſie ſchien, zu löſen. Aber was zwiſchen ihm und dem Bruder ſtand, war ein Anderes, ein ganz Anderes, als er meinte. Und daß er es nicht

kannte, machte es nur gefährlicher. Es war ein Argwohn, aus dem Bewußtsein einer Schuld geboren. Was er that, die vermeinten Hindernisse aus dem Weg zu räumen, mußte das wirkliche nur wachsen machen.

Wäre er nicht zurückgekommen! hätte er dem Vater nicht gehorcht! wäre er draußen geblieben in der Fremde!

An der Thurmspitze hängt das Fahrzeug; nun wird es auch auf dem Kirchendach lebendig. Rüstige Hände hämmern den Seilhaken in die Verschalung und schleifen mit starkem Tau den Dachstuhl daran. Er besteht in zwei Dreiecken, aus festen Bohlen zusammengezimmert. Der Neigungswinkel des Daches hat das Verhältniß seiner Seiten bestimmt. Denn unten liegt er strohumwunden in ganzer Breite auf der Dachfläche auf, während er oben die quer übergelegten Bretter wagrecht emporhält. Darauf steht oder kniet der hämmernde Schieferdecker; neben ihm handrecht hängt der Kasten für Nägel und Schieferplatten, mit seiner Hakenspitze in die Verschalung eingetrieben.

Apollonius überließ dem Bruder die Ueberweisung der Arbeit. Fritz Nettenmair that erst wunderlich, indem er zu verstehen gab, er meine, Apollonius sei gekommen, hier den Herrn zu spielen und nicht den Diener. Es lag in der argwohnischen Richtung, die sein Denken einmal angenommen, Allem, was der Bruder thun mochte, eine Absicht, eine planmäßige Berechnung unterzulegen. Er vermuthete deßhalb, Apollonius wünsche die Arbeit auf dem Kirchdach zu übernehmen. Wer hier schaffte, konnte zu jeder Zeit sehen, ob das Fahrzeug am Thurmdach besetzt war oder ledig an der fliegenden Rüstung hing. Er that arglos, er nehme an, Apollonius sei lieber bei der Umdeckung des Thurmdaches beschäftigt, die er ja selber vorgeschlagen. Apollonius weigerte sich nicht. Fritz meinte, er willige ein, obgleich es ihm unangenehm sei, was er aber nicht merken lasse; Fritz hatte die Empfindung eines Menschen, dem es gelungen, einen Widersacher zu überlisten. Eine Empfindung, die sich erneute, so oft er von seiner Arbeit auf dem Dachstuhle hinaufsah nach dem Fahrzeug und der fliegenden Rüstung am Thurm, mit der

Gewißheit, der Bruder könne das Fahrzeug nicht verlassen und heimgehen, ohne daß er es sehe und ihm zuvorkommen könne. Dann war ihm Apollonius der Träumer und er selbst war der, der die Welt kannte. Im andern Augenblick vielleicht sah er wieder den Arglistigen im Bruder und fand es wohlthuend, sich dagegen als den Arglosen zu bemitleiden, dem Jener Schlingen lege, um nur den Bruder hassen zu dürfen, der ihn hasse. Ihm fehlte das Klarheitsbedürfniß Apollonius', das diesem den Widerspruch gezeigt und den erkannten zu tilgen gezwungen hätte. Vielleicht hatte er ein Gefühl von dem Widerspruch und unterdrückte es absichtlich. So setzte sein Schuldbewußtsein den Haß als wirklich voraus, den es verdient zu haben sich vorwerfen mußte.

Bald merkte Apollonius, hier war nicht die Ordnung, das rasche und genau berechnete Ineinandergreifen, an das er in Köln sich gewöhnt, ja nur, wie es der Vater früher hier gehandhabt. Der Decker mußte viertelstundenlang und länger auf die Schieferplatten warten; die Handlanger leierten und hatten in der Unordnung und Trägheit der Behauer und Sortirer eine gute Entschuldigung. Der Bruder lachte halb mitleidig über Apollonius Klage. Eine solche Ordnung, wie der sie verlangte, existirte nirgends und war auch nicht möglich. Bei sich verspottete er wieder den Träumer, der so unpraktisch war. Und wäre die Ordnung möglich gewesen, die Arbeit war im Taglohn verdungen. Die verlorene Zeit wurde bezahlt, wie die angewandte. Und als Apollonius selbst dazu that, den Schlendrian abzustellen, da war er dem Bruder wiederum der Wohldiener des Bauherrn und des Rathes, er selber sich der schlichte Mann, der solche Kunstgriffe verschmäht. Da wollte ihn Jener nur vollends aus dem Sattel heben und hatte noch Schlimmeres im Sinn, was ihm aber nicht gelingen sollte mit aller seiner Arglist; da war Apollonius eigens darum heimgekommen. Und doch meinte er, der Träumer werde sich die Hörner ablaufen, wenn er in's Werk setzen wollte, was ihm selbst, der die Welt kannte, nicht gelang. Ihm, der schärfer auf

dem Zuge war, als selbst der im blauen Rock zu seiner Zeit gewesen.

Fritz Rettenmair meinte den alten Herrn noch zu übertreffen, wenn er noch schriller auf dem Finger pfiff, noch grimmiger hustete und noch entschiedener ausspuckte. Was an dem alten Herrn das wirklich Respektgebietende war, die Folgerichtigkeit, die auch, wo sie in Eigensinn ausartet, Achtung wirkt, die ruhige, in sich gefaßte Würde einer tüchtigen Persönlichkeit, das übersah er. Wie er es selbst nicht besaß, fehlte ihm auch der Sinn, es an Andern wahrzunehmen. Stand seine Gestalt überhaupt im Widerspruch mit der Haltung des alten Herrn, die er ihr aufkünstelte, so widersprach ihr seine Unruhe und innere Haltlosigkeit jeden Augenblick. Die diplomatische Art zu reden schien er dem alten Herrn nur abgeborgt zu haben, um seine eigene Oberflächlichkeit und Gehaltlosigkeit zu verspotten. Aus dem steifen Wesen des blauen Rockes fiel er dann zu Zeiten plötzlich in seine eigene herablassende Jovialität und in eine Region derselben, wo der Spaß den Abstand von Vorgesetzten und Untergebenen mit schmutzigen Fingern auslöschte, als wäre er nie gewesen. Rückte er sich dann eben so plötzlich in der Autorität gewaltsam wieder zurecht, so brachte das die verlorene Achtung nicht wieder, es beleidigte nur. Zu alledem kam noch, daß er sich von manchen seiner Arbeiter übersehen und in schwierigen Fällen sie machen lassen mußte, was sie wollten.

Apollonius dagegen hatte von Natur und aus der Schule beim Vetter, was dem Bruder fehlte; er besaß die Würde der Persönlichkeit, die Folgerichtigkeit bis zum Eigensinn. Seine innere Sicherheit galt; sie mußte sich nicht geltend machen — er war des sichtbaren Mühens um Achtung überhoben, welches so selten seinen Zweck erreicht, ja gemeiniglich ihn verfehlt. Und so gelang ihm, was er wollte. Bald war die musterhafteste Ordnung beim Bau und Alle schienen sich wohl dabei zu befinden; nur Fritz Rettenmair nicht. Das rasche Ineinandergreifen, das wie im Geleise einer unsichtbaren Nothwendigkeit ging, machte das Wesen im blauen Rocke, in welchem er sich so groß fühlte,

überflüssig. Noch ein Grund zum Unbehagen daran war, daß die neue Ordnung von dem Bruder ausging; von demselben, dem er schon so viel zu verzeihen hatte und dem er immer weniger verzeihen mochte. Er wußte nicht, oder wollte nicht wissen, welchen Zauber eine geschlossene Persönlichkeit ausübt, obgleich er selbst widerwillig sie anerkennen mußte, und noch weniger, daß diese ihm fehlte und der Bruder sie besaß. Er war bei sich einig, der Bruder hatte Mittel angewandt, die zu brauchen er selbst mit Genugthuung sich zu edel fühlte. Dadurch hatte Jener die Leute ihm abspänstig gemacht. Apollonius, hatte keine Ahnung von dem, was in dem Bruder vorging; der war gegen ihn, wie man gegen Arglistige sein muß, auf der Hut; denn solche Feinde kann man nur mit ihren eigenen Waffen besiegen. Die brüderliche Freundlichkeit und Achtung, mit der ihn Apollonius behandelte, war eine Maske, unter der dieser seine schlimmen Pläne sicher zu verbergen meinte; er vergalt ihm, und machte ihn leichter unschädlich, wenn er unter derselben Maske seine Wachsamkeit barg. Die gutmüthige Willigkeit Apollonius', sich ihm äußerlich unterzuordnen, erschien dem Bruder wie eine Verhöhnung, an der die Arbeiter, von dem Arglistigen gewonnen, wissend theilnahmen. In seiner Empfindlichkeit griff er selbst nach den Mitteln, die er bei diesem voraussetzte. Offen ihm entgegenzutreten, verhinderte ihn der Umstand, daß Apollonius ihm selbst imponirte, wenn er auch diesen Grund nicht hätte gelten lassen. Er legte den blauen Donnerrock beiseite und stieg bis auf die unterste Sprosse seiner Jovialität herab. Er begann, durch Winke, dann allmälig durch Worte, sein Mitleid mit den Arbeitern zu zeigen, die unter der Tyrannei eines wohldienerischen Eindringlings seufzten, wie er ihnen bewies; da er nicht den Muth hatte, sie zu offener Widersetzlichkeit zu reizen, suchte er sie zu einzelnen kleinen Ausgriffen zu verleiten. Er begann, sie täglich zu traktiren. Sie aßen und tranken, blieben aber wie zuvor in dem Geleise, das Apollonius vorgezeichnet.

Der gemeine Mann hat den scharfen Blick des Kindes für die Stärken und Schwächen seiner Vorgesetzten. Durch dies

Bemühen, das sie durchschauten, verlor Fritz Nettenmair noch den letzten Rest seiner Achtung: sie lernten daraus, wenn sie es noch nicht wußten, mit wem sie es verderben durften, mit wem nicht. Und wären sie ungewiß gewesen, so hätte sie das ungleiche Benehmen des Bauherrn gegen die beiden Brüder bestimmen können. Und da sie nicht so fein waren, und auch nicht die Gründe dazu hatten, wie Fritz Nettenmair, gab sich ihre Meinung unverholen kund. Sie nahmen sich Dinge gegen ihn heraus, die ihm zeigten, daß der Erfolg seiner Herablassung ein ganz anderer war, als den er beabsichtigte. Nun zog er zürnend die Wolke des blauen Rockes wieder um sich zusammen, pfiff schrillender als je, so daß es drüben in der großen Glocke wiedertönte; ging auf doppelten Stelzen, zog die Schultern noch einmal so hoch am schwarzhaarigen Kopfe herauf; der Grimm und die Entschiedenheit seines früheren Hustens und Ausspuckens war ein Kinderspiel gegen sein jetziges. Aber die Arbeiter wußten bald, dergleichen geschah nur in Apollonius Abwesenheit, und dessen zufälliges Kommen brachte, wie der aufgehende Vollmond, die schwersten Gewitter aus der Fassung.

Fritz Nettenmair mußte an der Wiederherstellung seiner verlorenen Bedeutung auf dem Schauplatz der Reparatur verzweifeln. Natürlich schrieb er auch das Ergebniß seiner falschen Maßregeln auf Apollonius' immerwachsende Rechnung. Das Gefühl, überflüssig zu sein, packte ihn, wie den alten Herrn, brachte aber nicht ganz dieselben Wirkungen hervor. Was dem alten Herrn das Gärtchen, das wurde nun dem älteren Sohne der Schieferschuppen. Wenigstens so lange er Apollonius auf einem Fahrzeug oder auf dem Kirchendache sah. Aber er brachte den blauen Rock nun auch mit in die Wohnstube. Seine Kinder — das war leicht, da er selbst sich nicht um sie bekümmerte — hatte der Bruder ja auch — und natürlich mit schlechten Mitteln — gewonnen. Die schlechten Mittel waren eben die, die er selbst sie anwendete: unabsichtliche Güte und weise Strenge der Liebe. Aber auch in seiner Frau sah er immer mehr etwas, wie einen natürlichen Bundesgenossen des Bruders gegen ihn. Das sah

er lange vorher, ehe er noch den geringsten wirklichen Anlaß dazu hatte, und das war der Schatten, den seine Schuld in die Zukunft seiner Phantasie warf. Ihr altes Gesetz wird ihn zwingen, durch die Verkehrtheit seiner Abwehrmittel den Schatten selber zur wirklichen, lebendigen Gestalt zu machen und vergeltend in sein Leben hereinzustellen.

Ahnungsvolle Furcht schien ihm, in lichten Zwischenblicken vorüberflatternd, von diesem Kommen zu sagen, das veränderte Benehmen gegen seine Frau müsse es beschleunigen. Dann war er plötzlich doppelt freundlich und jovial gegen sie, aber auch diese Jovialität trug ein Etwas von der Natur des schwülen Bodens an sich, aus dem sie erwuchs.

Man preist ein Heilmittel gegen solche Krankheit; es heißt Zerstreuung, Vergessen seiner selbst. Als ob der Steuermann beim Erblicken des drohenden Riffes, als ob man da sich vergessen müsse, wo es doppelt Vorsehen gilt. Fritz Rettenmair nahm es.

Von nun an fehlte er bei keinem Balle, bei keinem öffentlichen Vergnügen; er empfand sich für immer der Gefahr entflohen, war er nur eine Stunde lang fern von dem Orte, wo er sie drohen sah. Er war mehr außer als in seinem Haus. Und nicht er allein. Seiner Frau hielt er das Heilmittel noch nöthiger, als ihm. Das rächende Schuldbewußtsein nahm, was nur als möglich in der Zukunft war, als schon wirklich in die Gegenwart voraus. Und seine Frau stand noch so sehr auf seiner Seite, daß sie dem Bruder nun zürnte, dessen Einfluß sie in dem veränderten Benehmen des Gatten erkannte, — nur nicht in dem Sinne, in dem er es wirklich war. Sie hatte ja nur Beleidigendes von dem Bruder erwartet. Diese Erwartung hatte schon dem Kommenden nur die eine Wange zugewandt und die Wange so mit Roth gefärbt, als wäre sie schon erfüllt. Wußte sie denn nicht, er war nur gekommen, um sie zu beleidigen?

Apollonius, auf den dies alles wie eine schwere Wolke drückte, wie eine unverstandene Ahnung, begriff nur das eine:

der Bruder und die Schwägerin wichen ihm aus! Er vermied die Orte, die sie aufsuchten. Er hätte sie schon gemieden aus dem innersten Bedürfniß seiner Natur, das auf Zusammenfassen, nicht auf Zerstreuen ging. Die Einsamkeit wurde ihm ein besser Heilmittel, als den Beiden die Zerstreuung. Er sah, wie anders die Schwägerin war, als sie ihm vordem geschienen. Er mußte sich Glück wünschen, daß seine süßesten Hoffnungen sich nicht erfüllt. Die Arbeit gab ihm genug Empfinden seiner selbst; was sie frei ließ, füllten die Kinder aus. In dem natürlichen Bedürfniß ihres Alters, sich an einem fertigen Menschenbilde aufzuranken, das, Liebe gebend und nehmend, ihr Muster wird, und ihr Maaß der Personen und Dinge, drängten sie sich um den Onkel, der ihrer so freundlich pflegte, als fremd die Eltern sie vernachlässigten. Wie konnte er wissen, daß er damit die Schuld wachsen machte in seiner Rechnung beim Bruder.

Und der alte Herr im blauen Rock? Hatte er von den Wolken, die sich rings aufballten um sein Haus, in seiner Blindheit keine Ahnung? Oder war sie es, was ihn zuweilen anfaßte, wenn er, Apollonius begegnend, gleichgültige Worte mit ihm wechselte. Dann kämpften zwei Mächte auf seiner Stirn, die der Sohn vor dem Augenschirm nicht sah. Er will etwas fragen, aber er fragt nicht. Der alte Herr hat sich so tief in die Wolke eingesponnen, daß kein Weg mehr von ihm herausführt in die Welt um ihn und keiner mehr hinein. Er gibt sich das Ansehen, als wisse er um Alles. Thut er anders, so zeigt er der Welt seine Hülflosigkeit und fordert die Welt selber auf, sie zu mißbrauchen. Und wenn er fragt, wird man ihm die Wahrheit sagen? Nein! Er hält die Welt so verstockt gegen ihn, als er gegen sie ist. Er fragt nicht. Er lauscht, wo er weiß, man sieht ihn nicht lauschen, fieberisch gespannt auf jeden Laut. Aus jedem hört er etwas heraus, was nicht drin ist; seine gespannte Phantasie baut Felsen daraus, die ihm die Brust zerdrücken, aber er fragt nicht. Er träumt von nichts, als von Dingen, die Schande bringen über ihn und sein Haus; er leert die ganze Rüstkammer der Entehrung und fühlt jede Schmach durch, die

die Welt kennt. Was keine Schande ist, steigert sich seinem krankhaft geschärften Ehrgefühl dazu, das keine Ruhe wohlthätig abstumpft, aber er trägt lieber, was die tiefste Schande ist, als daß er fragt. Er thut das Ungeheure in Gedanken, die drohende abzuwenden, aber er fragt nicht. Wie manches Thun zeigt ungeboren schon der Mutter Seele sein Bild vorher! Wird eine Zeit kommen, wo des alten Herrn Gedanke Wirklichkeit wird?

Die Natur der Schuld ist, daß sie nicht allein ihren Urheber in neue Schuld verstrickt. Sie hat eine Zaubergewalt, Alle, die um ihn stehen, in ihren gährenden Kreis zu ziehen, und zu reifen in ihm, was schlimm ist, zu neuer Schuld. Wohl dem, der sich dieser Zauberkraft im unbefleckten Innern erwehrt. Wird er den Schuldigen selbst nicht retten, so kann er den Uebrigen ein Engel sein. Diese vier Menschen, in all' ihrer Verschiedenheit in einen Lebensknoten geknüpft, den eine Schuld verfehrt! Welch Schicksal werden sie vereint sich spinnen, die Leute in dem Haus mit den grünen Laden?

5.

Nun waren schon Wochen vergangen seit Apollonius Zurückkunft, und noch hatte er die Furcht der Schwägerin nicht wahr gemacht. In den ersten Tagen las Fritz Rettenmair ein krampfhaftes Zusammennehmen, ein verzweifeltes Gefaßtmachen in ihrem Wesen; nun machte dies einem Etwas Platz, das wie Verwunderung erschien. Er sah, und nur er, wie sie immer muthiger den Bruder zu beobachten begann, wo der nicht ahnte, ihr Blick sei auf ihn gerichtet. Sie schien sein Wesen, sein Thun mit ihrer Erwartung zu vergleichen. Fritz Rettenmair fühlte in ihrer Seele, wie wenig beide sich glichen. Er mühte sich, den Widerwillen der jungen Frau zu seiner alten Stärke aufzustacheln. Er that es, während er fühlte, wie vergeblich es war; denn ein einziger Blick auf das milde, rechtschaffene Antlitz des Bruders mußte niederreißen, was er mühsam in Zeit von Tagen aufgebaut. Er fühlte, wie fein er zu Werke gehen mußte, und

wie plump er doch zu Werke ging; denn dieselbe Macht, die sein Gefühl für das Maaß schärfte, riß ihn im Handeln darüber hinaus. Er wußte, was er begonnen, mußte seinen Gang vollenden zu seinem Verderben. Er suchte Vergessen, und riß seine Frau immer tiefer mit hinein in den Wirbel der Zerstreuung.

Arzneimittel sollen, in übergroßer Gabe angewandt, das Gegentheil wirken. So geschah es mit dem Mittel Fritz Nettenmair's; wenigstens bei der jungen Frau. Aus dem Alltag der häuslichen Arbeit hatte sie sich sonst nach dem Feste des Vergnügens gesehnt; nun dies der Alltag geworden, zog sie die Sehnsucht nach dem stillen Leben daheim. Uebersättigt von den Ehrenbezeugungen der bedeutenden Leute, bemerkte sie nun erst, es gab auch andere Leute, die ihren Gatten nach anderem Maßstabe maßen. Sie begann zu vergleichen, und die Bedeutenden verloren immer mehr gegen die Alltagsmenschen. Sie dachte an den ledernen Ball den Abend von Apollonius Ankunft. Damals war sie Apollonius ausgewichen; sie hatte Beleidigung von ihm erwartet. Jetzt suchte sie mit den Augen durch den Saal; Niemand sah es als Fritz Nettenmair, der es am wenigsten zu sehen schien. Denn er lachte und trank wilder und jovialer, als je. Sie hatte nur das Gefühl der Langeweile, das nach Abwechselung aussieht; sie wußte nicht, daß sie Jemand suchte. Fritz Nettenmair wußte es, und wollte vor Lachen ersticken. Er wußte mehr, als sie; er wußte, wen sie suchte. Gegen alle andere Welt jovial, that er gegen sie den blauen Rock an.

Er wird sie bald dahin bringen, den sonst Gefürchteten mit ihm zu vergleichen.

Sie saß im Garten, während der alte Herr seine schweren Mittagsträume träumte. Fritz Nettenmair lag in der Stube auf dem Sopha und trug die Nachwehen einer durchschwärmten Nacht. Vorher hatte er nach dem Thurmdache gesehen. Sie fühlte sich so eigen wohl daheim. Und sollte sie nicht? Spielten nicht ihre Kinder um sie? Sie dachte nicht daran, wie oft sie sich von den Kindern fortgesehnt in den Wirbel, der sie nicht mehr lockte. Sie nähte. Die Knaben spielten zu ihren Füßen, so still, als

wäre der alte Herr zugegen. Doch nicht so; war der alte Herr im Gärtchen, sie hätten sich gar nicht hinein getraut. Das Mädchen hatte die Mutter umschlungen, die selber, in der Unberührtheit ihres Wesens, noch ein Mädchen schien. Wenig mehr von der Aehnlichkeit mit ihrem Gatten lag in ihren Zügen. Sie war nur eine äußerliche gewesen, nur Aeußerliches schien die heitern Linien berührt zu haben: kein tiefinneres Erlebniß hatte seine Marke ihnen aufgeprägt.

Das kleine Mädchen hatte dem erwachsenen, seiner Mutter, von Puppen, Blumen, Kindern, und in seiner Weise Manches zweimal, Manches nur halb erzählt. Jetzt erhob sie mit altkluger Ernsthaftigkeit das Köpfchen, sah die Mutter bedenklich an und sagte: „Was das nur ist?"

„„Was?"" fragte die Mutter.

„Wenn du da gewesen bist und fortgehst, sieht er dir so traurig nach."

„„Wer?"" fragte die Mutter.

„Nun, der Onkel Apollonius. Wer sonst? Hast du ihn gescholten? oder geschlagen, wie mich, wenn ich Zucker nehme und nicht frage? Du hast ihm doch gewiß etwas gethan; sonst wär' er nicht so betrübt."

Das Mädchen plauderte weiter und vergaß den Onkel bald über einen Schmetterling. Die Mutter nicht. Die Mutter hörte nicht mehr, was das Mädchen plauderte. Was war doch das für ein eigenes Gefühl, wohl und weh zugleich! Sie hatte die Nadel fallen lassen, und merkte es nicht. War sie erschrocken? Es war ihr, als wäre sie erschrocken, etwa so, wie man erschrickt, hat man mit einem Menschen geredet, und wird plötzlich inne, es ist ein anderer, als mit dem man zu reden meinte. Sie hatte gemeint, Apollonius wolle sie beleidigen, und nun sagt das Kind: du hast ihn beleidigt. Sie blickte auf und sah Apollonius vom Schuppen her nach dem Hause kommen. In demselben Augenblicke stand ein anderer Mann zwischen ihr und dem Vorübergehenden, als wäre er aus der Erde gewachsen. Es war Fritz Rettenmair. Sie hatte ihn nicht nahen gehört.

Er kam in seltsamer Hast von einer gleichgültigen Frage auf den „ledernen Ball.“ Er erzählte, was die Leute darüber meinten, wie Jedermann sich beleidigt fühle von der Beschimpfung, daß Apollonius sie damals nicht aufgezogen, nicht einmal zum ersten Tanze. Eigen war es, wie sie jetzt daran erinnert wurde, empfand sie es stärker, als je; aber nicht zürnend, nur wie mit wehmüthigem Schmerze. Sie sagte das nicht. Es war nicht nöthig. Fritz Nettenmair war wie ein Mensch im magnetischen Schlaf. Er brauchte sie nicht anzusehen; mit geschlossenen Augen, von einem Baumblatt, einer Zaunlatte, von einer weißen Wand las er ab, was sein Weib fühlte.

„Wir werden ihn bald los werden, denk' ich,“ fuhr er fort, als hätte er nicht an der Stallwand gelesen. „Es ist kein Platz für zwei Haushälte hier. Und die Anne ist weiten Raum gewöhnt.“

So hieß das Mädchen, mit der Apollonius am „ledernen“ tanzen, die er heimbegleiten mußte. Sie war seither öfter hier gewesen unter Vorwänden, die ihre hochrothe Wange Lügen strafte. Auch ihr Vater, ein angesehener Bürger, hatte sich um Apollonius Bekanntschaft gemüht, und Fritz Nettenmair hatte die Sache gefördert, wie er konnte.

„Die Anne?“ rief die junge Frau wie erschreckend.

„„Gut, daß sie nicht lügen kann,““ dachte Fritz Nettenmair erleichtert. Aber es fiel ihm ein, ihr Unvermögen, sich zu verstellt, kam ja auch dem argen Plan des Bruders zu gut. Er hatte die Eifersucht als letztes Mittel angewandt. Das war wieder eine Thorheit, und er bereute sie schon. Sie kann sich nicht verstellen; und wäre er noch ganz der alte Träumer, ihre Aufregung muß ihm verrathen, was in ihr vorgeht. Noch weiß sie es selbst ja nicht. Und dann — er stand wieder an dem Punkte, zu dem jeder Ausgang ihn führt; er sah sie sich verstehen; „und dann,“ zwängte er zwischen den Zähnen hervor, daß jede Silbe daran sich blutig riß, „und dann — wird sie's schon lernen!“

Der Bruder erwartete ihn in der Wohnstube. „Er muß

doch einen Vorwand machen, warum er da vorbeikam, wo er sie allein dachte, da er weiß, ich hab' ihn gesehn." So dachte er und folgte dem Bruder.

Apollonius wartete wirklich in der Wohnstube auf ihn. Der Bruder gab sich durch seine Wendung auf den Fersen recht, als er ihn sah. Apollonius suchte den Bruder auf, ihn vor dem ungemüthlichen Gesellen zu warnen. Er hatte manches Bedenkliche über ihn gehört, und wußte, der Bruder vertraute ihm unbedingt. „Und da befiehlst du, ich soll ihn fortschicken?" fragte Fritz, und konnte nicht verhindern, daß sein Groll einmal durchschimmerte durch seine Verstellung. Apollonius mußte aus dem Tone, mit dem er sprach, seine wahre Meinung herauslesen. Sie hieß: „du möchtest auch in den Schuppen dich eindrängen, und mich von da vertreiben. Versuch's, wenn du's wagst!"

Apollonius sah dem Bruder mit unverhehltem Schmerz in das Auge. Er fuhr mit der Hand über des Bruders Rockklappe, als wollte er wegwischen, was sein Verhältniß zu dem Bruder trübte, und sagte:

„„Hab' ich dir was zu leid gethan?""

„Mir?" lachte der Bruder. Das Lachen sollte klingen, wie: „Ich wüßte nicht, was?" aber es klang: „Thust du was anders, willst du was anders thun, als wovon du weißt, daß es mir leid ist?"

„„Ich wollte schon lange dir etwas sagen,"" fuhr Apollonius fort, „„ich will's morgen; du bist heute nicht gelaunt. Das mit dem Gesellen mußtest du erfahren, und es war nicht so gemeint, wie du's aufnahmst.""

„Freilich! Freilich!" lachte Fritz. „Ich bin überzeugt. Es war nicht so gemeint."

Apollonius ging, und Fritz ergänzte seine Rede: „Es war nicht so gemeint, wie du, Federchensucher, mich glauben machen willst. Und anders gemeint, als ich's aufnahm? Du meinst, ich hab' — Der Geselle ist ein schlechter Kerl; aber du hättest mich nicht gewarnt, hättest du keinen Vorwand gebraucht." Er machte eine überlegene Wendung auf den Fersen; in seinen verwüsteten

Zuſtand hinein hatte ihn die glückliche Anwendung von des alten Herrn diplomatiſcher Kunſt, durch Halbſagen zu verſchweigen, gefreut.

Die Freude war ſchnell vorübergehend; die alte Sorge ſchraubte ihn wieder auf ihre Marterbank. Und noch eine jüngere hatte ſich ihr zugeſellt. Er hatte das Geſchäft vernachläſſigt; der Geſelle, in ſeiner Abweſenheit Herr im Schuppen, hatte Gelegenheit genug gehabt, ihn zu beſtehlen, und ſie gewiß benutzt. Bei der Reparatur war er ſchon lange nicht mehr thätig; Apollonius mußte einen Geſellen mehr annehmen, und für den Bruder einſtellen. Er verdiente ſchon lange nichts mehr, und verſäumte doch dabei kein öffentlich Vergnügen. Die Achtung der bedeutenden Leute zeigte eine wachſende Neigung zum Sinken, und war nur durch wachſende Maſſen von Champagner aufrecht zu erhalten. Er hatte ſich in Schulden geſteckt, und vergrößerte ſie noch täglich. Und doch mußte einmal der Augenblick kommen, wo der mühſam erhaltene Schein von Wohlhabenheit verging. Er wußte, daß er nur ſo lang der Geachtete war, als der Jovialſte der Jovialen galt. Er war klug genug, den Unwerth ſolcher Achtung und ſolchen Bemühens um ihn zu erkennen, aber nicht ſtark genug, es entbehren zu können. Es war kein kleiner Zuwachs zu der alten Marter, und jene wie dieſe kam ihm von dem Bruder, nur von ihm!

Wohlig's Anne war öfter dageweſen ſeit Apollonius Ankunft, und die junge Frau hatte in dem Glauben, der in naiven Gemüthern die natürliche Folge der eigenen Wahrhaftigkeit iſt, an ihren geſuchteſten Vorwänden nicht gemäkelt. Heute war das anders. Sie war plötzlich ſo ſcharfſichtig geworden, daß der erkannte Vorwand ihr in der Größe eines unverzeihlichen Verbrechens erſchien. Das Mädchen war ihr zuwider, das ſo falſch ſein konnte, und ſie ſelbſt zu ehrlich, das zu verbergen. Anne ſuchte den Grund dieſes Benehmens in dem Widerwillen der jungen Frau gegen den Schwager. Es war ja bekannt, die junge Frau gönnte dem armen Menſchen die Liebe des Bruders nicht. Sie hatte ſelbſt geäußert, ſie würde ihm einen Korb

geben, wenn er es wagen würde, sie zum Tanze aufzufordern. Und dem guten Apollonius war es anzusehen, sie ließ ihn des Aufenthalts in seinem Vaterhause nicht froh werden. Die Gereiztheit machte auch die Anne ehrlich; sie sprach von ihren Gedanken aus, was ausgesprochen werden konnte, ohne den zarten Punkt ihrer Neigung blos zu geben. Christiane mußte den Vorwurf nun auch aus fremdem Munde vernehmen, den schon das eigene Kind ihr gemacht.

Das Mädchen ging. Apollonius kam, vom Bruder zurück, wieder vorüber. Er konnte das Mädchen noch gehen sehen. Aber nichts zeigte sich in seinem Gesichte, was ihrer nur halb verstandenen Furcht Recht gegeben hätte. Und so sah auch Fritz Rettenmair, der dem Bruder aus dem Versteck der Hinterthür nachblickte, auf ihrem Antlitz nicht soviel, als er gefürchtet, zu sehen.

Das Kind sagt: du hast ihm was gethan; die Anne sagt: du hassest ihn, du lässest ihn nicht froh werden. Und sein trauriges Nachblicken — bald ertappt sie ihn selbst unbemerkt dabei — sagt dasselbe. Wie ein Blitz und mit freudigem Lichte, zuckte es dazwischen, er sah der Anne nicht traurig nach und auch nicht freudig, nein! gleichgültig, wie jedem Andern sonst. Ihr wird gesagt: du hassest ihn; du hast ihn beleidigt und du willst ihn kränken, und sie hat geglaubt, er hasse sie, er will sie kränken. Und hat er sie nicht gekränkt? Sie blickt in lang vergangene Zeit zurück, wo er sie beleidigte. Sie hat ihm schon lang nicht mehr darum gezürnt, sie hat nur neue Beleidigung gefürchtet. Kann sie jetzt noch darum zürnen, wo er ein so Anderer ist, wo sie selbst weiß, er beleidigt sie nicht; wo die Leute sagen, und sein trauriger Blick: sie beleidige ihn? Und wie sie zurücksinnt, eifrig, so eifrig, daß die Musik wieder um sie klingt, und sie wieder unter den Gespielinnen sitzt, im weißen Kleid mit den Rosaschleifen, im Schießhaus auf der Bank den Fenstern entlang, und wieder aufsteht, von dem dunkeln Drang getrieben und durch die Tanzenden hindurch träumend nach der Thür geht — da draußen; ist das nicht dasselbe Gesicht, das ihr jetz

nachsieht, wenn sie geht, so ehrlich, so mild in seiner Wehmuth? ist es nicht dasselbe eigene Mitleid, das jetzt auf Tritt und Schritt mit ihr geht, und sie nicht läßt, wie damals? Dann wich sie ihm aus und sah ihn nicht mehr an, denn er war falsch. Falsch? Ist er es wieder? Ist er es noch?

Eine Nachtigall schlug in dem alten Birnbaume über ihr, so wunderbar und wie gewaltthätig innig und tief. Vom Georgenthurm bliesen vier Posaunen den Abendchoral. Ueber ihnen, und wie von ihren schwellenden Tönen getragen fuhr Apollonius auf seinem leichten Schiff. Das Abendroth vergoldete die Fäden, in denen es hing. Wohin sie sah, glänzten die treuen, trauernden Augen, die ihm gehörten, mit denen er ihr nachsah, wenn sie ging. Das kleine Mädchen sah mit ihnen auf zu ihr, und erzählte vom Onkel, wie lieb und gut er sei. Oder erzählte sie von damals? Es war keine Zeit mehr, Sonst und Jetzt war eins. Die letzte Aehnlichkeit mit Fritz Nettenmair war aus ihrem Antlitz verschwunden. Ihre Seele schauerte hoch oben zwischen Himmel und Erde. Was sie ansah, war ein Räthsel mit süßer Deutung, aber sie kannte sie nicht. Sie selbst war sich ein Räthsel. Ihrem Gatten war sie es nicht.

6.

Fritz Nettenmair dachte den ganzen Tag, was das sein möge, was Apollonius ihm morgen sagen wolle; „morgen; weil ich heute nicht gelaunt bin? Gelaunt? Ich habe den Federchensucher in meine Karten sehen lassen. Hätt' ich's nicht, wär' er plump herausgegangen; nun hab' ich ihn gewarnt und vorsichtig gemacht. Ich bin zu ehrlich mit solch einem falschen Spieler; ich muß verlieren. Gut; ich will morgen „gelaunt" sein, ich will thun, als wär' ich blind und taub! als säh' ich nicht, was er will, und wär's noch deutlicher. Eine Spinnenwebe auf meine Rockklappen, damit er etwas zu bürsten hat. Ich kann's nicht leiden, wenn mir so einer in's Gesicht sieht, solch ein Heuchler!"

So vorbereitet und entschlossen, den Lister zu überlisten, gält es auch die schwerste Probe von Selbstbeherrschung, fand Apollonius den Bruder am folgenden Tage seiner harrend. Auch Apollonius hatte seinen Entschluß gefaßt. Er wollte sich heute von keiner Laune seines Bruders mehr irren lassen; es kam ja eben darauf an, all diesen Launen ihre Quelle abzuschneiden. Fritz bot ihm den unbefangensten, jovialsten guten Morgen, der ihm zu Gebote stand.

„Wenn du mich ruhig und brüderlich anhören willst," sagte Apollonius, „so hoff' ich, dieser Morgen soll der beste sein für dich und mich und uns Alle."

„„Und uns Alle,"" wiederholte Fritz, und legte von seiner Erklärung der drei Worte nichts in seinen Ton. „„Ich weiß, daß du immer an uns Alle denkst; darum rede nur jovial vom Herzen weg, ich mach's auch so.""

Apollonius ließ die beabsichtigte Einleitung weg. Er hatte klug und vorsichtig sein gelernt, aber klug und vorsichtig gegen einen Bruder sein, hätte ihm Falschheit geschienen. Selbst, hätte er die Falschheit des Bruders gekannt, er wäre nicht auf dessen Gedanken von den gleichen Waffen gekommen. Er hätte sich seine Erfahrung als Täuschung ausgeredet.

„Ich glaube, Fritz," begann er herzlich, „wir hätten anders gegeneinander sein sollen, als wir seither gewesen sind." Er nahm aus Gutmüthigkeit die halbe Schuld auf sich. Der Bruder schob ihm in Gedanken die ganze zu, und wollte jovial das Gegentheil versichern, als Apollonius fortfuhr. „Es war nicht zwischen uns, wie sonst, und wie es sein sollte. Die Ursache davon ist, soviel ich weiß, nur der Widerwille deiner Frau gegen mich. Oder weißt du noch eine andere?"

„„Ich weiß keine,"" sagte der Bruder mit bedauerndem Achselzucken; aber er dachte an Apollonius' Heimkunft gegen seinen Rath, an den Ball, an die Berathung auf dem Kirchenboden, an seine Verdrängung von der Reparatur, an den ganzen Plan des Bruders, an das, was davon ausgeführt, an das, was noch auszuführen war. Er dachte daran, daß Apollonius eben

an dem Letzteren arbeite, und wie viel darauf ankomme, seine nächste Absicht zu errathen und zu vereiteln.

Apollonius sprach indeß fort und hatte keine Ahnung von dem, was in dem Bruder vorging. „Ich weiß nicht, woher der Widerwille deiner Frau gegen mich kommt. Ich weiß nur, daß er von Nichts kommen kann, was ich mit Absicht gethan hätte, mir ihn zu verdienen. Kannst du mir den Grund sagen? Ich will sie nicht anklagen; es ist möglich, daß ich etwas an mir habe, das ihr mißfällt. Und dann ist's gewiß nichts, was zu leben oder zu schonen wäre. Und ich will dann eben so gewiß der Letzte sein, es zu schonen, weiß ich nur, was es ist. Weißt du's, so bitte, sag' es mir. Etwas Schlimmes darfst auch du nicht an mir schonen, und thäte dir's auch noch so weh. Weißt du's und sagst mir's nicht, so ist's nur darum. Aber du kränkst mich nicht damit, gewiß nicht, Fritz." —

Fritz Nettenmair that, was Apollonius eben gethan; er maß den Bruder in seinen Gedanken nach sich. Das Ergebniß mußte zu Apollonius' Nachtheil ausfallen. Apollonius nahm sein gedankenvolles Schweigen für eine Antwort.

„Weißt du's nicht," fuhr er fort, „so laß uns zusammen zu ihr gehen, und sie fragen. Ich muß wissen, was ich thun soll. Das Leben seither darf nicht so fortgehen. Was würde der Vater sagen, wenn er's wüßte! Mir ist's Tag und Nacht ein Vorwurf, daß er es nicht weiß. Es ist für uns Alle besser, Fritz. Komm, laß es uns nicht verschieben."

Fritz Nettenmair hörte nur die Zumuthung des Bruders. Er sollte ihn zu ihr führen! Er sollte ihn jetzt zu ihr führen! Wußte Apollonius schon von ihrem Zustand, und wollte ihn benutzen? Es bedurfte der Frage nicht; wenn sie sich jetzt nur sahen, mußten sie sich verstehen. Dann war es da, was zu verhindern er seit Wochen sich keine Stunde lang Ruhe gegonnt. Dann war es da, wovon er wußte, es mußte kommen, und doch Verzweiflungs-Anstrengungen machte, ihm das Kommen zu wehren. Sie durften jetzt nicht einander gegenüberstehen; sie durften sich jetzt nicht sehen, bis er eine neue Scheidemauer zwischen sie

gebaut. Woraus? Darauf zu ſinnen war jetzt nicht Muße. Einen Vorwand mußte er haben, den Gang zu verhindern; Zeit, den Vorwand zu finden. Und nur um die Zeit zu gewinnen, lachte er:

„Freilich! jovial fragen. Wer fragt, wird berichtet. Aber wie fällt dir das eben jetzt ein? Eben jetzt?“ Ein Gedanke, der ihn überwältigend traf wie ein Blitz, wurde ohne ſeine Wahl zu dieſer Frage.

Apollonius war ſchon an der Thür. Er wandte ſich zurück zum Bruder und antwortete mit einer Freude, die dieſem eine teufliſche ſchien, weil er ihm nicht in das ehrliche Geſicht ſah. Dafür würde Apollonius in des Bruders Antlitz ein Etwas von Teufelsangſt ertappt haben, hätte dieſer es ihm zugewandt. Und vielleicht dennoch nicht. Er würde den Bruder vielleicht für krank gehalten haben, ſo ohne die mindeſte Ahnung von dem, was den Bruder dabei ängſten könne, als er war. Ja, was ihn freute, mußte ja auch den Bruder freuen.

„Früher,“ entgegnete Apollonius, „mußt' ich fürchten, ſie noch mehr zu erzürnen. Und das würde dir noch weniger lieb geweſen ſein, als mir.“

Der Bruder lachte und bejahte in ſeiner jovialen Weiſe mit Kopf und Schultern, um nur etwas zu thun. Und ſein: „Und jetzt?“ ſchien nun vom Lachen halb erſtickt, nicht von etwas anderem.

„Deine Frau iſt anders ſeit einiger Zeit,“ fuhr Apollonius vertraulich fort. —

„„Sie iſt““ — antwortete Fritz Rettenmair's Zuſammenzucken wider ſeinen Willen, und wollte ſagen, wofür er ſie hielt. Es war ein arges Wort. Aber würde er ſelbſt, der ſie dazu gemacht, es ihm ſagen? Nein, es iſt noch nicht da, was er fürchtet. Und wenn es kommen muß; er kann es noch verzögern. Er hält mit Gewalt ſeiner Erregung den Mund zu. Er fragte gern: „und woher weißt du, daß ſie — anders iſt?“ wüßte er nicht, ſeine Stimme wird zittern und ihn verrathen. Er muß ja wiſſen, wer es dem Bruder verrathen hat. Hat er ſie

schon gesprochen? Hat er es ihr von fern aus den Augen gelesen? Oder ist ein Drittes im Spiel? ein Feind, den er schon haßt, ehe er weiß, ob er vorhanden ist.

Apollonius scheint ein Etwas von des Bruders unglückseliger Lesegabe angeflogen. Der Bruder fragt nicht; sein Gesicht ist abgewandt; er kramt tief im Schranke, und sucht wie ein Verzweifelnder, und kann nicht finden; und doch antwortet ihm Apollonius.

„Dein Aennchen hat mir's gesagt," entgegnet er und lacht, indem er an das Kind denkt. „Onkel, sagte das närrische Kind, die Mutter ist nicht mehr so bös auf dich; geh' nur zu ihr und sprich: ich will's nicht mehr thun; dann ist sie gut und gibt dir Zucker. So hat sie mich auf den Gedanken gebracht. Es ist wunderbar, wie's manchmal ist, als redete ein Engel aus den Kindern. Dein Aennchen kann uns Allen ein Engel gewesen sein."

Fritz Nettenmair lachte so ungeheuer über das Kind, daß sich Apollonius' Lachen wieder an dem seinen anzündete. Aber er wußte, es war ein Teufel, der aus dem Kinde geredet; ihm war das Kind ein Teufel gewesen und konnte es noch mehr werden. Und doch mußte er noch über das Kind lachen, über das joviale Kind mit seinem „verfluchten" Einfall. So sehr mußte er lachen, daß es gar nicht auffiel, wie zerstückt und krampfhaft klang, was er entgegnete. „Morgen meinetwegen, oder heut' Nachmittag noch; jetzt hab' ich unmöglich Zeit. Jetzt begleit' ich dich nach Sankt Georg. Ich hab' einen nöthigen Gang. Morgen! Ueber das verwünschte Kind!"

Apollonius hatte keine Ahnung, wie ernst das lachende „verwünscht" gemeint war. Er sagte, selbst noch über das Kind lachend: „Gut. So fragen wir morgen. Und dann wird Alles anders werden. Ich freue mich wie das Kind, und du dich gewiß auch, Fritz. Es soll ein ganz ander Leben werden, als seither." Der gute Apollonius freute sich so herzlich über des Bruders Freude! Noch als er bereits wieder auf seinem Fahrzeuge um das Kirchendach flog.

Eben so rastlos umschwankte seines Bruders Furcht, das dunkle Etwas, das über ihm schwankte, und ihn zu begraben drohte; noch emsiger hämmerte sein Herz an den brechenden Planen, den Sturz zu hindern: aber sein Gedankenschiff hing nicht zwischen Himmel und Erde, von des Himmels Licht bewahrt; es taumelte tiefer und immer tiefer, zwischen Erd' und Hölle, und die Hölle zeichnete ihn immer dunkler mit ihrer Glut.

7.

Aennchen hatte die Mutter wieder umschlungen, die in der Laube saß. Sie sah wieder mit Apollonius' Augen zu ihr auf und erzählte ihr von ihm. Und kam sie nach Kinderweise von ihm ab, so leitete die Mutter mit unbewußter Kunst sie wieder zu ihm zurück. Dann rauschte es einen Augenblick in den Blättern der Laube hinter ihr. Sie dachte, es sei der Wind, oder hörte es gar nicht; vielleicht, weil es nicht von Apollonius sprach. Hätte sie hingesehen, sie wäre entsetzt aufgesprungen von der Bank. Was die Blätter rauschen machte, war das stürmische Erzittern einer geballten Faust. Darüber stand ein rothes Gesicht, verzerrt von der Anstrengung, die die gehobene Faust zurückhielt, sonst hätte sie das lächelnde Gesicht des Kindes getroffen, das, so jung, schon eine Kupplerin war. Das lächelnde vatermörderische Gesicht! Das Kind hat ein blaues Kleidchen an; blau ist die Lieblingsfarbe Apollonius'. Sein Kind trägt seines Todtfeindes Livrée. Und die Mutter — o, Fritz Nettenmair kann sich noch auf die Zeit besinnen, wo sie täglich so gekleidet ging wie heute. Und fürchtet sie das nicht? Glaubt sie was damals vorgegangen, gibt ihr ein Recht, ihn nicht zu fürchten? Ein Recht, in Schande zu leben, weil es seine Schande ist? Das Alles reißt an der gehobenen Faust.

Jetzt sagt die Mutter vor sich hin, und hat das Mädchen vergessen: „Der arme Apollonius!" — Was hält die Faust zurück? — „Ich muß Fritz sagen, wie er mich dauert. Er ist so gut. Nicht, Aennchen?" Aennchen singt und hört die Frage nicht

Sie bedarf auch keiner Antwort. „Fritz iſt zornig auf ihn, weil er mich einmal gekränkt hat. Ich hab's lang vergeſſen. Er iſt anders, und Fritz thut ihm unrecht, wenn er meint, er iſt noch immer ſo. Und vielleicht iſt er nie ſo geweſen, und die Menſchen haben Fritz belogen. Wir wollen gut ſein gegen ihn, damit er froh wird. Ich kann's nicht mehr ertragen, wie er traurig iſt. Ich will's ihm ſagen, dem Fritz." So ſchließt die junge Frau ihr Selbſtgeſpräch; ihr ganzes ſüß vertrauliches Mädchenweſen iſt wieder aufgewacht, und Fritz Nettenmair begreift, das Thun, zu dem der Zorn ihn hinreißen will, muß erſchaffen, was noch nicht iſt, muß beſchleunigen, was kommen wird. Er iſt arm geworden, entſetzlich arm. Die Zukunft iſt nicht mehr ſein; er darf nicht auf Tage hinausrechnen; er lebt nur noch von Augenblick zu Augenblick; er muß feſthalten, was zwiſchen dem Gegenwärtigen iſt und dem Nächſtkommenden. Und dazwiſchen iſt nichts, als Qual und Kampf.

Er hat die Frau bis jetzt geliebt, wie er Alles that, wie er ſelbſt war, oberflächlich — und jovial. Das Gewiſſen hat ſeine Seele ausgetieft. Die Furcht vor dem Verluſt hat ihn ein ander Lieben gelehrt. Das Lieben lehrte ihn wiederum ein ander Fürchten. Hätte er ſie früher ſo geliebt, wie jetzt, ihre tiefſte Seele hätte ſich ihm vielleicht geöffnet, ſie hätte auch ihn geliebt. Sie haben Jahre zuſammengelebt, ſind nebeneinander gegangen, ihre Seelen wußten nichts von einander. Dem Leibe nach Gattin und Mutter iſt ihre Seele ein Mädchen geblieben. Er hat die tieferen Bedürfniſſe ihres Herzens nicht geweckt, er kannte ſie nicht; er hätte ſie nicht befriedigen können. Er erkennt ſie erſt, wie ſie ſich einem Fremden zuwenden. Er fühlt erſt, was er beſaß, ohne es zu haben, nun es einem Andern gehört. Mit welcher Empfindung ſieht er die Knospe ihres Angeſichts ſich entfalten, die er ſchon für die Blume hielt! Welch nie geahnter Himmel öffnet ſich da, wo er ſonſt Genüge hatte, ſein eigen Spiegelbild zu finden. Und wie viel er ſah; all den Reichthum an hingebendem Vertrauen, an Opferfähigkeit, an verehrendem Aufſtaunen und dienendem Ergeben zu faſſen, der in der Morgen-

röthe dieſes reinen Angeſichts aufging, war ſein Auge, auch krankhaft weit geöffnet, noch zu eng. Sein Schmerz übermannte einen Augenblick ſeinen Haß. Er mußte ſich fortſchleichen, um das Geſtändniß ſeiner Schuld vor dem Antlitz zu flüchten, deſſen Blick er jetzt wie ein Verbrecher fürchtete, ſo ſanft es war.

Gegen Abend wurde die junge Frau plötzlich von zwei Männerſtimmen aus ihren Träumen geweckt. Sie ſaß unfern der verſchloſſenen Schuppenthür im Graſe. Fritz war eben mit dem Bruder von der Hintergaſſe in den Schuppen getreten. Sie hörte, er zog den Bruder mit Wohlig's Anne auf. Anne ſei die beſte Partie in der ganzen Stadt und der Bruder ein Spitzbube, der die Welt kenne und die Art, die lange Haare und Schürzen trägt. Die Anne nähe ſchon an ihrer Ausſteuer, und ihre Baſen trügen die Heirath mit Apollonius von Haus zu Hauſe. Die junge Frau hörte ihn fragen, wann die Hochzeit ſei? Sie hatte ſich entfernen wollen; ſie vergaß es; ſie vergaß das Athmen. Und darauf hätte ſie faſt laut aufgejubelt: Apollonius ſagte, er heirathe gar nicht, die Anne nicht, noch ſonſt eine.

Der Bruder lachte. „Drum haſt du den Abend deiner Heimkehr nur mit der Anne getanzt und ſie heimgeleitet?"

„„Mit deiner Frau hätt' ich getanzt,"" entgegnete Apollonius. „„Du warnteſt mich, deine Frau würde mir einen Korb geben, weil ſie ſo unwillig auf mich war. Ich wollte nun gar nicht tanzen. Du brachteſt mir die Anne, und wie du gingſt, fragteſt du ſie, ob ich ſie heimbegleiten dürfe. Da konnt' ich nicht anders. Ich habe nie daran gedacht, die Anne —""

„Zu heirathen?" lachte der Bruder. „Nun, ſie iſt auch zum — Spaſſe hübſch genug und der Mühe werth, ſie vernarrt in dich zu machen."

„„Fritz!"" rief Apollonius unwillig. „„Aber es iſt nicht dein Ernſt,"" beſänftigte er ſich ſelbſt. „„Ich weiß, du kennſt mich beſſer; aber auch im Scherz ſoll man einem braven Mädchen nicht zu nahe treten.""

„Pah," ſagte der Bruder, „wenn ſie es ſelbſt thut. Was kommt ſie uns in's Haus und wirft ſich dir an den Kopf?"

„„Das hat sie nicht,““ entgegnete Apollonius warm. „„Sie ist brav und hat sich nichts Unrechtes dabei gedacht.““

„Ja, sonst hättest du sie zurechtgewiesen,“ lachte Fritz, und es lag Hohn in seiner Stimme.

„„Wußt' ich.““ sagte Apollonius, „„was sie dachte? Du hast sie mit mir aufgezogen und mich mit ihr. Ich habe nichts gethan, was solche Gedanken in ihr erwecken konnte. Ich hätt's für eine Sünde gehalten.““

Die Männer gingen ihren Weg wieder zurück. Christianen fiel es nicht ein, sie hätten auch auf den Gang kommen können, wo sie stand. Was von Offenheit und Wahrheit in ihr lag, war gegen ihren Gatten empört. Nicht die Leute hatten ihn belogen; er war selber falsch. Er hatte sie belogen und Apollonius belogen, und sie hatte irrend Apollonius gekränkt. Apollonius, der so brav war, daß er nicht über die Anne spotten hören konnte, hatte auch ihrer nie gespottet. Alles war Lüge gewesen von Anfang an. Ihr Gatte verfolgte Apollonius, weil er falsch war, und Apollonius brav. Ihr innerstes Herz wandte sich von dem Verfolger ab, und dem Verfolgten zu. Aus dem Aufruhr all ihrer Gefühle stieg ein neues heiliges siegend auf, und sie gab sich ihm in der vollen Unbefangenheit der Unschuld hin. Sie kannte es nicht. Daß sie es nie kennen lernte! Sobald sie es kennen lernt, wird es Sünde. — Und schon rauschen die Füße durch das Gras, auf denen die unselige Erkenntniß naht.

Fritz Nettenmair mußte seine neue Scheidemauer aufbauen, ehe er den Bruder zu seinem Weibe führte. Deßhalb kam er. Sein Gang war ungleich; er wählte noch und konnte sich nicht entscheiden. Er wurde noch ungewisser, als er vor ihr stand. Er las, was sie fühlte, von ihrem Antlitz; es war zu ehrlich, um etwas zu verschweigen; es kannte zu wenig, wovon es sprach, um zu denken, es müßte dies verbergen. Er fühlte, mit den alten Verläumdungen werde er nichts mehr bei ihr vermögen. Er konnte sie über ihre Gefühle aufklären, sie dann bei ihrer Ehre, bei ihrem weiblichen Stolze fassen. Er konnte sie zwingen — wozu? Zur Verstellung? Zum Leugnen? Zur Verheim-

lichung, wenn sie einmal wußte, was sie wollte? Würde sie nicht zu sich sagen: den Betrüger betrügen, das Gestohlene heimlich wieder nehmen, ist kein Betrug, kein Diebstahl? Das war es! Das Bewußtsein seiner Schuld verfälschte ihm die Dinge, die Menschen. Er kannte das starke Ehrgefühl seiner Frau, wie die bis zum Eigensinn feste Rechtlichkeit des Bruders und er hätte Beiden in Allem getraut; nur in dem Einen traute er ihnen nicht, wo er das Gefühl hatte, er habe es verdient, von ihnen betrogen zu sein.

So zog er doch den Weg vor, den er bis jetzt gegangen. Er machte einen kleinen Umweg über des „Federchensuchers Narrheiten." Er wußte, kleine Lächerlichkeiten sind geschickter, eine werdende Neigung zu vernüchtern, als große Fehler. Er agirte Apollonius, wie er den Weg, den er mit einem Lichte gemacht, noch einmal zurückging, aus Sorge, er könnte einen Funken verloren haben; wie es ihn bei Nacht nicht ruhen ließ, wenn ihm einfiel, er hatte bei einer Arbeit seinen gewöhnlichen Eigensinn vergessen, oder ein Arbeiter hatte das strenge Wort nicht verdient, das er, vom Drang der Geschäfte erhitzt, gegeben; wie er aus dem Bette aufgesprungen, um ein Lineal, das er im schiefen Winkel mit der Tischkante liegen lassen, in den rechten zu rücken. Dabei strich und blies Fritz Nettenmair sich eingebildete Federchen von den Aermeln. Er sah wohl, seine Mühe hatte den verkehrten Erfolg. Gereizt dadurch griff er zu stärkeren Mitteln. Er bedauerte die arme Anne, die Apollonius durch Scheinheiligkeit in sich vernarrt gemacht; und erzählte, auf wie gemeine Weise er sie öffentlich verspotte.

Auf den Wangen der jungen Frau war ein dunkles Roth aufgestiegen. Offene, naive Naturen haben einen tiefen Haß gegen alle Falschheit, vielleicht weil sie instinktmäßig fühlen, wie waffenlos sie vor diesem Feinde stehen. Sie zitterte vor Erregung, als sie aufstand und sagte: „Du könntest das thun, du; er nicht."

Fritz Nettenmair schrack zusammen. In dem Anblick der Gestalt, die voll Verachtung vor ihm stand, war etwas, das ihn entwaffnete. Es war die Gewalt der Wahrheit, die Hoheit der

Unſchuld dem Sünder gegenüber. Er raffte ſich mit Anſtrengung zuſammen. „„Hat er dir das geſagt? Seid ihr ſchon ſo weit?““ preßte er hervor. Sie wollte nach dem Hauſe gehen; er hielt ſie auf. Sie wollte ſich losreißen.

„Alles haſt du gelogen,“ ſagte ſie, „ihn haſt du belogen, mich haſt du belogen. Ich habe gehört, was du vorhin im Schuppen mit ihm ſprachſt.“

Fritz Nettenmair athmete auf. So wußte ſie nicht Alles. „„Mußt ich's nicht?““ ſagte er, indem ſein Auge ſich der Reinheit des ihren gegenüber kaum aufrecht hielt. „„Mußt' ich nicht, um deine Schande zu verhindern? Soll der Federchenſucher dich verachten?““ Noch drückte ihr Blick den ſeinen nieder. „„Weißt du, was du biſt? Frag' ihn doch, was eine Frau iſt, die Ehre und Pflicht vergißt? An wen denkſt du mit Gedanken, wie du nur an deinen Mann denken ſollteſt? Wenn du wie eine verliebte Dirne umherſchleichſt, wo du meinſt, ihn zu ſehen. Und meinſt, die Menſchen ſind blind. Frag' ihn doch, wie er ſo eine nennt? O die Leute haben ſchöne Namen für ſo eine.““

Er ſah, wie ſie erſchrack. Ihr Arm bebte in ſeiner Hand. Er ſah, ſie begann ihn zu verſtehen, ſie begann ſich ſelbſt zu verſtehen. Er hatte ihren Trotz gefürchtet, und ſah, ſie brach zuſammen; das Zornesroth erblich auf ihrer Wange und Schamröthe ſchlug wild über die bleiche hin. Er ſah, wie ihr Auge den Boden ſuchte, als fühlte es die Blicke aller Menſchen auf ſich gerichtet, als hätte der Schuppen, der Zaun, die Bäume Augen, und alle bohrten ſich in das ihre. Er ſah, wie ſie in der Jähheit der Erkenntniß ſich ſelbſt ſo eine nannte, für die die Leute die ſchönen Namen haben.

Der Schmerz ſtrömte ſeinen Regen über die ſchamblutende brennende Wange und die Thränen waren wie Oel; das Feuer wuchs, als eine Stimme vom Schuppen klang und ſein Tritt. Sie wollte ſich gewaltſam losreißen und ſah mit halb wildem, halb flehendem Blicke auf, der ſterbend vor den tauſend Augen wieder zu Boden ſank. Er ſah, ſein Auge, das Auge des, der

durch den Schuppen kam, war ihr das schrecklichste. Er hatte seinen ganzen Muth wieder.

„„Sag's ihm,"" preßte er leise hervor, „„was du von ihm willst. Wenn er ist, wie du meinst, muß er dich verachten.""

Fritz Nettenmair hielt die Kämpfende mit der Kraft des Siegers fest, bis er Apollonius, der fragend aus dem Schuppen sah, gewinkt, herbeizukommen. Er ließ sie und sie floh nach dem Hause. Apollonius blieb erschrocken auf dem halben Wege stehen.

„Da siehst du, wie sie ist," sagte Fritz zu ihm. „Ich hab' ihr gesagt, du wolltest sie fragen. Willst du, so gehen wir ihr nach und sie muß uns beichten. Ich will sehen, ob meine Frau meinen Bruder beleidigen darf, der so brav ist."

Apollonius mußte ihn zurückhalten. Fritz gab sich nicht gleich zufrieden. Endlich sagte er: „Du siehst aber nun, es liegt nicht an mir. O, es thut mir leid!"

Es war ein unwillkürlicher Schmerz in den letzten Worten, den Apollonius auf die mißlungene Aussöhnung bezog. Fritz Nettenmair wiederholte sie leiser, und diesmal klangen sie wie ein Hohn auf Apollonius, wie höhnisches Bedauern über eine verfehlte List.

Christiane war nach der Wohnstube gestürzt und hatte die Thür hinter sich verriegelt. An Fritz dachte sie nicht; aber Apollonius konnte hereintreten. Sie wälzte den fieberischen Gedanken, hinaus in die Welt zu fliehen; aber wohin sie sich dachte, im steilsten Gebirg, im tiefsten Walde begegnete er ihr und sah, was sie wollte, und er mußte sie verachten. Und was wollte sie denn? Wollte sie etwas von ihm? Wenn sie in Gedanken vor ihm floh und angstvoll eine Zuflucht suchte; war er es nicht wieder, zu dem sie floh? Wenn sie in Gedanken eine Brust umschlang, daran sich auszuweinen, war es nicht seine? Der Augenblick, der sie lehrte, sie wollte etwas Böses, hatte sie ja erst gelehrt, was sie wollte. Aennchen war im Zimmer; sie hatte das Kind nicht bemerkt. Alles Leben der Mutter war bei ihrem innern Kampfe; Aennchen sah der Mutter nicht an, was in ihr

vorging. Sie zog die Mutter auf einen Stuhl und umschlang sie nach ihrer Weise und sah zu ihrem Antlitz auf. Die Mutter traf ihr Blick, als käme er aus Apollonius' Augen. Aennchen sagte:

„Weißt du Mutter? der Onkel Lonius" — die Mutter sprang auf und stieß das Kind von sich, als wäre er es selbst. „Sag' mir nichts mehr von — sag' mir nichts mehr von ihm!" sagte sie mit so zorniger Angst, daß das Mädchen weinend verstummte. Aennchen sah nicht die Angst, nur den Zorn in der Mutter Auffahren. Es war Zorn über sich selbst. Das Mädchen log, als sie dem Onkel von der Mutter Zorn über ihn erzählte. Es bedurfte der Erzählung nicht. Hatte er nicht selbst die rothe Wange gesehen, mit der sie seiner und des Bruders Frage auswich; dasselbe Roth der zornigen Abneigung, mit dem sie den Heimkehrenden empfangen?

Ach, es war ein wunderlich schwüles Leben von da in dem Hause mit den grünen Fensterladen, Tage, Wochen lang! Die junge Frau kam fast nicht zum Vorschein, und mußte sie, so lag brennende Röthe auf ihren Wangen. Apollonius saß vom ersten Morgenschein auf seinem Fahrzeug und hämmerte, bis die Nacht einbrach. Dann schlich er sich leise von der Hintergasse durch Schuppen und Gang auf sein Stübchen. Er wollte ihr nicht begegnen, die ihn floh. Fritz Nettenmair war wenig mehr daheim. Er saß von früh bis in die Nacht in einer Trinkstube, von wo man nach der Aufsteigethür und dem Fahrzeug am Thurmdach sehen konnte. Er war jovialer als je, traktirte alle Welt, um sich in ihrer lügenhaften Verehrung zu zerstreuen. Und doch, ob er lachte, ob er würfelte, ob er trank, sein Auge flog unabläßig mit den Dohlen um das steile Thurmdach. Und wie durch einen Zauber fügte es sich, nie schlich Apollonius durch den Schuppen, ohne daß fünf Minuten früher Fritz Nettenmair in die Hausthür getreten war.

Im Schuppen und in der Schiefergrube schaltete der Geselle an seiner Statt. Er brachte Fritz Nettenmair den Rapport vom Geschäfte; im Anfang schrieb der joviale Herr davon in dicke

Bücher, dann nicht mehr. Die Zerſtreuung wurde ihm immer unentbehrlicher; er hatte keine Zeit mehr zum Schreiben. Bis er tief in der Nacht wieder heimkam, wandelte der Geſelle in dem Gange vom Wohnzimmer bis zum Schuppen hin und her. Es waren in der Nähe Diebſtähle vorgekommen; der Geſelle ſtand Wache: Fritz Nettenmair war daheim ein ängſtlicher Mann geworden. Die übrigen Leute wunderten ſich über das Vertrauen Fritz Nettenmair's zu dem Geſellen. Apollonius warnte ihn wiederholt. Freilich! Er hatte Gründe, die Wache nicht zu wünſchen, am allerwenigſten von dem Geſellen, der ihm nicht gewogen war. Und das eben war Fritz Nettenmair's Grund, dem Geſellen zu vertrauen, und auf die Warnungen nicht zu hören. Als Fritz Nettenmair zu dem Bruder geſagt: es thut mir leid, war er des Geſellen gewahr geworden. In ſeinem Grinſen hatte er geleſen, der Geſelle durchſchaute ihn und wußte, was Fritz Nettenmair fürchtete. Da biß er die Zähne aufeinander; eine halbe Stunde ſpäter übertrug er ihm die Wache und die Stellvertretung in Schuppen und Grube. Es koſtete wenig Worte. Der Geſelle verſtand, was Fritz ihm ſagte, daß er ſollte; er verſtand auch, was Fritz nicht ſagte und er dennoch ſollte. Fritz Nettenmair traute ſeiner Redlichkeit im Geſchäfte ſo wenig als Apollonius. Er erkannte, der Geſelle würde dort mißbrauchen, daß er etwas wußte, wovon außer ihm und Fritz Nettenmair Niemand Kunde hatte und Niemand Kunde haben durfte. Die Unredlichkeit des Geſellen dort haftete ihm für ſeine Redlichkeit, wo er ſie nöthiger brauchte. Es war die Sorgloſigkeit fieberhafter Angſt um alles Andere, was ſich nicht auf ihren Gegenſtand bezieht.

Der alte Herr im blauen Rock hatte ſchlimmere Träume, als je, er horchte geſpannter, als je, auf jeden flüchtigen Laut, hörte mehr heraus, und baute immer größere Laſten über ſeine Bruſt. Aber er fragte nicht.

8.

Es war eines Abends ſpät. Fritz Nettenmair hatte vom Fenſter der Weinſtube Apollonius ſein Fahrzeug verlaſſen und an das fliegende Gerüſt binden ſehen, er eilte nach ſeiner Gewohnheit aus dem Wirthshauſe, um noch vor Apollonius heimzukommen. Er traf ſeine Frau in der Wohnſtube bei einer häuslichen Arbeit. Der Geſelle trat herein und machte ſeine gewöhnliche Meldung. Dann ſagte er ſeinem Herrn etwas in das Ohr und ging.

Fritz Nettenmair ſetzte ſich zur Frau an den Tiſch. Hier ſaß er gewöhnlich, bis ein ſchlürfender Tritt des Geſellen im Vorhaus ihm ſagte, Apollonius ſei zu Bett gegangen. Dann ſuchte er ſein Weinhaus wieder auf; er wußte, das Haus war vor Dieben ſicher, der Geſell war bei der Wache.

Das Gefühl, wie er ſein Weib in ſeiner Hand hatte, und ſie ſich leidend darein ergab, hatte bisher dem Weine geholfen, einen ſchwachen Wiederſchein der jovialen Herablaſſung über ihn zu werfen, die ehedem ſonnenhaft von jedem Knopfe Fritz Nettenmair's geglänzt. Heute war der Wiederſchein ſehr ſchwach. Vielleicht, weil ihr Auge nicht den Boden geſucht, als es ſein Blick berührte. Er that einige gleichgültige Fragen und ſagte dann: „Du biſt heute luſtig geweſen.“ Sie ſollte fühlen, er wiſſe Alles, was im Haus geſchehe, ſei er auch ſelbſt nicht drinn. „Du haſt geſungen.“

Sie ſah ihn ruhig an und ſagte: „„Ja. Und morgen ſing' ich wieder; ich weiß nicht, warum ich nicht ſoll.““

Er ſtand geräuſchvoll vom Stuhle auf und ging mit lauten Tritten hin und her. Er wollte ſie einſchüchtern. Sie erhob ſich ruhig und ſtand da, als erwarte ſie einen Angriff, den ſie nicht fürchtete. Er trat ihr nah, lachte heiſer und machte eine Handbewegung, vor der ſie erſchreckend zurückweichen ſollte. Sie that es nicht. Aber das Roth des beleidigten Gefühles trat auf ihre Wangen. Sie war ſcharfſinnig geworden, argwöhniſch dem

Gatten gegenüber. Sie wußte, daß er sie und Apollonius überwachen ließ.

„Und hat er dir weiter nichts gesagt?“ fragte sie.

„„Wer?““ fuhr Fritz Nettenmair auf. Er zog die Schultern empor und meinte, er sähe aus wie der im blauen Rock. Die junge Frau antwortete nicht. Sie zeigte nach der Kammerthür, in der das kleine Aennchen stand. „Der Spion! der Zwischenträger!“ preßte der Mann hervor. Das Kind kam ängstlich mit zögernden Schritten. Es war im Hemdchen.

Fritz Nettenmair sah nicht das Flehen in des Kindes Blick: er sollte der Mutter gut sein, die Mutter sei auch gut. Er sah nicht, wie das häusliche Zerwürfniß auf dem Kinde lastete und es bleich gemacht; wie es den Zustand mit durchlitt, ohne ihn zu verstehen. Er bemerkte nur, wie gespannt es horchte, um dem erzählen zu können, der es zum Horchen abgerichtet. Es wollte seine Knie umschlingen, sein Blick, seine gehobene Faust drängte es zurück. Die Mutter nahm das Kind in stillem Schmerz auf die Arme, und trug es in die Kammer und in sein Bett zurück. Sie fürchtete, was der Mann ihm thun konnte. Was er ihr thun konnte, das fürchtete sie nicht. Sie sagte es dem Manne, als sie wieder hereinkam und die Thüre verschlossen, wie um das Kind vor ihm zu retten.

„Ich bin eins geworden mit mir,“ sagte sie und in ihren Augen stand das mit so glänzender Schrift, daß der Mann wieder hin und herschritt, um nicht hineinsehen zu müssen. „Ich bin eins geworden mit mir. Die Gedanken sind gekommen, daran bin ich nicht schuld, und ich habe sie nicht kommen heißen. Ich habe nicht gewußt, sie waren bös. Dann hab' ich mit den Gedanken gekämpft, und ich will nicht müd' werden, so lang' ich lebe. Ich bin mit meiner Seele an dem Bett meiner seligen Mutter gewesen, wo sie gestorben ist, und habe sie liegen sehn, und habe die drei Finger auf ihr Herz gelegt. Ich habe ihr versprochen, ich will nichts Unehrliches thun und leiden, und hab sie mit Thränen gebeten, sie soll mir helfen, nichts Unehrliches thun und leiden. Ich habe so lang versprochen und so lang

gebeten, bis alle Angst fortgewesen ist, und ich hab' gewußt, ich bin ein ehrlich Weib und ich will ein ehrlich Weib bleiben. Und Niemand darf mich verachten. Was du mir thun willst, davor fürchte ich mich nicht und wehre mich nicht. Du thust's auf dein Gewissen. Aber dem Kinde sollst du nichts thun. Du weißt nicht, wie stark ich bin, und was ich thun kann. Ich leid' es nicht; das sag' ich dir!"

Sein Blick flog scheu an der schlanken Gestalt vorüber, er berührte nicht das bleiche, schöne Antlitz; er wußte, ein Engel stand darauf und drohte ihm. O er erkannte, er fühlte, wie stark sie war; er empfand, wie mächtig der Entschluß eines ehrlichen Herzens schirmt. Aber nur gegen ihn! er empfand es an seiner Schwäche. Er fühlte, ihr mußte glauben, wer glauben durfte. Dies Recht hatte er im unehrlichen Spiele verspielt. Er hätte ihr glauben müssen, wußte er nicht, es mußte kommen, was kommen mußte. Sie nicht, Niemand konnte es verhindern. Einen Rettungsweg zeigte ihm sein Engel, ehe er ihn verließ. Wenn er redlich, unabläßig sich mühte, gut zu machen, was er an ihr verschuldet. Wenn er ihr die Liebe thätig zeigte, die die Angst vor dem Verluste ihn gelehrt. Hatte er nicht Helfer? Mußten die Kinder nicht seine Helfer sein? Und ihr Pflichtgefühl, das so stark war? Die todte Mutter, an deren Bett sie in Gedanken getreten, auf deren Herz sie ihre Schwurfinger gelegt? Aber eben das, worauf er hofft, ihre Reinheit, scheucht ihn zurück, wie er sich ihr nahen will. Er ist dem Gespenste seiner Schuld verfallen, dem Gedanken der Vergeltung, der ihn unwiderstehbar treibt, das zu schaffen, was er verhindern will. Zu tief hat ihn die lange stete Gewohnheit, ihn zu denken, eingegraben. Hoffnung und Vertrauen sind dem Gedanken fremd; der Haß ist ihm verwandter. Ihn ruft er zu Hülfe. — Draußen schlürft der Fuß des Gesellen auf dem Sande des Vorhauses. Das Haus ist sicher vor Dieben. Er kann wieder gehen.

Fritz Nettenmair ist heute im Weinhaus so jovial, als er sein kann. Seine Schmeichler haben Durst und lassen sich seine Herablassung gefallen. Er trinkt, schlägt seinen Gästen die Hüte

über die Ohren in das Geſicht, und übt mit Stock und Ha
manche andere zarte Liebkoſungen, und belacht ſie als geiſtrei
Scherze mit bewunderndem Lachen. Er thut Alles, ſich zu v
geſſen; es gelingt ihm nicht.

Könnte er mit ſeiner jungen Frau tauſchen, die unterd
einſam daheim ſitzt! Wonach er ſich ſehnt: ſich zu vergeſſen, d
gegen muß ſie ſich wehren. Was er muß, was er mit al
Mühe nicht abwenden kann, danach ringt ſie und es will
nicht gelingen — ſie auf ſich ſelbſt zu beſinnen. — Was h
es, daß ſie es dem Kinde verbot? alle ihre Gedanken reden
von Apollonius. Sie weinte, ſie wich ihm aus, und ſie ſie
er flieht ſie. Sie ſollte ſich freuen, und es thut ihr weh. Ih
Wangen brennen wieder. Eigen iſt es, daß ſie ſelbſt ihren Z
ſtand ſtrenger oder milder anſieht, je nachdem ſie in Gedan
Apollonius ſtrenger oder milder darüber urtheilend glaubt.
iſt er ihr das unwillkürliche Maas der Dinge geworden. W
er, wie ſie iſt, und verachtet ſie? Er iſt ſo mild und nachſicht
er hat die Anne nicht verſpottet, nicht verachtet; er hat ihr d
Wort geredet gegen fremde Verachtung und Spott. Hat
ſchon, ehe er kam, Gedanken gehabt, die ſie nicht haben ſoll
und er hat ſie errathen? Iſt ſie ſich doch, als wäre ſie
Allem, was ſie weiß und wünſcht, nur ein Gedanke in ihm, d
er weiß, wie ſeine andern. Und ſie hat ihn gedauert; und dar
ſah er ihr mit traurigem Blicke nach, wenn ſie ging? Ja!
wiß! Und nun floh er ſie aus Schonung; ſein Anblick ſo
nicht Gedanken in ihr wecken, die beſſer geſchlafen hätten,
ſie ſelber ſchlief im Sarg. Er vielleicht ſelbſt hatte es ihr
Manne geſagt oder geſchrieben; und dieſer hatte das Mittel
wählt, ſie durch Widerwillen zu heilen.

War es Zufall, daß ſie in dieſem Augenblicke nach ih
Mannes Schreibpult blickte? Sie ſah, er hatte den Schlüſ
abzuziehen vergeſſen. Sie erinnerte ſich, er war nie ſo na
läſſig geweſen. Sonſt hatte ſie keine Acht darauf gehabt; j
erſt fiel ihr auf, er war, wußte er ſie zugegen, nicht auf Aug
blicke aus dem Zimmer gegangen, ohne zu ſchließen und

Schlüssel abzuziehen. Ich obersten Fache rechts lagen Apollonius' Briefe; ihr Blick war sonst der Stelle ausgewichen. Jetzt öffnete sie das Pult und zog das Fach heraus. Ihre Hände zitterten, ihre ganze Gestalt bebte. Nicht aus Furcht, ihr Mann könnte sie dabei überraschen. Sie mußte wissen, wie es stand zwischen ihr, Apollonius und ihrem Mann; sie hätte diesen gefragt; sie hätte sich nicht selbst geholfen, konnte sie ihrem Manne trauen. Sie bebte vor Erwartung, was sie finden wird. Ob sie etwas davon ahnt, was sie finden wird?

Es waren viele Briefe in dem Fach; alle lagen offen und entfaltet darin, und alle schienen nur Abdrücke eines einzigen zu sein, so sehr glichen sie sich; nur daß die Züge in den ersten weicher erschienen. Wie abgezirkelt stand die Anrede in jedem genau auf derselben Stelle; genau um eben soviel Zoll und Linien darunter der Beginn des Briefes. Der Abstand der schnurgeraden Zeilen von einander und vom Rande des Bogens war in allen der gleiche; nichts war ausgestrichen; keine kleinste Unregelmäßigkeit verrieth die Stimmung des Schreibers oder eine Veränderung derselben; ein Buchstabe genau wie der andere.

Sie berührte die Briefe alle, einen um den andern, ehe sie las. Mit jedem schlug neue glühende Röthe über ihre Wangen, als berührte sie Apollonius selbst, und sie zog die Hand unwillkürlich zurück. Jetzt fiel mit einem Briefe eine kleine metallene Kapsel in den Kasten zurück; die Kapsel fuhr auf, und heraus fiel eine kleine dürre Blume. Ein kleines blaues Glöckchen. Solch eines, wie sie einst auf die Bank gelegt, damit er es finden sollte. Sie erschrack. Jene hatte Apollonius ja noch denselben Abend mit Spott und Hohn unter seinen Kameraden ausgeboten, und gefragt, was sie gäben, und dann unter dem Lachen Aller dem Bruder feierlich zugeschlagen. Dieser brachte sie ihr und erzählte ihr es während des Tanzens, und Apollonius sah zum Saalfenster hinein, höhnend, wie der Bruder sagte. Jener hatte sie zerpflückt; das junge Volk war über die Trümmer hingetanzt. Die Blume in der Kapsel war eine andere. Es mußte

in dem Briefe ſtehen, von wem ſie war, oder wem Apollonius ſie ſchickte.

Und doch war es dieſelbe Blume. Sie las es. Wie ward ihr, als ſie las, es war dieſelbe! Thräne um Thräne ſtürzte auf das Papier und aus ihnen quoll ein roſiger Duft und verhüllte die engen Wände des Stübchens. In dem Duft regte ſich ein Wehen, wie von leiſem Morgenwind im Lenz, wenn er die leichten Nebel flatternd ballt, und durch die Riſſe blauer Himmel lacht und goldene Höhen. Und immer weiter wird der Blick, und wie der Schleier wogend tief und tiefer ſinkt, ſteigen rauſchende Wälder auf, grüne Wieſen mit ihrem Blumenſchmelz, trauliche Gärten mit laubigen Schatten, Häuſer mit glücklichen Menſchen. O es war eine Welt von Glück, von Lachen und Weinen vor Glück, die aus den Thränen ſtieg, jede färbte ſich regenbogenglänzender, jede rief: ſie war dein, und die letzte jammerte: und ſie iſt dir geſtohlen! Die Blume war von ihr; er trug ſie auf ſeiner Bruſt in Sehnſucht, Hoffen und Fürchten, bis die des Bruders war, deren er dabei gedachte. Dann warf er ſie, die Botin des Glückes, dem geſchiedenen nach. Er war ſo brav, daß er für Sünde hielt, die arme Blume dem vorzuenthalten, der ihm die Geberin geſtohlen. Und an ſolchem Manne hätte ſie hängen dürfen, mit allen Pulſen ſich in ihn drängen, ihn mit tauſend Armen der Sehnſucht umſchlingen zum Nimmerwiederfahrenlaſſen! Sie hätte es gekonnt, gedurft, geſollt! es wäre nicht Sünde geweſen, wenn ſie es that; es wäre Sünde geweſen, that ſie es nicht. Und nun wäre es Sünde, weil der ſie und ihn betrogen, der ſie nun quälte um das, was er zur Sünde gemacht? Der ſie zur Sünde zwang; denn er zwang ſie, ihn zu haſſen; und auch das war Sünde, und durch ſeine Schuld. Der ſie zwang — er zwang ſie zu mehr, zu Gedanken, die mit Gott im Himmel hadern wollten, zu Gedanken, die aus der Liebe und dem Haſſe, die Gott verbot, ein Recht machen wollten zu ſchrecklich klugen, verführeriſch flüſternden, wilden, heißen, verbrecheriſchen Gedanken. Und wies ſie dieſe ſchaudernd von ſich, dann ſah ſie die unabſichtliche Sünde unabwendbar drohen.

Mit entſetzlich ſüßem Bangen wußte ſie den Mann ſo nahe, der ihr fremd ſein ſollte, der ihr nicht fremd war, vor dem ſie in der Angſt ihrer Schwäche keine Rettung ſah. Sie floh vor ihm, vor ſich ſelbſt, in die Kammer, wo ihre Kinder ſchliefen, wo ihre Mutter geſtorben war. Dorthin, wo ihr ſo heilig wurde, hörte ſie das leiſe Regen der unſchuldig ſchlummernden Leben, zu deren Hüterin ſie Gott geſetzt; die ruhigen Hauche hinflüſtern durch die ſtille dunkle Nacht. Jeder Hauch ein ſorglos ſüß aufgelöſtes Sichbefehlen an die unbekannte Macht, die das All in ihren Mutterarmen trägt. Sie ging von Bett zu Bett, und lag knieend regungslos davor, und legte die Stirn an die ſcharfen Brettkanten.

Vom Sankt Georgenthurme her klangen die Glocken, wie ſie der Schritt der Zeit berührte; und er hielt nicht an im Wandern. Es ſchlug Viertel, Halb, Dreiviertel, Ganz und wieder Viertel und wieder Halb. Das leiſe Wehen der ſchlummernden Kinderſeelen zitterte um ſie. Sie lag, die heißen Hände gefalten, lange, lang. Da ſtieg es empor aus dem leiſen Weben, ſilbern wie ein Oſtermorgenglockenklang. Was fürchteſt du dich vor ihm? Und ſie ſah all' ihre Engel um ſich knieen, und er war einer von ihren Engeln, der ſchönſte und der ſtärkſte und der mildeſte. Und ſie durfte zu ihm aufſehen, wie man zu ſeinen Engeln aufſieht. Sie ſtand auf und ging in die Stube zurück. Die Briefe breitete ſie auf dem Tiſche aus, dann ging ſie zur Ruhe. Ihr Beſitzer ſollte wiſſen, wenn er heimkehrte und die Briefe fand, ſie hatte ſie geleſen. Nicht um ihn zu erſchrecken, nicht als Anklage, wie ſie auch von ihm denken mochte. Er las davon ab, was das Bewußtſein ſeiner Schuld darauf ſchrieb; er las aus ſeiner Beleidigung ihr Rachedrohen und ihre Pläne, es in das Werk zu ſetzen. Er kannte ihre Wahrhaftigkeit; wäre er ſo rein geweſen, als ſie, er hätte gewußt, ſie hatte nur dem Triebe ihrer ehrlichen Natur genügt. Sie ſchied ſchwer von den Briefen: aber ſie gehörten nicht ihr. Nur die Kapſel mit der dürren Blume nahm ſie weg und wollte ihm am Morgen ſagen, daß ſie es gethan.

Fritz Nettenmair saß noch ganz allein im Weinhaus. Das Haupt hing ihm müde auf die Brust herab. Er rechtfertigte vor sich seinen Haß und sein Thun. Der Bruder und sie waren falsch; der Bruder und sie waren Schuld, nicht er, daß er hier vergeudete, was seinen Kindern gehörte. Wer ihm ihr Herz gestohlen, konnte für sie sorgen. Eben war es ihm gelungen, sich zu überzeugen, als daheim die Kammerthüre ging. Die Frau war wieder vom Bette aufgestanden und legte auch die Kapsel mit der Blume wieder zu den Briefen. Apollonius hatte sie nicht behalten, sie durfte es auch nicht. Der Gatte dachte noch nicht an das Heimgehen, als sie die Decke wieder über ihre reinen Glieder breitete. Ueber dem Gedanken, so fort sollte Apollonius ihr Leitstern sein, und wenn sie handelte, wie er, blieb sie rein und bewahrt, schlief sie ein und lächelte im Schlummer wie ein sorglos Kind.

D.

Das Leben in dem Hause mit den grünen Laden wurde immer schwüler. Die gegenseitige Entfremdung der Gatten nahm mit jedem Tage zu. Fritz Nettenmair behandelte die Frau immer rücksichtsloser, wie seine Ueberzeugung wuchs, durch Schonung sei nichts mehr zu gewinnen. Diese Ueberzeugung floß aus der immer kälteren Ruhe der Verachtung, die sie ihm entgegensetzte; er dachte nicht, daß er selbst sie zu dieser Verachtung zwang. Es war eine unglückliche, immer steigende Wechselwirkung. So wenig Apollonius mit dem Bruder und der Schwägerin zusammentraf, ihr Zerwürfniß mußte er bemerken. Es machte ihn unglücklich, daß er die Schuld davon trug. In welcher Weise er sie trug, das ahnte er nicht. Während die Schwägerin mit liebender Verehrung an ihm hing und sich und ihrem ganzen Hauswesen seine Physiognomie aufprägte, grübelte er über den Grund ihres unbesiegbaren Widerwillens. Der Bruder that nichts, diesen Irrthum zu berichtigen; er bestätigte ihn vielmehr. Zuweilen, indem er ihn überlegen bei sich verlachte, wenn Wein-

laune und geſchmeichelte Eitelkeit ihre Wirkung thaten. Der Stunden der Erſchlaffung, der Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt waren freilich mehr. Dann zwang er ſich, Verſtellung darin zu ſehen, um an dem Mitleid mit ſich ſelber den Haß gegen die Andern, in dem ihm wohl war, zu ſchärfen.

Apollonius wußte wenig von der Lebensweiſe des Bruders. Fritz Nettenmair verbarg ſie ihm aus dem unwillkürlichen Zwang, den Apollonius tüchtiges Weſen ihm abnöthigte, den er aber Niemand, am wenigſten ſich ſelber eingeſtanden haben würde. Und die Arbeiter wußten, daß ſie Apollonius mit Nichts kommen durften, was nach Zuträgerei ausſah, am wenigſten, wenn es ſeinen Bruder betraf, den er gern von Allen geachtet geſehen hätte, mehr als ſich ſelbſt. Aber er hatte bemerkt, Fritz ſah ihn als einen Eindringling in ſeine Rechte an, der ihm Geſchäft und Thätigkeit verleidete. Apollonius fühlte ſich von dem Tage ſeiner Rückkehr nicht wohl daheim; er war ſeinen Liebſten hier eine Laſt; er dachte oft an Köln, wo er ſich willkommen wußte. Bis jetzt hielt ihn die moraliſche Verpflichtung, die er in Rückſicht der Reparatur auf ſich genommen. Dieſe ging mit raſchen Schritten ihrer Vollendung entgegen. So durfte der Gedanke ſeine Verwirklichung fordern, und er theilte ihn dem Bruder mit.

Es wurde Apollonius anfangs ſchwer, den Bruder zu überzeugen, es ſei ihm ernſt mit der Rückkehr nach Köln. Fritz hielt es erſt für einen liſtigen Vorwand, ihn ſicher zu machen. Der Menſch giebt ebenſo ſchwer eine Furcht auf, als eine Hoffnung. Und er hätte ſich eingeſtehen müſſen, er habe den zwei Menſchen Unrecht gethan, die des Unrechtes an ihm anzuklagen ihm eine Gewohnheit geworden war, in der er eine Art Behagen fand. Er hätte dem Bruder ein zweites Unrecht verzeihen müſſen, das dieſer von ihm gelitten. Er fand ſich erſt darein, als es ihm gelungen war, in dem Bruder wieder den alten Träumer zu ſehen, und in deſſen Vorhaben eine Albernheit; als er ein unwillkürliches Eingeſtändniß darin ſah, der Bruder begreife in ihm den überlegenen Gegner und gehe aus Verzweiflung am Gelingen ſeines ſchlimmen Planes. In dem Augenblick erwachte

die ganze alte joviale Herablaſſung wie aus einem Winterſchlaf. Seine Stiefel knarrten wieder: da iſt er ja! und: nun wird's famos! läuteten ſeine Petſchafte den alten Triumph. Die Stiefel übertönten, was ihm ſein Verſtand von den nothwendigen Folgen ſeiner Verſchwendung, von ſeinem Rückgange in der allgemeinen Achtung vorhielt. Es war ihm, als ſei Alles wieder ſo gut als je, war nur der Bruder fort. Er glaubte ſogar vorgreifend an ſeine außerordentliche Großmuth, dem Bruder zu verzeihen, daß er da geweſen. Er richtete ſich vor dem Bruder ſchon in der ganzen alten Größe wieder auf, in der er als alleiniger Chef des Geſchäfts dem Ankömmling gegenüber geſtanden; er winkte ihm mit ſeinem herablaſſendſten Lachen zu, daß er es ſchon bei dem im blauen Rock durchſetzen wolle; der ſelber müſſe Apollonius fortſchicken.

Die junge Frau fühlte anders. Fritz Nettenmair war zu klug, ihr vorläufig davon zu ſagen. Aber der alte Valentin war nicht ſo klug und wußte nicht, warum er ſo klug ſein ſollte. Der alte Valentin war ein närriſcher Geſelle. Dem alten Herrn ſagte er nichts. Es war wunderlich, wie gewiſſenhaft er ſeine Pflicht an das Haus vertheilte, der ehrlichſte Achſelträger, den es je gegeben. Er verrieth den jungen Leuten nie etwas, was er dem alten Herrn abgemerkt; aus Treue gegen den blauen Rock verbarg er es den Jungen ſo angeſtrengt, als der alte Herr ſelbſt. Aber er war auch den Jungen ſo treu ergeben, daß der alte Herr von ihnen Nichts durch ihn erfuhr, als was ſie ſelber wollten, und hätte der alte Herr gethan, was er nie that, nämlich ihn danach gefragt.

Der jungen Frau war es, als ſollte ihr Engel von ihr ſcheiden. Sie empfand, daß ſie in ſeiner Nähe ſicherer vor ihm war, als von ihm entfernt; denn all der Zauber, der ihren Wünſchen wehrte, ſündhaft zu werden, floß ja aus ſeinen ehrlichen Augen auf ſie nieder; von der Stirn, die ſo rein war, daß ein ſündhafter Blick verzweifelte, ſie befleckend in ſein Begehren mit zu reißen, und ſelbſt gereinigt und reinigend in die Seele zurückkam, die ihn geſchickt.

Apollonius ſollte nicht gehen, und das durch des Bruders Schuld, den allein in der ganzen Stadt ſein Gehen freute. Freilich wird er die Schuld nicht anerkennen; auch dieſe wird er von ſich ab und auf den Bruder ſchieben. Apollonius hatte auch dem Bauherrn von ſeinem Entſchluſſe geſagt. Es befremdete ihn, daß der brave Mann — der ſonſt Alles, was Apollonius thun würde, ſchon im Voraus gebilligt, als könnte Apollonius nichts thun, was er nicht billigen müßte — die Mittheilung mit fremder, wie verwundert einſilbiger Kälte aufnahm. Er drang in ihn, ihm den Grund dieſer Veränderung zu ſagen. Die braven Männer verſtändigten ſich leicht. Der Bauherr ſagte ihm, nachdem er ſich gewundert, Apollonius damit unbekannt zu finden, was er von des Bruders Lebensweiſe wußte, und war der Meinung, Geſchäft und Haus ſeines Vaters könne ohne Apollonius' Hülfe nicht beſtehen. Er verſprach, ſich weiter nach der Sache zu erkundigen und war bald im Stande, Apollonius nähere Aufklärungen zu geben. Hier und da in der Stadt war der Bruder nicht unbedeutende Summen ſchuldig, das Schiefergeſchäft war, beſonders in der letzten Zeit, ſo ſaumſelig und ungewiſſenhaft betrieben worden, daß manche vieljährige Kunden bereits abgeſprungen waren und andere im Begriff ſtanden, es zu thun. Apollonius erſchrack. Er dachte an den Vater, an die Schwägerin und an ihre Kinder. Er dachte auch an ſich, aber eben das eigene ſtarke Ehrgefühl ſtellte ihm zuerſt vor, was der alte, ſtolze, rechtliche blinde Mann leiden müßte bei der Schande eines möglichen Concurſes. Er fand ſein Brod; aber des Bruders Weib und Kinder? Und ſie waren des Darbens nicht gewohnt. Er hatte gehört, das Erbe der Frau von ihren Eltern war ein anſehnliches geweſen. Er ſchöpfte Hoffnung, es könne noch zu helfen ſein. Und er wollte helfen. Kein Opfer von Zeit und Kraft und Vermögen ſollte ihm zu ſchwer werden. Konnte er den Vorfall nicht aufhalten, darben ſollten die Seinigen nicht.

Der wackere Bauherr freute ſich über ſeines Lieblings Denkart, auf die er gerechnet; es hatte ihn befremdet, daß ſie ſich

nicht schon früher gezeigt. Er bot Apollonius seine Hülfe an; er habe weder Frau noch Kinder, und Gott habe ihn etwas erwerben lassen, um einem Freunde damit zu helfen. Noch nahm Apollonius kein Anerbieten an. Er wollte erst sehen, wie es stand, um sich Gewißheit zu verschaffen, ob er ein ehrlicher Mann bleiben konnte, wenn er den freundlichen Erbieter beim Worte nahm.

Es kamen schwere Tage für Apollonius. Der alte Herr durfte noch nichts wissen und, wenn seine Ehre aufrecht zu erhalten war, auch nicht erfahren, daß sie gewankt. Apollonius bedurfte dem Bruder gegenüber seine ganze Festigkeit und seine ganze Milde. Er mußte ihm täglich imponiren und stündlich verzeihen. Schon das war nicht leicht, den Stand seines Vermögens, seine Gläubiger und den Betrag der Schulden von ihm zu erfahren. Vergebens machte Apollonius seine gute Meinung geltend, der Bruder glaubte ihm nicht; und hätte er ihm glauben müssen, er hätte ihn darum nicht weniger gehaßt. Er haßte sich selbst in Apollonius, und haßte ihn darum um so mehr, je haßenswerther sein eigenes Thun ihm erschien.

Als Apollonius die Gläubiger und die Beträge wußte, untersuchte er den Stand des Geschäftes und fand ihn verwirrter, als er gefürchtet. Die Bücher waren in Unordnung; in der letzten Zeit war gar nichts mehr eingetragen worden. Es fanden sich Briefe von Kunden, die sich über schlechte Waare und Saumseligkeit beklagten, andere mit Rechnungen von dem Grubenbesitzer, der neue Bestellungen nicht mehr creditiren wollte, da die alten noch nicht bezahlt waren. Das Vermögen der Frau war zum größten Theile verthan; Apollonius mußte den Bruder zwingen, die Reste davon herauszugeben. Er mußte mit den Gerichten drohen. Was litt Apollonius mit seinem ängstlichen Ordnungsbedürfniß mitten in solcher Verwirrung; was mit seinem starken Gefühl für seine Angehörigen, dem Bruder gegenüber! Und doch sah dieser in jeder Aeußerung, jedem Thun des Leidenden nur schlecht verhehlten Triumph. Nach unendlichen Mühen gelang Apollonius eine Uebersicht des Zustandes. Es

ergab ſich: wenn die Gläubiger Geduld zeigten und man die Kunden wieder zu gewinnen vermochte, ſo war mit ſtrenger Sparſamkeit, mit Fleiß und Gewiſſenhaftigkeit die Ehre des Hauſes zu retten, und ermüdete man nicht, konnten die Kinder des Bruders ein wenigſtens ſchuldenfreies Geſchäft einſt als Erbe übernehmen. Apollonius ſchrieb ſogleich an die Kunden, dann ging er zu den Gläubigern des Bruders. Die erſten wollten es noch einmal mit dem Hauſe verſuchen; man ſah, ſie gingen ſicher; ihre neuen Beſtellungen waren wenig mehr als Proben. Bei den Gläubigern hatte er die Freude, zu ſehen, welches Vertrauen er bereits in ſeiner Vaterſtadt gewonnen. Wenn er die Bürgſchaft übernahm, blieben die ſchuldigen Summen als Capitale gegen billige Zinſen zur allmähligen Tilgung ſtehen. Manche wollten ihm noch baares Geld dazu anvertrauen. Er machte keinen Verſuch, die Wahrheit dieſer Verſicherungen auf die Probe der That zu ſtellen, und gewann dadurch das Vertrauen der Verſichernden nur noch mehr. Nun ſtellte er dem Bruder anſpruchslos und mit Milde dar, was er gethan und noch thun wolle. Vorwürfe konnten nichts helfen, und Ermahnungen hielt er für unnütz, wo die Nothwendigkeit ſo vornehmlich ſprach. Der Bruder konnte, wenn Apollonius die Leitung des Ganzen, des Geſchäftes und des Hausweſens, alle Einnahmen und Ausgaben von nun allein und vollkommen ſelbſtſtändig übernahm, keine willkürliche Beeinträchtigung darin ſehen. In der Sache, in der er ſeine Ehre zum Pfande geſetzt, mußte Apollonius frei ſchalten können. Das ungeſtörte Zuſammenwirken all der Thätigkeiten, durch die allein der beabſichtigte Erfolg zu erreichen war, verlangte die Leitung einer einzigen Hand.

Das Verkaufsgeſchäft mußte vor allen Dingen wieder in Aufnahme gebracht werden. Der Grubenherr hatte immer ſchlechtere Waare geliefert und der Bruder ſolche für gute annehmen müſſen, um nur überhaupt Waare zu erhalten; die Anerbieten der übrigen Gläubiger, die Schuld als Capital ſtehen zu laſſen, nahm er an, um mit dem, was von den Vermögensreſten der Frau zunächſt flüſſig gemacht werden konnte, dem Grubenherrn

die alte Schuld abzutragen und eine bedeutende neue Bestellung sogleich baar zu bezahlen. So erhielt man wieder und zu billigerem Preise gute Waare, und konnte auch seine Abnehmer bewähren. Der Grubenherr, der bei dieser Gelegenheit Apollonius und dessen Kenntniß des Materials und seiner Behandlung kennen lernte, machte ihm den Antrag, da er alt und arbeitsmüde sei, die Grube zu pachten. Bei den Bedingungen, die er stellte, konnte Apollonius auf großen Nutzen rechnen, aber so lange er noch in schwerer Lage auf sich allein stand, durfte er seine Kräfte nicht zwischen mehre Unternehmungen theilen.

Apollonius entwarf seinen Plan für das erste Jahr und setzte ein Gewisses fest, das der Bruder zur Führung seines Hausstandes allwöchentlich von ihm in Empfang zu nehmen hatte. Er entließ von den Leuten, wer nur irgend zu entbehren war. Den ehrlichen Valentin machte er zum Aufseher für die Zeit, wo er selbst in Geschäften auswärts sein mußte. Es lag gegründeter Verdacht vor, daß der ungemüthliche Geselle sich mancher Veruntreuung schuldig gemacht. Fritz Rettenmair, der an dem Wächter seiner Ehre wie an ihrem letzten Bollwerk festhielt, that Alles, ihn zu rechtfertigen und dadurch im Hause zu erhalten. Der Geselle hatte zu Allem, was man ihm vorwarf, ausdrücklichen Befehl von ihm gehabt. Apollonius hätte den Gesellen gern gerichtlich belangt; er mußte sich begnügen lassen, ihn abzulohnen und ihm das Haus zu verbieten. Apollonius war unerbittlich, so mild er seine Gründe dem Bruder vortrug. Jeder Unbefangene mußte sagen, er durfte nicht anders, der Geselle mußte fort. Auch Fritz Rettenmair dachte, als er allein war, aber mit wildem Lachen: „Freilich muß er fort!“ In dem Lachen klang eine Art Genugthuung, daß er recht gehabt, eine Schadenfreude, mit der er sich selbst verhöhnte:

„Der Federchensucher wäre ein Narr, wenn er ihn nicht schickte. Ein Narr, wie ich einer war, daß ich glaubte, er würde ihn doch behalten. O ich bin zu ehrlich, zu dummehrlich gegen so einen. Was gehen ihn meine Schulden an? In seiner Gewalt wollte er mich haben; darum zwang er mich, Schulden zu

machen, damit er den Gesellen fortschicken konnte, der ihm hinderlich war. Herr im Hause wollte er sein, darum verdrängte er mich aus einer Stellung nach der andern, damit er mich einschüchtern könnte, daß ich leiden müßte, was er will, um mit ihr zusammen zu kommen ohne mich. Und wenn er recht hat, warum läßt er sich so viel von mir gefallen? Ein ehrlicher Kerl, wie ich, wäre anders gegen mich. Es ist sein bös Gewissen. Er wäre nicht so, wenn er nicht falsch wäre. Eine Zwickmühle ist's. Was das Einschüchtern nicht hilft, das soll das Einschmeicheln helfen. Er ist mir nicht klug genug. Ich bin einer, der die Welt besser kennt, als der Träumer!"

Was auch Apollonius ihm zeigen mochte, Strenge und Milde bestärkte ihn nur mit dem Gedanken, der ihn um so weniger losließ, je länger er ihn hegte, und um so durstiger wurde, sein Herzblut zu trinken, je länger er ihn damit fütterte. Er sah kein äußeres Hinderniß mehr, das die verbrecherische Absicht des Bruders verhindern konnte.

Von nun an wechselte sein Seelenzustand zwischen verzweifelter Ergebung in das, was nicht mehr zu verhindern, ja! was wohl schon geschehen war, und zwischen fieberischer Anstrengung, es dennoch zu verhindern. Danach gestaltete sich sein Benehmen gegen Apollonius als unverhehlter Trotz oder als kriechend lauernde Verstellung. Beherrschte ihn die erste Meinung, dann suchte er Vergessen Tag und Nacht. Zu seinem Unglück hatte der Geselle im nahen Schieferbruche Arbeit gefunden und war ganze Nächte lang sein Gefährte. Die bedeutenden Leute wandten sich von ihm und rächten sich mit unverhohlener Verachtung für das Bedürfniß, das er ihnen geweckt und nicht mehr befriedigen konnte; sie vergalten ihm nun die joviale Herablassung, die sie von ihm ertrugen, so lange er sie mit Champagner bezahlte. Er wich ihnen aus und folgte dem Gesellen an die Oerter, wo dieser heimisch war. Hier griff er die joviale Herablassung um eine Oktave tiefer. Nun ertönten die Branntweinkneipen von seinen Späßen und diese nahmen immer mehr von der Natur der Umgebung an. Hatten sie doch in besseren Zeiten eine wie vor-

deutende Verwandtschaft mit diesem gezeigt. Es kam die Zeit, wo er sich nicht mehr schämte, der Kamerad der Gemeinheit zu sein.

Während Apollonius den Tag über für die Angehörigen des Bruders auf seinem gefährlichen Schiff hämmert, und die Nächte über Büchern und Briefen sitzt und sich den wohlverdienten Bissen abdarbt, um mit liebendem Eifer gut zu machen, was der Bruder verdorben, erzählt dieser in den Schenken, wie schlecht Apollonius an ihm gehandelt, weil er brav sei und der Bruder schlecht. Er erzählt es so oft, daß er selbst es glaubt. Er bedauert die Gläubiger, die sich von dem Scheinheiligen bürgen ließen, der sie alle betrügen wird, und erzählt dabei erfonnene Geschichten, die sein Bedauern glaubhaft machen sollen. Läge es an ihm, Apollonius hämmerte vergebens und wachte vergebens bei seinen Büchern und Briefen. Aber es glaubt ihm Niemand; er untergräbt nur, was er selbst noch von Achtung besitzt. Apollonius' Vorstellungen setzt er Hohn entgegen. Dennoch hofft Apollonius, er wird seine Treue noch erkennen und sich bessern. Seine Hoffnung zeugt besser von seinem eigenen Herzen, als von seiner Einsicht in das Gemüth des Bruders. Kommt diesem der Gedanke seiner Verdorbenheit, dann hat er einen Grund mehr, den Federchensucher zu hassen, und die arme Frau muß es entgelten, kehrt er zu einer Zeit heim, wo sich Apollonius schon wieder zum Ausgehen rüstet.

10.

Dächer, die mit Metall oder Ziegeln eingedeckt sind, machen in der Regel erst nach einer Reihe von Jahren eine Reparatur nöthig; bei Schieferdächern ist es anders. Durch die Rüstungen und das Besteigen der Dachfläche während des Eindeckens entstehen unvermeidlich allerlei Beschädigungen der Schieferplatten, die sich nicht immer sogleich zeigen. Die ersten drei Jahre nach beendeter Ein- oder Umdeckung verlangen oft bedeutendere Nachbesserungen, als die fünfzig nächstfolgenden. Zu dieser alten Er-

fahrung gab auch das Kirchendach von Sankt Georg seinen Beleg. Die Schieferdecke des Thurmes dagegen, die Apollonius allein besorgt, legte genügendes Zeugniß ab von ihres Schöpfers eigensinniger Gewissenhaftigkeit. Die Dohlen, die sie bewohnten, hätten noch lange Zeit Ruhe gehabt vor seinem Fahrzeug, hätte nicht ein alter Klempnermeister seinen kirchlichen Sinn durch Stiftung einer blechernen Zierrath an Tag legen wollen. Es war ein Blumenkranz, den Apollonius dem Thurmdach umlegen sollte, um dessentwillen er diesmal seine Leiter an der Helmstange anknüpfte. Vor etwas mehr als einem halben Jahre hatte er sie abgenommen.

Unterdeß war sein angestrengtes Bestreben nicht ohne Erfolg geblieben. Die alten Kunden hatte er festgehalten und neue dazu gewonnen. Die Gläubiger hatten ihre Zinsen und eine kleine Abschlagszahlung für das erste Jahr; das Vertrauen und die Achtung vor Apollonius wuchs mit jedem Tage; mit ihnen seine Hoffnung und seine Kraft, die er mit verdoppelter Anstrengung bezahlte.

Könnte man nur dasselbe von seinem Bruder sagen! von dem Verständniß der beiden Gatten!

Es war ein Glück für Apollonius, daß er mit seiner ganzen Seele bei seinem Vorhaben sein mußte, daß er keine Zeit übrig behielt, dem Bruder Schritt vor Schritt mit Auge und Herz zu folgen, zu sehen, wie der immer tiefer sank, den zu retten er sich mühte. Wenn er sich freute über sein Gelingen, so war es aus Treue gegen den Bruder und dessen Angehörigen; der Bruder sah etwas anderes in seiner Freude und dachte auf nichts, als sie zu stören.

Es kam weit mit Fritz Nettenmair.

Im Anfang hatte er den größten Theil des wöchentlich für seinen Hausstand Ausgesetzten der Frau übergeben. Dann behielt er immer mehr zurück und zuletzt trug er das Ganze dahin, wohin ihm das Bedürfniß, durch Traktiren sich Schmeichler zu erkaufen, treuer gefolgt war, als die Achtung der Stadt. Die Erfahrung an den „bedeutenden" Leuten hatte ihn nicht bekehrt.

Die Frau hatte sich kümmerlicher und kümmerlicher behelfen müssen. Der alte Valentin sah ihre Noth, und von nun an ging das Haushaltsgeld nicht mehr durch ihres Mannes, sondern durch Valentins Hände. Zuletzt wurde Valentin ihr Schatzmeister und gab ihr nie mehr, als sie augenblicklich bedurfte, weil das Geld in ihren Händen nicht mehr vor dem Manne sicher war. Sie mußte das, wie Alles, von ihm entgelten. Er war schon gewohnt, an der ganzen Welt, die ihn verfolgte, an sich selbst, an dem Gelingen Apollonius' in ihr sich zu rächen. Valentin hätte ihn schon lang darum bei Apollonius verklagt, wenn nicht die Frau selber ihn daran gehindert hätte. Es war ihr eine Genugthuung, um den Mann zu leiden, der ja um sie und ihre Kinder noch mehr litt. Wußte sie Apollonius im Sturm auf der Reise, dann weilte sie Stunden lang im unbedeckten Hofe: das Wetter, das ihn traf, sollte auch sie treffen; sie wollte eine gleich schwere Last tragen, wenn sie die seine nicht erleichtern konnte. So weit trieb sie ihre Opferlust.

Sonst benutzte sie die Zeit, die ihr Wirthschaft und Kinder übrig ließen, zu allerlei Arbeiten, die Valentin als ihr Agent vertrieb. Das Geld dafür verwandte sie zum Theil — sie konnte lieber hungern, wenn auch nicht ihre Kinder hungern sehen — die Wohnstube mit Allerlei zu schmücken, wovon sie wußte, daß Apollonius es liebte. Und doch wußte sie, Apollonius kam nie dahin, er sah es nie. Aber sie hätte es nicht gethan, wußte sie, er würde es sehen. Ihr Gatte sah es, so oft er in die Stube trat. Ihm entging nichts, was seinem Zorne und seinem Hasse einen Vorwand entgegen bringen konnte. Er sah die Haare seiner Knaben in Schrauben gedreht, wie sie Apollonius trug; er sah die Aehnlichkeit mit Apollonius in den Zügen der Frau und der Kinder entstehen und wachsen; er hatte ein Auge für Alles, was seines Weibes Verehrung für den Bruder, was ihr bewußtes, selbst was ihr unbewußtes sich Hineinbilden in des Verhaßten eigenste Eigenheit ausplauderte; er verfolgte dessen Einfluß bis zu dem rechtwinkligen Stande der Wirbel an der Fenstersäule. Dann begann er auf Apollonius

zu ſchimpfen, und in Ausdrücken, als müßte nun auch er zeigen, wie viel man von fremder Art annehmen könne.

Waren die Kinder zugegen, dann war es der Frau erſte Sorge, ſie zu entfernen. Sie ſollten ſeine Rohheit nicht kennen und den Vater verachten lernen. Nicht um ſeinet-, um der Kinder willen. Er verrieth nicht, wie gern er „die Spione" los war. Ihm war es nicht um die Kinder, nur um ſich ſelbſt. So einſam hatte ihn die Verderbniß ſchon gemacht. Er fürchtete die Anklage der Kinder bei Apollonius. Er dachte nicht, daß die Frau ſelbſt ihn verklagen könnte, von der er doch annahm, ſie treffe ſich mit Apollonius. Leidenſchaft und wüſtes Leben hatten ſein geringes Klarheitsbedürfniß aufgezehrt. Seine Vorausſetzungen mochten ſich widerſprechen, widerſprachen ſie nur nicht der Stimmung des Augenblicks, der Eigenwilligkeit ſeiner Leidenſchaft. Alles, was er im Zimmer ſah, war ihm ein neuer Beweis ſeiner Schande. Wie ſollte er glauben, er habe einen andern Zweck, als von Apollonius bemerkt zu werden! Wenn ſie ihm dann ſagt, ſie möge er ſchimpfen, nur Apollonius nicht, dann zeigt ihm das ſcharfe Auge der Eiferſucht, wie ſie einen Genuß darin findet, um Apollonius zu leiden. Er wirft es ihr vor, und ſie leugnet's nicht. Sie ſagt ihm: „weil er um mich leidet und um meine Kinder. Er gibt ſein mühſam Erſpartes her, um zu erſetzen, wenn der Mann ihren Kindern das wöchentlich Ausgeſetzte raubt."

„Und das ſagt er dir? Das hat er dir geſagt!" lacht der Mann mit wilder Freude, ſie auf dem Geſtändniß zu ertappen, daß ſie ſich mit ihm trifft.

„„Er nicht,"" zürnt die Frau, weil der Verachtete Apollonius mit ſeinem Maße mißt. Er, der Gatte, verkleinert, was Andere für ihn thaten, und rückt, was er für Andere thut, dieſen unaufhörlich und übertreibend vor. Apollonius dagegen vergrößert das Empfangene; von dem, was er erweiſt, redet er nicht, oder er ſelbſt verkleinert es, um dem Andern Bitte, Annahme und Verpflichtungsbewußtſein zu erleichtern. Apollonius ſelbſt ſollte es ſagen! Der alte Valentin hat es geſagt. Der

hat ja die Uhr selbst als seine verkauft, die Apollonius von Köln mitgebrachte. Apollonius hat ihm verboten, es ihr zu sagen.

„Und auch zu sagen, daß er's ihm verboten hat?" lachte der Gatte. Und es ist ein Etwas von Verachtung in seinem Lachen. Solche Dinge kann man freilich dem Träumer zutrauen; aber jetzt will er es ihm nicht zutrauen. „Freilich," lacht er noch wilder. „Ein noch Dümmerer als der Träumer weiß, umsonst thut's Keine. Die Schlechteste hält sich eines Preises werth. Eine mit solchen Haaren und mit solchen Augen, solchem Leib!" Er greift ihr in die Haare und sieht ihr in die Augen mit einem Blick, vor dem die Reinheit erröthen muß, den nur die Verworfenheit lachend erträgt. Er nimmt das Erröthen für ein Geständniß und lacht noch wilder. „Du wirst sagen, ich bin noch schlechter als er. Hahaha! Du hast recht. Ich habe solch eine geheirathet. Das hätte er nicht. Dazu ist er doch nicht schlecht genug!"

Jeder Tag, jede Nacht brachte solche Auftritte. Wußte Fritz Nettenmair den Bruder auswärts oder auf seiner Kammer und den alten Herrn im Gärtchen, dann ließ er seinen Zorn an Tischen und Stühlen aus. An der Frau selber sich zu vergreifen, wagte er noch nicht. Erst muß ihn die Wuth einmal über den Zauberkreis hinwegreißen, den ihre Unschuld, die Hoheit stillen Duldens um sie zieht. Ist es einmal geschehen, dann hat der Zauber seine Macht verloren und er wird zuletzt aus bloßer Gewohnheit thun, wovor er jetzt noch zurückschreckt. Die Menschen wissen nicht, was sie thun, wenn sie sagen: „ich thu's ja nur dies einemal." Sie wissen nicht, welch' wohlthätigen Zauber sie zerstören. Daß Einmal nie Einmal bleibt. — .

Der alte Valentin mußte doch nicht Wort gehalten haben oder es führte Apollonius ein Zufall an der Thür vorbei, als der Bruder ihn fern glaubte. Er hörte das Poltern, den wilden Zornesausbruch des Bruders, er hörte den reinen Klang von der Stimme der Frau dazwischen, noch in der Aufregung rein und wohlklingend. Er hörte Beide, ohne zu verstehen, was

ſie ſprachen. Er erſchrack. So weit hatte er ſich das Zerwürfniß nicht vorgeſtellt. Und er war ſchuld an dem Zerwürfniß. Er mußte thun, was er konnte, den Zuſtand zu beſſern.

Der Bruder blieb erſt wie verſteinert in ſeiner drohenden Stellung, als er den Eintretenden erblickte. Er hatte das Gefühl eines Menſchen, der plötzlich bei einem Unrechte überraſcht wird. Hätte ihn Apollonius angelaſſen, wie er verdiente, er wäre vor ihm gekrochen. Aber Apollonius wollte ja verſöhnen und ſprach das ruhig und herzlich aus. Er hätte es freilich wiſſen können, er hatte es oft genug erfahren, ſeine Milde gab dem Bruder nur Muth zu höhnendem Trotz; er erfuhr es jetzt wieder. Fritz verhöhnte ihn wild lachend, daß er einen Vorwand mache, wo er Herr ſei. Ob er ſich deßhalb zum Herrn des Hauſes gemacht? Er wußte, er an Apollonius' Stelle wäre anders aufgetreten. Er hätte es die fühlen laſſen, die er in ſeiner Gewalt wußte. Er war ein ehrlicher Kerl und brauchte nicht ſchön zu thun. Dazu fiel ihm ein, wie oft er vergeblich die Thür umſchlichen, um Apollonius in der Stube zu überraſchen. Jetzt war er ja da in der Stube. Er war hereingetreten, weil er ihn nicht zu finden meinte. Apollonius war es, der erſchrecken mußte, Apollonius war der Ertappte, nicht er. Die Verſöhnung war nun der erſte, beſte Vorwand, nach dem Apollonius griff. Darum war er ſo kleinlaut. Darum erſchrack die Frau, die ihn glauben machen wollte, Apollonius komme nie in das Zimmer. Darum ſah ſie ſo flehend zu ihm auf. Der verachtende Blick, mit dem ſie ihn noch eben gemeſſen, war mit der Larve der erheuchelten Unſchuld plötzlich von ihrem ſchuldbewußten Angeſicht geriſſen. Nun wußte er gewiß: es war Nichts mehr zu verhindern, nur noch zu vergelten. Er konnte nun dem Bruder zeigen, er kannte ihn, hatte ihn immer gekannt.

Er wies auf die Frau. „Sie bettelt, ich ſoll gehen. Wozu? Ich ſehe zum Fenſter hinaus. Das iſt eben ſo gut. Ich ſehe nicht, was ihr treibt."

Apollonius verſtand ihn nicht. Die Frau wußte es, ohne ihn anzuſehen. Sie wollte hinaus. In ſeiner Gegenwart er-

niedrigt zu werden bis zum Koth unter den Füßen, das trug sie nicht. Der Gatte hielt sie fest mit wildem Griff. Er packte sie wie ein Raubvogel. Sie hätte laut schreien müssen, zehrte der Seelenschmerz den körperlichen nicht auf.

„Kehr dich nicht daran, daß sie fort will," schluchzte Fritz Nettenmair vor krankhaftem Lachen und faßte den Bruder so mit den Augen, wie er die Frau mit seiner Hand gepackt hielt. „Brauchst nicht ängstlich zu sein. Ich kehre nur den Rücken, so ist sie wieder da. So redet doch mit einander. Du, sag' ihm, daß du ihn nicht leiden kannst; ich glaub's ja; was glaubt ein Mann so einer nicht? Und du, gib ihr Lehren, von Köln, wo du Alles gelernt hast, wie man seinen Bruder von Haus und Geschäft vertreibt, um — nun, um — hahaha! sag' ihr doch ein Weib soll willig sein. Was? O solch ein willig Weib ist — sag' ihr doch, was so eine ist. Sie weiß es noch nicht, die — Unschuld! hahaha!"

Apollonius begriff nichts von dem, was er hörte und sah, aber der Mißbrauch der männlichen Stärke an einem ohnmächtigen Weibe empörte ihn. Unwillkürlich riß dies Gefühl ihn hin. Er verdoppelte seine ohnedies dem Bruder weit überlegene Kraft, als er den packenden Arm faßte: so daß dieser die Beute los ließ und herabfiel wie gelähmt. Die Frau wollte hinaus, aber sie brach kraftlos zusammen. Apollonius fing sie auf und lehnte sie in das Sopha. Dann stand er wie ein zürnender Engel vor dem Bruder.

„Ich habe dich durch Milde gewinnen wollen, aber du bist sie nicht werth. Ich habe Viel von dir ertragen und will noch," sagte Apollonius; „du bist mein Bruder. Du gibst mir Schuld, ich habe dich in das Unglück gestürzt; Gott ist mein Zeuge, ich habe Alles gethan, was ich wußte, dich zu halten. Für wen hab' ich gethan, was du mir vorwirfst, als für dich und um deine Ehre, und deine Frau und deine Kinder zu retten. Wer hat mich gezwungen, gegen dich streng zu sein? Für wen schaff' ich? Für wen wach' ich? Wenn du wüßtest, wie mich schmerzt, daß du mich zwingst, dir aufzurücken, was ich für dich

thue! Weiß es Gott, du zwingst mich dazu; ich hab's noch nicht gethan, weder vor Andern, noch vor mir selbst. Du weißt es selbst, daß du nur einen Vorwand suchst, um unbrüderlich gegen mich zu sein. Ich weiß es und will dich ertragen forthin wie bis jetzt. Aber daß du aus der Abneigung deiner Frau gegen mich einen Vorwand machst, auch sie zu quälen und sie zu behandeln, wie kein braver Mann ein braves Weib behandelt, das dulde ich nicht."

Fritz Nettenmair lachte entsetzlich auf. Der Bruder hatte ihn auf alle Weise in Schande gebracht und wollte noch den Tugendhaften gegen ihn spielen, den unschuldig Beleidigten, den ritterlichen Beschützer der unschuldig Beleidigten. „Ein braves Weib! Ein so braves Weib! O freilich! Ist sie's nicht? Du sagst's und du bist ein braver Mann. Haha! Wer muß es besser wissen, ob ein Weib brav ist, als solch ein braver Mann? Du hast mich nicht um Alles gebracht? Du mußt mich noch um meinen Verstand bringen, damit ich dein Märchen glaube. Sie ist dir abgeneigt? sie kann dich nicht leiden? Ja, du weißt's noch nicht, wie sehr. Ich darf nur fort sein, so wird sie dir's sagen. Dann wird dir's schlecht gehen! Sie wird dich erdrücken, damit du ihr's glaubst. Wenn ich dabei bin, sagt sie's nicht. So was sagt eine nicht, wenn der Mann dabei ist, wenn sie brav ist, wie die. Warum sagst du nicht, du kannst auch sie nicht leiden? O ich hab' keinen Verstand mehr! Ich glaub' schon Alles, was ihr mir sagt!"

Fritz Nettenmair war in der Vergeßlichkeit der Leidenschaft überzeugt, die Beiden hatten das Märchen von der Abneigung erfunden.

Apollonius stand erschrocken. Er mußte sich sagen, was er nicht glauben wollte. Der Bruder las in seinem Gesichte Schrecken über ein aufdämmerndes Licht, Unwille und Schmerz über Verkennung. Und es war Alles so wahr, was er sah, daß selbst er es glauben mußte. Er verstummte vor den Gedanken, die wie Blitze ihm durch das Hirn schlugen. So war's doch noch zu verhindern gewesen! noch aufzuhalten, was kommen

mußte! Und wieder war er selbst — Aber Apollonius — das sah er trotz seiner Verwirrung — zweifelte noch und konnte nicht glauben. So war sein Wahnsinn wohl noch gut zu machen, so war es vielleicht noch zu verhindern, so war noch aufzuhalten, was kommen mußte, und wenn auch nur für heut und morgen noch. Aber wie? wenn er einen wilden Scherz daraus machte? Dergleichen Scherze fielen an ihm nicht auf, und Apollonius war ihm ja schon wieder der Träumer geworden, der Alles glaubte, was man ihm sagte. Und er selber wieder einer, der das Leben kennt, der mit Träumern umzugehen weiß. Er mußte es wenigstens versuchen. Aber schnell, ehe Apollonius die Fremdheit des Gedankens überwunden, mit dem er kämpfte. Er brach in ein Gelächter aus, eine schaurige Karikatur des jovialen Lachens, womit er sich ehedem seine eigenen Einfälle zu belohnen pflegte. Es war verwünscht, daß Apollonius sich glauben machen ließ, Fritz Rettenmair sei eifersüchtig! Der joviale Fritz Rettenmair sei eifersüchtig! Der joviale Fritz Rettenmair! Und noch dazu auf ihn. Es war noch nichts Verwünschteres auf der Welt passirt als das! Er las in der Frau Gesicht, wie die Wendung sie erleichterte. Er wagte es, sich auf sie zu berufen, wie verwünscht das sei. Ihre Bejahung machte ihn noch kühner. Er lachte nun über die Frau, die so verwünscht sei, ihm zornig vorzuhalten, daß er sie von der Gnade des Gehaßten abhängig gemacht, und lachte, daß daher die kleinen Ehezwiste kamen. Er lachte über Apollonius, daß er einen kleinen Zank so ernst nahm. Wo waren die Eheleute, bei denen dergleichen nicht vorkam? Man sah eben, daß Apollonius noch ein Junggeselle war!

Apollonius hörte von der Hausflur die Stimme des Bauherrn, der nach ihm fragte; er ging rasch hinaus, damit der Bauherr nicht hereinkomme und Zeuge des Auftrittes werde. Der Bruder hörte sie zusammen weggehen. Er war noch keineswegs beruhigt. Das ehrliche Gesicht Apollonius' hatte, als er hinausging, noch immer mit dem Gedanken gekämpft. Fritz Rettenmair war voll Wuth über sich selbst und mußte sie an der Frau auslassen. Er fühlte in dem Augenblick, daß er Alles

thue, was ein Weib ſchlecht machen kann. Ihr Blick verrieth ihm, wie ſie ſich ſelbſt verachtete wegen des Ja, das ſie ſich hatte abzwingen laſſen müſſen; wie ſie ſich ſagte, daß nun nichts mehr an ihr zu verderben ſei. Er mußte es fürchten, wenn ſie das ſich ſelbſt ſagte. Er durfte ſie ſoweit nicht kommen laſſen. Er wußte das, und gleichwohl höhnte er, ſie könne ja auch lügen, ſo geſchickt, als irgend eine. Er war nie ſein Herr geweſen; jetzt war er es weniger als je.

11.

In Fritz Rettenmair kämpfte heute eine Leidenſchaft die andere nieder. Die wüſte Gewohnheit, im Trunk ſich zu vergeſſen, zog ihn an hundert Ketten aus dem Hauſe; die Furcht der Eiferſucht hielt ihn mit tauſen Krallen darin feſt. Hatte der Bruder noch nicht daran gedacht, was er haben konnte, wenn er nur wollte; er ſelbſt hatte ihn nun auf den Gedanken gebracht. Und war der Bruder ſo brav, als er ſich ſtellte, ſeine alte Liebe, die Liebe und Schönheit der Frau — Fritz Rettenmair hatte es nie ſo lebhaft gefühlt, wie ſchön die Frau war — ſeine eigene Abhängigkeit von Apollonius, der Haß der Frau gegen ihn, die Gelegenheit des Zuſammenwohnens, und, was all dieſen Dingen erſt die Gewalt gab über ſeine Furcht, das Bewußtſein ſeiner Schuld! Und war Apollonius ſo brav, als er ſich ſtellt — ſolchen Mächten gegenüber kann er ihm nicht trauen. Den ganzen Tag rechnete er an ſeiner Angſt herum und ließ ſeine Frau nicht aus ſeinen Augen. Erſt wie es ruhig wird um ihn, die Frau die Kinder zu Bett gebracht hat und ſelbſt zur Ruhe gegangen iſt, erſt als er kein Licht mehr ſieht in Apollonius' Fenſtern, da laſſen ihn die Krallen, und die Ketten ziehen deſto ſtärker. Er verſchließt die Hinterthür, die Apollonius von den Räumen des Hauſes trennt, er ſchiebt auch noch den Riegel vor, er ſchließt ſogar die Treppenthür der Emporlaube und zuletzt die Thür, durch die er geht. Er hat Urſache zu eilen, ohne daß er es weiß. Der Geſelle darf nicht lang mehr warten.

Fritz Nettenmair weiß es noch nicht: Apollonius hat es beim Grubenherrn dahin gebracht, daß der Geſelle entlaſſen iſt; und bei der Polizei, daß er morgen ſich nicht mehr in der Gegend betreten laſſen darf. Der Geſelle iſt fertig zur Abreiſe; von dem Wirthshauſe hinweg geht er in die weite Welt; er will nur noch Abſchied nehmen von ſeinem ehemaligen Herrn und ihm noch etwas ſagen.

Es giebt nicht viel mehr auf der Welt, woran Fritz Nettenmair hängt. Der Weg, den er geht, führt immer weiter ab von dem, was ihm das Liebſte war; es iſt unwiderbringlich für ihn verloren. Der Bewunderte und Geſchmeichelte wird er nie wieder. An ſeiner Frau hängt er nur noch durch die glühende Kette der Eiferſucht gefeſſelt. An dem Vater hat er nie gehangen; den Bruder haßt er. Er haßt und weiß ſich gehaßt oder glaubt ſich gehaßt in ſeinem Wahn. Das kleine Aennchen würde ſich an ihn drängen mit aller Kraft eines liebebedürftigen Kinderherzens, aber er ſcheucht das Kind mit Haß von ſich; ſie iſt ihm „der Spion.“ Nur an Einem Menſchen noch hängt ſein Herz, an dem, der es am wenigſten um ihn verdient. Er kennt ihn und weiß, der Menſch hat ihn betrogen, hat geholfen, ihn zu Grunde zu richten, und dennoch hängt er an ihm. Der Menſch haßt Apollonius, er iſt der Einzige außer ihm, der Apollonius haßt, und deshalb hängt Apollonius' Bruder an ihm!

Fritz Nettenmair begleitete den Geſellen eine Strecke Wegs. Der Geſelle will ſchneller ausſchreiten und dankt darum für weitere Begleitung. Wenn Andere ſcheiden, iſt ihr letztes Geſpräch von dem, was ſie gemeinſam lieben; das letzte Geſpräch Fritz Nettenmair's und des Geſellen iſt von ihrem Haß. Der Geſelle weiß, Apollonius hätte ihn gern in das Zuchthaus gebracht, wenn er gekonnt. Wie ſie nun einander ſcheidend gegenüberſtehen, mißt der Geſelle den Andern mit ſeinem Blick. Es war ein böſer, lauernder Blick, ein grimmig verſtohlener Blick, welcher Fritz Nettenmair fragte, ohne daß er es hören ſollte, ob er auch reif ſei zu irgend etwas, was er nicht ausſprach. Dann ſagte er mit einer heiſern Stimme, die einem Andern aufgefallen

wäre, aber Fritz Rettenmair war die Stimme gewohnt: „Und was ich sagen wollte: ihr werdet bald Trauer haben. Ich hab' ihn neulich gesehen.“ Er brauchte keinen Namen zu nennen, Fritz Rettenmair wußte, wen er meinte. „Es gibt Leute, die mehr sehen, als Andere,“ fuhr der Geselle fort. „Es gibt Leute, die einem Schieferdecker ansehen, wenn er noch in dem Jahr herunter muß, daß sie ihn getragen bringen und sehen ihn daliegen, nur er selber nicht mehr. Ein alter Schieferdeckergesell hat mir das Geheimniß gesagt, wie man zu dem „Frohnweißblick“ kommt. Ich hab' ihn. Und nun leb' wohl. Und ergieb Dich drein, wenn sie ihn getragen bringen.“

Der Geselle war von ihm geschieden; seine Schritte verklangen schon in der Ferne. Fritz Rettenmair stand noch und sah in die weißgrauen Nebel hinein, in denen der Geselle verschwunden war. Sie hingen wagrecht über den Wiesen an der Straße wie ein ausgebreitet Tuch. Sie stiegen empor und verdichteten sich zu seltsamen Gestalten, sie kräuselten sich, flossen auseinander und sanken wieder nieder, sie bäumten wieder auf. Sie hingen sich in das Gezweig der Weiden am Weg, und wie sie diese bald verhüllten, bald frei ließen, schien es ungewiß, gerann der Nebel zu Bäumen, oder zerflossen die Bäume zu Nebel. Es war ein traumhaftes Treiben, ein unermüdlich Weben ohne Ziel und Zweck. Es war ein Bild dessen, was in Rettenmair's Seele vorging, ein so ähnlich Bild, daß er nicht wußte, sah er aus sich heraus oder in sich hinein. Da war ein nebelhaftes Herabbiegen und Händezusammenschlagen um eine bleiche Gestalt am Boden, dann ein langsam wallender Leichenzug; und bald war es der Feind, bald war es der Bruder, der dort lag, den sie trugen. Bald zuckte es in greller Schadenfreude auf, bald sank es in Mitleid zusammen, bald mischten sich beide und das eine wollte das andere verstecken. Der dort lag, den sie trugen, ihm verzieh er Alles. Er weinte um ihn; denn durch die Pausen des Grabgesangs klang leise ein lustiger Schottischer, den die Zukunft aufstrich: „Da kommt er ja! Nun wird's famos!“ Und neben dem Todten lag unsichtbar eine zweite Leiche,

seine Furcht vor dem, was kommen mußte, lag der arme Bruder nicht todt. Und im Sarg trieb verstohlen Fritz Nettenmair's altes joviales Glück neue Keime. Fritz Nettenmair fühlt sich einen Engel; er wünscht, der Bruder müßte nicht sterben, weil — er weiß, daß der Bruder sterben muß.

Er geht noch immer im Nebel, als das Pflaster der Stadt schon wieder unter seinen Tritten hallt. Sein Weg führt ihn am rothen Adler vorüber. Die Saalfenster sind erleuchtet, Musik klingt herab. Fritz Nettenmair bleibt stehen und sieht hinauf und bewegt unwillkürlich die Hand in der Tasche, wie sonst, als er noch Geld darin hatte, damit zu klappern. Er hat den Gesellen, den letzten Freund, von dem er mit Schmerz geschieden, schon vergessen. „Der Gesell ist ein schlechter Kerl; gut, daß er fort ist." Er hat eine Vergangenheit vergessen, er vergißt die Gegenwart, denn die Zukunft ist wieder sein; sie wohnt da oben und lacht mit hellen Augen zu ihm herab. Er hat sich so sehr daran gewöhnt, Alles, was ihn drückt, mit seinem Bruder zusammenzudenken, daß er es mit ihm in Ein Grab steigen sieht. An die Zerrüttung seines Wohlstandes mag er sich nicht erinnern. Er denkt nicht gern an unangenehme Dinge, ehe er sie fühlt. Ist es nicht genug, daß er weiß, er wird den Bruder verlieren? Und wenn sich die Dinge selber ihm aufdrängen, dann hilft ihm sein Leichtsinn. Wie er schnell darüber hindenkt, findet er für Alles Rath, und was ihm heute nicht einfällt, das wird ihm morgen einfallen; morgen ist auch ein Tag. Und er ist einer, der — Die Wendung, mit der er seinen Weg einschwenkt, gelingt ihm so jovial als je.

Es wird ihm doch wieder eigen zu Muth, denkt er sich, daß man zu der Thür, die er eben aufschloß, einen Sarg hertragen wird. Unwillkürlich macht er Platz, wie um Sarg und Zug vor sich vorbeizulassen. „In das Unabänderliche," sagt er leise, wie sich überhörend, was er einem Tröstenden zu antworten habe, wenn es so weit sei, „in das Unabänderliche muß sich der Mensch ergeben." Und wie er die Achsel zu den Worten zuckt, da wird er einen leisen, schlanken Lichtschein gewahr

Ein Stück davon läuft über seinen Aermel, ein anderes liegt wie abgebrochen und herabgefallen neben ihm auf dem Pflaster. Er späht auf; der Schein kommt daher, wo der untere Abschnitt des Ladens nicht fest an das Fenstersims schließt. Drinn in der Wohnstube ist Licht. „So spät?“ Der Athem stockt dem Lauschenden, der Alp sitzt wieder auf seiner Brust. Der Bruder lebt ja noch; und was kommen mußte, wenn er leben bliebe, kann noch kommen, ehe er stirbt, oder — es ist schon da! Wie ihm die Hände fliegen, doch ist die Thür leise wieder verschlossen und im Augenblick. Eben so leise, eben so schnell ist er an der Hinterthür. Sie ist nicht offen, aber nur einmal herumgeschlossen; und Fritz Kettenmair weiß es, er kann schwören, er hat den Schlüssel zweimal im Schlosse herumgedreht, als er ging. Er schleicht und tappt sich zur Stubenthür; er hat die Klinke gefunden und drückt sie leise; die Thür geht auf; ein trüber Lichtschein fällt auf die Flur. Der Schimmer kommt von einem verdeckten Lichte auf dem Tisch; neben diesem steht im Schatten ein kleines Bett; es ist Aennchen's Bett, und ihre Mutter sitzt daran.

Christiane merkt nicht, daß die Thür sich öffnet. Sie hat den Kopf weit vorübergebeugt über das Bett; sie singt leise und weiß nicht was sie singt; sie horcht voll Angst, aber nicht auf ihren Gesang; ihre Augen würden weinen, machten Thränen den Blick nicht trübe. Aber nun kann die Röthe auf des Kindes Wange wieder kommen, nun kann der eigene fremde Zug um des Kindes Augen und Mund verschwinden; und sie sah es nicht und ängstigte sich noch vergeblich. Ihr ist es, als müßte jene wiederkehren und dieser gehen, wenn sie sich nur recht anstrengt mühte, dieses Kehren und Gehen zu bemerken. Und dabei kann sie doch noch daran denken, wie plötzlich das gekommen ist, was sie so sehr beängstigt; wie das Aenchen auf einmal im Bette neben ihrem wie mit fremder Stimme aufgeschrien, dann nicht mehr hat sprechen können; wie sie aufgesprungen und sich angekleidet; wie sie in der Angst den Valentin, und dieser, ohne ihr Wissen, den Apollonius geweckt. Der alte Gesell hatte alle

Schlüssel im Hause probirt, bis sich ergab, der Schuppenschlüssel schließe die Hinterthür; das wußte sie nicht. Desto lebendiger stand es vor ihr, wie Apollonius hereingetreten, wie ihr bei seinem unerwarteten Kommen gewesen, wie sie voll Schreck und Scham und doch voll wunderbarer Beruhigung sich gefühlt. Apollonius hatte sogleich den Arzt, dann Arzneien geholt. Er hatte an dem Bettchen gestanden und sich über das Aennchen gebeugt, wie jetzt sie that. Er hatte sie voll Schmerz angesehen und gesagt, Aennchens Krankheit komme von dem ehelichen Zerwürfniß, und es werde nicht gesund, höre dies nicht auf. Er hatte von den Wundern erzählt, die einer Mutter möglich würden, und wie sich der Mensch bezwingen könne und müsse. Dann hatte er dem Valentin noch Manches des Aennchen's wegen anbefohlen und war gegangen aus Sorge, der Bruder könnte sonst in seinem Irrwahn glauben, er wolle ihn auch von dem Krankenbett seiner Kinder vertreiben. Der Jammer, die Angst wollte sie in Apollonius' Arme jagen; es war ihr, als wäre Alles gut, läge sie an seiner Brust, als dürfte sie ihn nicht wieder von sich lassen. Aber wie er so zu Häupten des Kindes stand und sprach, da kam er ihr so herrlich vor, wie ein Heiliger, vor dem sie nur auf den Knieen liegen dürfe. Der Bettschirm hüllte die große, schlanke Gestalt in seinen Schatten, nur seine Stirn und seine hohe Scheitel waren sichtbar und erschienen, von dem Lichte auf dem Tische angestrahlt, wie in einer Glorie. Dachte sie von ihm weg zu ihrem Gatten, dann krampfte eisiger Frost ihr Herz zusammen, und Widerwillen bäumte sich darin wie ein Riese gegen den bloßen Gedanken auf. Aber Apollonius hatte gesagt, Aennchen werde nicht wieder gesund, wenn das Zerwürfniß nicht ende. Er hatte gesagt, der Mensch könne und müsse sich bezwingen; sie wollte sich bezwingen, weil er es gesagt. Einer Mutter seien Wunder möglich für ihr Kind; dachte sie an Apollonius' Gesicht, wie er so sprach, mußte ihr das größte Wunder möglich werden.

Fritz Nettenmair trat herein. Er dachte an Nichts, als daß Apollonius dagewesen sein müsse, wenn er auch jetzt nicht mehr

da war. Es flirrte ihm vor den Augen vor Wuth. Er wäre auf die Frau losgestürzt, sah er nicht den alten Valentin an der Kammerthüre sitzen. Er wollte warten, bis dieser einmal das Zimmer verließe, und schlich sich nach dem Stuhle am Fenster, wo er sonst immer gesessen, und als wie ein Anderer, denn jetzt! Die Frau hörte seinen leisen Tritt; sein Antlitz konnte sie nicht sehen. Ihr schien, er wußte um Aennchen's Zustand und ging deshalb so leise. Sie sah Aennchen mit einem Blicke an, der sagte, was sie jetzt thun wollte, that sie nur um ihr krankes Kind; ein Blick nach der Thür, aus der er gegangen war, setzte hinzu: „und weil er's gesagt."

„Da ist der Vater, Aennchen," sagte sie dann. Sie redete eigentlich mit dem Gatten, der am Fenster saß; aber sie konnte ihm ihr Gesicht nicht zuwenden, ihre Rede nicht unmittelbar an ihn richten. „Du hast immer nach ihm gefragt. Du hast gemeint, wenn er kommt, wird er sein, wie er sonst war, eh' du krank geworden bist. Deine Mutter will's auch — um deinetwillen."

Ihre Stimme klang so tief aus der Brust herauf, daß der Mann seinen Groll mit Gewalt festhalten mußte. Er dachte: „Sie thut so süß, um dich zu hintergehn. Sie haben's verabredet, als er da war." Und der Groll schwoll nur noch grimmiger an den weichen Klängen, mit denen sie fortfuhr:

„Und du gehst noch nicht in den Himmel. Nicht Aennchen? Du bist ja ein so gut lieb Kind und bleibst noch bei Vater und Mutter. Wenn nur — du hast kein Herz vor dem Vater, du dumm lieb Aennchen, weil er laut spricht. Er meint's nicht bös deshalb."

Sie hielt inne; sie erwartete die Antwort von dem Vater, nicht von dem Kinde. Sie erwartete, er werde an das Bett treten und zu dem Kinde sprechen, wie sie, und durch das Kind mit ihr. Wie sie von ihm denken mochte, das Kind war doch sein Kind, und es war krank.

Der Mann schwieg und blieb ruhig auf seinem Stuhle sitzen. Ein halb Vaterunser lang hörte man nichts als das Ticken der Uhr, und das wurde immer schneller, wie das Klopfen eines

Menſchenherzens, das Schlimmes kommen ahnt; die Flamme des Lichtes zuckte wie vor Furcht.

Valentin ſtand auf von ſeinem Stuhle, um das Licht zu putzen.

Die Bruſt des Kindes röchelte; es wollte ſprechen, es konnte nicht; es woll'e mit den Händen nach dem Vater langen, es konnte nicht; es konnte nichts, als die Arme ſeiner Seele nach dem Vater ausſtrecken. Aber des Vaters Seele ſah die flehenden nicht; in ihren Händen hielt ſie krampfhaft ihren Groll und hatte keine Hand frei für das Kind. Er hört das Röcheln, aber er weiß, das Kind iſt abgerichtet von ſeinen Feinden, es hat kein kindlich Herz gegen ihn; und wäre es wirklich krank, ſo wäre es abſichtlich krank geworden, um ihn betrügen zu helfen, und ſtürbe es, ſo würde ſein Sterben noch ein Kupplerdienſt ſein, den es ſeinen Feinden thut. Wäre ſein Auge nicht ſo krank, daß es ihm außen nur immer das Eine zeigt, über dem ſeine Seele innen unabläſſig brütet, er müßte es am Geſichte der Mutter ſehen, an dem Ton ihrer Stimme hören, ſie verſtellt ſich nicht, das Kind iſt wirklich krank und ſehr krank; aber ihre Weichheit, ihre Angſt iſt ihm nur die Angſt des Gewiſſens, die Angſt vor ſeiner Strafe, die ſie verdient, fühlt und doch entwaffnen will. Valentin tritt von dem Lichte weg und geht hinaus, um ſich draußen auszuweinen. Der Mann ſteht auf und nähert ſich leiſe der Frau, ohne daß ſie ihn bemerkt. Er will ſie überraſchen und das gelingt ihm. Sie erſchrickt, wie ſie plötzlich über dem Bette jäh vor ſich ein entſtelltes Menſchenantlitz ſieht. Sie erſchrickt, und er preßt durch die Zähne: „Du erſchrickſt? Weißt du warum?“

Sie hat ihm ſelber ſagen wollen, daß Apollonius in der Stube geweſen iſt, aber noch hat ſie es nicht gekonnt; vor dem Bette des kranken Kindes durfte ſie es nicht; weil ſie weiß, er wird auffahren; den Anblick ſeiner Rohheit hat ſie dem Kinde erſpart, als er noch geſund war, wenn ſie es vermochte; jetzt konnte der Schreck dem kranken Kinde den Tod bringen. Sie antwortet ihm nicht, aber ſie ſieht ihn flehend an und zeigt mit einem Augenwinke auf das Kind.

„Er war da! War er nicht da?“ fragt er; nicht um zu erfahren, wonach er fragt, sondern um zu zeigen, daß er es nicht erst zu erfahren braucht. Seine Faust hebt sich geballt; Aennchen kämpft, sich aufzurichten. Er sieht es nicht; die Frau sieht es; ihre Angst wächst. Sie schlägt die Hände zusammen, sie sieht ihn an mit einem Blicke, in dem Alles steht, was ein Weib versprechen, was ein Weib drohen kann; er sieht nur ihr Erschrecken, daß er es weiß, was geschah, und die Faust fällt nieder auf ihre Stirn.

Ein Schrei klingt; das Kind rollt sich in Krämpfen zusammen, die Mutter, über es hingestürzt, weint laut. Valentin kommt hereingeeilt, Fritz Rettenmair geht in die Kammer.

Er weiß nicht, was in ihm Herr ist, befriedigte Rache, oder Schreck über das, was er gethan. Er sinkt auf das Bett, als hätte der Schlag, den er geführt, ihn selbst betäubt; er hört nur halb, wie Valentin nach dem Arzt läuft. Ebenso hört er diesen kommen und gehen, ebenso lauscht er, ob er nicht Apollonius' Flüstern und seinen leisen Schritt vernehmen kann. Sich zu zeigen, wagt er nicht; Scham hält ihn davon zurück. Er rechtfertigt sein Thun und nennt Aennchens Krankheit eine Pimpelei: „Heute wollen Kinder sterben und morgen sind sie lebendiger als je!“

Aus dem fieberischen Horchen und sich Beruhigen wird ein fieberisches Träumen. Er sieht Apollonius, wie er seine Leiter an der Helmstange festbinden will, und sagt sich bei jedem Schritt des Steigenden wie tröstend: „Jetzt wird er fallen! jetzt!“ aber Apollonius fällt nicht. Jeden Augenblick erwartet er, die Taue sollen reißen, in welchen Apollonius mit seinem Fahrzeug hängt; sie reißen nicht. In diese Träume hinein hört er die Thür der Stube gehen; der Traum macht einen Fall daraus, den Fall eines schweren Körpers aus ungeheuerer Höhe. Da wird ihm leicht, als wäre nun Alles gut. Im Halbschlummer hört er in der Stube leises Gehen, leises Reden, leises Weinen, und dazwischen ist es wieder still.

Das leise Schluchzen, das zum lauten wird und sich wie-

derum bewältigt, als sei ein Schlafender in der Nähe, den es nicht wecken will, und wieder ausbricht, daß es den Schläfe nicht wecken kann, und wieder leise wird, weil es wie über sich selbst erschrickt, daß es laut ist, wo alle Menschen leise sind: wo kennt es nicht? wer erräth es nicht, wenn er es nicht kennt?

Fritz Rettenmair weiß es im Halbschlaf: in der Stube lieg ein Todter. Sie haben ihn gebracht. „In das Unabänderlich muß der Mensch sich ergeben."

Zum erstenmal seit vielen Monden schläft er wieder ruhi

Und warum sollte er nicht? Aus dem leisen Weinen wi ein lustiger schottischer Walzer. „Da ist er ja! Nun wird famos!" klingt es aus der Ferne vom rothen Adler herein seinen Schlaf.

Das Leisegehen und Leisereden aber war wirklich und dauer fort; und eine Leiche war in der Stube, eine schöne Kinderleich Während Fritz Rettenmair von Leitern und Fahrzeugen träum hatte des kleinen Aennchens Seele sich zu einem bessern Va gerettet. Der Leib lag starr in dem kleinen Bettchen. D Zwist der Aeltern hatte das Kind krank gemacht; Schmerz üb die wilde That des Vaters an der Mutter hatte ihm das kle Herz gebrochen.

Fritz Rettenmair schlief noch den Schlaf eines Bewahrt als der neue Tag anbrach. Apollonius war schon lange munt vielleicht hatte er gar nicht geschlafen. Der Kampf, den Bruder noch in seinem Angesicht gelesen, als er ihn mit Bauherrn das Haus verlassen sah, und den die Mühen Tages kaum zurückgedrängt, scheuchte Nachts den Schlummer seinem Bett. Der Bruder hatte recht gesehen, seine scherzh Wendung des Gesprächs hatte ihren Zweck nicht erreicht. wenn Apollonius das Buch seiner Erinnerungen zurückblätt mußte er sich in seiner Meinung, der Bruder sei eifersüchtig ihn, bestärkt fuhlen. Gar Manches, das er nicht begriffen, er es geschehen sah, erhielt Licht von dieser Annahme und sie wiederum bestätigen. Die Abneigung der Frau schien bloßer Vorwand des Bruders, ihn von ihr fern zu halten.

Bruder mußte gemeint haben, er könne sie anders als mit den Augen eines Schwagers und Bruders ansehen. Und das schien begreiflich, da Fritz wußte, sie war ihm mehr gewesen, bis sie seine Schwägerin wurde. Er hätte das dem Bruder gern in Gedanken zum Vorwurf gemacht, mußte er sich nicht gestehen, sein Mitleid, das des Bruders rohe Behandlung der Frau hervorgerufen, hatte seinen Empfindungen für sie eine Wärme gegeben, die ihn selbst beunruhigte. Er fürchtete nicht, daß ihn diese hinreißen könnte, des Bruders Furcht wahr zu machen, aber seine strenge Gewissenhaftigkeit machte sich diese Wärme schon zum Verbrechen. „Aber," fiel ihm dann ein, „hat die Frau nicht wirklich ihm Abneigung gezeigt? und fühlte sie Abneigung gegen ihn, wie konnte der Bruder dann fürchten? Der Bruder hatte im Tone des Vorwurfs sie ein Märchen genannt, also glaubte er nicht daran, und meinte, die Frau heuchle sie nur und empfinde sie nicht." Der Vetter hatte oft von der Natur der Eifersucht gesprochen, wie sie aus sich selbst entstehe und sich nähre, wie ihr Argwohn über die Grenzen des Wirklichen, ja des Möglichen hinausgreife, und zu Thaten verführe, die sonst nur der Wahnsinn vollbringt. Einen solchen Fall sah Apollonius vor sich und bedauerte den Bruder und fühlte schmerzlich Mitleid mit der Frau.

Aus solchen Gedanken und Empfindungen schreckte ihn Valentin, der ihn hinunterrief. Er kam unruhiger wieder herauf, als er hinuntergegangen war. Es war nicht allein Reinchens Zustand, die er wie ein Vater liebte, was auf seiner Seele lag; auch das Mitleid mit Reinchen's Mutter war gewachsen, und eine Furcht war neu hinzugekommen, die er sich gern ausgeredet hätte, wäre solch ein Verfahren mit seinem Klarheitsbedürfniß und seiner Gewissenhaftigkeit vereinbar gewesen. Als der erste Schimmer des neuen Tages durch sein Fenster fiel, stand er auf von dem Stuhle, auf dem er seit seiner Zurückkunft gesessen. Es war etwas Feierliches in der Weise wie er sich aufrichtete. Er schien sich zu sagen: „Ist es, wie ich fürchte, muß ich für uns Beide einstehen; dafür bin ich ein Mann. Ich habe gelebt,

ich will meines Vaters Haus und seine Ehre aufrecht erhalten und ich will in jedem Sinne erfüllen, was ich gelobt!" —

Fritz Rettenmair erwachte endlich. Er wußte nichts mehr von den Traumbildern der Nacht; nur die befriedigte Stimmung, das Werk derselben, war ihm geblieben. Er besann sich vergebens, was diese Stimmung, die ihm so lange fremd gewesen, hervorgerufen haben könnte. Was ihm von den Erlebnissen der vergangenen Nacht einfiel, war nicht geeignet, sie zu erklären. Er wußte nur noch, daß seine Frau ein „Pimpeln" des „Spions" zu einer Krankheit vergrößert hatte, um einen Vorwand zu erhalten, mit ihm zusammen zu sein. Mit ihm! Nicht blos im Gespräch mit dem Gesellen, auch mit sich und seiner Frau nannte er Apollonius' Namen nicht; vielleicht weil sein Haß gegen den Mann auf den Namen übergegangen war, vielleicht, weil er Tag und Nacht nur an zwei Menschen dachte, und diese nicht mit einander zu verwechseln waren. Er hatte nichts mehr auf der Welt, als seinen Haß; und der kannte nur zwei Menschen, „ihn und sie." Er dachte schon, wie er der Pimpelei ein Ende machen wollte. Mit diesem Gedanken trat er aus der Thür und stand — vor einer Leiche. Ein Schauder faßte ihn an. Da stand das todte Kind vor ihm wie ein Warnungszeichen; nicht weiter auf dem Wege, den du eingeschlagen hast! Da lag das Kind, das sein Kind war, todt. Sonst scheuchte er es von sich; jetzt blieb es und fürchtete sich nicht mehr und fragte ihn, ob er es noch hassen kann, ob er es noch mit dem Namen nennen kann, mit dem er es im Hasse genannt. Gestern sah er es nicht, wie er über seine Angst hin den Schlag führte; der Vater des Kindes nach der Mutter des Kindes und über den sterbenden Leib des Kindes hin. Gestern sah er es nicht, wie er darüber gebeugt stand; jetzt sieht er es, wohin er die entsetzten Augen wendet um dem Anblick zu entfliehen. Da steht das Kind vor ihm ein Ankläger und ein Zeuge. Es zeugt für die Mutter. Sie wußte es sterbend, und am Sterbebette ihres Kindes thut die Verworfenste nicht, was er ihr zugetraut. Es klagt ihn an. Er hat eine Mutter am Sterbebette ihres Kindes geschlagen. Da

kann kein Mann und wär das Weib schuldig. Und sie war es nicht; das zeugt das Kind. Jetzt weiß er, was das bleiche, stumme Antlitz der Mutter rief: „Du tödtest das Kind; schlag nicht!“ Und er hat doch geschlagen. Er hat das Kind getödtet. Das trifft ihn wie ein Wetterstrahl, daß er zusammensinkt vor dem Bette des Kindes, über das hin er die Mutter geschlagen; vor dem Bette, in dem sein Kind starb, weil er seines Kindes Mutter schlug.

Dort lag er lang. Der Blitz, der ihn dahingestreckt, hatte zurückgeleuchtet mit grausamer Klarheit: er hatte die Beiden unschuldig gesehen, die er verfolgt. Und keine Schuld, als die seine. Er allein hat das Elend aufgethürmt, das erdrückend auf ihm liegt, Last auf Last, Schuld auf Schuld. Des Kindes Tod ist der Gipfel. Und vielleicht ist er es noch nicht! Der Elende sieht, er muß zurück. Er hascht nach jedem Strohhalm von Gedanken, der ihn retten könnte. Da hört er die weichen Klänge wieder, denen er gestern sein Herz verschlossen: „Du hast gemeint, wenn er kommt, wird er wieder sein, wie er sonst war, ehe du krank geworden bist. Deine Mutter will's auch.“ — Die Klänge waren eine weiche Hand, die die Seele der Frau nach seiner Seele ausstreckte und zur Versöhnung bot: sein Schmerz, seine Angst faßten hastig nach der ausgestreckten. Er sah das Kind im Hemdchen an der Kammerthür stehen, wo es so oft gestanden, wenn seine Heftigkeit es aus dem Schlummer geweckt; die Händchen gefalten; die Augen so schmerzlich flehend: er solle doch gut sein mit der Mutter; und so ängstlich zugleich: er soll doch nicht zürnen, daß es steht. Nun, da es zu spät war, sah er, das Kind wollte sein Engel sein. Aber es war ja noch nicht zu spät! Er hörte den leisen Schritt seiner Frau auf der Diele der Stubenthür nahen. Er hörte sie die Thüre öffnen. Stand Aennchen jetzt in der Kammerthür, es mußte lächeln. Er wollte gut sein; er wollte wieder sein, wie er war, ehe Aennchen krank geworden ist. Er streckte der Eintretenden die Hand entgegen. Sie sah ihn und schrack zusammen. Sie war so bleich, wie das todte Aennchen, selbst ihre sonst so blühenden Lippen waren

bleich. Der Hals, die schönen Arme, die weichen Hände waren bleich, das sonst so glänzende Auge war matt. All ihr Leben hatte sich in ihr treues Herz zurückgezogen und weinte da um ihr gestorben Kind. Als sie ihn sah, stieß ein Zittern durch ihren ganzen Körper. Mit zwei Schritten stand sie zwischen der Leiche und ihm; als wollte sie das Kind noch jetzt vor ihm schützen. Und doch nicht so. Weder Furcht noch Angst bebte um den kleinen Mund; er war fest geschlossen. Ein ander Gefühl war es, was die schön gewölbten Augenbrauen drängend herabfaltete und aus den sonst so sanften Augen flammte. Er sah, es war nicht mehr das Weib, das die schmelzenden Friedensworte gesprochen; die war mit ihrem Kinde gestorben in dieser schrecklichen Nacht. Das Weib, das vor ihm stand, war nicht mehr die Mutter, die zu ihm hinhoffte, deren Kind er retten konnte; es war die Mutter, der er das Kind getödtet. Eine Mutter, die den Mörder fortwies aus der heiligen Nähe des Kindes. Ein bleichschreckender Engel, der den befleckenden Berührer fortzürnt von seinem Heiligthum. Er sprach — o hätte er gestern gesprochen! Gestern hatte sie sich nach dem Worte gesehnt, heute hörte sie es nicht.

„Gib mir deine Hand, Christiane," sagte, er. Sie zog ihre Hand krampfhaft zurück, als hätte er sie schon berührt. „Ich habe mich geirrt," fuhr er fort; „ich will's euch ja glauben, ich seh' es ein; ich will's nicht wieder! Ihr seid besser als ich."

„„Das Kind ist todt,"" sagte sie und selbst ihre Stimme klang bleich.

„Laß' mich in dieser schrecklichen Angst nicht ohne Trost. Kann ich anders werden, so kann ich's nur jetzt, und wenn du mir die Hand gibst, und richtest mich auf," sagte der Mann. Sie sah auf das Kind, nicht auf ihn.

„Das Kind ist todt,"" wiederholte sie. Hieß das, es war ihr gleichgültig, was mit ihm werden sollte, da seine Besserung das Kind nicht mehr rettete? Oder hatte sie ihn vergessen und sprach nur sich selbst? Der Mann richtete sich halb auf; er faßte ihre Hand mit angstvoller Gewalt und hielt sie fest.

„Christiane," schluchzte er wild, „da lieg' ich wie ein Wurm. Tritt mich nicht! Tretet mich nicht! Um Gotteswillen, erbarme dich! Ich könnt's nicht vergessen, hätte ich vergebens gelegen, wie ein Wurm. Denk daran! Um Gotteswillen, denk daran; du hast mich jetzt in deiner Hand. Du kannst aus mir machen, was du willst. Ich mach' dich verantwortlich. Du bist Schuld an Allem, was noch werden kann." — Endlich war es ihr gelungen, ihre Hand ihm zu entreißen; sie hielt sie weit von sich, als ekelte ihr davor, weil er die Hand berührt.

„„Das Kind ist todt,"" sagte sie. Er verstand, sie sagte: Zwischen mir und dem Mörder meines Kindes kann keine Gemeinschaft mehr sein, auf Erden nicht und nicht im Himmel.

Er stand auf. Ein Wort der Verzeihung hätte ihn vielleicht gerettet! Vielleicht! Wer weiß es! Die Klarheit, die ihn jetzt zur Reue trieb, war die Klarheit eines Blitzes, was jetzt in ihm wirkte, nahm seine Gewalt von der Jähheit der Ueberraschung. Wenn das Kind in der Erde ruht, dessen plötzlicher Anblick ihn zurückgebäumt, wird sein Warnungsbild bleicher und bleicher werden; jede Stunde wird dem Gedanken an diesen Augenblick von der Macht seiner Schrecken rauben. Zu tief hat er die Geleise des alten Wahngedankens eingedrückt, um ihn für immer verwischen, zu weit ist er gegangen auf dem gefährlichen Weg, um noch umkehren zu können. Die Klarheit des Blitzes müßte schwinden und der alte Wahn hüllte die Dinge wieder in seine verstellenden Nebel. Fritz Rettenmair heulte auf oder lachte auf; die Frau fragte sich nicht, was er that; tiefer Abscheu gegen ihn verschloß ihr Ohr, ihre Augen, ihre Gedanken. Er taumelte in die Kammer zurück. Sie sah es nicht, aber sie fühlte es, daß seine Gegenwart nicht mehr den Raum entweihte, darin das Heiligenbild ihres Mutterschmerzes stand. Leise weinend sank sie über ihr todtes Kind.

12.

Die Reparatur des Kirchendachs hatte begonnen. Apollonius

wollte diese erst beenden, bevor er die Krönung des Thurms mit der geriffelten Blechzier unternahm. Daneben mußte er das Begräbniß des kleinen Aennchens besorgen; Fritz kümmerte sich nicht darum. Er mußte sich auch dieser Hausvaterpflicht unterziehen. Er fühlte sich schmerzlich wohl darin. Kosteten ihm doch die schwereren kein Opfer! Er hatte ja nicht andere, süßere Wünsche zu bekämpfen und zu besiegen gehabt, als er die Pflicht gegen des Bruders Angehörige auf sich genommen; er war ja eben nur dem eigensten Triebe seiner Natur gefolgt. Es lag in dieser Natur, daß er ganz sein mußte, was er einmal war. Seit er die Hoffnungen seiner Jugendliebe und damit diese selbst aufgegeben hatte, war ihm ohnehin der Gedanke eines eigenen Hausstandes fremd geworden. Er kannte keinen andern Lebenszweck, als die Erfüllung jener Pflicht. Aber sie stand nicht als dürres, despotisches Gesetz außer ihm vor den Augen seiner Vernunft; sie durchdrang sein ganzes Wesen mit der befruchtenden Wärme eines unmittelbaren Gefühles. So war es seit Monaten gewesen. Wenn er auf seinem Fahrzeug das Thurmdach umflog, wenn er hämmernd auf dem Dachstuhle kniete, waren die Gestalten der Kinder seines Bruders, seine Kinder, um ihn. Schneller, als sein Schiff, flog seine Phantasie der Zeit voraus. Wie sein Schiff um das Thurmdach, drehte sich sein ganzes Denken um die Stunde, wo die Söhne erwachsen waren und er ihnen das schuldenfreie Geschäft übergab, wo Aennchen aussah, wie ihre Mutter und er ihre jungfräuliche Hand in die Hand eines braven Mannes legte. Aennchens rosiges Gesicht stand vor ihm, so oft er aufsah von seinen Schieferplatten. Als es ihn so schalkhaft anlachte, war es sein Liebling; wie das Gesichtchen immer trüber und bleicher wurde, war sie es nur immer mehr; er sah sie oft doppelt durch das Wasser in seinen Augen. Jetzt — o manchmal war es ihm, als arbeite er nun umsonst! Und es war noch etwas hinzugekommen, was ihn immer mehr beängstigte. Aus dem Mitleid mit der gequälten Frau, die um ihn gemäkelt wurde, blühte die Blume seiner Jugendliebe wieder auf und entfaltete sich von Tag zu Tage mehr. Was des Bru-

ders Hohn und Undankbarkeit gegen ihn nicht vermocht, das gelang seinem Benehmen gegen die Frau. Apollonius fühlte sein Herz erkalten gegen den Bruder. Es trieb ihn, die Frau zu schützen; aber er wußte, seine Einmischung gab sie nur härteren Mißhandlungen preis. Er konnte nicht mehr für sie thun, als daß er sich so entfernt hielt von ihr, als möglich. Und nicht allein wegen des Bruders; auch um ihrer selbst willen, wenn er richtig gesehen hatte. Hatte er richtig gesehen? Er sagt sich hundertmal Nein. Er sagt es sich mit Schmerzen; desto öfter und dringender sagt er es sich, und fühlte, er dürfe sie nicht sehen, auch um seinetwillen. Es peinigte ihn, wenn gleichgiltige Dinge verworren und unsymmetrisch lagen, und er sie nicht ordnen konnte; hier sah er Mißverhältnisse und Widersprüche in das innerste Leben dessen, was ihm das Heiligste war, gedrungen, in das Herz seiner Familie, in sein eigenes, und er mußte sie wachsen sehen und die Hände waren ihm gebunden!

Immer dunkler, immer schwüler wurde das Leben in dem Haus mit den grünen Laden, seit das kleine Nennchen daraus fortgetragen war. Es wurde immer dunkler und schwüler in Fritz Nettenmair's Brust und Hirn. Er hatte umkehren wollen auf dem Wege, in dessen Mitte ihn das Bild des todten Nennchens und die Klarheit, die es über die zurückgelegte Strecke goß, geschreckt. Er wäre umgekehrt, nahm die Frau die gebotene Hand an. Er meinte es wenigstens. Aber sie hatte ihn zurückgewiesen, ihm ein Antlitz voll Abscheu und Verachtung gezeigt; er hatte gesehen, sie nannte ihn in ihrem Herzen den Mörder des Kindes; ihr Auge hatte ihm mit Rache gedroht, und da war es wieder da gewesen, das alte Gespenst, die schuldgeborene Furcht. Hat sie es doch nicht gethan, was er fürchtet, nun wird sie es thun, um ihn für den Schlag zu strafen, an dem Nennchen starb. Je mehr er daran herum greift mit seinen Gedanken, desto klarer fühlt er, wie gelegen seinen Feinden, — und sie sind seine Feinde; sie haben ihm ein Unrecht zu vergelten — wie gelegen seinen Feinden dieser Schlag kam. Dann sieht er, daß die Frau ihn warnen konnte. Sie sagte nicht: „Schlag' nicht, das Kind ist

kannst; es ist sein Tod, wenn du schlägst." Nein! Ein Wort von ihr konnte den Schlag verhüten; sie sprach es nicht. O es ist klar, sonnenklar: sie reizte ihn absichtlich durch ihr Schweigen zu der wilden That. Aber wie? ihres Kindes Tod hätte sie gewollt? Den kann kein Weib wollen. Ja, sie dachte selbst nicht, daß es sterben würde; sie wollte nur den Vorwand zum Hasse, zum Betruge aus Haß, daß er sie am Bette des kranken Kindes geschlagen. Sie dachte nicht, daß es sterben würde; und wie es doch starb, walzte sie die Schuld von sich auf ihn. Und er war wieder der dumme Ehrliche gewesen; auch in diese Schlinge war er gegangen in seiner Arglosigkeit; vor ihr hatte er gelegen, wie ein Wurm, vor ihr, die vor ihm hatte liegen sollen. Und sie hatte ihn noch zurückgestoßen, mit Verachtung zurückgestoßen! So oft er an den Augenblick dachte, machte er sie verantwortlich für Alles, was noch kommen konnte. Was noch aus ihm werden konnte, dazu hatte sie ihn gemacht. Er hatte die Hand geboten; er war ohne Schuld. Dann brütete er, was aus ihm noch werden könne, und das Schlimmste war ihm nicht schlimm genug, die Schuld zu vergrößern, die er auf sie walzte. Mit wenigem Entsetzen sollte sie sehen, was sie gethan, als sie ihn zurückstieß. Je näher er drohen sah, was kommen mußte, desto wilder wurde seine Liebe oder auch sein Haß; denn beide waren beisammen in dem Gefühl, das sie immer glühender ihm einflößte. Desto gelehriger lernten seine Augen jeden kleinsten Reiz ihrer Gestalt, desto schmerzender stach diese Schönheit durch seine Augen in sein Herz. Diese verruchte Schönheit, die die Ursache all seines Elendes war; diese fluchvolle Schönheit, um derentwillen der eigene Bruder ihn aus Schutz und Haus verdrängt und der Verachtung der Welt und des Weibes selbst preisgegeben. Er fing an, über Gedanken zu brüten, wie er diese Schönheit vernichten konnte, damit sie ein Ekel wurde dem Buhlen, der um seinen Zweck betrogen, ihn unsonst elend gemacht hatte. Und dachte er sich das ausgeführt, dann lachte er in so wilder Schadenfreude auf, daß seine starknervigen Trinkkameraden erschracken, und die Leute die ihm

begegneten, unwillkürlich inne hielten in ihrem Gang. Und doch war der Gedanke nur ein Vorläufer eines noch schlimmeren. Dazwischen fiel ihm dann der Frohnweißblick ein, sein Traum nach der wilden That wurde zur Wirklichkeit; stundenlang stand er bald da, bald dort, wo man Apollonius auf dem Kirchendache arbeiten sah, und blickte hinauf und wartete und zählte. Jetzt müssen die Bretter unter dem Hämmernden brechen, jetzt muß das Tau reißen, daran der Dachstuhl hängt. Jetzt müssen die Leute, die eben noch so gleichgültig aus den Fenstern sehen oder über die Straße gehen, aufschreien vor Schrecken. Dann zählte er immer fieberhaftiger, der kalte Schweiß rann ihm über die Stirn; und die Bretter brachen nicht, das Tau riß nicht, die Leute schrieen nicht auf vor Schrecken. Und immer wilder lachte er vor sich hin, wenn er nach langem Warten müde und verzweifelt weiter ging: „Wär's nur mein Unglück, könnt' es mich nur noch elender damit machen, als es mich schon gemacht hat, es wäre längst schon todt. Nur weil mich sein Leben elend macht, lebt er noch. Er will nicht eher sterben, bis er mich ganz elend gemacht hat!"

Diese Furcht ließ ihn nicht los, sie preßte ihn immer erstickender. Trug er sie spät in der Nacht heim, dann machte der ruhige Schlaf seiner Frau ihn wüthend: Die schlief ruhig, die ihn nicht schlafen ließ! Er setzte sich an ihr Bett und rüttelte sie auf und erzählte ihr leise in das Ohr, was er an ihrem Liebsten thun will. Es waren grausige Dinge. Wenn die Glieder ihr flogen vor Angst und Entsetzen, dann lachte er zufrieden auf, daß er doch Etwas hatte, sie aus der stummen Verachtung zu scheuchen, womit sie sich gegen ihn gewappnet, und vergaß daran minutenlang seine Qual. Dann lachte er fast jovial: er hat ihr Angst machen wollen. Es ist nur einer von Fritz Rottenmair's Späßen. So weit haben sie ihn doch noch nicht gebracht, im Ernst an solche Dinge zu denken. Aber wenn sie Apollonius davon sagt, dann muß er es, und sie trägt die Schuld. Er bewacht ihr jeden Tritt, sie kann nichts thun, was er nicht erfährt. Und läßt sie es ihn durch einen Dritten wissen,

so wird er es ihm ansehen. O Fritz Rettenmair ist einer, der —!

Den ganzen Tag über, die halben Nächte geht dann die Frau wie im Fieber umher. An der leidenschaftlichen Angst wächst ihre Liebe zu Apollonius zur Leidenschaft. Und sie kann es nicht hindern, denn die Leidenschaft mehrt wiederum die Angst; vor dem Gedanken der Angst hat kein anderer Platz in ihrer Seele. Hin zu ihm will sie stürzen, ihn mit pressenden Armen umfangen, ihn beschwören — dann wieder will sie in die Gerichte — aber es ist ja nur ein wilder Scherz, und sie wird ihn erst zum Ernste machen, sagt sie Jemand davon. Sie geht nicht mehr aus der Stube, tritt nicht mehr an ein Fenster vor Furcht! sie will jeden Schein meiden, jede Bewegung, Alles was nur als ein Umsehen nach Apollonius erscheinen könnte. Sie hat nicht mehr den Muth, mit Jemand zu reden, weil ihr Mann es erfahren und meinen kann, sie trägt ihm eine Botschaft an Apollonius auf. Und der Mann sieht ihre wachsende Leidenschaft, sieht, wie wiederum sein Mittel, was kommen muß, aufzuhalten, es nur beschleunigen wird, und wartet und zählt immer ungeduldiger, daß die Bretter nicht brechen und das Tau nicht reißt.

Es war eine trübe, schwüle Nacht. Die Nacht vor dem Tage, an welchem Apollonius die Bekränzung des Thurmdaches beginnen wollte. Fritz Rettenmair schlich durch die Hinterthür auf den Gang nach dem Schuppen, um nach Apollonius' Fenster heraufzusehen. Wenn er das Licht darin erloschen sah, dann pflegte er die Hinterthür zu verschließen und seinen wüsten Neigungen nachzugehen. Seit jener Nacht, wo Valentin die Hinterthür mit dem Schuppenschlüssel geöffnet, hängt Fritz Rettenmair an den Riegel noch ein Vorlegeschloß. Apollonius war noch nicht zu Bett gegangen. Fritz Rettenmair wußte, Apollonius löschte in seiner eigensinnigen Vorsicht nie das Licht, wenn er schon in das Bette gestiegen war. Es stand dem Bette fern auf seinem Schreibtisch; dort setzte er es in ein Becken und löschte es, ehe er nach dem Bette ging. Fritz Rettenmair ballte die Faust nach dem Fenster hinauf. Apollonius zögerte ihm auch

hier zu lang. Er war müde und ging nach dem Schuppen. Der Schlüssel zur Hinterthür schloß auch den Schuppen. Es war dunkel darin.

Wenn der Schieferdecker seine Platten zurichtet, sitzt er rittlings auf einer Bank, in deren Mitte das Hauseisen, sein kleiner Amboß eingeschlagen ist. An eine solche stieß Fritz Nettenmair mit dem Bein und nahm den Stoß als eine Aufforderung, sich zu setzen. Durch eine Lücke konnte er nach Apollonius' Fenster sehen; er wollte das Anzeichen des Lichtes hier erwarten. Der Schieferdecker verrichtet oft Zimmermannsarbeit, er führt daher auch ein kleines Zimmerbeil unter seinem Werkzeuge. Ein solches hatte auf der Bank gelegen; es war herabgefallen, als er sich gesetzt. Er hob es auf und hielt es absichtslos in seinen Händen; denn seine Gedanken waren mit ihm in der Kammer: er saß am Bette der Frau und ängstigte sie mit Drohungen. Der Aerger über das Zögern Apollonius' machte sich Luft; dieses Zögern hinderte ihn, sich im Trunk Betäubung zu suchen. Er hatte seine Hand auf das Bette der Frau gestützt und fühlte an den Bewegungen der Decke das Zittern ihrer Glieder. Er fühlt sich in ihre Angst hinein, er fühlt, wie er selbst Apollonius zu ihrem einzigen Gedanken macht; wie sie morgen ihm entgegen stürzen muß, wenn er von der Arbeit herunkommt. Und wären sie nicht seine Teufel, wären sie Engel, es müßte morgen kommen, was er verhüten will. Wenn sie ihn mit der Glut der Angst umfaßt, das schöne, fluchvoll schöne Weib, er müßte nicht Blut in seinen Adern haben — und hätte er nie den Gedanken gehabt, mit dem er doch einschläft und aufwacht Tag für Tag, er mußte jetzt den Gedanken denken. Es muß kommen, wovor die bloße Furcht Fritz Nettenmair zu dem elendesten der Menschen gemacht, der sich selbst anspeien könnte; geschieht nicht morgen noch, was der Frohnweißblick geweissagt. Und nun sieht er wieder an der Straßenecke und sieht wieder hinauf und horcht und zählt verzweifelter als je; er badet sich in Angstschweiß, und die Bretter brechen nicht, und das Tau reißt nicht. O er wird den Frohnweißblick zum Märchen machen, er wird leben

bleiben, das Jahr, zehn Jahr, hundert Jahr, aus Haß gegen ihn. Und er zählt immer noch Eins, Zwei; er sagt: nun muß — da hört er das Geräusch eines zerreißenden Tau's und fährt auf aus seinem wachen Fiebertraum. Die wilde, angstvolle Freude ist vergeblich; er steht nicht an der Ecke und sieht nach dem Kirchenbach hinaus. Er sitzt im Schuppen; es ist Nacht. Aber das Geräusch hat er gehört; das war keine Vorspiegelung der Phantasie. Und von dort her kam es. Seine Haare stehen empor. Dort liegen die Hängstühle und die Flaschenzüge mit ihren Tauen. Er hat hundertmal erzählen hören; jeder Schiffersknecht weiß, was es sagen will, das vorspukende Geräusch. Aber dreimal muß es klingen, als wenn ein Tau zerrisse; und er hat es erst einmal gehört. Er lauscht, er preßt die Faust auf das Herz. Vor seinen Schlägen, vor dem Brausen des Blutes die Adern hinauf und herab, wird er es nicht hören, wenn es noch einmal klingt und noch einmal. Er lauscht und lauscht und das Geräusch wiederholt sich nicht. Da fährt ein Gedanke wie ein dunkelglühender Blitz durch den Krampf, in dem all' seine Gefühle zusammengeballt sind; der Gedanke, dem Schicksal nachzuhelfen. Er hat das Zimmerbeil immer noch in seinen Händen; absichtslos ist er mit der Handfläche an der Schneide hingefahren; jetzt kommt ihm zum Bewußtsein, das Beil ist scharf, die Ecke spitzig. Eine ganze Reihe von Gedanken steht fertig da; es ist als standen sie schon lang, und der Blitz hat sie nur sichtbar gemacht. Morgen knüpft Apollonius seine Leiter an die Helmstange, dann das Tau mit Flaschenzügen und Fahrzeug. Fritz Nettenmair greift um sich und hat das Tau in der Hand. Das Schicksal will seine Hülfe; drum legt es selber ihm Tau und Beil in die Hand. Wer weiß, daß er hier war? Drei, vier Stiche mit dem Beil im Kreise um das Tau, kaum zu sehen, werden zu einem einzigen großen Riß, wenn das Gewicht eines starken Mannes am Tau zieht und die wuchtende Bewegung des Fahrzeugs um den Thurm das Gewicht des Mannes vergrößert. Wer sieht den Stichen an, daß sie absichtlich gemacht sind? Ein Tau, das, getragen, halb an der Erde

fortschleift, kann an allerlei Scharfes stoßen. Das Schicksal hat den Schieferdecker, der zwischen Himmel und Erde hängt, in seiner Hand. Das Schicksal hält ihn oder läßt ihn fallen, nicht das Seil oder ein Schnitt darin. Will es ihn halten, schadet kein Schnitt; soll er fallen, reißt ein unversehrtes Seil. Und das Schicksal hat ihn schon gezeichnet. Ein Tag früher, einer später, was ist das, wenn er doch fallen muß? Ein Tag später und es packt einen Verbrecher. Meint es das Schicksal nicht gut, nimmt es ihn vorher aus der Welt?

All' diese Gedanken schlug mit einem Schlage jener eine aus Fritz Nettenmair's Seele! im Nu war er entglommen; im Nu schlägt der Höllenfunke zur Flamme auf. Er hat das Tau in der linken Hand; er hebt das Beil — und läßt es schaudernd fallen. An dem Beile glänzt Blut; durch die ganze Länge des Schuppens ragt ein blutiger Streif. Fritz Nettenmair flieht aus dem Schuppen. Er flohe gern aus sich selbst heraus; kaum hat er den Muth, nach Apollonius' Fenster aufzusehn. Ein heller Lichtstrahl kommt von da, Fritz Nettenmair weicht vor ihm hinter einen Busch. Jetzt bewegt der Strahl sich zurück. Apollonius war aufgestanden an seinem Tische, und hatte das Licht hoch in die Höhe gehalten. Er hatte das Licht geputzt. Es konnte eine glühende Schnuppe aus der Scheere neben den Leuchter unter die Papiere gefallen sein; es war nicht geschehen, und er stellte das Licht wieder an seine Stelle. Fritz Nettenmair kannte seines Bruders ängstliche Gewissenhaftigkeit; er hatte ihn das Licht mehr als hundertmal so heben sehen; er begriff, es war kein Blut, was ihn erschreckt. Der Wiederschein der Flamme war durch Fenster und Luke gefallen und hatte roth von dem Stahle des Beiles und durch die Nacht des Schuppens geglänzt. Dennoch stand Fritz Nettenmair bebend hinter seinem Busche. Der gespenstige Schauder verließ ihn, aber nicht so schnell das Grauen über das, was er gewollt; und daß es war, als hätte ihm der Bruder noch zu seinem Werke leuchten wollen. Bald verlosch Apollonius' Licht. Fritz Nettenmair konnte zurückkehren und sein Werk vollenden, es störte ihn Niemand mehr. Er that es nicht,

aber er rückte sich wieder in seinem Hasse zurecht. Er sagte sich: „so weit soll sie ihn nicht bringen.“ Die Schuld des Gedankens wälzt er auf die, auf die er Alles wälzt; daß er den Gedanken nicht ausgeführt, rechnet er sich zu. Er weiß, jeder Andere an seiner Statt hätte schlimm gethan.

Nun verschließt er Hinterthür und Vorlegschloß, zuletzt die Hausthür; und geht. Er will trinken, bis er nichts mehr von sich weiß. Heut hat er mehr zu vergessen, als je. Er geht. Ob er nicht wieder kommen wird? heute nicht; aber morgen, übermorgen, überübermorgen? wenn der Gedanke seine Fremdheit für ihn verloren hat? Gewohnheit macht selbst mit dem Teufel vertraut. Dazu sollen sie ihn nicht bringen! Ob die Stunde nicht kommen wird, wo er bereut, daß er sich nicht so weit bringen lassen, und sich doch noch so weit bringen läßt? Zudem, wozu jeder Andere an seiner Stelle sich hätte bringen lassen?

Immer dunkler, immer schwüler wurde das Leben in dem Hause mit den grünen Laden. Wer jetzt hineinsieht, glaubt es nur nicht, wie dunkel, wie schwül es einmal war.

13.

Von dieser Nacht an ängstigte Fritz Rettenmair die Frau nicht mehr durch Drohungen auf Apollonius: er begann sogar, sie mit einer gewissen Freundlichkeit zu behandeln. Dazwischen verlor er sich stundenweise in stummes Vorsichhinsinnen, aus dem er aufschrak, wenn er sich beobachtet sah. Dann war er noch freundlicher als sonst, und brachte Scherze aus seiner besten Zeit; er versuchte sich sogar wieder an der Arbeit. Aber die Frau wurde nur noch ängstlicher; sie vermied noch mehr als früher, was dem Manne Anlaß zum Glauben geben konnte, sie wolle sich Apollonius nähern. Sie wußte nicht, warum. Und wenn sie ihre Furcht Thorheit nannte, sie mußte fürchten. Apollonius sah mit Freuden die Aenderung des Bruders und suchte

ihn auf alle Weise darin zu fördern. Er wußte nicht, wie der Bruder seine Freude auslegte!

Unterdeß hatte Apollonius die Umkränzung des Thurmdachs von Sankt Georg mit der gestifteten Zier begonnen. Er hatte die Rüststangen wiederum herausgeschoben und innen am Gebälke des Dachstuhls festgenagelt; die Bretter darauf befestigt, auf die fliegende Rüstung die Leiter gestellt und diese an der Helmstange festgebunden; er hatte wiederum den hänfenen Ring um die Helmstange gelegt, daran den Flaschenzug, und an diesem seinen Hängestuhl befestigt. Die gestiftete Blechzier bestand aus einzelnen halbmannslangen Stücken, mit denen sich handlich umgehen ließ. Das Ganze sollte, nach des Stifters Angabe, der selbst die Kosten der Befestigung trug, zwei Guirlanden vorstellen, die sich in gleichlaufenden Kreisen mit herabhangendem Bogen um das Thurmdach schlangen. Je fünf jener Stücke, bei der oberen drei, bildeten einen dieser Bogen. Sie mußten an ihren Enden durch eingeschlagene Niete verbunden, und jedes einzelne noch durch starke Nägel auf die Verschalung befestigt werden. Da die Ränder der Schieferplatten sich überall decken, war es nöthig, an den Stellen, wo die Vernagelung stattfinden sollte, die Schiefer mit Bleiblechen umzutauschen. Dasselbe geschieht, wo die sogenannten Dachhaken in die Verschalung eingetrieben werden, an welche bei Reparaturen der Schieferdecker seine Leiter hängt. Die Fläche, mit welcher der Dachhaken, nachdem seine gekrümmte Spitze eingetrieben ist, durch noch zwei starke Nägel auf die Verschalung aufgenagelt wird, darf man nicht mit Schieferplatten überdecken. Bei Besteigung der an dem hervorstehenden Haken aufgehängten Leiter kommt seine Fläche in Vibration, die die Schieferplatten aufwuchten und beschädigen würde. Sie wird deßhalb mit einer Bleiplatte überdeckt. Die Zierrath kam, wenn der Wind sich darin fing, in eine ähnliche Bewegung. Dann war noch Eins zu bedenken. Die Dachhaken liefen, je neun und einen halben Fuß von einander entfernt, in gleichlaufenden Kreisen um das Thurmdach; zwischen je zwei Kreisen befand sich ein

Raum von fünf Fuß. Es galt, die Zierrath so anzubringen, daß sie keinen dieser Tachhaken überdeckte.

Apollonius war fleißig bei der Arbeit. Der Blechschmiedmeister, der seine Zier so bald als möglich prangen sehen wollte, hatte sich weniger über ihn zu beklagen, als Apollonius mit dem Meister zufrieden sein konnte. Im Anfang trieb dieser, bald mußte Apollonius den Meister treiben.

Es fehlte noch der Theil der obern Guirlande, der als Bogen über der Aussteigethür hängen sollte. Apollonius konnte nicht feiern, bis er das Material dazu erhielt. Von einem nahen Dorfe hatte man ihn wegen einer kleinen Reparatur beschickt; er ließ sein Fahrzeug bis auf seine Zurückkunft an dem Thurmdach von Sankt Georg hängen, und ging nach Braunbach.

Es war den Tag darauf, daß der alte Valentin an die Wohnstubenthür pochte. Er war schon einigemal an der Thür gewesen und wieder fortgegangen. Sein ganzes Wesen drückte Unruhe aus. Etwas, woran er immer denken mußte, machte ihn so zerstreut, daß er meinte, er müsse ein Herein in Gedanken überhört haben; er legte das Ohr an das Schlüsselloch, als setze er voraus, es müsse noch jetzt zu hören sein, wenn man sich nur recht mühe. Die Unruhe weckte ihn aus der Zerstreuung. Er pochte zum zweiten und zum drittenmal, und als der Ruf immer noch ausblieb, faßte er Muth, öffnete und trat in die Stube. Die junge Frau war ihm schon seit einiger Zeit immer ausgewichen. Sie that es auch diesmal; aber heute mußte er sie sprechen. Sie saß, absichtlich von den Fenstern entfernt, an der Kammerthüre. Der Alte sah nicht, daß sie eben so unruhig war, als er, und sein Hiersein sie noch mehr ängstete. Er entschuldigte sein Eindringen. Als sie eine Bewegung machte, sich zu entfernen, versicherte er, sein Bleiben solle kurz sein; er wäre nicht mit Gewalt hereingedrungen, wenn ihn nicht etwas triebe, was vielleicht sehr wichtig sei. Er wünsche das nicht, aber es sei doch möglich. Die Frau horchte und sah immer ängstlicher bald nach den Fenstern, bald nach der Thür. Müsse er ihr

etwas sagen, soll er's, so schnell er könne. Valentin schien zugleich auf die ängstlichen Blicke der Frau zu antworten, als er begann:

„Herr Fritz sind auf dem Kirchendach von Sankt Georg. Ich hab' ihn eben noch vom Hofe aus gesehn."

„„Und hat er hierher gesehen? Hat er Euch in's Haus gehen sehen?"" fragte die Frau in einem Athem.

„Bewahre," sagte der Alte; „er arbeitet heute wie ein Feind. Denkt an kein Essen und Trinken. Wenn ein Mensch so arbeitet," — der Alte brach ab und dachte seinen Satz fertig: „so hat er was vor." Die Frau schwieg auch. Sie kämpfte mit dem Gedanken, dem treuen Alten ihre ganze Angst anzuvertrauen. Der Alte merkte nichts davon. „Der Nachbar da, Sie wissen's wohl," fuhr er fort, „kann zu Zeiten keine Nacht schlafen. Da hat er die Nacht, eh Herr Apollonius nach Brambach gegangen ist, zu seinem Küchenfenster heraus, Einen in unsern Schuppen schleichen sehn, den Gang vom Hause hinter." Der Alte sagte nicht, wen der Nachbar gesehen: wahrscheinlich sollte die junge Frau ihn danach fragen. Sie that es nicht; sie hatte seine Geschichte nicht gehört. Er fuhr fort: „Den Abend vorher, eh Herr Apollonius nach Brambach gegangen ist, hat er das Zeug aufsuchen wollen, das er hat mitnehmen wollen; er hat alles untersucht; das thut er immer: aber er hat sich nicht entschließen können. Und das ist so merkwürdig, wie daß der Herr Fritz auf einmal so fleißig geworden ist."

Apollonius' Name weckte die junge Frau: sie horchte, als der Alte fortfuhr: „Daran hab' ich erst vorhin im Schuppen gedacht. Wie mir der Nachbar da erzählt hat, daß Einer in den Schuppen geschlichen ist, hab' ich gedacht: was muß der denn gewollt haben, der dort hineingeschlichen ist und bei Nacht. Und wie ich aufgesehn hab' und hab' den Herrn Fritz so arbeiten sehen, da ist eine Unruh' über mich gekommen und hat mich in den Schuppen hineingetrieben wie mit dem Stock hinein. Da hab' ich mir alles Mögliche vorgestellt, was Einer drinn hat machen können, der hineingeschlichen ist. Erst hab' ich das

Zimmerbeil an der Thür liegen sehn, das dahin gehört, wo da
andere Werkzeug ist. Da hab' ich gedacht: Hat er was mit dem
Beile gemacht? Und hab' mir wieder vorgestellt, was Einer mit
dem Beil drum machen kann, der bei Nacht hineingeschlichen ist.
Mir ist der Gedanke gekommen, es könnt' was an den Leitern
sein. Aber ich hab' nichts gefunden daran. An dem Hänge-
stuhl, der noch dort lag, war auch nichts. Da fing ich an, die
Kloben zu betrachten und endlich das Seilwerk. Da war an
einem was, als wär's hier und da an was Hartes angetroffen
und das hätt' das Seil verschunden. Da denk' ich: Das ge-
fürcht oft und will's schon wieder hinlegen. Aber ich denk' aus
wieder: Sonst ist nichts; und wenn einer hineinschleicht, hat er
was gewollt; und wenn er das Beil gehabt hat, hat er auch
was damit gemacht. Da seh' ich genauer zu und — Gott be-
hüt' einen Christenmenschen! Da war hier mit dem Beil hinein-
gestochen, und dort, und noch einmal, und noch einmal. Ja
werf's über den Balken und häng' mich daran, da klaffen die
Stiche auf; ich glaub', wenn ein Fahrzeug daran wuchtet, das
Seil ist im Stand, zu zerreißen." Der Alte war ganz bleich
geworden über seiner Erzählung. Die Frau hatte immer angst-
voller an seinem Munde gehangen; sie war in den Stuhl zurück-
gefallen und konnte kaum sprechen.

„Er hat gebeicht," ächzte sie. Der Alte verstand nicht,
was sie sagte.

„Den Abend vorher war's noch nicht," fuhr er fort. „Herr
Apollonius, der hat ein Aug' für einen Mückenstich. Er hätte
gefunden, wie er Alles untersucht hat. Nun denk' ich, der die
Beilstiche gemacht hat, hat die Untersuchung mit angesehen und
hat gemeint, Herr Apollonius wird das Zeug nicht noch einmal
untersuchen, wenn er's morgen braucht. Und da ist er bei Nacht
hineingeschlichen."

„Valentin," schrie die Frau auf und sank ihn bei den
Schultern, halb wie um ihn zu zwingen, er soll ihr die Wahr-
heit sagen, halb, um sich an ihm aufrecht zu erhalten. „Du
hast's doch nicht mitgenommen? Valentin, so sag's doch nur!"

„Das nicht," sagte Valentin. „Aber den andern Hängstuhl, der darin lag, und das Seilzeug dazu, und noch mehr."

„„Und waren dort auch Stiche drinn?"" fragte die Frau in noch immer steigender Angst. Der Alte sagte:

„Ich weiß nicht. Aber der sie gemacht hat, hat nicht gewußt, welches Herr Apollonius mitnehmen wird."

„„Wenn er sicher gegangen ist, so hat er alle beide [illegible] und ich bin schuld,"" stöhnte die Frau. „„Er hat lange gedroht, er will ihm was thun. Er that, als wär's einer von seinen Späßen. Wenn ich's Jemand sagte, wollt' er's im Ernste thun.""

„Wer so scherzt," sagte Valentin, „der macht auch solchen Ernst."

Die Frau zitterte so heftig an allen Gliedern, daß der Alte seine Angst um Apollonius über der Angst um sie vergaß. Er mußte sie halten, daß sie nicht umfiel. Aber sie stieß ihn von sich und flehte und drohte zugleich: „„Rett' ihn, Valentin, rett' ihn. Hilf, Valentin! Ach Gott, sonst hab' ich's gethan."" Sie betete zu Gott um Rettung und jammerte immer dazwischen auf: er sei todt und sie sei die Schuld. Sie rief Apollonius selbst mit den zärtlichsten Namen, er solle nicht sterben. Valentin suchte in der Angst nach einer Beruhigung für sie und fand ein Etwas davon für sich selbst mit. Wenn es auch nicht beruhigen konnte, so gab es doch Hoffnung, daß Apollonius schon auf dem Rückweg sein müsse. Er habe gewiß das Tauwerk noch einmal untersucht. Wär' er verunglückt, man müßte es nunmehr wissen. Ihnmal mußte er ihr das versagen, eh' sie nur verstand, was er meinte. Und nun erwartete sie den Boten, der die gräßliche Nachricht bringen konnte, und fuhr auf bei jedem Laut. Ihr eigenes Schluchzen hielt sie für die Stimme des Boten. Valentin lief endlich, da ihre Angst und Rathlosigkeit ihn selber mit ergriff, zu dem alten Herrn, ihn hereinzuholen zu der Frau. Er wußte nicht, was beginnen; und vielleicht war noch zu retten, wenn man etwas that; vielleicht wußte der alte Herr, was zu thun war, um zu retten.

Der alte Herr saß in seiner kleinen Stube. Wie er sich immer tiefer in die Wolken einspann, die ihn von der Welt außer ihm trennten, wurde ihm zuletzt auch das Gärtchen fremd. Besonders hatte ihn die ewige Frage: Wie geht's, Herr Nettenmair? dort vertrieben. Er fühlte, man konnte ihm sein: „Ich leide etwas an den Augen, aber es hat nichts zu sagen," nicht mehr glauben, und seitdem hörte er in jener Frage eine Verhöhnung. Apollonius war, so sehr er mit ihm litt, das Zurückziehen des alten Herrn und seine zunehmende Menschenscheu nicht unwillkommen. Je tiefer der Bruder fiel, desto schwerer war es geworden, dem alten Herrn den Zustand des Hauses zu verbergen und etwaige Zuträger abzuhalten, von denen er in seinem Gärtchen nicht abzuschließen war; es schien zuletzt unmöglich. Apollonius wußte freilich nicht, daß der alte Herr in seinem Stübchen an Qualen litt, die, wenn auch auf bloßer Einbildung beruhend, denen gleich kamen, vor denen er ihn schützen wollte. Hier saß der alte Herr den langen Tag, zusammengesunken hinter dem Tische auf seinem Lederstuhl, und brütete nach seiner alten Weise über allen Möglichkeiten von Unehre, die sein Haus treffen konnten oder schritt mit hastigen Schritten hin und her, und das Roth seiner eingefallenen Wangen und die heftig kämpfende Bewegung seiner Arme zeigte, wie er in Gedanken das Aeußerste that, die drohenden abzuwenden. Nur der Bauherr, der mit Apollonius im Verständnisse war, wurde zu ihm gelassen. Der alte Herr, der dem Gast, wie jedem Andern, sein Inneres verbarg, errieth bei diesem dieselbe Verstellung, und bestärkte sich darin in der Meinung, daß er durch Fragen nichts erfahren und nur seine Hülflosigkeit offenbar machen könne. Je heißer es in ihm kochte, desto eisiger erschien sein Aeußeres. Es war ein Zustand, der in völligen Wahnsinn übergehen mußte, wenn nicht die Außenwelt eine Brücke zu ihm schlug und ihn mit Gewalt aus seiner Vereinzelung heraus riß.

Heute geschah ihm diese Gewalt. Eben saß er wieder brütend auf seinem Stuhle, als den Valentin die Angst zu ihm hineintrieb. Den Gesellen zwang die alte Gewohnheit, ohne daß

er es wußte, die Thüre leise zu öffnen und eben so hereinzutreten; aber der alte Herr empfand mit seinem krankhaft verschärften Gefühle sogleich das Ungewöhnliche. Seine Erwartung nahm natürlich denselben Gang, den all sein Denken verfolgte. Es war eine dem Hause drohende Schmach, was die sonst immer gleiche Weise Valentins veränderte; es mußte eine entsetzliche sein, da sie den alten Gesellen aus der Fassung brachte und seine Verstellung durchbrach. Der alte Herr zitterte, als er aufstand von seinem Stuhl. Er kämpfte mit sich, ob er fragen sollte. Es war nicht nöthig. Der alte Gesell beichtete ungefragt. Er erzählte mit fliegender Brust seine Befürchtungen und was sie rechtfertigte. Der alte Herr erschrack, so gut ihn seine Einbildungen auf die Wirklichkeit vorbereitet hatten; aber der alte Gesell sah nichts davon im Aeußeren seines Herrn; er hörte ihn an wie immer, wie wenn er das Gleichgültigste zu sagen hatte. Als er ausgesprochen, hätte das schärfste Auge kein Zittern mehr an der alten hohen Gestalt wahrgenommen. Der alte Herr hatte den festen Boden der Wirklichkeit wieder unter seinen Füßen; er war wieder der Alte im blauen Rock. Er stand so straff vor dem alten Gesellen wie sonst, so straff und ruhig, daß Valentins Seele sich an ihm aufrichtete. „Einbildungen!“ sagte er dann mit seinem alten grimmigen Wesen. „Ist kein Geselle da?“ Valentin rief einen herbei, der eben Schiefer abholen wollte. Der alte Herr schickte ihn nach Brambach, Apollonius auf der Stelle heimzuholen. Der Geselle ging. „Geht er Ihm nicht schnell genug, Er altes Weib, so heiß' Er ihn eilen, damit Er bald erfährt, daß Er sich um Nichts geängstigt hat. Aber kein Wort von Seinem Unsinn da! Und schließ' Er die Frau ein, damit sie nichts Albernes anfängt.“ Valentin gehorchte. Das zuversichtliche Wesen des alten Herrn und daß nun wirklich etwas gethan war, hatte kräftiger auf ihn gewirkt, als hundert triftige Gründe vermocht hätten. Er theilte seine Ermuthigung der Frau mit. Er war zu eilig, um ihr zu sagen, worauf sie sich gründete. Hatte er Zeit dazu gehabt, wahrscheinlich hätte er die Frau weniger beruhigt verlassen, und er

selbst ahnte nichts weniger, als daß der alte Herr innerlich überzeugt war von der Schuld seines älteren und von der Gefahr, wenn nicht vom Tode seines jüngeren Sohnes, während er ihm seine Befürchtungen als leere Grillen ausreden wollte und den Boten nur geschickt zu haben schien, um ihn und die Frau zu beruhigen.

„Nun wird der alte Narr doch," sagte Herr Rettenmair, nachdem Valentin zu ihm zurückgekehrt war, „dem Nachbar das ganze Märchen, das er sich zusammenspintisirt hat, erzählt haben, und die Frau sechs Basen damit in die Stadt herum geschickt haben."

Valentin merkte nichts von der fieberhaften Spannung, mit der der alte Herr auf seine in einen Ausruf verkleidete Frage die Antwort erwartete. „Werd' ich doch nicht," sagte er zürnig. Des alten Herrn Vermuthung kränkte ihn. „Ich hab' ja dem selbst noch nichts Arges gemeint und die Frau Rettenmair hat keinen Menschen gesprochen seitdem."

Der alte Herr schöpfte neue Hoffnung. Während Valentins Abwesenheit hatte er sich einen Augenblick dem ganzen Schmerz hingegeben, den ein Vater in seinem Falle nur empfinden konnte; aber er hatte sich gesagt: man dürfe nicht in unthätigem Jammer dem Verlorenen nachwerfen, was noch zu erhalten sei. Waren die Söhne verloren, so war doch die Ehre des Hauses, seine, der Frau und der Kinder Ehre vielleicht noch zu retten. Nun kam dem alten Herrn bei dem wirklichen Falle die Uebung zu statten, die er bei seiner Einbildung aller Möglichkeiten gewonnen hatte. Wenn die krankhaft gewachsene Empfindlichkeit seines Ehrgefühls ihn spornte, vor dem Aeußersten nicht zurückzuschrecken, so gingen seine Gedanken nun bei dem wirklichen Falle nur denselben fieberischen Gang, den zu nehmen sie sich an den wesenlosen Ausgeburten seiner Furcht gewöhnt. Verheimlichung alles dessen, was zu einem Verdachtsgrunde auf den älteren Sohn werden konnte, stellte sich ihm als nächste Nothwendigkeit dar. Hatten Valentin und die Frau noch Niemandem mitgetheilt, was sie wußten, so konnte anderes Dergleichen be-

reits bekannt sein. Solch ein verbrecherischer Gedanke entspringt nicht aus dem Ohngefähr. Er ist die Blüthe eines Giftbaumes mit Stamm und Zweigen. Valentin mußte ihm erzählen, was seit Apollonius' Zurückkunft im Hause geschehen war. Wußte Valentin von Fritz Rettenmair's Eifersucht nichts, oder wollte er dem alten Herrn, dessen argwöhnische Gemüthsart er kannte, nichts davon sagen; seine Erzählung wurde die Geschichte eines leichtsinnigen, ehr- und vergnügungssüchtigen Verschwenders, der, trotz aller Bemühungen seines besseren Bruders, ihn zu halten, bis zum gemeinen Wüstling und Trunkenbold herabsank; zugleich die Geschichte eines treuen Bruders, der dem Verschwender noth gedrungen die Sorge um Ehre und Bestand von Weibsbild und Haus aus den Händen nimmt, um diese Ehre zu retten, und von dem Gefallenen dafür bis in den Tod verfolgt wird.

Der alte Herr saß regungslos. Nur die Röthe, die immer brennender auf die magern Wangen trat, gab Kunde von dem, was er mit der Ehre seines Hauses litt. Sonst schien er Alles schon zu wissen. Es war das seine alte Weise; er wandte sie hier vielleicht auch deßwegen an, weil er meinte, der Gefell würde dann um so weniger wagen, etwas zu verschweigen oder wider besseres Wissen zu verändern. Die innere Aufregung hinderte ihn, zu bemerken, in welchen Widerspruch dieser Anschein mit seinem Gefühl für Ehre trat. Valentin suchte nicht den Schatten zu vertiefen, der auf Fritz Rettenmair's Handeln fiel; aber wie er den alten Herrn kannte, schien es ihm nöthig, das brave Thun Apollonius' in das hellste Licht zu stellen. Er kannte den alten Herrn doch nur halb. Er verrechnete sich in der Wirkung, die er damit beabsichtigte, wenn er die kindliche Schonung pries, mit der Apollonius die Kunde von der Gefahr dem Ohr des alten Herrn fern gehalten. Er verdarb damit, was seine schlichte Erzählung gethan, des Sohnes Verdienst um das Theuerste, was der alte Herr wußte, darzustellen. Der alte Herr sah nur immer mehr die Furcht wahr gemacht, die ihm Apollonius' Tüchtigkeit erregt hatte. Apollonius hatte ihm die Gefahr unkindlich verschwiegen, um die Rettung sich allein zu-

wiesen zu können. Oder er hielt seinen Vater für den hü
losen Blinden, der nichts mehr war und nichts mehr vermoch
als höchstens ihn zu hindern. Und das vergab ihm der a
Herr noch weniger — trotz seines Schmerzes um den Todt
der der Sohn ihm bereits war. Er wurde immer überzeugt
er selbst hätte es nicht so weit kommen lassen, wenn er dara
gewußt und die Sache in sein Hand genommen, und Apolloni
dürfe Niemand seines Mordes anklagen, als den eigenen Vo
witz. Diese Gedanken mußten natürlich vor dem zunächst Not
wendigen zurücktreten. Was er bis jetzt von der Vorgeschich
des brudermörderischen Gedankens wußte, konnte den entstanden
Verdacht verstärken, aber ihn nicht entstehen machen, wenn nic
ein Anderes, das ihm noch unbekannt war, dazu trat. Er muß
von dem schuldigen Sohne selbst erfahren, ob es solch ein A
deres gab. Sein Entschluß war für alle Fälle gefaßt. Er ve
langte Hut und Stock. Ein andermal wäre Valentin über di
sen Befehl erstaunt, vielleicht sogar erschrocken. Ist man da
ein Außerordentliches aufgeregt, wie es der Gesell eben wa
kommt nur das unerwartet, was sonst das Gewöhnliche hie
was an den alten ruhigen Zustand erinnert. Indeß Valent
das Befohlene herbeibrachte und der alte Herr sich zum Au
gehen bereitete, zeigte dieser ihm noch einmal, wie grundlos u
thöricht seine Befürchtungen seien. „Wer weiß," sagte der al
Herr grimmig, „was der Nachbar gesehen hat. Wie will er b
Nacht Einen erkennen, der so weit entfernt von ihm ist? Und
dazu mit seinen Beilstichen! Nun dürfte dem Jungen in Brau
nach das Seil gerissen sein oder müßte sonst zufällig verunglü
sein, so wird Er sich steif und fest einbilden, seine eingebilde
Beilstiche sind schuld gewesen, und der hat sie gemacht, den d
Nachbar — der so einfältig ist als Er — will haben in d
Schuppen schleichen gesehen. Und sagt Er ein Wort davon, od
ist Er so klug, daß Er in Räthseln zu verstehen gibt, was
sich einbildet in seinem alten Narrenschädel, so ist den ande
Tag die ganze Stadt voll davon. Nicht weil's wahrscheinli
wäre, was Er da ausgeheckt hat, und kein vernünftiger Men

glauben kann, sondern weil die Leute froh sind, einem Andern das Schlimmste nachzureden. Gott wird ja vor sein, daß der Junge nicht zu Unglück kommt, aber es kann geschehen, und es ist vielleicht schon geschehen. Wie leicht kommt einer hinter dem Ofen dazu, geschweige ein Schieferdecker, der zwischen Himmel und Erde schwebt wie ein Vogel, aber keine Flügel hat wie ein Vogel. Darum mit ist die edle Schieferdeckerkunst eine so edle Kunst, weil der Schieferdecker das sichtlichste Bild ist, wie die Fürsehung den Menschen in ihren Händen hält, wenn er in seinem ehrlichen Berufe hantiert. Und läßt sie ihn fallen, so weiß sie, warum; und der Mensch soll nicht Gespinnste d'rum hängen, die über einen Andern Unglück oder gar Schande bringen können. Ich bin gewiß, die Sache wird sich ausweisen, wie sie ist, und nicht, wie Er sie sich da zusammengeängstelt hat. Denn" —

So weit war der alte Herr in seiner Rede gekommen, da hörte man draußen eine Last niedersetzen. Der alte Herr stand einen Augenblick stumm und wie versteinert da. Der Valentin hatte durch das Fenster den Blechschmiedegesellen kommen sehen, der eben ablud.

„Der Jörg vom Blechschmied," sagte Valentin, „der die blechernen Guirlanden vollends bringt."

„Und da ist Er erschrocken mit seinen Einbildungen und hat gemeint, sie bringen, wer weiß wen. Wo ist der Fritz?"

„Auf dem Kirchendach," entgegnete Valentin.

„Gut," sagte Herr Rettenmair. „Sag' Er dem Blechschmied, er soll hereinkommen, wenn er fertig ist." Der Geselle that's. Bis Jener herein kam, fuhr Herr Rettenmair noch in gedämpfteren Tönen in seiner Strafpredigt fort. Er sprach davon, wie Menschen sich Einbildungen zusammendichteten und sich darüber ängsteten, wie über wirkliche Dinge; wie die Gedanken dem Menschen über den Kopf wüchsen und ihm keine gute Stunde ließen, wenn er nicht gleich im Anfang sich ihrer erwehre. Es war, als wollte der alte Herr sich über sich selbst lustig machen. Er dachte nicht daran, daß er den Valentin über seinen eigenen Fehler abkanzelte. Dagegen fühlte sich Valentin beschämt, als

treffe ihn die Strafe verdientermaßen; und er hörte den alt
Herrn mit Andacht und Zerknirschung zu, bis der Blechschmie
geſell hereinkam. Herr Rettenmair faßte den Stock, den ih
Valentin in die Hände gab, ſetzte den Hut tief in die Stirn
um der Welt ſo viel als möglich von dem unfreiwilligen G
ſtändniß der todten Augen zu entziehen, und ſchüttelte ſich maj
ſtätiſch in dem blauen Rock zurecht. Valentin wollte ihn fahre
aber er ſagte: „die Frau braucht Ihn; und Er wird wiſſe
was Er in meinem Hauſe zu thun hat.“ Valentin verſtand d
Sinn der diplomatiſchen Rede. Der alte Herr machte ihn ve
antwortlich für das Benehmen der Frau. Herr Rettenmair ab
wandte ſich nun dahin, wo des Blechſchmiedegeſellen Reſpekt
ein leiſes Räuſpern ausbrach, und fragte ihn, ob er Zeit hab
ihn bis auf das Thurmdach von Sankt Georg zu begleiten, w
ſein älterer Sohn arbeite. Der Blechſchmied bejahte. Valent
wagte noch den Vorſchlag, Herrn Fritz lieber rufen zu laſſe
Der alte Herr ſagte grimmig: „ich muß ihn oben ſprechen. E
iſt wegen der Reparatur.“ Darauf wandte er ſich wieder
dem Blechſchmiedegeſellen. „Ich werde Seinen Arm nehmen
ſagte er mit herablaſſendem Grimm. „Ich leide etwas an d
Augen, aber es hat nichts zu ſagen.“

Valentin ſah den Gehenden eine Weile kopfſchüttelnd na
Als der alte Herr aus ſeinen Augen war, fiel die Zuverſic
die er der reſoluten Gegenwalt des alten Herrn verdankte, wi
der zuſammen. Er ſchlug die Hände ineinander vor Angſt;
ihm aber einfiel, er ſtehe in der Hausthür und ſei verantwor
lich für jedes Gerede, das der Ausdruck ſeiner „Einbildunge
veranlaſſen konnte, that er, als habe er die Hände ineinand
gelegt, um ſie behaglich zu reiben.

Der Blechſchmiedegeſelle hatte gehört, Herr Rettenmair
ſchon ſeit Jahren blind; der ſelbſt hatte ihm geſagt, ſein Auge
leiden ſei unbedeutend; er merkte bald, die Leute möchten de
Recht haben. Nun nickte ein raſch Vorübergehender, und a
ſein „Wie geht's?“ lächelte der alte Herr wiederum: „Ich lei
etwas an den Augen, aber es hat nichts zu ſagen.“ Ueber jed

Andern an Herrn Rettenmair's Stelle würde der Gesell gelacht haben; aber die mächtige Persönlichkeit des alten Mannes setzte ihn so in Respekt, daß er den Widerspruch seiner sinnlichen Wahrnehmung mit dessen Worten auf sich beruhen ließ, und zugleich seinen Sinnen glaubte: Herr Rettenmair sei blind, und Herrn Rettenmair selbst: es habe nichts zu sagen.

Das Erscheinen des alten Herrn auf der Straße war ein Wunder, und sicherlich würde es Aufsehen gemacht haben und der alte Herr durch hundert Händeschüttler und Fragen aufgehalten worden sein, hätte nicht ein Anderes die Aufmerksamkeit von ihm abgelenkt. Da lief ein halblaut und schnell Ausgesprochenes durch die Straßen. Zwei, Drei blieben stehen, das Nahekommen eines Dritten, Vierten abwartend, der sich merken ließ, er wisse das, was sie zehn andere ähnliche Gruppen bilden sahen. Dort verkündete es Einer im schnellen Vorbeieilen. Und immer begann es mit einem: „Wißt Ihr schon?" das oft von einem: „Aber was ist denn geschehen?" herausgefordert war. Herr Rettenmair brauchte nicht zu fragen; er wußte, ohne daß es ihm Einer zu sagen brauchte, was geschehen war; aber er durfte sich nicht merken lassen, wie er wußte, daß man eigentlich ihn hätte fragen müssen; man wollte nicht allein wissen, was geschehen war; auch das Wie und Wodurch und das Warum. Der Blechschmiedegeselle meinte, Herr Rettenmair wollte an ihm niedersinken, aber der alte Herr hatte sich nur an den Zaun gestoßen, „es hatte nichts zu sagen." Der Gesell fragte einen Vorübereilenden. „Ein Schieferdecker ist verunglückt in Brambach." „„Wie denn?"" fragte der Gesell. „Ein Seil ist zerrissen. Weiter weiß man noch nichts." Herr Rettenmair fühlte, wie der Gesell erschrak, und daß er über dem Gedanken erschrak, der Sohn des Mannes war verunglückt, den er führte. Er sagte: „Es wird in Lambach gewesen sein. Die Leute haben falsch gehört. Es hat nichts zu sagen." Der Gesell wußte nicht, was er von der Gleichgültigkeit des Herrn Rettenmair denken sollte. Der sagte zu sich, indem das brennende Roth auf seine Wangen trat: „Ja, es muß sein. Es muß sein." Er

dachte daran, es gab Etwas, womit man allen Gerichten, alle Untersuchungen aus dem Wege gehen kann. Das Etwas, da er meinte, mußte ein hartes Etwas sein; denn er biß die Zähn zusammen, als er mit dem Kopfe nickte und zu sich sagte: „E muß sein. Nun muß es sein.“ Der Gesell ging, den alte Herrn führend, wie im Traume neben ihm die Thurmtreppe vo Sankt Georg hinan. Die Leute hatten recht; Herr Nettenmai war doch ein eigener Mann!

Der alte Herr hatte gesagt, er müsse den Sohn auf den Kirchendach sprechen — wegen der Reparatur. Er hatte ohn Absicht in seiner diplomatischen Art geredet.

Es mußte auf dem Kirchendache sein und es galt eine Re paratur, aber nicht die des Kirchendachs.

11.

Zwischen Himmel und Erde ist des Schieferdeckers Reich Zwischen Himmel und Erde, hoch oben auf dem Kirchendach vo Sankt Georg, schaffte Fritz Nettenmair, als der alte Herr sic die Treppe zu ihm hinaufführen ließ. Hier herauf war Fri Nettenmair geflohen vor den Augen der Menschen, die er all auf sich gerichtet meinte, hier herauf hatte er sich geflüchtet, vo seinen Gedanken in einen wüthenden Fleiß. Er hatte die ganz Hölle in seiner Brust mit herauf gebracht; und wie angestreng er schaffte, der Schweiß, der ihm auf der Stirne stand, wa nicht der warme redlichen Mühens, es war der kalte Schwei der Gewissensangst. Er hämmerte Schiefer zurecht und nagelt sie fest, so angstvoll hastig, als nagelte er den Weltenbau fes der sonst einstürzen müßte in der nächsten Viertelstunde. Abe seine Seele war nicht bei dem Hämmern, sie war dort, wo un aufhörlich Stricke rissen und verunglückende Schieferdecker pol ternd hinabstürzten in den gewissen Tod. Zuweilen hielt e plötzlich inne; es war ihm, als müßte er hinunterrufen: „Nac Brambach! Er soll nicht die Leiter besteigen! er soll sich nich auf sein Fahrzeug setzen.“ Aber dann blieben die vielen Hun

derte, die wie Ameisen da unten durcheinander liefen, in Schreck versteinert stehen, und soviel Paar Augen, überfüllt mit Grauen und Abscheu, starrten herauf, und der Häscher kam und stieß ihn vor sich her die Treppe herunter; und vielleicht war es doch zu spät! Dann einmal faltete er die Hände über den Deckhammer und gelobte: stürbe Apollonius nicht, er will ein braver Mann werden. Er denkt nicht, daß ihn das reuen wird, sobald er Apollonius gerettet weiß. — Da kommt Jemand die Treppe herauf — ist's der Häscher schon? Nein. Es weiß Niemand; was er gethan. Er verzerrt sein Gesicht in Trotz und fragt: „Wer will mir was anhaben?" Jetzt hört er Stimmen, und die Klänge der einen davon treffen wie Hammerschläge auf sein gequältes Herz. Das ist die einzige Stimme, die er hier zu hören nicht erwartet. Wird der fragen, dem sie gehört: „Wo ist dein Bruder Abel hin?" Nein. Er will dem Sohne sagen, daß Jener verunglückt ist; er meint, es ist ein Unglückstag und er soll heute nicht mehr arbeiten. Und fragt er doch, die Antwort ist fast so alt, als das Menschengeschlecht: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?" Dabei kommt's ihm wie eine Erleichterung, daß ihm einfällt, der Vater ist blind. Denn er weiß, seine sehenden Augen könnte er jetzt nicht ertragen. Er hämmert und nagelt immer hastiger. Er würde dem Vater ausweichen, wenn er könnte, aber der Dachstuhl ist schmal und der Alte spricht schon an dem Aussteigeloch am Dache. Er will ihn nicht eher bemerken, als bis er muß. „Nun ist's schon gut," hört er den Alten sagen. „Mach' Er seinem Meister mein Compliment; und da ist etwas für Ihn. Trink' Er eine Gesundheit dafür." Fritz Nettenmair hört, der alte Herr setzt sich auf die bloßgelegte Latte im Aussteigeloch, und weiß, der alte Herr füllt die ganze Oeffnung mit seiner Gestalt. Er hört den Dank des Gesellen und seine Tritte, wie sie immer ferner klingen.

„Schönes Wetter," sagt Herr Nettenmair. Der Sohn erräth, der Alte will wissen, ob noch Jemand in der Nähe ist. Es antwortet Niemand; Fritz Nettenmair stirbt der Ton in der Brust; er hämmert immer lauter und hastiger. Er wünscht,

die Stunde, der Tag, das Leben wär' zu Ende. „Fritz!" ru
der Alte. Er ruft noch einmal, und er ruft noch einmal. Fri
Rettenmair muß endlich antworten. Er denkt an den Ru
„Kain, wo bist du?" „Hier, Vater," entgegnet er und hän
mert fort.

„„Der Schiefer ist fest,"" sagte der Alte gleichgültig; „„i
hör's am Klange; er blättert nicht.""

„Ja," entgegnete Fritz mit klappernden Zähnen, „er nimm
kein Wasser."

„„Er ist besser geworden, als früher,"" fährt der Al
fort: „„sie sind tiefer in den Bruch hineingekommen. Es schein
du bist allein."" Ein „Ja" erstirbt im Munde des Sohnes
„„Je tiefer er lagert, desto fester ist das Gestein. Ist kei
Rustung weiter in der Nähe?""

„Keine."

„„Gut. Komm hierher. Hier vor mich.""

„Was soll ich?"

„„Hierher kommen. Was gesagt sein muß, muß leise g
sagt sein.""

Fritz Rettenmair trat, an allen Gelenken schlotternd, v
den Vater. Er wußte, der war blind, und doch suchte er seine
Blicke auszuweichen. Der Alte rang nach Fassung, aber davo
sprach kein Zug in dem verwitterten Gesicht; nur die Dau
seines Schweigens und sein Athem, der das schwere, ächzend
Wandeln des Perpendikels an der nahen Thurmuhr wie ei
müdes Echo nachzuklingen schien. Fritz Rettenmair ahnte au
den Vorbereitungen, was kommen müsse. Er rang nach Tro
Wenn er's in seinem Argwohn erräth, wer will mir's beweisen
Und könnt' er's beweisen, er gibt mich nicht an; davor bin i
sicher. Warum auch sonst will er leise reden? mag er sage
was er will, ich weiß nichts, ich bin nichts gewesen, ich ha
nichts gethan. Sein Gesicht rang sich aus dem Zittern alle
Muskeln bis zum wildesten Ausdrucke des Trotzes hindurc
Der alte Herr schwieg noch immer. Gedämpft klang das Tre
ben der Straßen in die Höhe herauf; unten lag schon violett

Schatten, um das Fahrzeug Apollonius' bebte der letzte Sonnenstrahl. Etwas ferner rauschte ein Zug vom Felde heimkehrender Tauben vorbei. Es war ein Abend voll Gottesfriedens. Tief unten weit hingedehnt die grüne Erde; oben hoch der Himmel, wie ein Kelch aus blauem Krystall darüber gedeckt. Kleine rosige Wölkchen wie Flocken hineingestreut. Der Lärm von unten erlosch immer mehr. Die Luft trug einzelne Töne einer fernen Glocke mit sich und schlug sie leise spielend wie wiederkehrende Wellen gegen das Dach. Dort über der nächsten grünen Höhe, wo sie herkommen, liegt Brambach. Es muß das Abendgeläute von Brambach sein. Hoch am Himmel und tief auf der Erde, überall Gottesfrieden und süß aufgelöstes Hinsehnen nach Ruhe. Nur zwischen Himmel und Erde die beiden Menschen auf dem Kirchdach zu Sankt Georg fühlen nicht seine Flügel. Nur über sie vermag er nichts. In dem einen brennt der Wahnsinn überreizten Ehrgefühls, in dem andern alle Flammen, alle Qualen der Hölle.

„Wo ist dein Bruder?" drang es endlich zwischen den Zähnen des Einen hervor.

„„Ich weiß nicht. Wie soll ich's wissen?"" bäumt sich im Andern der Trotz.

„Du weißt nicht?" Der alte Herr flüsterte nur, aber jedes seiner Worte schlug wie Donner in die Seele des Sohnes. „Ich will dir's sagen. Drüben in Brambach liegt er todt. Das Seil ist über ihm zerrissen und du hast's mit Beilstichen zerschnitten. Der Nachbar hat dich in den Schuppen schleichen sehn. Du hast vor deiner Frau gedroht, du willst es thun. Die ganze Stadt weiß es; eben tragen sie's in die Gerichte. Der erste, der nun die Treppe heraufkommt, ist der Häscher, der dich vor den Richter führt."

Fritz Rettenmair brach zusammen; die Rüstung knackte unter ihm. Der Alte horchte auf. Fiel der Elende am Rande des Gerüstes zusammen, so stürzte er hinab in die Tiefe, und Alles war vorüber! Alles, was sein mußte, war gethan! Eine Herde stieg aus einem nahen Garten in die Höhe und streute ihr lusti-

ges Trill über Bäume und Häuser hin. Glücklichere Menschen hörten den Gesang aus der Ferne; Arbeiter ließen den Spaten ruhen, Kinder Peitsche und Kreisel, und suchten mit himmelaufgewandten Augen den schwebenden klingenden Punkt, und horchten mit verhaltenem Athem hinauf. Der alte Herr Rettenmair hörte die nahe Lerche nicht; er hielt auch den Athem an, aber er horchte hinunter, nicht hinauf. Und es war nichts, das wie Lerchensang klingt, was er erhorchen wollte. Es war ein Poltern auf dem Dach unter ihm, ein gebrochener Angstruf. Er horchte erst voll Hoffnung, dann voll Angst. Nichts klingt herauf. Vor ihm auf den Brettern des Gerüstes röchelt ein schwerer Athem. Er hört, der Zufall, der ihm mitleidig helfend vorgreifen konnte, hat es nicht gethan. Er muß es thun, denn gethan muß es sein. Sonst zeigen die Menschen mit den Fingern auf die Kinder: Die sind's, deren Vater seinen Bruder erschlug und auf dem Hochgericht oder im Zuchthause starb. Und wo es, längst vergessen ist, da dürfen sie sich nur zeigen, da wird es wieder wach; da deuten die Menschen wieder mit den Fingern und wenden sich mit Schaudern von ihnen ab. Das Vertrauen, das er von den Eltern erbt, ist das Kapital, womit der Mensch anfängt. Es muß ihm erwiesen werden, eh er's hat verdienen können, damit er lernt, Vertrauen zu verdienen. Wer wird ihnen Vertrauen erweisen, die mit ihres Vaters Schande gezeichnet gehen? Wie sollen sie Vertrauen verdienen lernen? Mitten unter den Menschen von den Menschen ausgestoßen, müssen sie nicht werden, wie ihr Vater war? Und sein eigenes langes Leben voll Anstrengung, Ehre zu erwerben und zu bewahren, wird rückwärts angefeindet von des Sohnes Schmach. Die Kinder hält man für fähig zu thun, wie der Vater that, und es kann kein ehrlicher Vater gewesen sein, der solchen Sohn hatte! — Immer brennender glühte die Röthe auf der eingefallenen Wange; die zusammengesunkene Brust richtete sich keuchend empor. Er machte unwillkürlich eine vordeutende Bewegung mit dem Arm. Fritz Rettenmair ahnte ihren Sinn und wollte sich aufraffen und wäre wieder umgesunken, stützte er sich nicht mit beiden

Händen. So lag er auf Händen und Knieen vor' dem Alten, als er den Angstruf ausstieß: „Was willst du, Vater? Wonin gehst du um?"

„„Ich will sehn,"" erwiederte der Alte mit pfeifendem Flüstern, „„ob ich's thun muß oder ob du's thun wirst, was gethan sein muß. Und gethan muß es sein. Noch weiß Niemand etwas, was zur Untersuchung führen kann vor den Gerichten, als ich, deine Frau und der Valentin. Für mich kann ich stehen, aber nicht für die, daß sie nicht verrathen, was sie wissen. Wenn du jetzt herabfällst von der Rüstung, so daß die Leute meinen können, du bist ohne Willen verunglückt, dann ist die größte Schande verhütet. Der Schieferdecker, der verunglückt, steht vor der Welt als ein ehrlicher Todter, so ehrlich, als der Soldat der auf dem Schlachtfeld gestorben ist. Du bist einen solchen Tod nicht werth, Bankerutirer. Dich sollte der Henker auf einer Kuhhaut hinausschleifen auf den Richtplatz, Schandbube, der du den Bruder umgebracht hast und hast vergiften wollen das zukünftige Leben der unschuldigen Kinder und mein vergangenes, das voll Ehre gewesen ist. Du hast Schande genug gebracht über dein Haus, du sollst nicht noch mehr Schande darüber bringen. Von mir sollen sie nicht sagen, daß mein Sohn, und von meinen Enkeln nicht, daß ihr Vater auf dem Blutgerüst oder im Zuchthause gestorben ist. Du betest jetzt ein Vaterunser, wenn du noch beten kannst. Dann wendest du dich, als wolltest du wieder zu deiner Arbeit gehen, und trittst mit dem rechten Fuß über die Rüstung. Sag' ich, der Schreck über seines Bruders Unglück hat ihn schwindeln gemacht: mir glauben's die Gerichte und die Stadt. Das ist's, was ein Leben einbringt, das anders gewesen ist, als dein's. Thust du's nicht gutwillig, so stürz' ich mit dir hinab und du hast auch mich auf deinem Gewissen. Die Leute wissen, ich leide an den Augen; ich bin gestrauchelt und hab' mich an dir anhalten wollen und hab' dich mitgerissen. Meines Lebens ist nach dem, was ich heut erfahren hab', keine Dauer mehr und kein Werth; ich bin am Ende, aber die Kinder fangen erst an. Und auf den Kindern soll keine Schande haften,

so wahr ich Rettenmair heiße. Nun besinn' dich, wie es werden soll. Ich zähle fünfzehn Paar Schläge an dem Perpendikel dort.""

Fritz Rettenmair hatte mit wachsendem Entsetzen die Rede des Vaters gehört. Daß seine That noch nicht öffentlich bekannt war, gab ihm Hoffnung. Die Angst vor dem gedrohten Tode weckte einen Theil seiner Kräfte wieder. Er flüchtete sich wieder in seinen Trotz. Hastig sagte er, nachdem der Alte ausgeredet hatte: „Ich weiß nicht, was du willst. Ich bin unschuldig. Ich weiß nicht, was du da von Beilstichen sagst." Er erwartete, der Vater würde auf seine Einwendungen eingehen, wenn auch erst ungläubig. Aber der Alte begann ruhig zu zählen: „„Eins. — Zwei."" — „Vater," fiel er ihm mit steigender Angst in das Zählen, und der Trotz seines Hohnes brach im Flehen: „Hör mich doch nur. Die Gerichte hören einen und du hörst mich nicht. Ich will mich ja hinunterstürzen, weil du mich todt haben willst, ich will sterben, wenn gleich unschuldig. Aber höre mich nur erst!" Der alte Herr entgegnete nicht; er zählte fort. Der Elende sah, sein Urtheil war gesprochen. Der Vater glaubte nicht, was er auch sagen mochte; und er wußte, was der eigensinnige alte Mann sich einmal vorgenommen, das führte er unerbittlich aus. Er wollte sich darein ergeben, dann kam ihm der Gedanke, noch einmal zu flehen; dann fiel ihm ein: er konnte den Alten zurückwerfen und über ihn hin entfliehen, dann: er wollte sich anhalten, wenn der Alte sich an ihn hing, um nicht mitzustürzen. Das konnte ihm kein Mensch verdenken. Dazwischen sah er schaudernd, was ihn erwartete, wenn er floh und die Gerichte faßten ihn doch. Es war besser, er starb jetzt. Aber noch Schrecklicheres erwartete ihn über dem Tode drüben. Er sann zurück und lebte sein ganzes Leben im Augenblicke noch einmal durch, um zu finden, der ewige Richter konnte ihm verzeihen. Seine Gedanken verwirrten sich; er war bald dort, bald da, und hatte vergessen, warum. Er sah die Nebel sich ballen, in denen der Gesell verschwunden war, zugleich sah er zu den hellen Fenstern des rothen Adlers auf, es klang: „Da komm

er ja! Nun wird's famos!" Er stand an den Straßenecken und zählte und die Bretter wollten unter Apollonius nicht brechen, die Stricke über ihm nicht reißen; er stand wieder vor der Frau und sagte über des sterbenden Aennchens Bett gebeugt: „weißt du, warum du erschrickst?" und holte aus zu dem unseligen Schlage; selbst daß er vor dem Vater dalag und hin- und herfann in gräßlich angstvoller Hast, kam ihm vorübersliehend wie in einem Fiebertraum. Dann war's ihm, als käme er zu sich und unendliche Zeit sei vergangen zwischen den Augenblick, wo der Vater die Perpendikelschläge zu zählen begonnen, und jetzt. Es müsse ja Alles gut sein. Er müsse sich nur besinnen, ob er über den Vater hinweggeflohen, oder ob er sich angehalten, als ihn der Vater mit sich hinunterreißen wollte. Aber da lag er noch, dort saß der Vater noch. Er hörte ihn „Neun" zählen und dann schweigen. Die Besinnung verließ ihn völlig.

Der alte Herr aber schwieg wirklich. Er zählte nicht mehr. Sein scharfes Ohr hörte einen eilenden Schritt auf der Treppe. Er griff nach dem Sohne und hielt ihn, wie um seiner gewiß zu sein, daß er ihm nicht entgehe. Er fühlte an der Kälte und Widerstandslosigkeit des Gliedes, das er gefaßt, es sei unnöthig, den Sohn zu halten! er müsse ohnmächtig sein. Eine neue Sorge erwuchs ihm daraus. War der Sohn ohnmächtig, so mußte er, wenn möglich das fremden Blicken entziehn. Auch diese Ohnmacht konnte den Verdacht entstehen oder wachsen machen. Er erhob sich und wandte sich von der Dachluke nach dem Kommenden. Er war unschlüssig, sollte er die Luke mit seinem Körper decken, oder dem Kommenden entgegen gehen. Der Geselle, den er vorhin nach Brambach geschickt — denn dieser war's, der so eilig kam — hustete auf der Treppe. Den konnte er abhalten von der Rüstung; ja, er konnte ihm vielleicht den Anblick des darauf Liegenden entziehen, wenn er ihm entgegen ging und ihm noch auf der Treppe abfertigte. So vielleicht gewisser, als wenn er vor der Luke stehen blieb, da es wahrscheinlich war, er verdecke dieselbe doch nicht völlig. Jetzt fühlte der alte Herr erst, wie das, was er heute erfahren, seine

Kraft gelähmt. Aber der Geſell merkte nichts davon; als er den alten Herrn, an den Treppenbalken gelehnt, ihm den Weg verſperren ſah.

„Soll ich ihn herholen, Herr Nettenmair?“ fragte der Geſell, indem er auf der Treppe ſtehen blieb.

„„Wen?““ fragt Herr Nettenmair dagegen. Er hatte Mühe, ſeine künſtliche Ruhe zu bewahren. War der Geſell in Brambach geweſen, ſo konnte er nicht ſo ruhig ſprechen, er mochte ſprechen von wem er wollte.

„Nun, er wird nunmehr daheim ſein,“ entgegnete der Geſell. Der alte Herr wiederholte ſeine Frage nicht; er mußte ſich an dem Balken feſthalten, an dem er lehnte. „Er war ſchon auf dem Wege,“ fuhr der Geſelle fort; „ich bin mit ihm bis an's Thor gegangen. Da hat er mich zum Blechſchmied geſchickt, ich ſollte fragen, ob das Blechzeug endlich fertig wär. Der Jörg ſagte, er hätt's ſchon hingeſchafft, und käm' eben vom Thurmdach von Sankt Georg, da hätt' er den alten Herrn Nettenmair hinaufgeführt. Da hab' ich gemeint, er wird noch oben ſein; und weil's ſo eilig war, wollt' ich ihn fragen, ob ich vielleicht den Herrn Apollonius heraufſchicken ſoll.“

Jetzt erſt gelang's Herrn Nettenmair, den Balken, an dem er ſich hatte feſthalten müſſen, herauf und herunter zu betaſten, als habe er ihn nur umfaßt, um ihn zu unterſuchen. Da er fühlte, ſeine Hände zitterten, gab er ſeine Unterſuchung auf. Er ſagte ſo grimmig, als er im Augenblick vermochte: „„Ich komme ſelber hinunter. Wart' Er auf dem Abſatz, bis ich Ihn rufe.““ Der Geſelle gehorchte. Herr Nettenmair ſchöpfte tief Athem, als er ſich nicht mehr beobachtet wußte. Aus dem Athem ward ein Schluchzen. Jetzt, da der Seelenkrampf, in dem er ſich ſeit Valentins Mittheilung befunden, ſich zu löſen begann, trat erſt der Vaterſchmerz hervor, den die leidenſchaftliche Anſtrengung für die Ehre des Hauſes bisher nicht zu Worte hatte kommen laſſen. Er fand nun erſt Zeit, das Unglück des rechtſchaffenen Sohnes zu beweinen, als ſich zeigte, es hatte ihn nicht getroffen. Aber es fiel ihm ein, der brave Sohn ſchwebt noch immer in

der gleichen Gefahr, so lang der schlimme sich in seiner Nähe befindet. Auch diesen Fall hatte er in seinem Plane vorgesehen, und sich gesagt, was er dann thun müsse. Die bisherige Kraft, die nur eine angemaßte war, hätte ihn mit dem Krampfe verlassen, galt es nicht noch immer die Rettung des braven Sohnes und die Ehre seines Hauses. Er tastete sich nach der Dachluke hin. Fritz Nettenmair war unterdeß aus seiner Betäubung wieder erwacht und es war ihm gelungen, aufzustehen. Der alte Herr hieß ihn von der Rüstung hereintreten und sagte: „Morgen vor Sonnenaufgang bist du nicht mehr hier. Sieh', ob du in Amerika wiederum ein anderer Mensch werden kannst. Hier bist du in Schande und bringst Schande. Nach mir gehst du heim; Geld sollst du haben; du machst dich fertig. Du hast seit Jahren nichts für Weib und Kind gethan; ich sorge für sie. Vor Tagesanbruch bist du auf dem Weg. Hörst du?"

Fritz Nettenmair wankte. Eben noch hatte er dem unausweichlichen Tode in die Augen gesehen; nun sollte er leben! Leben, wo Niemand wußte, was er gethan, wo ihn nicht jedes zufällige Geräusch mit dem Wahnbild des Häschers schrecken durfte. In diesem Augenblicke fühlte er selbst das als ein Glück, daß er fern sein sollte von dem Weibe, um das er Alles gethan, was er gethan; und in deren Anschauen er Tag für Tag Alles mitsehen sollte, was er gethan; die seine That wußte, von der jeder Blick eine Drohung war, ihn der Vergeltung zu überliefern. Es graute ihm vor dem Hause, in dem ihn stündlich Alles erinnern mußte an das, was er unter dem fremden Himmel ganz zu vergessen hoffte, und sich vormachte, durch ein neues Leben abbüßen zu wollen. Am liebsten wäre er sogleich unmittelbar von der Stelle, wo er jetzt stand, dem Rettungshafen zugeeilt.

„Apollonius ist nicht gestürzt," fuhr der Alte fort und Fritz Nettenmairs ganzer neuer Himmel versank. Das alte Gespenst hatte ihn wieder in seinen Fäusten. Nun liebte er wieder das Weib, das zu fliehen er eben noch sich gefreut. Mit dem Gegenstande seines Hasses lebte der Haß und die Liebe wieder auf,

und beide waren Höllenflammen. Er meinte, Alles habe er gekonnt; Sterben war ein Scherz, lag nur auch der Nebenbuhler todt. Gewiſſensangſt, das drohende Jenſeits, Alles war erträglich, nur Eins nicht: ſie in ſeinen Armen zu wiſſen. Der Alte hatte des Sohnes Ja erwartet. „Du gehſt," ſagte er, als dieſer ſchwieg. „Du gehſt. Du biſt morgen vor Tag noch auf dem Weg nach Amerika, oder ich bin auf dem Weg in die Gerichte. Soll Schande ſein, ſo iſt's beſſer bloße Schande, als Schande und Mord. Denk', ich hab's geſchworen, und nun thu', was du willſt."

Der alte Herr rief den Geſellen herauf und ließ ſich heimführen.

15.

Unterdeß war das Gerücht, das dem alten Herrn auf ſeinem Wege nach Sankt Georg begegnet war, auch in die Straße gekommen, wo das Haus mit den grünen Laden ſteht. Vor den Fenſtern erzählte es ein Vorübergehender einem andern. Die Frau hörte nichts als: „Wißt ihr's ſchon? In Brambach iſt ein Schieferdecker verunglückt." Dann ſank ſie vom Stuhle, von dem ſie aufſpringen wollte, auf die Dielen. Wiederum mußte der alte Valentin ſeinen Schmerz um Apollonius über der Angſt und Sorge um die Frau vergeſſen. Er eilte hinzu. Den Fall ganz verhindern konnte er nicht, nur den Kopf der Frau vor der ſcharfen Kante des Stuhlbeins bewahren. Da ſaß er neben der liegenden Frau auf den Füßen und hielt in den zitternden Händen Nacken und Kopf der Frau. Von ſeinem Griffe war ihr das volle dunkelbraune Haar über der Stirne aufgegangen und verdeckte das bleiche Geſicht. Ihre vorderen Haare hatten einen Drang, ſich in natürlichen Locken zu kräuſeln, den ſie durch das ſcharfe Anziehen der Scheitel nur vorübergehend überwinden konnte. Es war, als hätten ſie die Ohnmacht ihrer Beſitzerin benutzt, ihm nachzugeben. Der alte Valentin machte ſich die Hände frei, indem er ihre Laſt vorſichtig leiſe auf den Boden

gleiten ließ, und versuchte die Haare aus dem Gesicht zu streichen. Er mußte sehen, ob sie noch lebe. Das verursachte ihm lange Zeit vergebliche Mühe; die Angst machte seine alten Hände noch ungeschickter; dazu kam die eigene Scheu, die einen alten Junggesellen unerbittlich in so enger weiblicher Nähe befängt; und der Eigensinn der Haare, die immer wieder im krausen Gelock über dem Gesichte zusammenschlugen. Der Hals- und der Schläfenpuls wehrten sich dagegen, er sah, wie sie die Haare mit ihren Schlägen bewegten und faßte wieder Hoffnung. Auf dem Tisch stand eine Flasche mit Wasser; er goß sich davon in die hohle Hand und spritzte es ihr auf Haare und Gesicht. Das wirkte. Sie machte eine Bewegung; er half ihr den Oberleib aufrichten und stützte ihn. Sie strich sich nun selbst die widerstrebenden Haare aus dem Gesicht und sah sich um. Ihr Blick hatte etwas so Fremdes, daß der Valentin von Neuem erschrack. Dann nickte sie mit dem Kopfe und sagte mit leiser Stimme: „Ja." Valentin verstand, sie sagte sich, sie habe die schreckliche Nachricht gehört und nicht geträumt. An dem Ton ihrer Stimme hörte er, sie sagte sich wohl, was geschehen, aber sie begriff es nicht. Es war, als ginge es nicht sie an, was sie sich sagte, und als besänne sie sich, wen es wohl betreffen möge. Sie ahnte wohl, es war Schreck und Schmerz, wenn sie dahinter kam, aber sie wußte in dem Augenblicke nicht, was Schreck ist und Schmerz; ein traumhaftes Vorgefühl von Händezusammenschlagen, Erbleichen, Umsinken, Aufspringen, händeringendem Umhergehen, Müdigkeit, die auf jeden Stuhl, an dem sie vorbeiwankt, niedersinken möchte, und doch weiter getrieben wird, von fortwährendem wilden Zurückbäumen und wieder matt nach vorn auf die Brust Sinken des Kopfes; ein traumhaftes Vorgefühl von alle dem wandelte in der Stube vor ihr, wie ihr eigenes undeutliches, fernes Spiegelbild, hinter einem bergenden Florschleier. Näher und unterscheidbarer war ein dumpfer Druck über der Herzgrube, der zum stechenden Schmerze wuchs, und das angstvolle Wissen, er müsse sie ersticken, wenn sie das Weinen nicht finden könne, das Alles heilen müsse. So saß sie lange

regungslos und hörte nichts von alle dem, was der alte Valentin in seiner Angst ihr vorsprach. Es war nichts daran verloren; der Alte glaubte selbst nicht an seine Trostgründe, wenn er ihr beweisen wollte, Apollonius könne nicht verunglückt sein; er sei zu vorsichtig dazu und zu brav. Und vollends die Geschichte aus seiner Jugend, wo sich Leute, die nun lange todt sind, von einem ähnlichen Gerüchte vergeblich hatten schrecken lassen! Er wußte es und erzählte doch immer fort und beschrieb die Personen, als müßte es die Frau unfehlbar beruhigen, wenn sie den alten Amtmann Kern und seine Haushälterin vor den Augen ihres Geistes sähe, wie sie damals leibten und lebten. Er hätte sein Leben hingegeben, um ihr zu helfen; er wußte in seiner Rathlosigkeit nicht, wie? So suchte er sich selbst über die Angst des Augenblicks durch immer eifrigeres Erzählen hinauszuhelfen. Dabei belauschte er die kleinste Bewegung in den Zügen des bleichen schönen Gesichtes; und je schöner und jugendlicher es ihm vorkam, desto schwerer schien ihm, was sie litt, und desto eifriger wurde sein Erzählen. Als eine siebenzehnjährige Braut hatte er sie in das Haus mit den grünen Laden einziehen sehen, acht Jahre hatte er in ihrer Nähe gelebt. Die bis in ihr vier und zwanzigstes ein innerlich unberührtes, heiter mit den Dingen spielendes Kind gewesen, was hatte sie in den letzten zwei Jahren erduldet! Und wie schön war sie immer geblieben in ihrem Dulden, wie schön hatte sie geduldet! Nun lag sie zerbrochen als halb aufgeschlossene Blume da vor seinen alten Augen, die so oft um sie geweint; mehr über die Milde und unbewußte, unzerstörbare Hoheit, womit sie ihr Unglück trug, als über ihr Unglück selbst. Es giebt rührende Gestalten, die die Angst, die selbst der Zorn nicht entstellt; die in all ihrem Thun, selbst in ihrem Lächeln, selbst in ihrer lauten Freude uns bewegen, deren Anblick uns rührt, ohne daß wir an einen Schmerz, an ein Leiden bei ihrem Anschauen denken müssen. Es ist auch keine schmerzliche Rührung, die wir da empfinden; und der Schmerz selbst hat auf solchem Gesicht eine wunderbare Kraft, uns zugleich zu trösten und rührend zu erheben, indem er uns

zum tiefsten Mitleid mit seinem Träger dahinreißt. Als eine solche Gestalt hatte Christiane, so lang er sie kannte, vor des alten Valentin Augen gestanden, als eine solche lag sie jetzt vor ihm da.

Endlich hatte sie das Weinen gefunden. Der alte Valentin lebte wieder auf; er sah, sie war gerettet. Er las es in ihrem Gesichte, das, so ehrlich wie sie selbst, nichts verschweigen konnte. Er saß und hörte mit so freudiger Aufmerksamkeit auf ihr Weinen, als wär's ein schönes Lied, das sie ihm vorsange. In den Augenblicken, wo der Mensch der stärkeren Natur sich ohne Abzug hingeben muß, erkennt man am sichersten seine wahre Art. Was von Thierheit im Menschen unter der hergebrachten Schminke sogenannter Bildung oder vorsätzlicher Verstellung verborgen lag, tritt dann unverhohlen hervor in den Bewegungen des Körpers und in dem Ton der Stimme. Der alte Valentin hörte die reine Melodie in Christianens Stimme im hingegossenen Weinen, welche sie nach dem Schlag über Aennchens Bett im Doppelschrei von Schmerz und Entrüstung nicht verloren hatte. Sie hatte sich ausgeweint und erhob sich; der alte Valentin hätte ihr nicht zu helfen gebraucht. Sie machte sich zum Ausgehen fertig. Ihr Wesen hatte etwas feierlich Entschiedenes angenommen. Valentin sah's mit Erstaunen und Sorge. Ihm fiel seine Verantwortlichkeit ein. Er fragte ängstlich, sie wolle doch nicht fort? Sie nickte mit dem Kopfe. „Aber ich darf Sie nicht fortlassen," sagte er. „Der alte Herr hat mir's mit Ketten auf die Seele gebunden."

„„Ich muß,"" sagte sie. „„Ich muß in die Gerichte. Ich muß sagen, daß ich schuld bin. Ich muß meine Strafe leiden. Der Großvater wird sich meiner annehmen. Ich möchte den Herren sagen, sie sollen ihn zu dem Aennchen legen; er hat's so lieb gehabt. Ich möchte auch dabeiliegen, aber das werden sie nicht thun. Nein, davon will ich nichts sagen.""

Valentin wußte nicht, was er erwidern sollte. Er durfte sie nicht fortlassen und sah an ihrer Entschiedenheit, er würde sie nicht aufhalten können. „Wenn nur der alte Herr erst da

wäre!" dachte er. Er ſagte: „Thäten Sie dem alten Valentin nichts auf der Welt zu lieb?"

Sie ſah ihn aus ihrem Schmerze freundlich an und entgegnete: „„Wie ihr fragen könnt! Ihr habt ihn immer lieb gehabt und das vergeß' ich euch nicht, ſo lang ich noch lebe. Er iſt geſtorben und ich muß auch ſterben. Kann ich euch noch etwas thun, eh' ich gehen muß, ſo dürft ihr's nur ſagen. Wenn ichs auch thun kann und wenn ihr nicht verlangt, daß ich nicht gehen ſoll.""

„Nein," ſagte der Alte. „Das nicht. Aber wenn Sie nur ſo lange bleiben wollten, bis der alte Herr zurückkommt, daß ich meiner Verantwortlichkeit ledig bin." Dem Alten war's nicht allein um ſich zu thun. Er hoffte zugleich, der alte Herr würde in ſeiner Geiſtesgegenwart ein Mittel finden, wodurch ſie von ihrem Vorhaben abzubringen ſei.

Die Frau nickte ihm zu. „„So lang will ich warten,"" entgegnete ſie.

Den Alten trieb Sorge und Hoffnung hinaus, zu ſehen, ob Herr Rettenmair noch immer nicht komme. Chriſtiane holte ihr Geſangbuch vom Pulte und ſetzte ſich damit an den Tiſch.

Der Valentin blieb länger aus, als er ſelbſt gedacht hatte. Als er wieder hereinkam, war er nicht mehr der, der vorhin hinausgegangen. Er war verwirrt und verlegen, aber ganz anders verwirrt als vorhin. Er ſtand immer im Begriff, etwas zu thun oder zu ſagen, worüber er erſchrack und etwas anderes that oder ſagte und wiederum ungewiß ſchien, ob er nicht auch darüber erſchrecken ſollte. Immer, und wenn er gar nichts geſagt hatte, meinte er, er habe zuviel geſagt. Manchmal war's, als ob er lachte; dann ſah er wieder deſto trauriger aus. Und das paßte nicht zu dem, was er ſprach; denn er redete vom Wetter. Dazwiſchen machte er ſich viel an der Thür zu ſchaffen, die er immer wieder einmal öffnete; zuletzt blieb er im Hausflur ſtehn, wo er den Gang nach dem Schuppen hin überſehen konnte; und es waren die wunderlichſten Vorwände, durch die er all dieſe Thätigkeiten rechtfertigte. Die junge Frau bemerkte erſt die Veränderung nicht, dann beobachtete ſie ihn verwundert und

immer ahnungsvoller. Zuletzt hatte er sie angesteckt mit seinem Wesen. Wenn er unwillkürlich lachte, glühte sie in Hoffnung auf, wenn er dann sein trauriges Gesicht machte, drückte sie die Hände zusammen und wurde wieder bleich. Sie folgte seinen Augen, ihm selbst nach der Thür und erschrack, so oft er sie öffnete. Dabei sprachen sie immer vom Wetter; wären sie ruhig gewesen, sie hätten über ihre eigenen Reden lachen müssen; aber man sah, er fürchtete sich, etwas zu sagen, sie fürchtete sich, nach dem Etwas zu fragen. Zuletzt preßte sie beide Hände bald gegen das Herz, das das Mieder durchschlagen wollte, bald gegen die brennenden, hämmernden Schläfe. Der Alte meinte sie endlich vorbereitet genug, das Wetter fahren zu lassen. „Ja," sagte er, „es ist ein Tag, wo die Todten aufstehen möchten, und wer weiß — aber thun Sie mir noch das zu lieb und erschrecken Sie nicht." Sie erschrack dennoch. Sie sagte zu sich: „Aber es ist ja nicht möglich!" Und sie erschrack doch eben, weil es mehr als möglich, weil es gewiß war. „Da sehen Sie einmal dahinter," schluchzte der Alte, der nur lachen wollte. Sie sah den Gang hin; sie hatt' es gethan, eh' der Alte sie dazu aufforderte. Der alte Valentin eilte aus der Vorderthür, dem alten Herrn die Freudenpost zu bringen; selig und stolz auf sein klug durchgeführtes Werk. Die junge Frau hielt sich fest an dem Thürpfosten, als sie den Schritt hörte durch den Schuppen. Aber auch der Thürpfosten stand nicht mehr fest, sie selbst nicht mehr auf dem festen Boden; sie schwindelte zwischen Himmel und Erde. Und als sie ihn kommen sah, war nichts mehr auf der Welt für sie, als, als der Mann, um den sie wochenlang mehr als Todesangst geduldet; Alles ging um sie in Wirbel, erst die Wände, der Boden, die Decke, dann Bäume, Himmel und grüne Erde; ihr war, als ginge die Welt unter und sie würde erdrückt im Wirbel, hielte sie sich nicht fest an ihm. Sie fühlte wie sie hinsank, dann nichts mehr.

Apollonius war hinzugeeilt und hatte sie aufgefangen. Da fand er, und hielt das schöne Weib in seinen Armen, das Weib, das er liebte, das ihn liebte. Und sie war bleich und schien

todt. Er trug sie nicht in die Stube, er ließ sie nicht herabgleiten auf die Erde, er that nichts, sie zu beleben. Er stand verwirrt; er wußte nicht, wie ihm geschehen war, er mußte sich besinnen. Der alte Valentin hatte ihn noch nicht gesprochen; er hatte nur durch den Gesellen, der vom Blechschmied nach Sankt Georg eilte, erfahren, Apollonius folge ihm, und werde bald hier sein. Apollonius war vom Nagelschmied am Thor aufgehalten worden. Dann hatte er geeilt, dem Befehle des Vaters nachzukommen. Daß ihn der Vater rufen ließ, hatte ihn befremdet; er konnte sich nicht denken, warum. Von dem Sturze eines Schieferdeckers in Tambach hatte er gehört, aber er wußte nicht, daß das Gerücht die Ortsnamen verwechselt hatte, und daß Jemand glauben könnte, ihn habe das Unglück getroffen. So gänzlich unvorbereitet auf das, was ihm der nächste Augenblick bringen sollte, war er durch den Schuppen gekommen. Er wollte sogleich zu dem Vater auf dessen Stübchen, da hatte er die junge Frau den Gang herstürzen und mit dem Umsinken kämpfen sehen und war ihr entgegengeeilt. Und nun hielt er sie in den Armen. Die Gestalt, die er, schmerzlich mühsam und doch vergebens, seit Wochen von sich abzuwehren gerungen, deren bloßes Gedankenabbild all' sein Wesen in eine Bewegung brachte, die er sich als Sünde vorwarf, lag in schwellender, athmender, lastender, wonneängstigender Wirklichkeit an ihn hingegossen. Ihr Kopf lehnte rückwärts gesunken über seinen linken Arm; er mußte ihr in das Antlitz sehen, das schöner, gefährlich schöner war, als seine Träume es malen konnten. Und jetzt überflog ein Rosenschein das weiße Antlitz bis in die weichen braunen Haare, die in den milden, selbstgeschlungenen Locken über die Schläfe hinabrollten, die tiefen blauen Augen öffneten sich, und er konnte ihrer Gewalt nicht entfliehen. Und nun sah sie ihn an und erkannte ihn. Sie wußte nicht, wie sie hierher und in seine Arme gekommen, sie wußte nicht, daß sie in seinen Armen lag; sie wußte nichts, als daß er lebte. Wie konnte sie noch einen Gedanken denken neben dem! Sie weinte und lachte zugleich, sie umschlang ihn mit beiden Armen, um seiner gewiß

zu sein. Und doch fragte sie noch in angstvoll drängender Hast: „Und bist du's denn auch? Bist du's gewiß? Und lebst noch? Und bist nicht gestürzt? Und ich habe dich nicht getödtet? Und du bist's? Und ich bin's? Aber er — er kann kommen!" Sie sah sich wild um. „Er will dich tödten. Er wird nicht eher ruhen." Sie umfaßte ihn, als wollte sie ihn mit ihrem Leibe decken gegen einen Feind; dann vergaß sie die Angst über der Gewißheit, daß er noch lebte, und lachte wieder und weinte zugleich und fragte ihn wieder, ob er auch noch lebe, ob er's auch sei. Aber sie mußte ihn ja warnen. Sie mußte ihm Alles sagen, was Jener ihm gethan, und was er ihm noch zu ihm gedroht. Sie mußte es schnell; jeden Augenblick konnte Jener kommen. Warnung, süß unbewußtes Liebesgeschwatz, Weinen, Lachen, Seligkeit, Angst, Schmerz um das verlorene Glück; Anklage wie des Kindes beim Vater; das Bedürfniß seiner Liebe, mit Allem, was sie ist, was sie kümmert, ein Gedanken seines Geistes, ein Gefühl seiner Seele zu sein, das er denkt und fühlt wie seine andern; bräutliche Verwirrung und Vergessen der ganzen Welt über den einen Augenblick, der ihr eigentliches Dasein ist, — denn Alles, was war und werden kann, ist blos Schatten — was sie erzählt, hat sie geträumt und erlebt, fühlt und weiß es erst jetzt; was gewesen ist und kommen wird, ist gewesen und kommt nur, damit dieser Augenblick sein kann; vor und nach diesem Augenblick ist die Zeit zu Ende; — alles das durchdrang sich, alles das zitterte zugleich in jedem einzelnen Klang der fliegenden, sich pressenden Rede. „Er hat mich und dich belogen. Er hat mir gesagt, du verhöhntest mich und hättest meine Blume vor den Gesellen ausgeboten. Auch du weißt's ja noch, beim Pfingstschießen die Blume, das kleine Glöckchen, das ich liegen ließ. Und du hast's ihm geschickt. Ich hab's gesehen. Ich wußte nicht, warum. Du hast mich gedauert. Daß du so still warst und trüb und so allein, das hat mir weh gethan. Da hat er mir beim Tanz gesagt, du hättest deinen Spott über mich. Da gingst du in die Fremde und er hat mir gesagt, wie du in deinen Briefen über mich spottest; das that mir weh. Du glaubst

nicht, wie weh mir das that, wenn ich schon nicht gewußt hab', warum. Der Vater wollte, ich sollte ihn frein. Und wie du kamst, hab' ich mich vor dir gefürchtet; du hast mich immer noch gedauert und ich hab' dich immer noch geliebt und wußt' es nur nicht. Er selbst hat mir's erst gesagt. Da bin ich dir ausgewichen. Ich wollte nicht schlecht werden und will's auch nicht. Gewiß nicht. Dann hat er mich gezwungen, zu lügen. Dann hat er mir gedroht, was er dir thun wollte. Er wollte machen, daß du stürzen müßtest. Es wär' nur Scherz; aber, sagt' ich's dir, dann wollte er's im Ernste thun. Seitdem hab' ich keine Nacht geschlafen; die ganzen Nächte hab' ich aufgesessen im Bett und bin voll Todesangst gewesen. Ich hab' dich in Gefahr gesehen und durft' es dir nicht sagen und durfte dich nicht retten. Und er hat die Seile zerschnitten mit der Axt in der Nacht, eh' du nach Brambach gingst. Der Valentin hat mir's gesagt, der Nachbar hat ihn in den Schuppen schleichen sehen. Ich hab' dich todt gemeint und wollte auch sterben. Denn ich wär' Schuld gewesen an deinem Tod und stürbe tausendmal um dich. Und nun lebst du noch und ich kann's nicht begreifen. Und es ist Alles noch wie es war; die Bäume da, der Schuppen, der Himmel, und du bist doch nicht todt. Und ich wollte auch sterben weil du todt warst. Und nun lebst du noch, und ich weiß nicht, ist's wahr oder träume ich's nur. Ist's denn wahr? Sag' du mir's doch: ist's wahr? Dir glaub' ich Alles, was du sagst. Und sagst du, ich soll sterben, so will ich's, wenn du's nur weißt. Aber er kann kommen. Vielleicht hat er gelauscht, daß ich dir's sagte, was er will. Schick den Valentin in die Gerichte, daß sie ihn fortführen und er dir nichts mehr thun kann!"

So schwärmte, lachte und weinte das fiebernde Weib in seinen Armen fort. Alles vergessend, wie ein Kind an einem Abgrund spielend, den es nicht sieht, ruft sie unbewußt eine Gefahr herbei, tödtlicher als die, über deren Vorbeigehen sie jubelt, drohender als die, wogegen sie den Mann mit ihrem Leibe decken will. Sie ahnt nicht, was ihr leidenschaftlich Thun, die Süßigkeit ihrer unbekümmerten Hingebung, was ihre Liebkosungen, was

hr warmes, ſchwellendes Umfangen in dem Manne aufregen
muß, der ſie liebt; daß ſie Alles thut, was den Mann, deſſen
Rechtlichkeit und Edelmuth ſie ſich ſo unbekümmert anheim gibt,
Rechtlichkeit und Edelmuth im Tumulte des Blutes vergeſſen
machen kann. Sie hat keine Ahnung, welchen Kampf ſie in ihm
ntzündet, und wie ſie ihm den Sieg erſchwert, wenn nicht un-
möglich macht. Und er weiß nun, das Weib in ſeinen Armen
ar ſein; der Bruder hat ihn um ſie und ſie um ihn betrogen.
etzt weiß er's, wo das Weib in ſeinen Armen ihm die Größe
es Glückes zeigt, um das der Bruder ihn betrogen hat. Er
at ſie geraubt und noch mißhandelt; und für Alles, was er um
n gelitten, gethan, verfolgt er ihn noch und ſteht ihm nach dem
eben. Gehört das Weib dem, der ſie ihm geſtohlen, der ſie
ißhandelt, den ſie haßt? Oder ihm, dem ſie ſchändlich geſtohlen
orden iſt, der ſie liebt, den ſie liebt? Das Alles waren nicht deutliche
edanken; hundert einzelne Empfindungen, die, in den Strom
ines tiefen und wilden Gefühls hingeriſſen, durch ſeine Adern
irzten und die Muskeln ſeiner Arme ſpannten, etwas, das ſein
, an ſein Herz zu preſſen. Aber eine dunkle Angſt drängt dem
trom entgegen und hält die Muskeln wie im Starrkrampfe
t. Das Gefühl, er will etwas thun und er iſt ſich nicht klar,
s es iſt, wohin es führen kann; eine ferne Erinnerung, daß
ein Wort gegeben hat, das er brechen wird — er läßt ſich
treißen; die dunkle Vorſtellung, als ſtehe er wie an ſeinem
iſche, und, bewege er ſich, ehe er ſich umgeſehen, könne er
as wie ein Tintenfaß auf etwas wie Wäſche oder ein werth-
les Papier werfen: Alle dem lag die angſtvolle Vorahnung
Grunde, er könne mit Einer Bewegung etwas verderben, was
t wieder gut zu machen ſei. Er rang ſchon lange unter den
auſchenden Tönen nach Etwas, bevor er wußte, daß er rang
daß dies Etwas die Klarheit war, das Grundbedürfniß ſeiner
tur. Und nun kam ſie und ſagte: „das Wort, das du ihm ge-
n haſt, iſt, die Ehre des Hauſes aufrecht zu erhalten, und was du
n willſt, muß ſie zernichten.“ Er war der Mann und mußte
ſich und ſie einſtehen. Die Klarheit brandmarkte den Ver-

rath, den er mit einem Drucke, mit einem Blicke, an dem rührenden unbedingten Vertrauen üben würde, das aus des Weibes Hingebung sprach, mit aller Schmach, die sie fand. Sie zeigte ihm die Reinheit des Gesichtes, das an seinem Herzen lag und schwärmend zu ihm aufsah, und wie er mehr an ihr und an sich selbst verderben würde, als das war, worüber er ihren und seinen Feind anklagte. Noch stand die heilige Scheu schützend zwischen ihm und ihr, die ein einziger Druck, ein einziger Blick, für immer verscheuchen konnte. Und doch sah er angstvoll sich nach einem Helfer um. Wenn nur Valentin käme! Dann mußt' er sie aus seinen Armen lassen. Valentin kam nicht. Aber die Scham über seine Schwäche, die die Hülfe außen suchte, wurde zum Helfer. Er legte die Kraftlose sanft auf den Rasen. Als er die weichen Glieder aus den Händen ließ, verlor er sie erst. Er mußte sich abwenden und konte einem lauten Schluchzen nicht wehren. Da sah der jüngste Knabe neugierig in den Hof. Er eilte hin, hob das Kind in seine Arme, drückte es an sein Herz und stellte es zwischen sich und sie. Es war eigen; mit dem Drucke, mit dem er das Kind an sein Herz gedrückt, entband sich der wilde Drang und nun erst lösten sich die gespannten Muskeln. Er hatte sie in dem Kinde an sein Herz gedrückt, wie allein er sie an sein Herz drücken durfte.

Die Frau sah ihn den Knaben zwischen sich und ihn stellen und verstand ihn. Glühende Röthe stieg ihr bis unter die wilden braunen Locken. Sie wußte nun erst, daß sie in seinen Armen gelegen, daß sie ihn umfaßt und mit ihm gesprochen hatte wie es nur erlaubte Liebe darf. Sie sah nun erst die Gefahr an deren Abgrund sie ihn und sich gestellt. Sie richtete sich auf den Knieen auf, als wollte sie ihn flehen, sie nicht zu verachten. Zugleich fiel ihr wieder ein, der Mann konnte sie belauscht haben und die Drohung noch vollziehen. Dann hatte sie ihn durch die Freude über seine Rettung erst verdorben. Er sah das Alles und litt es mit ihr. Er hatte sich abgekämpft, ihr nicht zu zeigen, was in ihm vorging; aber in seinem Innern war der Kampf selbst nicht ausgekämpft. Er neigte sich zu ihr und sagte

„Du bist meine brave Schwester. Du bist braver als ich. Und über uns und deinem Manne ist Gott. Aber nun geh hinein, Schwester, liebe, brave Schwester.“ Sie wagte nicht aufzusehen, aber durch die gesenkten Lider sah sie seine Milde, das tiefe, unausschöpfbare Wohlwollen, die unvertilgbare Menschenachtung auf seiner leuchtenden Stirne und um den sanften Mund. Und wie er ihr bewußter und unbewußter Maßstab war, wußte sie nun, sie war nicht schlecht, sie konnt' es nicht werden; er trug sie bewahrt wie die Mutter das Kind vorsichtig auf starken Armen. Er wuchs ihr, wie sie ihn durch die gesenkten Lider sah, mit dem Haupte bis an den Himmel. Sie wußte, daß ihm der Mann nicht schaden konnte. Apollonius gab ihr den Knaben in den Arm und bot die Hand, sie aufzurichten. Sie bebte unter der Berührung und wie sie noch auf den Knieen lag, stieg ihr Gedanke zu ihm auf wie ein Gebet. Er führte sie an die Thüre. Vom Schuppen her kam Herr Rettenmair mit dem Gesellen. Fritz Rettenmair, der ihnen nachschlich, sah noch, wie er sie führte.

16.

Von Allem, was er heute gewollt und gelitten, stand nichts in Herrn Rettenmair's verknochertem Antlitz zu lesen, als er heimkam. Die junge Frau und Valentin mußten eine Predigt über grundlose Einbildungen anhören; denn die Geschichte hatte sich ausgewiesen, wie sie war, nicht wie sie der Valentin zusammengeängstelt hatte. Der Rette Fritz Rettenmair's gedachte er als eines lang von demselben gehegten, aber von ihm erst heute genehmigten Vorhabens. Apollonius erhielt den Befehl, sogleich mit den Geschäftsbüchern auf den alten Herrn Stube zu kommen. Der alte Herr gab vor, er wollte den Stand des Geschäftes genau kennen lernen; sein wahrer Zweck dabei war, Apollonius so lange bei sich in Sicherheit zu behalten, bis sein Bruder abgereist sei. Apollonius konnte, ohne wegen der nächsten laufenden Ausgaben in Verlegenheit zu kommen, das Geld

zu des Bruders Reise bis Hamburg beschaffen. Dort wußte er einen frühern Kölner Freund, der sich in sehr guten Verhältnissen befand, und der, um manche geleistete Dienste zu vergelten, ihm öfter, und noch neulich eine Geldhülfe angeboten hatte. Auf des Vaters Stubchen schrieb er an ihn. Der Freund sollte dem Bruder einen Platz auf einem Passagierschiffe besorgen, seine Aufenthaltskosten bestreiten und ihm — aber nicht eher als unmittelbar vor der Abfahrt — eine gewisse Summe Geldes übermachen; alles auf Apollonius' Rechnung. Valentin mußte noch den Abend auf die Post, um den Brief aufzugeben und Fritz Nettenmair einschreiben zu lassen. Der Wagen ging eine Stunde vor Sonnenaufgang ab: noch eine Stunde früher sollte Valentin auf dem Kouge sein und sich bei dem alten Herrn melden.

So war das Leben in dem Hause mit den grünen Laden immer schwüler geworden. Diese Nacht mit ihrer stillen Unruhe glich der angstvollen Stille, darin die Kräfte eines Meersturms seinen Ausbruch vorbereiten. Es war ein eigenes Treiben. Wer in dieser Nacht in das Haus, aber nicht in die Seele der Menschen hätte hereinsehen können, der wäre aus einer Befremdung in die andere gefallen. Sonst, wenn ein Glied einer Familie zu einer Reise sich rüstet, von der es vielleicht nie wieder heimkehren wird, drängen sich die Uebrigen um ihn. Je weniger der Augenblicke werden, die er noch mit ihnen zubringen kann, je tiefer werden sie ausgenossen. Jahre des gewöhnlichen Miteinanderlebens drängen sich in ihnen zusammen. Jeder Blick, jedes Wort, jeder Händedruck wird als ein ewiges Andenken gegeben und genommen. Stundenweit her kommen die Freunde des Scheidenden, ihn noch einmal zu sehen. Nach Fritz Nettenmair sahen die Leute im Hause nicht. Sie schauderten, ihm zu begegnen, als wär' er ein schreckendes Gespenst. Und wie ein solches schlich er darin umher und wich den Menschen aus, wie sie ihm. Und die Menschen, denen er ausweicht, die ihm ausweichen, sind nicht fremde; sein Vater ist's, sein Bruder, sein Weib und seine Kinder. Ein Reisender, der nicht gesehen wird, der sich nicht sehen läßt, der kein Lebewohl gibt und kein Lebewohl

nimmt, und der doch freiwillig reist, und dessen Reise die andern wissen und genehmigen!

Apollonius mußte dem alten Herrn die Geschäftsbücher vorlesen, ein wunderlich zweckloses Werk! Denn weder er noch der alte Herr war im Geiste bei den Zahlen. Und der alte Herr that noch dazu, als wisse er Alles schon. Daß Apollonius ihm die Gefahr des Hauses verschwiegen, erwähnte er natürlich nicht von den Gedanken, die sich bei ihm daran knupften, ließ er keiner sehen. Aus seinen diplomatischen Reden, zu denen er sich bisweilen zusammenraffte, um dem Schattenspiel vor dem Sohne einen Schein der Wirklichkeit zu geben, konnte man vielleicht errathen, wenn man genauer aufmerkte, als es Apollonius möglich war, der alte Herr habe Alles gehen lassen, um zu zeigen, wohin es kommen müsse, wenn er die Hand vom Ruder abziehe, und daß er gesinnt sei, von nun an selbst wieder das Schiff zu leiten. Dazwischen fragte er den Sohn einmal wie beiläufig, ob er etwas Genaueres von dem Verunglückten in Tambach wisse. Apollonius konnte ihm sagen, er kenne den Mann; es sei derselbe ungemüthliche Geselle, der vordem bei ihnen gewesen. „So?“ sagte der alte Herr gleichgültig. „Und weiß man, was die Ursache war?“ Apollonius hatte gehört, das Seil, das über dem Verunglückten gerissen, sei ein fast neues, aber es müsse an der Stelle des Risses rundum mit einem scharfen spitzen Werkzeug durchschnitten gewesen sein. Der alte Herr erschrak. Er ahnte einen Zusammenhang, auf den auch Andere kommen konnten. Valentin, wußte er, hatte vorhin geredet, der Arbeiter, der den Karren mit dem Handwerkszeuge nach Brambach gefahren, müsse auf dem Rückweg ein Ansschleifeisen verloren haben. Apollonius hatte den Valentin damit beruhigt, er habe das Seil in Brambach verliehen. Der alte Herr war nun überzeugt, auch Apollonius müsse einen Zusammenhang ahnen, wenn nicht mehr als er ahnen; und habe durch die Antwort an Valentin ihn den Augen des alten Gesellen entziehen wollen. Er sah, daß Apollonius in seinem, des alten Herrn Geiste verfuhr. Von dieser Seite war also nichts zu fürchten. Aber es konnten Umstände

im Spiele ſein, die trotz Apollonius' Vorſicht eine Entdeckung herbeizuführen drohten. Er ließ ſeine Zurückhaltung, ſo ſchwer dies ihm fiel, diesmal beiſeite, und auf wiederholte Fragen mußte Apollonius ſagen, was er wußte. Es war Folgendes. Den erſten Tag hatte Apollonius in Brambach nur die Leiter gebraucht. Der Geſelle war in dem Wirthshaus geweſen, als er ankam. Denſelben Abend noch hatte er ihn über den Hof ſchleichen ſehen. Am andern Morgen fehlte das Seil. Er hatte ſogleich Verdacht auf den Geſellen, aber nach ſeiner gewiſſenhaften Weiſe zögerte er, ihn auszuſprechen. Auf dem Heimwege, vor dem Thor der Stadt, erfuhr er das Unglück, das ihn getroffen; zugleich, daß der Geſell bei keinem Meiſter geſtanden, ſondern auf eigene Hand die kleine Reparatur an dem Schieferdache in Tambach unternommen. Ein Stück des von ihm hinterlaſſenen Handwerkzeugs, ein Zimmerbeil, war ſchon von dem rechtmäßigen Beſitzer beanſprucht worden. Bald darauf machte die Wendung Chriſtianens ihn gewiß, das Seil, durch deſſen Zerreißen der Geſell verunglückt, war das eine. Wie die Sache nun ſtand, durfte er ſich natürlich nicht zu dem Eigenthumsrechte daran bekennen; er mußte ſeiner Ehrlichkeit ſogar den Zwang anthun, durch Erdichtungen fremder Vermuthung der Wahrheit zuvorzukommen.

Der alte Herr gebot dem Sohne, weiter zu leſen. Apollonius that es, aber im Geiſte waren Beide wiederum bei andern Dingen. Apollonius wollte ſich zwingen. Es war ſeiner ſonſtigen Art geradezu entgegen, nicht mit ganzer Seele bei der Sache zu ſein, die er trieb. Es gelang ihm nicht. So griff fremde Zerſtreuung auch in dieſe gleichgewichtige, wohlgeordnete Seele herüber. — Endlich kam Valentin, erhielt das Reiſegeld für Fritz Rettenmair und die Anweiſung an den Hamburger Freund und die Weiſung, das Gepäck des Reiſenden nach dem Poſthof zu tragen, und etwaigen Auftrages harrend in ſeiner Nähe zu bleiben, bis er abgefahren ſei. Eine Stunde ſpäter kam er zurück und hatte den Befehl vollzogen. Er erzählte, Fritz Rettenmair freue ſich auf das neue Leben in Amerika. Sie ſeien

sich wundern über ihn, wenn sie ihn wiedersahen. Er konnte kaum die Zeit erwarten. Der alte Herr richtete sich innerlich hoch auf; er meinte grimmig, Apollonius könne vor Schlaf in den Augen nicht mehr lesen, und schickte ihn in's Bett. Das begonnene Werk fortzusetzen, müsse sich ein andermal Zeit finden.

17.

Und Fritz Rettenmair? Wie war ihm zu Muth in dieser Nacht? Als er ruhelos, wie ein gepeinigter Geist, bald hinderringend, bald fäustballend den Gang vom Hause nach dem Schuppen und wieder von dem Schuppen nach dem Hause schritt? Bald schrack er vor einem fallenden Blatt zusammen, bald wünschte er, das Haus stürzte über ihn und begrübe ihn. So oft er den Weg durch den Gang zurücklegte, so oft bäumte sich seine Seele im wildesten Trotz empor und sank wiederum in die hingegebendste Hülflosigkeit zurück. Er war entschlossen, zu gehen — und sie dem Gehaßten zu überlassen? Daß sie ihn höhnten? Sie hatten ihn ja so weit gebracht, um ihn los zu werden; dann war ihr einziger Wunsch erfüllt. Nein! er wollte bleiben! er mußte bleiben! — und dann faßten ihn wieder die Gerichte — denn der im blauen Rocke hielt sein Wort — und schlossen ihn mit Ketten fest, und — dann war's dasselbe. Sie hatten wieder ihren Zweck erreicht. — Fritz Rettenmair bewegte heftig die Arme vor sich hin, als rüttelte er schon an den Gittern des Kerkerfensters und athmete so mühsam, als erstickte ihn schon der Dunst der feuchten Wände. Dann überfiel ihn in plötzlicher Abspannung das ganze Bewußtsein seines grenzenlosen Elendes, der Jammer gänzlicher Verlassenheit. Weltene Bilder stiegen auf; die verlorene Seligkeit marterte ihn mehr, als die gewonnene Verdammniß. Da hopste er als schuldloses Kind den Gang hin, dem entlang er jetzt die Ueberlast seines Elends schleppte; da waren Menschen, die ihn liebten. Wie klang der Mutter Stimme, die ihn rief, so süß! Und jetzt bellte ihn Niemand mehr. Die fremden Menschen verachteten ihn; die ihn

lieben sollten, schauderten vor ihm. O nur ein einzig Herz, dem sein Scheiden weh thäte, und er ginge und würde ein anderer Mensch! Jetzt sieht er jeden freundlichen Blick, den er in der Verblendung seiner Leidenschaft nicht beachtet. Das Lächeln um die angstzuckenden Lippen des kleinen Aennchens steigt vor ihm auf; jetzt erkennt er die unermüdliche Liebe, die er zurückstieß, die immer wiederkam, so oft er sie zurückstieß, bis er ihr Gefäß zerbrach; jetzt, wo sie ihn retten könnte, wär' sie nicht todt durch seine Schuld; jetzt ergreift ihn das Mitleid mit dem Kinde mit so schmerzlicher Gewalt, daß er sein eigen Elend darüber vergäße, wär's nicht ein Theil davon. Das Aennchen ist todt, aber es bei noch Kinder; sie müssen ihn lieben, sie sind ja sein. Sein Herz schreit nach einem Liebeswort. Seine Arme öffnen sich krampfhaft, etwas, was sein ist, an sein Herz zu pressen, damit er weiß, er ist nicht verloren; und verloren ist Keiner, der noch einen Menschen hat auf der Welt. Mit erneuten Kräften eilt er den Gang, die Hausflur hindurch, durch Staben- und Kammerthür. Ein Nachtlicht, vom Schirm bedeckt, gibt dem Vater Schein genug, seine Kinder zu sehen. An dem nächsten kleinen Bette sinkt er in die Kniee. Ein längst verlernter Laut flüstert durch seine Lippen, und wie ihn diese Lippen nie flüstern gelernt. „Fritz!" Er will die Kinder nur einmal an sein Herz drücken, ihre Ruhe sehen und — gehen. Gehen und ein anderer Mensch werden, ein besserer, ein glücklicherer! Der Kleine erwacht; er meint, die Mutter hat ihn gerufen. Lächelnd öffnet er die großen Augen und — erschrickt. Vor dem Mann an seinem Bette fürchtet er sich. Es ist ein fremder Mann. Ein schlimmerer Mann, als ein fremder Mann. O nur ein zu bekannter Mann! Und doch fremder als fremd. Es ist der Mann, der das Kind so oft zornig angeblickt, der Mann, vor dem die Mutter es in die Kammer schloß, weil es nicht sehen sollte, was der Mann ihr that. Und dann stand es zitternd und horchte an der Thür, dann ballten sich die kleinen Händchen im ohnmächtigen Zorn. Er hat ja das Kind ihn hassen gelehrt, nicht ihr lieben.

„Fritz," sagte der Vater voll Angst: „Ich gehe fort; ich komme nicht wieder. Aber ich schicke dir schöne Aepfel und Bilderbücher und denke jeden Augenblick tausendmal an dich."

„„Ich will nichts von dir,"" sagte der Knabe furchtsam trotzig. „„Onkel Lonius gibt mir Aepfel; ich mag deine nicht.""

„Hast auch du mich nicht lieb?" sagt der Vater mit brechender Stimme am zweiten Bettchen.

Der kleine Georg flieht zum Bruder in dessen Bett. Dort halten sich die Kinder in Angst umschlungen. Dennoch ist er trotzig und soviel Widerwillen, als ein Kindesauge fassen kann, blickt aus dem seinen. „„Die Mutter hab' ich lieb, den Onkel Lonius hab' ich lieb,"" sagt das Kind; „„dich mag ich nicht. Laß' uns gehn, ich sag's dem Onkel Lonius!""

Fritz Nettenmair lacht im wilden Hohn und schluchzt zugleich im hülflosen Schmerz. Die Kinder sind ja nicht mehr sein. Er ist ja ihr Vater nicht mehr. Er ist's. Er! Seine Kinder sind's. Er ist ihr Vater. Er, der ihm Alles genommen, hat ihm auch die Kinder genommen. Das, was man dem Elendesten läßt. Wenn Er gehen müßte, Er! die Kinder hingen sich an ihn; eher rissen die Händchen, als daß sie ihn ließen. Und das Weib hier, dies schöne Weib mit dem Engelsantlitz, auf das selbst die Lampe liebend all ihre Strahlen sammelt und mehr Glanz von ihr gewinnt, als sie von der Lampe; dieses Weib, Sein Weib, Seins! auch Sein, wie Alles, was einmal mein war! Sie ist in ihren Kleidern zu Bett gegangen; sie kann die Stunde nicht erwarten, wo ich gehe; und ginge Er, diese Rosen würden bleich, sie flösse sterbend in ihn hinüber, um nicht getrennt von ihm zu sein. Wie sie auffahren würde, sagt ihr euer in den Traum hinein, den sie von ihm träumt, denn sie lächelt, er geht! Er, ihr — Nein! ich will nicht gehen! Nein! ich kann nicht gehen! Lieber tausendmal sterben! Und er hat ja den Tode schon ins Angesicht gesehen, vor Stunden erst, als er vor dem Vater auf der Rüstung hingestreckt lag. Es war ein Kinderspiel, das Sterben, gegen solch ein Leben. Es war — denn auch er war todt. Es wär' es noch, wär' auch Er noch

todt. Und er wär' an ihr gerächt, an ihr hier mit dem teufliſchen Engellächeln; und er wär' an dem Vater gerächt, der ihn von Beaten riß, von ſeinem guten Engel. Und an den Knaben, die ihn zurückgeſtoßen, an dem guten Aennchen, das ihn verderben half und noch Tag und Nacht ihn quält. Er wäre — aber er war's ja nicht. Er mußte gehen; er wurde noch elender, als er ſchon war; und die er haßte, die ihn verdorben, wurden glücklich durch ſein Gehen. Er machte ſie Alle wieder zu Teufeln, um von ihrem Glanze nicht vernichtet zu werden. Er haßte in ihnen wieder, was er an ihnen gethan; er haßte in ihnen ſelbſt die Gewalt, die er ſich anthun mußte, Teufel in ihnen zu ſehen. Und brach ihr Glanz dennoch durch die Schwärze, in die er ſie angſtvoll ſich verſteckte, ſtanden ſie als Engel über ihm, nun ſo haßte er ſie noch mit dem Neide der Teufel. Er hatte die Gränze überſchritten, über welche keine Rückkehr mehr iſt. Wie er die Frau in ihrer Schönheit dort liegen ſah, trat ihn noch einmal der Gedanke an, dieſe Schönheit zu vernichten. Aber die einmal geweckte Erinnerung an den Augenblick, wo er todtgefaßt vor dem Vater lag, und an das, was der Vater mit ihm wollte, erwies ſich mächtiger und vertrieb ihn. Das Bild des Augenblicks blieb ihm und tauſchte nur die Perſonen. Er malte es immer farbiger aus. Und nun war es eine wilde Freude, was ihn den Gang zwiſchen Haus und Schuppen hin- und hertrieb. Seine Arme bewegten ſich ſo heftig, als vorhin, aber es waren nicht Gitterſtäbe, mit denen er rang. Unterdeß war der Mond aufgegangen. Das Haus mit den grünen Laden lag ſo friedlich in ſeinem Schimmer da. Kein Vorübergehender hätte ihm die Unruhe angeſehen, die es hinter ſeinen Wänden barg; keiner den Gedanken geahnt, den drin die Hölle fertig braute in einem verlorenen Gefäß.

18.

Apollonius war müde vom Wachen und vom Kampfe, den die gefährliche Nähe des geliebten Weibes und das Wiſſen um

des Bruders Betrug und empörenden Undank in ihm entzündet. Neben diesem war erst noch ein anderer Kampf aufgeglommen. Der Vater schien nicht an die böse Absicht des Bruders zu glauben. Vor dem Gedanken, den Arm der Obrigkeit zu seinem Schutze aufzurufen, schauderte er zurück. Die Schmach für die Familie, wenn des Bruders That bekannt wurde, mußte den Vater tödten. Und vielleicht war auch des Bruders Seele noch zu retten, wenn es gelang, ihn zu überzeugen, daß er geirrt. Aber wie? Wenn er — ihn versicherte, ihm schwur, daß er in der Frau nur die Schwester sehe? Vor einem halben Jahre noch hätte er das beschwören können: heute durfte er es nicht mehr, heute war es Meineid. Er konnte, wenn der Bruder den entsetzlichen Plan auf sein Leben nicht aufgab, die Ausführung desselben erschweren, aber nicht unmöglich machen. In dem Zustande, in welchem Apollonius sich jetzt befand, konnte ihm der Tod eher erwünscht sein, als schrecklich; dann hatte aller Kampf, alle Gewissenspein, alle Sorge ein Ende; aber was sollte aus dem Vater, was aus ihr und den Kindern werden? Und hatte er sich nicht das Wort gegeben, sie vor Schande und Noth zu bewahren? Diesen neuen Kampf beendete die Mittheilung des Vaters, Fritz wolle nach Amerika. Aber sie machte den alten Kampf nur schwerer, indem sie dem Feinde neue Kräfte gab. Er wußte freilich, daß er entschlossen war, die Wünsche, die er verdammen mußte, nicht zur That werden zu lassen. Aber die Wünsche selbst! Wenn kein äußeres Hinderniß mehr ihrer Erfüllung im Wege stand, mußte ihre Gewalt da nicht wachsen? Die Gewissensvorwürfe mit ihnen? Und die Entfernung von dem Orte, wo sie in der täglichen Nähe einen unerschöpflichen Erneuerungsquell hatten, machte wiederum die Erfüllung des Wortes, das er sich gegeben, der Pflicht, die ihm ohne das gegebene Wort oblag, unmöglich. Er war heftig aufgeregt und bedurfte Ruhe. Diesen Vormittag noch mußte er die Umkränzung des Thurmdaches mit der Blechzier vollenden, und Fahrzeug, Flaschenzug, Ring und Leiter wieder herabnehmen. Sein Tritt mußte fest, sein Auge klar sein. Für die einzige Stunde, bis

der Arbeitstag begann, wollte er sich nicht erst ausziehen und zu Bett legen. Er hatte sich bis jetzt des Sopha's, das in seinem Zimmer stand, noch nicht bedient, darauf zu liegen. Er vermied Alles, was zur Verweichlichung führen konnte; ein gleich starker Beweggrund war sein Bedürfniß, Dinge um sich zu haben die er liebend hüten, an denen er bürsten und poliren konnte. Auch in dem Zustand von Verstörung und Ermüdung, worin er vom Vater kam, vergaß er diese Schonung nicht. Er fuhr unwillkürlich mit leise liebkosender Hand über den Bezug des Sophas und setzte sich dann auf den hölzernen Stuhl, woran er beim Schreiben saß. Hier kam ihm der Schlaf früher, als er es erwartet. Aber es war kein Schlaf, wie er ihn bedurfte, es war ein ununterbrochener aufregender Traum. Christian lag in seinen Armen wie gestern, er kämpfte wieder, aber diesmal siegte er nicht; er preßte sie an sich. Da stand der Bruder neben ihnen, und sie standen nicht mehr auf dem Gange zwischen Schuppen und Haus, sondern oben am Thurmdach auf der fliegenden Rüstung. Der Bruder wollte ihm die Besinnungslose aus den Armen reißen, um sie zu mißhandeln; er warf ihm schmerzlichen Zorne dem Bruder Alles vor, was er an ihm und ihr gethan und im Kampfe um das Weib stieß er ihn von der Rüstung. Er erwachte. Er wollte munter bleiben, um den Traum nicht noch einmal durchträumen zu müssen. Als er die Augen öffnete, war es Tag, und Zeit, an die Arbeit zu gehen. Er war aufgeregter erwacht, als er vom Vater gekommen. Er stand auf. Er hoffte vor der frischen Morgenluft, vor der ernüchternden Wirkung des Wassers, das er sich nach seiner Gewohnheit über Kopf und Arme goß, würden die Bilder des Traumes, welche die Lebhaftigkeit der alten Wünsche, und damit der Gewissensvorwürfe über sie, noch immer steigerten, von ihm in sein Stübchen zurückstiehen. Aber es geschah nicht; sie gingen mit ihm und ließen ihn nicht los. Selbst über der Arbeit nicht. Immer wehte der Hauch des warmen Mundes an seiner Wange; immer fühlte er sich in ihrem schwellenden Umfangen, immer quollen ihm die leidenschaftlichen Vorwürfe gegen den Bruder, der b

ihm stand, aus dem Herzen herauf. Er kannte sich nicht mehr. Zu den Vorwürfen, die er sich deshalb machen mußte, kam noch die Unzufriedenheit, daß er sich nicht mit seiner ganzen Aufmerksamkeit bei der Arbeit wußte. Sonst hatte er gleichsam seine eigene heitere Tüchtigkeit mit hineingearbeitet in seine Arbeit, und diese mußte gut und dauerhaft ausfallen. Heute kam's ihm vor, als hämmerte er seine unrechten Gedanken hinein, als hämmerte er einen bösen Zauber zurecht, und die Arbeit könne nicht taugen, nicht haltbar werden.

Der Schieferdecker muß besonnen arbeiten. Der Mann, der heute eine Reparatur unternimmt, muß sich auf die Berufstreue dessen, der Jahrzehnte, vielleicht ein Jahrhundert vor ihm hier stand, verlassen. Die Ungewissenhaftigkeit, die heute einen Dachhaken liederlich befestigt, kann den Braven, der nach fünfzig Jahren an diesen Haken seine Leiter hängt, in den Tod stürzen. Es war nicht einzusehen, daß eine Nachlässigkeit, ein Versehen in der Arbeit, wie er sie heute vollendete, eine so schwere Folge nach sich ziehen sollte, aber seine natürliche ängstliche Genauigkeit war noch von seinen übrigen Kräften in ihre krankhafte Spannung mit hineingezogen. Hinter dem Kampfe seines Gewissens mit den Bildern seines sündhaften Traums, drohte als dunkle Wolke die Ahnung, er hämmere in seiner Zerstreuung ein künftiges Unheil fertig.

Er war fertig. Blendend glänzte die neue Blechzier in der Sonne um die dunkle Fläche des Schieferdachs. Ring, Flaschenzug, Fahrzeug und Leiter waren entfernt; die Arbeiter, die die Leiter während des Loskupfens und Herabsteigens gehalten, waren wieder gegangen. Apollonius hatte die fliegende Rüstung und die Stangen, worauf sie geruht, vom Dachgebälke abgelöst und stand allein auf dem schmalen Brette, das den Weg vom Balkenkreuze nach der Ausfahrthür hin bildete. Er stand sinnend. Es war ihm, als hätte er irgendwo Nägel einzuschlagen vergessen. Er sah in die Schiefer- und Nagelkasten seines Fahrzeugs, das neben ihm über einem Balken hing. Ein heimlicher, hastiger Schritt tönte unter ihm die Thurmtreppe herauf.

Er achtete nicht darauf; denn eben sah er im Schieferkasten eine zurückgebliebene Bleiplatte liegen. Er hatte nur soviel Bleibleche mit sich heraufgenommen, als er brauchte; eine war also von ihm vergessen worden; in der Zerstreuung hatte er eine Befestigungsstelle übergangen. Aus der Ausfahrthür sah er an der Thurmdachfläche hinab und hinauf. War der Fehler auf dieser Thurmseite geschehen, so ließ er sich vielleicht ohne Fahrzeug bessern. Er brauchte vielleicht nur die Leiter, um zu der Stelle zu kommen. Und so war es auch. Etwa sechs Fuß hoch über ihm, nahe dem Dachhaken, hatte er die Schieferplatte herausgenommen; aber vergessen, sie durch die Bleiplatte zu ersetzen und die Blechguirlande mit Nägeln darauf zu befestigen. Unterdeß waren die heimlichen Schritte immer näher gekommen; jetzt hatte der Eilende das Ende der Steintreppen erreicht und stieg die Leitertreppe nach dem Dachgebälke herauf. Die Uhr unter ihm hob aus. Es war auf zwei. Apollonius hatte noch nicht Mittag gemacht; aber, war er in seiner Arbeit einem Fehler auf die Spur gekommen, dann ließ es ihm nicht Ruh, bis er ihn entfernt. Er war zurückgegangen, um die Leiter herbeizuholen. Diese lag neben dem Fahrzeug auf dem Balken. Da, indem er sich danach herabbeugt, fühlt er sich ergriffen und mit wilder Gewalt nach der Ausfahrthür zugeschoben. Unwillkürlich faßte er mit der Rechten die untere Kante eines Balkens seitwärts über ihm; mit der Linken sucht er vergebens nach einem Halt. Durch diese Bewegung wendet er sich dem Angreifer zu. Entsetzt sieht er in ein verzerrtes Gesicht. Es ist das wildbleiche Gesicht seines Bruders. Er hat keine Zeit, sich zu fragen, wie das jetzt hierher kommt.

„Was willst du?" ruft er. Was er auch erfahren, er kann sich selbst nicht glauben. Ein wahnwitziges Lachen antwortet ihm:

„Du sollst sie allein haben, oder mit hinunter!"

„„Fort!"" ruft der Bedrohte. Im zornigen Schmerze sind all die Vorwürfe gegen den Bruder in sein Gesicht heraufgestie-

gen. Mit seiner ganzen Kraft stößt er mit der freien Hand den Drängenden zurück.

„Zeigst du endlich dein wahres Gesicht?“ höhnte dieser noch wüthender. „Von jeder Stelle hast du mich verdrängt, wo ich stand; nun ist die Reih' an mir. Auf deinem Gewissen sollst du mich haben, du Federchensucher! Wirf mich hinunter, oder du sollst mit!“

Apollonius sieht keine Rettung. Die Hand erlahmt, mit der er sich nur mühsam anhält an der scharfen Kante des starken Balkens. Er muß den Bruder mit seiner ganzen Kraft an den Armen fassen, ihn herumdrehen und hinunterstürzen, oder der Bruder reißt ihn mit herunter. Doch ruft er: „Ich nicht!“

„„Gut!““ stöhnte Jeder. „„Auch das willst du auf mich wälzen! Auch dazu willst du mich bringen! Nun ist's mit deiner Scheinheiligkeit am End'.““ Apollonius würde einen andern Halt suchen, wüßt' er nicht, der Bruder benutzt den Augenblick, wo er den alten läßt. Und schon stürzt der mit wildem Anlauf heran! Apollonius' Hand rutscht von der Balkenkante ab. Er ist verloren, findet er keinen neuen Halt. Er kann vielleicht im Sprunge den Balken mit beiden Händen umfassen, aber dann stürzt den Bruder, den kein Widerstand mehr aufhält, die Gewalt des eigenen Anlaufes durch die Thür. Da sieht er im Geiste den alten, braven, stolzen Vater, sie und die Kinder; ihm kommt das Wort, das er sich gab; er ist der einzige Halt der Seinen; er muß leben. Ein Schwung, und er hat den Balken im Arme; in demselben Augenblick stürzt der Bruder vorbei. Die Gewichte tief unter ihnen rasseln, und es schlägt zwei Uhr.

Die Dohlen, die der Kampf aus ihrer Ruhe gestört, schießen wild hernieder bis zur Ausstiegsthür, und schweben in krächzender Wolke dort. Tief unter ihnen hört man den Fall eines schweren Körpers auf dem Straßenpflaster. Ein Aufschrei schallt zugleich von allen Seiten. Bleiche lebende Gesichter sehen auf ein bleicheres todtes herab, das blutig auf dem Straßenpflaster liegt. Dann verbreitet sich die bleiche Hast, das Aufschreien, das Zusammeneilen, das Hände in einander schlagen vom Kirchhof wie

ein Wirbelwind durch die Straßen bis in die entferntesten Winkel der Stadt. Aber oben hoch die Wolken am Himmel achten es nicht und gehen unberührt darüber hin weiter ihren großen Gang. Sie sehen des selbstgeschaffenen Elends so viel unter sich, daß das einzelne sie nicht bewegen kann.

Es hat Alles auf der Welt seinen Nutzen, wenn nicht für den, der es treibt oder an sich hat, so doch für Andere. So wurde nun, was Schande über das Rettenmair'sche Haus gebracht, zum Verhüter größerer Schande. Die Trunksucht Fritz Rettenmair's war in der ganzen Stadt bekannt; Alle hatten ihn schon berauscht gesehen; kein Wunder, daß Jeder, der den Tod Fritz Rettenmair's erfuhr, ihn jenem Laster auf die Rechnung stellte. Diese Mühe hatten eigentlich nur die Ersten; die Andern erfuhren schon die fertige Geschichte. Es war gut, daß Niemand außer dem Rettenmair'schen Hause davon wußte, daß er nach Amerika gewollt, und daß er selbst, um bei seiner Rückkehr weniger aufzufallen, sich in seinen Arbeitskleidern, nur den Mantel übergeworfen, in den Postwagen gesetzt hatte. Der Mantel war unterwegs liegen geblieben, und die ein Recht auf seine Auslieferung hatten, meldeten sich natürlich nicht. In den bloßen Arbeitskleidern war er zurückgekehrt. Wer von seiner Abreise wußte, setzte voraus, er sei zuerst in seinem Hause gewesen und habe sich da umgekleidet; wer ihm auf dem Rückweg begegnet war, hatte gemeint, er komme vom Schieferbruch oder irgend sonst von einer Arbeit oder Arbeitsrücksprache. Es fiel Niemand ein, rückwärts auf dergleichen kaum beachtete Umstände Gewicht zu legen, da es nicht galt, die Geschichte erst zusammenzusetzen, da man sie schon fertig erhielt. Dazu hatte er vor der That an seinem gewöhnlichen Zerstreuungsorte stark getrunken und mit seiner Waghalsigkeit geprahlt. Darin hatte er von je, seiner Natur nach, die höchste Eigenschaft eines vollkommenen Schieferdeckers gesehen und in der Zeit seiner Thätigkeit genug Beweise davon gegeben, die der Oeffentlichkeit nicht unbekannt geblieben waren. Dann hatte er geäußert, jetzt wolle er sein Meisterstück machen, und war stark berauscht von der Schenke nach Sankt

Georg gegangen. Alles Umstände, die herumkamen und die einmal gefaßte Meinung nur bestätigten. Ein glücklicher Zufall hatte alle Arbeiter von Sankt Georg entfernt; von dem Kampfe vor dem Sturz wußten außer Apollonius nur die Dohlen, die dort wohnten. Der Bauherr hatte sogleich, nachdem er die Geschichte erfahren, seinen Liebling aufgesucht und brachte diese auf den Thurmboden, wo er den Erschöpften sitzend fand, schon völlig fertig mit. So fiel es Niemand ein, diesen zu fragen. Man erzählte ihm, anstatt ihn erzählen zu lassen. Es hatte ihn bei seinem Schmerz in der Seele des Vaters gefreut, daß Niemand den wahren Sachverhalt ahnte; die Schande des Bruders und damit des ganzen Hauses konnte Niemand helfen und den Vater tödten. Er schwieg daher über das, worum man ihn nicht fragte. Der alte Herr errieth, der verlorene Sohn hatte den Tod absichtlich gesucht. Er fand, es war so gut. Alles, was er vernahm, bewies ihm, der Unglückliche wollte die Ehre seines Hauses schonen. Dennoch ängstigte ihn die Möglichkeit, es möchten noch Umstände bekannt werden, die den allgemeinen Irrthum berichtigen könnten. Natürlich aber ließ er sich weder seine Meinung, noch seine Furcht absehen. Er zeigte sie selbst Apollonius nicht, der im Glauben, der alte Herr theile die Ueberzeugung der ganzen Stadt, ihm nun auch verschwieg, wovon er fürchten mußte, es würde den Vater unnöthig erschrecken und beängstigen. So blieb die erste Meinung unwiderlegt, die Gerichte fanden keinen Anlaß, untersuchend einzuschreiten, und die Gefahr, die der Ehre der Familie gedroht, ging glücklich vorüber.

Eines Abends sah man denn die schwarze Bahre vor dem Hause mit den grünen Fensterladen, das darüber wegsah, um sein rosiges Aussehn zu rechtfertigen. Etwas entfernter standen Frau und Kinder in Gruppen zusammen, bald leise flüsternd, bald voll Aufmerksamkeit, die zeitweilig bis zur Ungeduld stieg. Dasselbe Treiben, dieselben Empfindungen, mit der die gebildetere Schicht der Bevölkerung des Augenblickes harrt, wo der Vorhang vor den rührenden Gebilden des Dichters aufrauschen soll; dasselbe Bedürfniß hat die blauen Schürzen hierher gezogen,

das dort die schönsten Gewänder der Stadt versammelt. Zuweilen kommt ein schwarzer Mantel unter dreieckigem Hute in düsterer Gravität die Straße daher und tritt hinter der Bahre hinweg in's Haus. Endlich geht die Thür doppelt auf. Der Sarg steht auf der Bahre, das Leichentuch bedeckt beides; leise und in gleichmäßiger Bewegung hebt sich die schwarze, wallende Masse; nun ist sie an ihrer Stelle, denn die Träger rücken den Hut zurecht. Und nun bewegt sich's schwankend, flatternd. Obenauf blitzt der Deckhammer, den Valentin polirt hat, und sagt, was man jetzt der Erde übergiebt, hat ehrlich zwischen Erde und Himmel handtiert. Die alten Weiber schwemmen mit süßen Thränen hinweg, was von Schmutz auf seinem Andenken liegt. Innerlich geben sie sich das Wort, Niemand, den sie daran hindern können, soll Schieferdecker werden. Es ist gefährlich, das Schieferdeckerhandwerk zwischen Himmel und Erde; das predigt der Mann, der unter dem schwarzen Flattern zwischen den Brettern liegt, so stumm er ist, mit erschütternder Beredtsamkeit. Dann mustern sie den alten Herrn, den zwei Leidtragende führen. Er sieht aus, wie der Geist des ehrlichen Begräbnisses selbst. Doch über dem schlanken, hohen Apollonius neben dem würdigen Bauherrn, vergessen sie die ganze Milde, die sie vorhin geübt; sie graben den Todten wiederum aus den nassen Todtenblumen heraus, womit sie seine menschliche Blöße bedeckt. Seinetwegen wär' der Hammer über ihm voll dunkeln Rosts der Schande, Apollonius ist's, dem er dankt, daß das Werkzeug so ehrenblank über seinem letzten Bette liegt. Und ob er's um ihn verdient hat? Das will Keine sagen. Könnte sie der Todte hören vor den Brettern und dem schwarzen Geflatter darum, er hätte dem Bruder noch mehr zu verzeihen. Oder auch nicht zu verzeihen; er hatte ihm nichts verziehen, nicht was er an Apollonius, nicht was dieser an ihm gethan. Und könnt' er vollends dem Bruder in das Herz sehen, aus dem sein Tod allen Groll verwischt, das sich Vorwürfe macht, weil es einen Bösewicht sah, wo es den unglücklichen Wahnsinnigen hätte bedauern müssen, er steifte sich noch tiefer in den Neid der Teufel. Dann kommt die junge

Frau an die Reihe, und völlig in der Weise ihres Geschlechtes schlagen die Klageweiber in Ehestifterinnen um. Und wahrlich! sie haben nicht unrecht; ein schöneres Paar, eines, das besser zusammenpaßte, das seiner gegenseitig so werth wäre, wie dieses, fänden auch tiefere Beobachter im Bereich der ganzen Stadt nicht aus. Der Zug ging am rothen Adler vorbei. Es war schon wieder ein Ball da oben, bei dem Fritz Nettenmair fehlte; gewiß ein lederner Ball! Da ist er ja! da ist er ja! klang dem Zuge entgegen und begleitete ihn unermüdlich die ganze Straße entlang. Aber famos konnte es nicht werden trotzdem. Es war derselbe Weg, den Fritz Nettenmair zurückging, nachdem er den Gesellen begleitet hatte. Damals sah er im Geiste den Bruder unter dem Deckhammer und dem wallenden schwarzen Behange und er ging leidtragend hinter ihm drein. Nun war's umgekehrt Wirklichkeit geworden, aber Apollonius fühlte wirklich, was der Bruder nur zur Schau trug. Und fort ging's immer die Straßen hin, die Fritz Nettenmair damals hergekommen war. Und draußen vor dem Thore zerflossen wiederum die Weiden in Nebel oder Nebel gerann zu Weiden. Hüben und drüben trugen Nebelmänner Nebelleichen neben der wirklichen her. An dem Kreuzweg, wo Fritz Nettenmair damals den Gesellen im Nebel verschwinden sah, verschwand er heute selbst darin. Ob es ihn freuen würde, wenn ihm Einer sagte, er wird den Freund wiedersehen? Er wird ihn wieder begleiten — wohin? Eben tragen sie in Taubach ihn hinaus. Sie haben viel zu sprechen mit einander. Fritz Nettenmair kann dem Gesellen sagen, wie sorgsam er den Gedankenkeim, den Jener gegeben, bis zum Zerschneiden des Seiles ausgebrütet hat, und der Gesell dem ehemaligen Herrn, daß er unter dem Seilschnitt verunglückte, den dieser gemacht. Der Geistliche, der Fritz Nettenmair die Grabrede hält — denn Fritz Nettenmair wird mit allen Ehren begraben, die seinem Stande ziemen und für Geld zu haben sind — weiß nicht, welch furchtbares Thema ihm entgeht.

Das letzte Wort der Grabrede war verklungen, die letzte Scholle auf Fritz Nettenmair's Sarg gefallen, die Leidtragenden

waren heimgekehrt; es war Nacht geworden und wieder Tag, und wieder Nacht geworden und wieder und wieder Tag und Nacht; andere Dinge hatten Fritz Nettenmair's Unglücksfall aus dem Munde der Stadt verdrängt und noch andere diese. Auf sein Grab war ein Stein gesetzt und darauf sein ehrlicher Tod nochmals vom Bildhauer bescheinigt und der vergeßlichen Nachwelt mit Meißelstreichen eingeschärft worden. Man sollte meinen, die düstere Wolke über dem Haus mit den grünen Fensterladen müßte sich in dem Wetterschlag entladen haben, der den älteren Sohn vom Thurmdache von Sankt Georg auf das Straßenpflaster niedergeschmettert, und das Leben darin müsse nun so heiter sich gestalten, als sein äußerer Anblick verspricht. Ja, man konnte es meinen, wenn man die junge Wittib, oder ihre Kinder sah! Die drei schnellkräftigen Wesen hoben die niedergedrückten Köpfchen wieder, sobald die Last entfernt war, die sie niedergedrückt. Die junge Wittib sah nicht aus, als wäre sie schon Frau, noch weniger, als wäre sie schon eine unglückliche Frau gewesen; sie erschien von Tag zu Tag mehr ein bräutlich Mädchen oder eine mädchenhafte Braut. Und sollte sie nicht? Wußte sie nicht, daß er sie liebte? liebte sie ihn nicht? Mußte sie nicht das Necken Dritter darauf bringen, fiel es ihr auch selbst nicht ein, daß ihre Liebe nun eine erlaubte war? Wie oft mußte sie sich fragen lassen, ob sie schon an ihrer Ausstattung nähe? die Kinder fragen hören, ob ihnen ein neuer Papa auch recht sei? Konnte sie anders darauf antworten, als mit stummem Erröthen und indem sie rasch von etwas Anderem zu sprechen begann? Und so machen es bräutliche Mädchen und mädchenhafte Bräute; das weiß Jeder. Und die Heirath war so natürlich, ja nach den hergebrachten Begriffen so nothwendig, daß die Ersteren und die über das Necken hinaus waren, dies unausgesprochen voraussetzten und es eben deshalb nicht aussprachen, weil es sich ihnen von selbst verstand. Auch der alte Herr ließ es in seiner diplomatischen Art zu reden an dergleichen Andeutungen nicht fehlen. Christiane sah den Mann, von dem die Leute meinten, er könne, ja er müsse sie heirathen, noch immer hoch über sich; es war

ihr in dieser Beziehung, wie in allen, Bedürfniß, Pflicht und Wollust, sich in seinen Willen zu ergeben, den sie den reinsten und den heiligsten wußte. Wenn sie trotz dieser Ergebung Wünsche und Hoffnungen nährte, wer wird es nicht natürlich finden? wer möchte es ihr verdenken?

Der alte Herr war überzeugt, hätte er das Regiment behalten, es wäre Alles anders gekommen. Hatte er doch, was Apollonius verdorben, noch zu dem besten Ende geführt, das möglich war. Die Noth hatte ihm das Heft noch einmal in die Hand gedrückt und er wollte es nicht wieder fahren lassen. Die durch den glücklichen Erfolg erhöhte Meinung von sich hatte ihn vergessen lassen, daß er schon zweimal zu der Einsicht gezwungen worden war, eine Leitung im blauen Rocke sei nur dann möglich, wenn man nicht mit fremden Augen sehen müsse. Er sollte es zum drittenmale erfahren. Es war kein Wunder, daß er Apollonius' seitherigem Handeln falsche Beweggründe unterlegte. Schon als er sich der Tüchtigkeit des Sohnes gefreut hatte, war ihm zugleich die Furcht gekommen, die Valentins Geständniß der Verschweigung ihm zur Wahrheit machte. Er sah hinter der vorgegebenen Schonung des Sohnes um so natürlicher Eigenmächtigkeit und die Lust, ein verdecktes Spiel zu spielen, als er ihn dabei nur an dem eigenen Maßstabe maß. Es war das Nächstliegende, daß er in dem Sohne die eigenen Neigungen voraussetzte. Schon damals hatte er mit einer Art Eifersucht empfunden, daß er selbst der tüchtigen Jugend des Sohnes gegenüber in seiner Blindheit nichts mehr war und nichts mehr konnte. Der Argwohn, den seine Hülflosigkeit ihn gelehrt, mußte ihm sagen, daß Apollonius trotz seines mühsamen Verbergens dahinter gekommen war, und so sah er auch die Verachtung mit unter den Beweggründen vom Handeln des Sohnes.

Seit jener Nacht vor seines älteren Sohnes gewaltsamen Tode war Herr Rettenmair wiederum als Leiter an die Spitze des Geschäftes getreten. Apollonius berichtete ihm täglich über den Fortgang der laufenden Arbeiten und holte seine Befehle ab. Ist eine Arbeit einmal in ihr Geleis gebracht, dann führt sie

ſich ſelbſt und es bedarf von Seite des Leitenden nur Beaufſichtigung und gelegentliches Antreiben. Soll aber eine neue unternommen werden, dann gilt es die Geleiſe erſt zu ſuchen, in denen ſie laufen kann, und aus dieſen wieder das kürzeſte, das ſicherſte und gewinnvollſte auszuwählen. Der Arbeitgeber erſchwert oft die Aufgabe, indem er ſelbſt mit hineinſprechen will, oder beſondere Nebenwünſche hat, die der Meiſter zugleich miterfüllen ſoll. Ort, Zeit und Material machen ihre Selbſtſtändigkeit und Eigenartigkeit geltend. Nicht jede Arbeit kann man jedem Arbeiter anvertrauen; über der neuen darf der Meiſter nicht die bereits laufenden vergeſſen. Wahl, richtige Anſtellung und Vertheilung der Kräfte haben ihre Schwierigkeit. Entfernung, Wetter ſprechen dann auch ihr Wort dazu. All das will überwunden ſein, und ſo überwunden, daß neben Wunſch und Vortheil des Baugebers auch Handwerksehre und Vortheil des Meiſters nicht in's Gedränge geräth. Dazu braucht's offene, klare Augen von raſchem Ueberblick. Daß Apollonius dieſe beſaß, erkannte der alte Herr ſchon in deſſen erſter Meldung. Dieſe betraf eine beſonders ſchwierige Aufgabe. Apollonius ſtellte ſie mit ſolcher Klarheit dar, daß der alte Herr die Dinge mit leiblichen Augen zu ſehen glaubte. Es war ein Fall, in welchem den alten Herrn ſeine Erfahrung im Stiche ließ. Apollonius machte er keine Schwierigkeit. Er zeigte drei, vier verſchiedene Wege, ihm gerecht zu werden, und ſetzte den alten Herrn in eine Verwirrung, welche er kaum zu verbergen wußte. Ueber die knöcherne Stirn unter dem deckenden Augenſchirm zog eine wunderliche wilde Jagd der widerſprechendſten Empfindungen: Freude und Stolz auf den Sohn, dann Schmerz, wie er ſelbſt nun doch nichts mehr war, doch nichts mehr konnte; dann Scham und Zorn, daß der Sohn das wußte und über ihn triumphire; Luſt, ihn zu bändigen, und ihm zu zeigen, daß er noch Herr und Meiſter ſei. Aber wenn er ſich durchſetzen wollte: würde der Sohn gehorchen? Er konnte nichts Beſſeres erſinnen, als der Sohn ihm vorgelegt hatte; befahl er etwas Anderes, ſo beſtärkte er den Sohn in ſeiner Nichtachtung; und der gab ſich

dann das Ansehen, des Vaters Befehl zu vollziehen, und that doch, was er selber wollte. Und er konnte das nicht hindern, ihn nicht zwingen. Er mußte ja glauben, was der Sohn und was die Leute ihm sagten. Hatte er nicht anderthalb Jahre lang glauben müssen, was der Sohn ihm sagte, und die Leute hatten dem Sohne geholfen? Und stellte er einen Fremden dem Sohne zum Beobachter; war er der Treue des Fremden gewiß? Und wenn er das sein konnte; stellte er nicht selbst dann erst seine Hülflosigkeit in's Licht, daß die ganze Stadt erfuhr, er war ein blinder Mann, der nichts mehr war und nichts mehr konnte, und mit dem man spielte, wie man wollte? Es blieb ihm kein Mittel, auch nur den Schein des Regiments beizubehalten, als seine diplomatische Kunst. Mit grimmvoller Stimme gab er nun Befehle, die eigentlich unnöthig waren, weil sie Dinge betrafen, die sich von selbst verstanden und ohne Befehl gethan worden wären. Bei neuen Arbeiten, die erst in Gang gebracht werden mußten, mißbilligte er mit Zorn die Vorschläge Apollonius'; und der Befehl, den er endlich gab, lief doch in der Hauptsache auf die Annahme des Vorschlages hinaus, der Apollonius als der zweckmäßigste erschienen war. Hintennach stellte er sich bei sich selber nach Möglichkeit wieder her; er fand etwas aus, das er für klüger hielt, als den Vorschlag Apollonius'; war er überzeugt, daß, wenn er nur sein Gesicht noch hätte, Alles doch noch ganz anders gehen würde, dann konnte er sich der Freude und dem Stolz über die Tüchtigkeit des Sohnes ungehindert hingeben, bis er wiederum in die zornige Nothwendigkeit versetzt wurde, seine diplomatische Kunst anzuwenden. Apollonius ahnte so wenig von dem Zwang, den er, ohne zu wollen, dem alten Herrn auflegte, als von dessen Stolz auf ihn. Ihn freute es daß er dem Vater von den Geschäften nichts mehr verheimlichen mußte und daß sein Gehorsam der Erfüllung seines Wortes nicht im Wege stand. Auch von dieser Seite her wurde der Himmel über dem Hause mit den grünen Laden immer blauer. Aber der Geist des Hauses schlich noch immer händeringend darin umher. So oft es Zwei schlug in der Nacht, stand er auf

der Emporlaube an der Thür von Apollonius' Stübchen und hob die bleichen Arme wie flehend gegen den Himmel empor.

19.

Apollonius hielt sich, war er daheim, noch immer zurückgezogen auf seinem Stübchen. Der alte Valentin brachte ihm das Essen wie sonst dahin. Es konnte das nicht Wunder nehmen. Das Geschäft hatte sich unter seiner fleißigen Hand vergrößert; es wollte gegen früher mehr als doppelt so viel geschrieben sein. Der Postbote brachte ganze Stöße von Briefen in das Haus. Dazu hatte Apollonius in der letzten Zeit das vortheilhafte Anerbieten des Besitzers angenommen und die Schiefergrube gepachtet. Er verstand von Köln her den Betrieb des Schieferbaues und hatte sich einen frühern Bekannten von daher verschrieben, den er des Faches kundig und im Leben zuverlässig wußte. Seine Wahl erwies sich gerathen; der Mann war thätig; aber Apollonius erhielt trotzdem durch die Pachtung einen bedeutenden Zuwachs von Arbeit. Der alte Bauherr sah ihn zuweilen bedenklich an und meinte, Apollonius habe seinen Kräften doch zuviel vertraut. Der jungen Wittib fiel es nicht auf, daß Apollonius nur wenig in die Wohnstube kam. Die Kinder, die er öfter zu sich rufen und kleine Dienste verrichten ließ, wobei sie lernen konnten, unterhielten den Verkehr. Und sie konnten bezeugen, daß Apollonius keine Zeit übrig hatte. Sie selber war desto öfter auf seiner Stube: doch nur, wenn er nicht daheim war. Sie schmückte Thüren und Wände mit Allem, was sie hatte, und wovon sie wußte, daß er es liebte, und hielt sich ganze Stunden lang arbeitend da auf. Aber auch sie bemerkte die Blässe seines Angesichts, die jedesmal größer geworden schien, seit sie ihn nicht gesehen. Wie sie nun ganz sein Spiegel geworden war, spiegelte sie auch diese Blässe zurück. Sie hätte ihn gern erheitert, aber sie suchte seine Nähe nicht; ihr schien, als ob ihre Nähe das Entgegengesetzte wirke, was sie zu wirken wünschte. Er war immer freundlich und voll ritterlicher Achtung

gegen sie. Das beruhigte sie wenigstens über die Furcht, die ihr bei seinem Sichzurückziehn am nächsten lag. Wie sie alle Tugenden, die sie kannte, in ihn hineingestellt wie in einen Heiligenschrein, hatte sie die Wahrhaftigkeit, die ihr die erste von allen war, nicht vergessen. Und so wußte sie, er zwang sich nicht, ihr Achtung zu zeigen, wenn er sie nicht empfand. Er scherzte selbst zuweilen, besonders wenn er ihren Blick ängstlich auf seinem immer bleichern Gesicht haften sah; aber sie merkte, daß trotzdem ihre Gesellschaft ihn nicht heiterer, nicht gesunder machte. Sie hätte ihn gern gefragt, was ihm fehle. Wenn er vor ihr stand, wagte sie es nicht; wenn sie allein war, dann fragte sie ihn. Ganze Nächte sann sie auf Worte, ihm das Geständniß abzulocken, und sprach mit ihm. Gewiß! hätte er sie weinen gehört, gehört, wie immer süßer und inniger sie schmeichelte und bat, die süßen Namen gehört, die sie gab, er hätte sagen müssen, was ihm fehlte. Ihr ganzes Leben war dann auf dem Wege zwischen Herz und Mund; trat es ihr einmal in's Ohr, hörte sie, was sie sprach, dann erröthete sie und flüchtete ihr Erröthen vor sich selbst und der lauschenden Nacht tief unter ihre Decke.

Dem alten braven Bauherrn vertraute sie ihre Sorge an. „Ist's ein Wunder," sagte er eifrig; „wenn Einer anderthalb Jahre lang den Tag sich über Gebühr anstrengt und die Nacht bei Büchern und Briefen aufsitzt? Dazu die immer steigende Sorge durch den — Gott verzeih's ihm, er ist todt, und von Todten soll man nichts Böses reden — durch den Bruder; am Ende noch der Schreck, der mich drei Tage krank gemacht hat, über den — und wenn seine Wittwe dabei ist — ich hab' ihn nie besonders leiden können, und zuletzt am wenigsten. So ist die Jugend. Ich hab' ihn hundertmal gewarnt, den braven Jungen. Und nun noch den vermaledeiten Schieferbruch! Ei was Gewissenhaftigkeit! Das ist keine, die nicht an die Gesundheit denkt!" Der alte Bauherr hielt der jungen Wittib eine ganze lange Strafpredigt, die Einem galt, der sie nicht hörte. Dann kamen sie überein, Apollonius müsse einen Doktor annehmen, woll' er oder nicht; und der Bauherr ging auf der Stelle

zu dem besten Arzte der Stadt. Der Arzt versprach, sein Möglichstes zu thun. Er besuchte auch Apollonius, und dieser ließ sich des Arztes Bemühungen gefallen, weil die es wünschten, die er liebte. Der Arzt fühlte den Puls, kam wieder und wieder, verschrieb und verschrieb; Apollonius wurde nur noch bleicher und trüber. Endlich erklärte der tüchtige Mann, hier sei ein Uebel, gegen welches alle Kunst zu kurz falle; so tief hinein, als wo diese Krankheit sitze, wirke keins von seinen Mitteln.

Apollonius hatte deßhalb den Arzt sich verbeten. Er hatte wohl gewußt: für seine Krankheit gab es keinen Arzt. Wo der Bauherr die Ursache davon suchte, lag sie nur zum Theile. Die Ueberanstrengung hatte blos den Boden für die Schmarotzerpflanze bestellt, die an Apollonius' innerm Lebensmark zehrte. In Gemüthsbewegungen lag ihr Keim, aber nicht in denen, die der Bauherr wußte. Nicht in dem Schrecken über des Bruders Unglück, sondern in dem Zustande, worin der Schreck ihn traf. Die ersten Zeichen der Krankheit schienen körperlicher Natur. In dem Augenblick, wo der Bruder neben ihm vorbei in den Tod stürzte, hatten die Glocken unter ihnen Zwei geschlagen. Von da an erschreckte ihn jeder Glockenton. Was ihm schwerere Besorgniß erregte, war ein Anfall von Schwindel. Aller Schrecken jenes Tages hatte ihm die Unruhe nicht verdunkeln können, die ihn nicht losließ, wenn er eine Ungenauigkeit an einer Arbeit gefunden, bis sie beseitigt war. Jeder Glockenschlag, der ihn erschreckte, schien ihm eine Mahnung dazu. Schon den andern Morgen öffnete er, die Dachleiter in der Hand, die Ausfahrthür. Es war ihm schon aufgefallen, wie unsicher sein Schritt auf der Leitertreppe geworden war; jetzt, als er durch die Oeffnung die fernen Berge, die er sonst kaum bemerkte, sich wunderlich zunicken sah, und der feste Thurm unter ihm sich zu schaukeln begann, erschrack er. Das war der Schwindel, des Schieferdeckers ärgster, tückischster Feind,, wenn er ihn plötzlich zwischen Himmel und Erde auf der schwanken Leiter faßt! Vergeblich strebte er, ihn zu überwinden; sein Vorhaben mußte heut' aufgegeben sein. So schwer war Apollonius noch kein Weg ge-

worden, als der die Thurmtreppe von Sankt Georg herab. Was sollte werden! Wie sollte er sein Wort erfüllen, wenn ihn der Schwindel nicht verließ! Noch denselben Tag hatte er auf dem Nicolaithurme etwas nachzusehen. Hier mußte er mehr wagen als dort; die Glocken schlugen, als er am gefährlichsten stand, vom Schwindel fühlte er keine Spur. Freudig eilte er nach Sankt Georg zurück; aber hier zitterte wieder die Treppenleiter unter seinen Füßen, und wie er hinaussah, nickten die Berge wieder, schaukelte wieder der Thurm. Er war schon auf den untersten Stufen der Treppe, als oben ein Stundenschlag begann. Die Töne dröhnten ihm durch Mark und Bein, er mußte sich am Geländer festhalten, bis das letzte Summen verklungen war. Er machte noch Versuch über Versuch; er bestieg alle Dächer und Thürme mit seiner alten Sicherheit; nur zu Sankt Georg wohnte der Schwindel. Dort hatte er seine bösen Gedanken in die Arbeit hineingehämmert; er hatte damals schon gefühlt, er hämmere einen Zauber zurecht, ein kommend Unheil fertig. Tag und Nacht verfolgte ihn das Bild der Stelle, wo er die Bleiplatte einzusetzen und den Zierrath festzunageln vergessen. Die Lücke war wie ein böser Fleck, ein Fleck, wo eine Unthat begonnen oder vollbracht ist, und kein Gras wächst, kein Schatten wird; wie eine offene Wunde, die nicht heilt, bis sie gerächt ist; wie ein leeres Grab, das sich nicht schließt, eh' es seinen Bewohner aufgenommen hat. War nur die Lücke geschlossen, dann hatte der Zauber keine Macht mehr. Er konnte es einem Gesellen auftragen, aber der Gedanke, einen Andern eine verwahrloste Arbeit nachbessern zu lassen, trieb das Roth der Scham auf seine bleichen Wangen. Und die Bleiplatte, von einem Andern aufgenagelt, mußte wieder abfallen; die Lücke rief nach ihm und nur er konnte sie schließen. Oder den Gesellen reizte das Verderben, das er dort eingehämmert, der Schwindel, der dort wohnt, und stürzte ihn herab.

Seit das Weib des Bruders in seinen Armen gelegen, führte er ein Doppelleben. Er schaffte den Tag lang außen, nachts saß er in seinem Stübchen bei seinen Büchern; das

ſpann ſich alles mechaniſch ab; er war trotz ſeines Kämpfe
nur mit halber Seele dabei; die andere Hälfte hatte ihr Le
für ſich, immer ſchwebte ſie mit den Dohlen um die Lücke
dem Thurmdach und brütete, welches kommende Unheil es
das er fertig gehämmert jenen Morgen. Seine Seele träu
den ſündhaften Traum wieder durch, kämpfte den ſchrecklic
Kampf mit dem Bruder wieder durch. War es des Brud
Sturz, was er gehämmert hat? Dann fällt ihm ein, ob's ni
möglich geweſen, den Wahnſinnigen zu retten. Dann ſuchte
ängſtlich nach den Möglichkeiten, wie der Bruder zu retten
weſen, und ſchreckte doch zurück, wenn er dachte, er könnte e
finden. So hatte ihn des Bruders Schuld aus ſeinen Fu
gezerrt. Aber auch in ſeinem Brüten zeigte ſich noch der Geg
ſatz zu ſeines Bruders Natur. In Jenem überwucherte
Selbſtſucht, die ſchlimme Anlage; in Apollonius überſpannte ſ
was Gutes in ihm war: ſeine Gewiſſenhaftigkeit, Anhänglich
und ſein Sauberkeitsbedürfniß. Er wälzte nicht ſeine Schuld
von ſich auf den Bruder; er hob mit liebender Hand die Sch
des Bruders herüber auf ſich. Denn immer klarer wird es ih
daß er den Bruder noch zuletzt vor dem Sturze retten kon
Er hatte die Wege, die es gab, damals finden müſſen, we
ſein Herz und Kopf nicht voll geweſen wäre von den wild
verbotenen Wünſchen; hätte er dem Wahnſinnigen nicht gezür
den er hätte bedauern ſollen. Ja, er hatte dem Bruder d
Unheil fertig gehämmert mit ſeinen böſen Gedanken. Ohne
Gedanken war er früher mit ſeiner Arbeit fertig und der B
der fand ihn nicht mehr auf dem Thurme; der Bruder kam
ſpät und gewann Zeit, ſeinen Entſchluß zu bereuen. Und w
er noch oben, ſo war er der Stärkere, der Beſonnenere, u
mußte Mittel finden, das Unheil zu verhindern. Auch im äußer
Benehmen zeigte ſich dieſer Gegenſatz mit dem Bruder. A
dieſer immer ſelbſtſüchtiger, wilder und rückſichtsloſer gewor
war, machte Apollonius das Seelenleiden immer milder u
ſtiller. Er verlor über dem eigenen Zuſtande nicht das M
gefühl mit fremden Leiden. Er bedauerte nicht ſich. Dachte

an die Menſchen, die ihm liebend nahe ſtanden, ſo war ſein Schmerz mehr ein Mitleid mit ihrem Mitleid. Selbſt ſein Sopha vergaß er nicht zu ſtreicheln; er that es, wie man einen Diener tröſtet, der das Unglück ſeines Herrn als ſein eigenes fühlt. Natürlich, daß auch ihn die Leute mit der Heirath neckten, die ihnen nothwendig ſchien. Er mußte ſich ſagen, daß er dachte wie ſie, und daß ſeine Wünſche keine unerlaubten mehr waren. Aber daß ſie es einmal geweſen, warf ſeinen Schatten herüber auf das vorwurfsfreie Jetzt. Seine Liebe, ihr Beſitz, ſchien ihm wie beſchmutzt. Was Verſtand und Liebe ſagen mochten, er fühlte in der Heirath eine Schuld. Daher kam's, daß Chriſtianens Nähe ihn nicht heiterer machte. Es gab Augenblicke, wo ſeine Verdüſterung ihm ſelbſt wie eine Krankheit vorkam, und er hoffte, ſie werde vorübergehen. Aber auch da trat er Chriſtianen nicht näher, ſo ſehr ſein Herz ihn zog. Er blieb gegen ſie wie damals, wo er den Knaben zwiſchen ſie und ſich geſtellt hatte. Die kleinſte Annäherung ſah er nach ſeiner Weiſe für eine Bindung an, und dachte er ſich die Heirath entſchieden, ſo laſtete wiederum das Gefühl von Schuld auf ihm. Er rückte den Gedanken daran in eine unbeſtimmte Zukunft hinaus, dann fühlte er ſeinen Zuſtand erträglich. Er, der ſonſt ein unklares Verhältniß nicht ertragen konnte! Darin aber war er ſich noch völlig gleich, daß er in ſeiner Vorſtellung eine mögliche Schuld nur immer als die ſeine empfand. Sie blieb ihm unter allen Umſtänden heilig und rein.

Dem alten Herrn war in ſeinem äußern Ehrbegriff ein Zuſammenleben wie Apollonius' und Chriſtianens ohne kirchliche Weihe ein ſchweres Aergerniß. Apollonius konnte ohne Schande nur unter dem Namen ihres Gatten der jungen, ſchönen Wittib und ihrer Kinder Schützer und Erhalter ſein. Nach ſeiner Weiſe ſprach er ein Machtwort. Er beſtimmte die Zeit. Das unumgängliche Trauerhalbjahr war um; und in acht Tagen ſollte die Verlobung, drei Wochen ſpäter die Hochzeit ſein.

Das Leben in dem Hauſe mit den grünen Laden begann wieder ſchwül und ſchwüler zu werden; die neuen Wolken, die un-

sichtbar darum heraufgezogen, drohten einen herbern Schlag, al
in dem die alten sich entladen. Die junge Wittib durfte nu
eine Braut scheinen. Sie that, wonach man sie neckend gefrog
hatte: sie vervollständigte ihre Einrichtung. Halbe Nächte sa
sie schneidend und nähend über weißes Linnen und buntes Bett
zeug gebückt. Es fielen Thränen darauf, aber die Freude be
hielt immer weniger Antheil an diesen Thränen. Sie sah de
geliebten Mannes Zustand stündlich sich verschlimmern un
konnte darüber nicht im Irrthum sein, daß die Heirath di
Schuld davon trug. Je blasser und hinfälliger er wurde, dest
milder und achtungsvoller wurde sein Benehmen gegen sie. Ja
es war etwas darin, das wie schmerzliches Mitleid und unaus
gesprochene Abbitte eines Unrechts oder einer Beleidigung aus
sah, deren er sich gegen sie schuldig wisse. Sie wußte nicht
was sie davon denken sollte; nur, daß sie nichts denken durfte
was des Bildes, das sie von ihm in ihrer Seele trug, unwür
dig gewesen wäre. In seiner Gegenwart war sie still wie er
Sie sah sein stummes schmerzliches Brüten; aber erst, wenn si
allein war, und ihre Kinder neben ihr schliefen, hatte sie de
Muth, ihn zu bitten. Stundenlang bat sie dann wie ein Kind
er soll ihr doch sagen, was ihm fehlt. Sie will es mit ihm
tragen; sie muß ja; ist sie nicht sein?

Und Apollonius selbst? Bis jetzt hatte er den Druck dun
keln Schuldgefühls, der sich an den Gedanken der Heirath knüpfte
zu schwächen vermocht, wenn er unentschieden den Entschluß in
unbestimmter Ferne hinauswies. Dabei hatte ihm die Hoffnung
geholfen, jenes Gefühl sei eine krankhafte Anwandlung, die vor
übergehen werde. Nun der alte Herr sein Machtwort gespro
chen, war ihm jenes Mittel genommen. Das Ziel war bestimmt
mit jedem Tage, mit jeder Stunde trat es ihm näher. Er mußt
sich entscheiden. Er konnte nicht. Die Entzweiung seines Inner
klaffte immer weiter auf. Wollte er dem Glücke entsagen, dann
entwich das Gespenst der Schuld, aber das Glück streckte immer
verlockendere Arme nach ihm aus. Er nahm seine Ehre zum
Bündner. Der Vater entfernte ihn dann; wie sollte er sein

Wort halten? Wo war ein Vorwurf, wenn er das Glück in seine Arme nahm? Der Vater wollte es; sie liebt ihn und hat ihn immer geliebt, nur ihn; alle Menschen billigen, ja sie fordern es von ihm. Dann sah er sie, eh' sie ihm geraubt wurde, wie sie das Glöckchen hinlegte für ihn, rosig unter der braunen krausen Locke, die sich immer frei macht; dann bleich unter der Locke von den Mißhandlungen des Bruders, der sie ihm geraubt, bleich um ihn; dann zitternd vor des Bruders Drohungen, zitternd um ihn; dann lachend, weinend, voll Angst und voll Glück in seinen Armen. Und so soll er sie halten dürfen, vorwurfslos, die ihm gehört! Aber durch ihr schwellendes Umfangen, durch alle Bilder stillen sanften Glücks hindurch fröstelt ihn der alte Schauder wieder an. So war's schon in seinem Traume, als er mit dem Wunder kämpfte um sie, und ihn hinabstieß von der fliegenden Rüstung in den Tod. Er sagt sich, das war nur im Traum; was man im Traume that, hat man nicht gethan. Aber wachend hallten die wilden Gefühle des Traumes nach. Die bösen Gedanken machten ihn unfähig, den Bruder zu retten. Der Sturz des Bruders machten dessen Weib frei. Er wußte das, als er den Bruder stürzen ließ. Deßhalb ja hatte er ihn im Traume gestürzt. Nun war es ja, wie in dem schlimmen Traum, der Bruder war todt, und er hatte sein Weib. Nimmt er des Bruders Weib, die frei wurde durch den Sturz, so hat er ihn hinabgestürzt. Hat er den Lohn der That, so hat er auch die That. Nimmt er sie, wird das Gefühl ihn nicht lassen; er wird unglücklich sein, und sie mit unglücklich machen. Um ihret- und seinetwillen muß er sie lassen. Und will er das, dann erkennt er, wie haltlos diese Schlüsse sind vor den klaren Augen des Geistes, und will er wiederum das Glück ergreifen, so schwebt das dunkle Schuldgefühl von Neuem wie ein eisiger Reif über seine Blume, und der Geist vermag nichts gegen seine vernichtende Gewalt. Daneben mahnten immer lauter die Glockenschläge von Sankt Georg. Immer fieberischer wurde die Unruhe, daß der Fehler noch nicht gebessert war. Aeußere Anlässe schärften noch den Drang. Es hatte

anhaltend geregnet, die Lücke schluckte, die Verschalung sog da Wasser gierig ein; das Holz mußte verfaulen. Trat die Win terkälte stärker ein, fror die Nässe im Holz, so warf sich di Verschalung und verletzte die Schiefer. Die Stadt, die seine Pflichttreue vertraute, litt Schaden durch ihn. Jede Nach weckte ihn der Stundenschlag Zwei. In der Gluth des Fieber vermischten sich die Schatten. Die Vorwürfe des inneren un äußeren Sauberkeitsbedürfnisses flossen in einander. Immer un widerstehlicher forderte die offene Wunde das Gericht; das gäh nende Grab den, der es schloß. Und er war es, den der Stun denschlag zum Gericht rief; er, der das Grab schließen mußte eh' das gehämmerte Unheil auf ein unschuldig Haupt fiel. Sich selbst hatte er das kommende Unheil fertig gehämmert. Er mußte hinauf, den Fehler zu bessern. Und wenn er oben war dann schlug es Zwei, dann packte ihn der Schwindel und ri ihn hinab, dem Bruder nach.

Der alte wackere Bauherr drang in den Leidenden; er hatt sich das Recht erworben, sein Vertrauen zu fordern. Apollonius lächelte trüb; er schlug ihm sein Verlangen nicht ab, aber e schob die Erfüllung von Tag zu Tag weiter hinaus. Von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde sah die schöne junge Braut ih bleicher werden und blich ihm nach. Nur der alte Herr in sei ner Blindheit sah die Wolke nicht, die mit dem Schlimmste droht. Es war wieder schwül geworden und wurde noch immer schwüler, das Leben in dem Hause mit den grünen Laden. Kein Mensch sieht's dem rosigen Hause an, wie schwül es einmal darin war.

20.

Es war in der Nacht vor dem angesetzten Verlobungstag Plötzlich war Schnee, dann große Kälte eingetreten. Einige Nächte schon hatte man das sogenannte Sankt Elmsfeuer von den Thurmspitzen nach den blitzenden Sternen am Himmel züng geln sehn. Trotz der trockenen Kälte empfanden die Bewohner

der Gegend eine eigene Schwere in den Gliedern. Es regte regte sich keine Luft. Die Menschen sahen sich an, als fragte einer den andern, ob auch er die seltsame Beängstigung fühle. Wunderliche Prophezeihungen von Krieg, Krankheit und Theuerungen gingen von Mund zu Munde. Die Verständigern lächelten darüber, konnten sich aber selbst des Dranges nicht erwehren, ihre innerliche Beklemmung in entsprechende Bilder von etwas äußerlich drohend Bevorstehendem zu kleiden. Den ganzen Tag hatten sich dunkle Wolken übereinander gebaut von entschiedenerer Zeichnung und Farbe, als sie der Winterhimmel sonst zu zeigen pflegt. Ihre Schwärze hätte unerträglich grell von dem Schnee abstechen müssen, der Berge und Thal bedeckte und wie ein Zuckerschaum in den blätterlosen Zweigen hing, dämpfte nicht ihr Wiederschein den weißen Glanz. Hier und da dehnte sich der feste Umriß der dunklen Wolkenburg in schlappen Busen herab. Diese trugen das Ansehen gewöhnlicher Schneewolken, und ihr trübes Röthlichgrau vermittelte die Bleischwärze der höheren Schicht mit dem schmutzigen Weiß der Erde und seinen schwärzlichen Scheinen. Die ganze Masse stand regungslos über der Stadt. Die Schwärze wuchs. Schon zwei Stunden nach Mittag war es Nacht in den Straßen. Die Bewohner der Untergeschosse schlossen die Laden; in den Fenstern der höhern Stockwerke blitzte Licht um Licht auf. Auf den Plätzen der Stadt, wo ein größeres Stück Himmel zu übersehen war, standen Gruppen von Menschen zusammen und sahen bald nach allen Seiten aufwärts, bald sich in die langen, bedenklichen Gesichter. Sie erzählten sich von den Raben, die in großen Zügen bis in die Vorstädte hereingekommen waren, zeigten auf das tiefe, unruhige, stoßende Geflatter der Dohlen um Sankt Georg und Sankt Nicolaus, sprachen vom Erdbeben, Bergstürzen, wohl auch vom jüngsten Tage. Die Muthigeren meinten, es sei nur ein starkes Gewitter. Aber auch das erschien bedenklich genug. Der Fluß und der sogenannte Feuerteich, dessen Wasser auf unterirdischen Wegen augenblicklich jedem Theile der Stadt zugeleitet werden konnte, waren beide gefroren. Manche hofften, die Gefahr werde

vorübergehen. Aber so oft sie hinaufsahen, die dunkle Masse rückte nicht von der Stelle. Zwei Stunden nach Mittage hatte sie schon so gestanden; gegen Mitternacht stand sie noch unverändert so. Nur schwerer, schien es, war sie geworden und hatte sich tiefer herabgesenkt. Wie sollte sie auch rücken? da nicht ein leiser Lufthauch auf den Flügeln war; und solche Masse zu zerstreuen und fortzuschieben, hätte es einer Windsbraut bedurft.

Es schlug zwölf vom Sankt Georgenthurm. Der letzte Schlag schien nicht verhallen zu können. Aber das tiefe dröhnende Summen, das so lange anhielt, war nicht mehr der verhallende Glockenton. Denn nun begann es zu wachsen; wie auf tausend Flügeln kam es gerauscht und geschwollen und stieß zornig gegen die Häuser, die es aufhalten wollten, und fuhr pfeifend und schrillend durch jede Oeffnung, die es traf; polterte im Hause umher, bis es eine andere Oeffnung zum Wiederherausfahren fand; riß Laden los und warf sie grimmig zu; quetschte sich stöhnend zwischen nahestehenden Mauern hindurch; pfiff wüthend um die Straßenecken; zerlief in tausend Bäche; suchte sich und schlug klatschend wieder zusammen in Einen reißenden Strom; fuhr von grimmiger Lust herab und hinauf; rüttelte an allem Festen; trillte mit wildspielendem Finger die verrosteten Wetterhähne und Fahnen, und lachte schrillend in ihr Geächze; blies den Schnee von einem Dach auf's andere, fegte ihn von der Straße, jagte ihn an steilen Mauern hinauf, daß er vor Angst in alle Fensterritzen kroch, und wirbelte ganze tanzende Riesentannen aus Schnee geformt vor sich her.

Da man ein Gewitter voraussah, war Alles in den Kleidern geblieben. Die Raths- und Bezirks-Gewitternachtwachen, sowie die Spritzenmannschaften waren schon seit Stunden beisammen. Herr Rettenmair hatte den Sohn nach der Hauptwachtstube im Rathhause gesandt, um da seine, des Rathschieferdeckermeisters Stelle zu vertreten. Die zwei Gesellen saßen bei den Thurmwächtern, der eine zu Sankt Georg, der andere zu Sankt Nikolaus. Die übrigen Rathswerkleute unterhielten sich in der Wachtstube, so gut sie konnten. Der Rathsbauherr sah

bekümmert auf den brütenden Apollonius. Der fühlte des Freundes Auge auf sich gerichtet und erhob sich, seinen Zustand zu verbergen. In dem Augenblick brauste der Sturmwind von Neuem in den Lüften daher. Auf dem Rathhausthurme schlug es Eins. Der Glockenton wimmerte in den Fäusten des Sturms, der ihn mit sich fortriß in seine wilde Jagd. Apollonius trat an ein Fenster, wie um zu sehen, was es draußen gebe. Da leckte eine riesige schwefelblaue Zunge herein, bäumte sich zitternd zweimal an Ofen, Wand und Menschen auf und verschlang sich spurlos in sich selber. Der Sturm brauste fort; aber wie er aus dem letzten Glockenton von Sankt Georg geboren schien, so erhob sich jetzt aus seinem Brausen etwas, das an Gewalt sich so riesig über ihn emporreckte, wie sein Brausen über den Glockenton. Eine unsichtbare Welt schien in den Lüften zu zertrümmern. Der Sturm brauste und pfiff wie mit der Wuth des Tigers, das er nicht vernichten konnte, was er packte; das tiefe majestätische Rollen, das ihn überdröhnte, war das Gebrüll des Löwen, der den Fuß auf dem Feinde hat, der triumphirende Ausdruck der in der That gesättigten Kraft.

„Das hat eingeschlagen," sagte einer. Apollonius dachte: wenn es in den Thurm schlüge von Sankt Georg, dort in die Lucke und ich müßte hinauf und es schlüge Zwei und — Er konnte nicht ausdenken. Ein Hülfegeschrei, ein Feuerruf erscholl durch Sturm und Donner. „Es hat eingeschlagen," schrie es draußen auf der Straße. „Es hat in den Thurm von Sankt Georg geschlagen. Fort nach Sankt Georg! Jo! Hülfe! Feuerjo! Auf Sankt Georg! Jo! Feuerjo auf dem Thurm von Sankt Georg!" Hörner bliesen, Trommeln wirbelten darein. Und immer der Sturm und Donner auf Donner. Dann rief es: „Wo ist der Nettenmair? Kann Einer helfen, ist's der Nettenmair! Jo! Feuerjo! Auf Sankt Georg! Der Nettenmair! Wo ist der Nettenmair? Jo! Feuerjo! Auf dem Thurm zu Sankt Georg!"

Der Bauherr sah Apollonius erbleichen, seine Gestalt noch tiefer in sich zusammensinken, als seither. „Wo ist der Netten-

mair?“ rief es wieder draußen. Da ſchlug eine dunkle Röthe über ſeine bleichen Wangen und ſeine ſchlanke Geſtalt richtete ſich hoch auf. Er knöpfte ſich raſch ein, zog den Riemen ſeiner Mütze feſt unter dem Kinn. „Bleib' ich, ſagte er zu dem Bauherrn, indem er ſich zum Gehen wandte, „ſo denkt an meinen Vater, an meines Bruders Weib und ſeine Kinder.“ Der Bauherr war betroffen. Das „Bleib' ich“ des jungen Mannes klang wie: „Ich werde bleiben.“ Eine Ahnung kam dem Freunde, hier ſei Etwas, was mit dem Seelenleiden Apollonius' zuſammenhänge. Aber der Ausdruck ſeines Geſichtes hatte nichts mehr von dem Leiden; er war weder ängſtlich noch wild. Durch Sorge und Schrecken hindurch fühlte der wackere Mann etwas wie freudige Hoffnung. Es war der alte Apollonius wieder, der vor ihm ſtand. Das war ganz die ruhige, beſcheidene Entſchloſſenheit wieder, die ihn beim erſten Anblick den jungen Mann gewonnen hatte. „Wenn er ſo bliebe!“ dachte der Bauherr. Er hatte nicht Zeit, etwas zu erwiedern. Er drückte ihm die Hand. Apollonius empfand Alles, was der Händedruck ſagen wollte. Wie ein Mitleid zog es über ſein Geſicht hin mit dem wackern Alten, wie Mißbilligung, daß er dem braven Alten Schmerz gemacht, und ihm noch mehr Schmerz machen wollen. Er ſagte mit ſeinem alten Lächeln: „Auf ſolche Fälle bin ich immer bereit. Aber es gilt Eile. Auf frohes Wiederſehen!“ Der ſchnellere Apollonius war dem Bauherrn bald aus den Augen. Auf dem ganzen Wege nach Sankt Georg, unter dem Geſchrei, den Hörnern und Trommeln, Sturm und Donner, ſagte der Bauherr immer vor ſich hin: „Entweder ſehe ich den braven Jungen nie wieder, oder er iſt geſund, wenn ich ihn wiederſehe.“ Er legte ſich nicht Rechenſchaft ab, wie er zu dieſer Ueberzeugung kam. Hätt' er's auch ſonſt gekonnt, es war nicht Zeit dazu. Seine Pflicht als Rathsbauherr verlangte den ganzen Mann.

Der Ruf: „Nettenmair! Wo iſt der Nettenmair?“ tönte dem Gerufenen auf ſeinem Wege nach Sankt Georg entgegen und klang hinter ihm her. Das Vertrauen ſeiner Mitbürger weckte das Gefühl ſeines Werthes wieder in ihm auf. Als er, aus

der Fremde zurückkehrend, die Heimathsstadt vor sich liegen sah, hatte er sich ihr und ihrem Dienste gelobt. Nun durfte es sich zeigen, wie ernst gemeint sein Gelübde war. Er überfann in Gedanken die möglichen Gestalten der Gefahr, und wie er ihnen begegnen könnte. Eine Spritze stand bereit im Dachgebälk, Tücher lagen dabei, um damit, in Wasser getaucht, die gefährdeten Stellen zu schützen. Der Geselle war angewiesen, heißes Wasser bereit zu halten. Dar Gebälke hatte er überall durch Leitern verbunden. Zum erstenmale seit seiner Heimkunft von Brambach war er wieder mit ganzer Seele bei Einem Werke. Vor der wirklichen Noth und ihren Anforderungen traten die Gebilde seines Brütens wie verschwimmende Schatten zurück. Die ganze alte Wirkungsfreudigkeit und Spannkraft war wieder heraufgerufen, das Gefühl der Erleichterung erhöhte sie noch. Mit Gedanken kann man Gedanken widerlegen, gegen Gefühle sind sie eine schwache Waffe. Vergebens sah sein Geist den rettenden Weg; er war in der allgemeinen Erschlaffung mit erkrankt. Jetzt war ein stärkeres gesundes Gefühl gegen die starken kranken Gefühle aufgeglüht und hatte sie in seiner Flamme verzehrt. Er wußte, ohne besonders daran zu denken, er hatte den rettenden Entschluß gefunden, und dieser war die Quelle seines erneuten Daseins. Er wußte, er wird nicht schwindeln, und blieb er doch, so fiel er seiner Pflicht zum Opfer und keiner Schuld, und Gott und die Dankbarkeit der Stadt traten statt seiner in das Gelübde der Seinen ein.

Der Platz um Sankt Georg war mit Menschen angefüllt, die alle voll Angst nach dem Thurmdache hinauf sahen. Der ungeheure alte Bau stand wie ein Fels in dem Kampf, den Blitzeshelle mit der alten Nacht unermüdlich um ihn kämpfte. Jetzt umschlangen ihn tausend hastige glühende Arme mit solcher Macht, daß er selber aufzuglühen schien unter ihrer Gluth; wie eine Brandung lief's an ihm hinauf und stürzte gebrochen zurück, dann schlug die dunkle Fluth der Nacht wieder über ihm zusammen. Eben so oft tauchte die Menge aneinander gedrängter bleicher Gesichter auf um seinen Fuß und sank wieder in's Dunkel

zurück. Der Sturm riß die Stehenden an Hüten und Mänteln und ſchlug mit eigenen und fremden Haaren und Kleiderzipfeln nach ihnen, und warf ſie mit ſeinem Schneegerieſel, das in dem Schein der Blitze wie glühender Funkenregen an ihnen herniederſtäubte, als wollte er ſie's büßen laſſen, daß er vergeblich an den ſteinernen Rippen ſich wund ſtieß. Und wie die Menſchen bald erſchienen, bald verſchwanden, ſo wurde ihr verwirrtes Durcheinanderreden immer wieder vom Sturm und vom Donner überbrauſt und überrollt.

Da rief Einer, ſich ſelbſt tröſtend: „es iſt ein kalter Schlag geweſen. Man ſieht ja nichts.“ Ein anderer meinte, die Flamme von dem Schlag könne noch ausbrechen. Ein Dritter wurde zornig; er nahm den Einwand wie einen Wunſch, der Schlag möge nicht ein kalter geweſen ſein, und die Flamme noch ausbrechen. Er hatte ſich ſchon getröſtet, und rächte ſich für die Unruhe, die der Einwand wieder neu in ihm erregte. Viele ſahen, vor Angſt und Kälte zitternd, mit den geblendeten Augen ſtumpf in die Höhe, und wußten nicht mehr, warum. Hundert Stimmen ſetzten dagegen auseinander, welches Unglück die Stadt betreffen könne, ja betreffen müſſe, wenn der Schlag kein kalter war. Einer ſprach von der Natur der Schiefer, wie ſie im Brande ſchmelzen und als brennende Schlacken ſtraßenweit durch die Luft fliegend ſchon oft einen beginnenden Brand im Augenblick über eine ganze Stadt verbreitet hatten. Andere klagten, wie der Sturm einen möglichen Brand begünſtige, und daß kein Waſſer zum Löſchen vorhanden ſei. Noch Andere: und wäre welches vorhanden, ſo würde es vor der Kälte in den Spritzen und Schläuchen gefrieren. Die Meiſten ſtellten in angſtvoller Beredtſamkeit den Gang dar, den der Brand nehmen würde. Stürzte das brennende Dachgebälk, ſo trieb es der Sturm dahin, wo eine dichte Häuſermaſſe faſt an den Thurm ſtieß. Hier war die feuergefährlichſte Stelle der ganzen Stadt. Zahlloſe hölzerne Emporlauben in engen Höfen, bretterne Dachgiebel, ſchindelgedeckte Schuppen, Alles ſo zuſammengepreßt, daß nirgends eine Spritze hineinzubringen, nirgends eine Löſchmannſchaft mit Er-

folg anzustellen war. Stürzte das brennende Dachgebälke, wie nicht anders möglich war, nach dieser Seite, so war das ganze Stadtviertel, das vor dem Winde lag, bei dem Sturm und Wassermangel unrettbar verloren. Diese Auseinandersetzungen brachten Aengstlichere so aus der Fassung, daß jeder neue Blitz ihnen als die ausbrechende Flamme erschien. Daß Jeder nur eine Seite der Thurmdachfläche übersehen konnte, begünstigte die Fortpflanzung des Irrthums. Es war wunderlich, aber man hörte nun von allen Seiten zugleich das Geschrei: „Wo? Wo? Sturm und Donner verhinderten die Verständigung. Jeder wollte selbst sehen; so entstand ein wildes Gedränge.

„Wo hat es hingeschlagen?“ fragte Apollonius, der eben daher kam. „„In die Seite nach Bramhach zu,““ antworteten viele Stimmen. Apollonius machte sich Bahn durch die Menge. Mit großen Schritten eilte er die Thurmtreppe hinauf. Er war den langsamern Begleitern um eine gute Strecke voraus. Oben fragte er vergebens. Die Thürmersleute meinten, es müsse ein kalter Schlag gewesen sein, und waren doch im Begriff, ihre besten Sachen zusammenzuraffen, um vom Thurme zu fliehen. Nur der Gesell, den er am Ofen beschäftigt fand, besaß noch Fassung. Apollonius eilte mit Laternen nach dem Dachgebälk, um sie da aufzuhängen. Die Leitertreppe zitterte nicht mehr unter seinen Füßen; er war zu eilig, das zu bemerken. Innen am Dachgebälke wurde Apollonius keine Spur von einem beginnenden Brande gewahr. Weder der Schwefelgeruch, der einen Einschlag bezeichnet, noch gewöhnlicher Rauch war zu bemerken. Apollonius hörte seine Begleiter auf der Treppe. Er rief ihnen zu, er sei hier. In dem Augenblick zuckte es blau zu allen Thurmluken herein und unmittelbar darauf rüttelte ein prasselnder Donner an dem Thurm. Apollonius stand erst wie betäubt. Hätte er nicht unwillkürlich nach einem Balken gegriffen, er wäre umgefallen von der Erschütterung. Ein dicker Schwefelqualm benahm ihm den Athem. Er sprang nach der nächsten Dachluke, um frische Luft zu schöpfen. Die Werkleute, dem Schlage ferner, waren nicht betäubt worden, aber vor Schrecken auf den

oberſten Treppenſtufen ſtehen geblieben. „Herauf!“ rief ihnen Apollonius zu. Schnell das Waſſer! die Spritze! In dieſe Seite muß es geſchlagen haben, von da kam Luftdruck und Schwefelgeruch. Schnell mit Waſſer und Spritze an die Ausfahrthür.“ Der Zimmermeiſter rief, ſchon auf der Leitertreppe, huſtend: „„aber der Dampf!““ „Nur ſchnell!“ entgegnete Apollonius. „Die Ausfahrthür wird mehr Luft geben, als uns lieb iſt.“ Der Maurer und der Schornſteinfeger folgten dem Zimmermann, der die Schläuche trug, ſo ſchnell als möglich, mit der Spritze die Leitertreppe hinauf. Die Andern brachten Eimer kalten, der Geſell einen Topf heißen Waſſers, um durch Zugießen das Gefrieren zu verhindern.

In ſolchen Augenblicken hat, wer Ruhe zeigt, das Vertrauen, und dem gefaßten Thätigen unterordnen ſich die Andern ohne Frage. Der Bretterweg nach der Ausfahrthüre war ſchmal: durch die verſtändige Anordnung Apollonius' fand dennoch Alles im Augenblicke ſeinen Platz. Zunächſt Apollonius nach der Thüre ſtand der Zimmermann, dann die Spritze, dann der Maurer. Die Spritze war ſo gewendet, daß die beiden Männer die Druckſtangen vor ſich hatten. Zwei ſtarke Männer konnten das Druckwerk bedienen. Hinter dem Maurer ſtand der Schieferdeckergeſelle, um über deſſen Schulter, ſo oft es nöthig, von dem heißen Waſſer zuzugießen. Andere betrieben des Geſellen vorheriges Geſchäft; ſie ſchmolzen Schnee und Eis, und behielten das gewonnene Waſſer in der geheizten Thürmerſtube, damit es nicht wieder zu Eiſe fror. Andere waren bereit, als Zuträger zwiſchen Dachſtuhl und Thürmerſtube zu dienen, und bildeten eine Art Spalier. Während Apollonius mit raſchen Worten und Winken den Plan dieſer Geſchäftsordnung dem Zimmermann und Maurer mittheilte, die ihn dann in Ausführung brachten, hatte er die Dachleiter ſchon in der Rechten und griff mit der Linken nach dem Riegel der Ausfahrthür. Die Leute hatten die beſte Hoffnung; aber als durch die geöffnete Thür der Sturm hineinpfiff, dem Zimmermann die Mütze vom Kopfe riß und Maſſen feinen Schneeſtaubs gegen das Gebälke warf und heulend und rüttelnd

den Dachstuhl auf- und abpolterte und Blitz auf Blitz blendend durch die dunkle Oeffnung brach, da wollte der Muthigste die Hand von dem vergeblichen Werke abziehen. Apollonius mußte sich mit dem Rücken gegen die Thüre kehren, um athmen zu können. Dann, beide Handflächen gegen die Verschalung oberhalb der Thüre gestemmt, bog er den Kopf zurück, um an der äußern Dachfläche hinaufzusehen. „Noch ist zu retten," rief er angestrengt, damit die Leute vor dem Sturm und dem ununterbrochenen Rollen des Donners ihn verstehen konnten. Er ergriff das Rohr des kürzesten Schlauches, dessen unteres Ende der Zimmermann einschraubend an der Spitze befestigte, und wand sich den obern Theil um den Leib. „Wenn ich zweimal hintereinander den Schlauch anziehe, drückt los. Meister, wir retten die Kirche, vielleicht die Stadt!" Die rechte Hand gegen die Verschalung gestemmt, bog er sich aus der Ausfahrthür; in der linken hielt er die leichte Dachleiter frei hinaus, um sie an dem nächsten Dachhaken über der Thüre anzuhängen. Den Werkleuten schien das unmöglich. Der Sturm mußte die Leiter in die Lüfte reißen und — nur zu möglich war's, er riß den Mann mit. Es kam Apollonius zu statten, daß der Wind die Leiter gegen die Dachfläche drückte. An Licht fehlte es nicht, den Haken zu finden; aber der Schneestaub, der dazwischen wirbelte und, vom Dache herabrollend, in seine Augen schlug, war hinderlich. Dennoch fühlte er, die Leiter hing fest. Zeit war nicht zu verlieren; er schwang sich hinaus. Er mußte sich mehr der Kraft und Sicherheit seiner Hände und Arme vertrauen, als dem sichern Tritt seiner Füße, als er hinaufklomm; denn der Sturm schaukelte die Leiter sammt dem Mann wie eine Glocke hin und her. Oben, seitwärts über der ersten Sprosse der Leiter, hüpften bläuliche Flammen mit gelben Spitzen unter der Lücke und leckten unter den Rändern der Schiefer hervor. Zwei Fuß tief unter der Lücke hatte der Blitz hineingeschlagen. Vor einer Stunde noch war er vor dem Gedanken der bloßen Möglichkeit erschrocken, hierher könnte der Blitz schlagen und er müsse herauf — eine Reihe dunkler, tödtlicher Fiebergebilde hatten sich daran geschlossen — jetzt war Alles ge-

ſchehen, wie er ſich's vorhin nur gedacht; aber die Lücke war ihm wie jede andere Stelle des Thurmdachs, ſchwindellos ſtand er auf der Leiter und nur Ein friſches tapferes Gefühl erfüllte ihn: der Drang, von Kirche und Stadt die drohende Gefahr zu wenden. Ja, etwas, was ihm die dunkle Furcht durch Sorge erhöht hatte, erwies ſich nun ſogar als heilvoll und glücklich. Er erkannte, nur das Waſſer, welches die Lücke wochenlang geſchluckt, und das nun im Holze gefroren, ließ die Flamme nicht ſo ſchnell überhand nehmen, als ohne dies Hinderniß geſchehen wäre. Der Raum, den der Brand bis jetzt einnahm, war ein kleiner. Der Froſt in der Verſchalung warf die hartnäckig immer wiederkehrenden hüpfenden Flämmchen lange zurück, ehe ſie bleibend einwurzeln und von dem Wurzelpunkte aus weiter freſſen konnten. Hatten ſie ſich einmal zu einer großen Flamme vereinigt und dieſe den durch Froſt geſeiten Raum unter der Lücke überſchritten, dann mußte der Brand bald rieſig über die Thurmſpitze hinauswachſen, und die Kirche und vielleicht die Stadt erlag der vereinten Gewalt von Feuer und Sturm. Er ſah, noch war zu retten; und er brauchte die Kraft, die ihm dieſer Gedanke gab. Die Leiter ſchaukelte nicht mehr blos herüber und hinüber, ſie wuchtete zugleich auf und ab. Was war das? Wenn der Dachbalken locker war, — aber er wußte, das konnte nicht ſein — dieſe Bewegung war unmöglich. Aber die Leiter hing ja gar nicht an dem Haken; er hatte ſie an ein hervorſpringendes Eichenblatt der Blechverzierung angehängt, nahe an einem der Befeſtigungspunkte; aber das andere Ende des Guirlandenſtücks, an dem die Leiter hing, war das, welches er zu befeſtigen vergeſſen hatte. Sein Gewicht wuchtete an dem Stücke und zog es mit der Leiter immer mehr herab und bog die Seite nach vorn, an die er die Leiter gehängt. Noch einen Zoll tiefer, und das Blatt lag wagrecht und die Leiter glitt von dem Blatte herab und mit ihm hinunter in die ungeheure Tiefe. Jetzt mußte ſich ſein neugewonnener Lebensmuth bewähren und er that's. Sechs Zoll weit neben dem Blatte war der Haken. Noch drei leichte Schritte die ſchwankende Leiter hinauf und er faßte mit der

linken Hand den Haken, hielt sich fest daran und hob die Leiter mit der rechten von dem Blatt herüber an den Haken. Sie hing. Die linke ließ den Haken und faßte neben der rechten die Leitersprosse; die Füße folgten; er stand wieder auf der Leiter. Und jetzt begannen schon die Schiefer unter der Lücke zu glühen; nicht lang und sie rollten sich schmelzend, und die brennenden Schlacken trugen das Verderben fliegend weiter. Apollonius zog die Klaue aus dem Gürtel; wenig Stöße mit dem Werkzeug, und die Schiefer fielen abgestreift in die Tiefe. Nun übersah er deutlich den geringen Umfang der brennenden Fläche; seine Zuversicht wuchs. Zwei Züge an dem Schlauch, und die Spritze begann zu wirken. Er hielt das Rohr erst gegen die Lücke, um die Verschalung oberhalb des Brandes noch geschickter zum Widerstande zu machen. Die Spritze bewies sich kräftig; wo ihr Strahl unter den Rand der Schiefer sich einzwängte, splitterten diese krachend von den Nägeln. Die Flammen des Brandes knisterten und hüpften zornig unter dem herabfließenden Wasser; erst dem unmittelbar gegen sie gerichteten Strahl gelang es, und auch diesem mehr durch seine erstickende Gewalt als durch die Natur seines Stoffes, die hartnäckigen zu bezwingen.

Die Brandfläche lag schwarz vor ihm, dem Strahl der Spritze antwortete kein Zischen mehr. Da rasselte das Getriebe der Uhr tief unter ihm. Es schlug Zwei. Zwei Schläge! Zwei! Und er stand und er stürzte nicht! Wie anders war es nun in der Wirklichkeit gekommen, als die fieberischen Ahnungen gedroht! Wenn er oben war, da schlug es Zwei, da packte ihn der Schwindel und riß ihn hinab, eine dunkle Schuld zu büßen. Das hatten ihm seine schweren wachen Träume gezeigt. Und er stand doch wirklich oben, und die Leiter schwankte im Sturme, Schneestaub umwirbelte ihn, Blitze umzuckten ihn; mit jedem flammte die Schneedecke der Dächer, der Berge, des Thals, die ganze Gegend in Einer ungeheuern Flamme auf, und nun schlug's Zwei unter ihm, die Glockentöne beulten, vom Sturme gezerrt hinaus in den Aufruhr, und er stand, er stand schwindellos, er stürzte nicht. Er wußte, keine Schuld lag auf ihm; er hatte

seine Pflicht gethan, wo Tausende sie nicht gethan hätten; er hatte die Stadt, an der er mit ganzer Seele hing, er allein, von der furchtbarsten Gefahr befreit. Aber aller Stolz dieses Gedankens war in dieser Seele nur ein Dankgebet. Er dachte, nicht an die Menschen, die ihn preisen würden, nur an die Menschen, die nun wieder aufathmen durften, an das Elend, das verhütet, an das Glück, welches erhalten war. Und er fühlte selbst nach Monden wieder, was frei aufathmen heißt. Diese Nacht hatte ja auch ihm die Luft wieder gebracht. Mit Freudigkeit erinnerte er sich jetzt wieder an das Wort, das er sich gegeben. Menschen wie Apollonius ist's der höchste Segen einer braven That, daß sie sich gestärkt fühlen zu neuem braven Thun.

Die Menge unten schrie noch immer Wo? Wo? und drängte sich durcheinander, als der zweite Einschlag geschah. Alles stand einen Augenblick von Schrecken gelähmt. „Gott sei Dank! es war wieder kalt!" rief eine Stimme. „„Nein! Nein! dasmal brennt's! Erbarme sich Gott!"" entgegneten Andere, scharfe Augen sahen, wenn zuweilen zwischen den Blitzen Dunkel eintrat, die kleinen Flammen wie Lichterchen über die Schiefer hüpfen. Sie suchten sich und lohten, wenn sie sich fanden, zuckend in eine größere Flamme zusammen auf; dann flohen sie sich tanzend und schlugen wieder zusammen. Der Sturm bog und dehnte sich hin und her; zuweilen schienen sie zu verlöschen, dann züngelten sie noch höher auf als vorhin. Sie wuchsen, das sah man; aber rasch war ihr Wachsthum nicht. Viel schneller und gewaltiger schwoll das neue Feuerjo durch die ganze Stadt. In angstvoller Spannung bohrten sich alle Blicke auf der kleinen Stelle fest. „Jetzt Hülfe, und es ist noch zu verlöschen!" Und wieder klang angstvoll der Ruf: „Rettenmair! Wo ist Rettenmair?" durch Sturm und Donner. Eine Stimme rief: „Er ist auf dem Thurm." Alle Gemüther fühlten das wie eine Beruhigung. Und die meisten kannten ihn nicht, selbst die meisten unter den Rufern. Und die ihn nicht kannten, schrieen am lautesten. In Augenblicken allgemeiner Hülflosigkeit klammert sich die Menge an einen Namen, an ein bloßes Wort. Ein Theil

schiebt damit die Anforderungen des Gewissens zu eigenem Mühen, zu eigenem Wagniß von sich; und diese sind's, die dem Helfer, hat er nicht geholfen, dann unbarmherzig nachrechnen, was er gethan und was er nicht gethan. Die Andern sind froh, täuschen sie sich nur über den nächsten Augenblick hinweg. „Was soll er?" rief Einer. „„Helfen! Retten!"" riefen Andere. „Und wenn er Flügel hätte, in dem Sturm wagt's Keiner." „„Der Rettenmair gewiß!"" Im tiefsten Herzen wußten auch die Vertrauendsten, er wird's nicht wagen. Der Gedanke, daß die Flamme noch gelöscht werden konnte, wenn sie nur zugänglich war, machte die allgemeine Empfindung peinlicher, da er die stumpfe Ergebung hinderte, wozu die unausweichliche Noth mit milder Härte zwingt. Als die Ausfahrthür sich öffnete und die herausgehaltene Leiter sichtbar wurde, als es schien, es wagt es dennoch Einer, wirkte das so erschreckend, als der Einschlag selbst. Und die Leiter hing und schaukelte hoch oben mit dem Manne, der daran hinaufklomm, von Schnee umwirbelt, von Blitzen umzuckt; die Leiter hinauf, die wie aus einem Span geschnitten schien, und wie eine Glocke mit ihm schaukelte, in der entsetzlichen Höhe. Jeder Athem stockte. Aus Hunderten der verschiedensten Gesichter starrte derselbe Ausdruck nach dem Manne hinauf. Keiner glaubte an das Wagniß, und sie sahen den Wagenden doch. Es war wie Etwas, das ein Traum wäre und doch Wirklichkeit zugleich. Keiner glaubte es, und doch stand jeder Einzelne selbst auf der Leiter, und unter ihm schaukelte der leichte Span im Sturm und Blitz und Donner hoch zwischen Himmel und Erde. Und sie standen doch auch wieder unten auf der festen Erde und sahen nur hinauf; und doch, wenn der Mann stürzte, dann waren sie's, die stürzten. Die Menschen unten auf der festen Erde hielten sich krampfhaft an ihren eigenen Händen, an ihren Stöcken, ihren Kleidern an, um nicht herabzustürzen von der entsetzlichen Höhe. So standen sie sicher und hingen doch zugleich über dem Abgrunde des Todes, jahrelang, ein Leben lang, denn die Vergangenheit war nicht gewesen; und doch war's nur ein Augenblick, seit sie oben hingen. Sie vergaßen die Gefahr der Stadt, ihre

eigene über der Gefahr des Menſchen da oben, die ja doch ihre eigene war. Sie ſahen, der Brand war getilgt, die Gefahr der Stadt vorüber; ſie wußten es wie in einem Traume, wo man weiß, man träumt; es war ein bloßer Gedanke ohne lebendigen Inhalt. Erſt, als der Mann die Leiter herabgeklommen, in der Ausfahrthür verſchwunden war, und die Leiter ſich nachgezogen hatte, erſt als ſie nicht mehr oben hingen, als ſie ſich nicht mehr an den eigenen Händen, Stöcken und Kleidern feſthalten mußten; da erſt kämpfte die Bewunderung mit der Angſt, da erſt erſtickte der Jubel: „Zu, braver Junge!“ in dem Angſtruf: „er iſt verloren!“ Eine altereszitternde Stimme begann zu ſingen; „Nun danket Alle Gott.“ Als der alte Mann an die Zeile kam: „der uns behütet hat,“ da erſt ſtand Alles vor ihrer Seele, was ſie verlieren konnten und was ihnen gerettet war. Die fremdeſten Menſchen fielen ſich in die Arme, Einer umſchlang in dem Andern die Lieben, die er verlieren konnte, die ihm gerettet waren. Alle ſtimmten ein in den Geſang, und die Töne des Dankes ſchwollen durch die ganze Stadt, über Straßen und Plätze, wo Menſchen ſtanden, die gefürchtet hatten, und drangen in die Häuſer hinein bis in das innerſte Gemach, und ſtiegen bis in die höchſte Bodenkammer hinauf. Der Kranke in ſeinem einſamen Bett, das Alter in dem Stuhl, wohin es die Schwäche gebannt hielt, ſang von ferne mit; Kinder ſangen mit, die das Lied nicht verſtanden und die Gefahr, die abgewendet war. Die ganze Stadt war eine einzige große Kirche, und Sturm und Donner die rieſige Orgel darin. Und wieder erhob ſich der Ruf: „Der Rettenmair! Wo iſt der Rettenmair? Wo iſt der Helfer? Wo iſt der Retter? Wo iſt der kühne Junge? Wo iſt der brave Mann?“ Sturm und Gewitter waren vergeſſen. Alles ſtürzte durcheinander, den Gerufenen ſuchend; der Thurm von Sankt Georg wurde geſtürmt. Den Suchenden kam der Zimmermann entgegen und ſagte, der Rettenmair habe ſich einen Augenblick im Thürmerſtübchen zur Ruhe gelegt. Nun drangen ſie in den Zimmermann, er ſei doch nicht beſchädigt? Seine Geſundheit habe doch nicht gelitten? Der Zimmermeiſter konnte nichts ſagen,

als daß Rettenmair mehr gethan habe, als ein Menſch im gewöhnlichen Lauf der Dinge zu thun im Stande ſei. Bei ſolchen Gelegenheiten, wie die Rettung heute, ſei der Menſch ein anderer; hintennach erſtaune er ſelber über die Kräfte, die er gehabt. Aber es bezahle ſich Alles. Ihn — den Zimmermeiſter — ſolle es nicht wundern, ſchlieſe Rettenmair nach der gehabten Anſtrengung drei Tage und drei Nächte „in Einem Ritt“ hintereinander fort. Die Leute ſchienen bereit, ſo lange auf den Treppen zu warten, um den Braven nur gleich nach ſeinem Erwachen zu ſehen. Unterdeß hatte ein angeſehener Mann auf dem nahen Marktplatze eine Geldſammlung begonnen. Geld lohne freilich ſolch ein Thun nicht, als der Brave heut bewieſen; aber man könne ihm wenigſtens zeigen, man wiſſe, was man ihm zu danken habe. In der Stimmung des Augenblicks, die in jedem Einzelnen wiederklang, liefen ſogar anerkannte Geizhälſe haſtig heim, ihren Beitrag zu holen, unbekümmert darum, daß ſie es eine Stunde ſpäter reuen würde. Wenige von den Wohlhabenderen ſchloſſen ſich aus; die Aermeren ſteuerten alle bei. Der Sammler erſtaunte ſelbſt über den reichen Erfolg ſeiner Bemühungen.

Wohl eine halbe Stunde hatte Apollonius gelegen. Ehe er ſich gelegt, hatte er noch geſorgt, daß die Laternen vorſichtig ausgelöſcht wurden. Er hatte die Ausfahrthüre geſchloſſen und die Spritze leeren, die Schläuche in die Thürmerſtube bringen laſſen, damit der Froſt keinen Schaden daran bringen konnte. Er vermochte kaum mehr zu ſtehen. Der Bauherr, der unterdeß heraufgekommen war, hatte ihn dennoch halb mit Gewalt in die Thürmerſtube herunterbringen müſſen. Dann hatte der Freund die Thüre von innen verriegelt, Apollonius genöthigt, die gefrorenen Kleider auszuziehen, und dann wie eine Mutter an ſeines Lieblings Bett geſeſſen. Apollonius konnte nicht ſchlafen; der alte Mann litt aber nicht, daß er ſprach. Er hatte Rum und Zucker mitgebracht; an heißem Waſſer fehlte es nicht; Apollonius aber, der nie hitziges Getränk zu ſich nahm, wies den Grog dankend zurück. Der Geſelle hatte unterdeß friſche Kleider

geholt. Apollonius verſicherte, er finde ſich wieder vollkommen kräftig, aber er zögerte, aus dem Bette aufzuſtehen. Der Alte gab ihm lachend die Kleider. Apollonius hatte ſich vorhin unter der Decke ausgezogen und ſo zog er ſich wieder an. Der Bauherr kehrte ſich ab von ihm und lachte durch das Fenſter Sturm und Blitzen zu; er wußte nicht, ob über Apollonius' Schamhaftigkeit, oder überhaupt aus Freude an ſeinem Liebling. Er hatte oft bereut, daß er Junggeſelle geblieben war; jetzt freute es ihn faſt. Er hatte ja doch einen Sohn, und einen ſo braven, als ein Vater wünſchen kann.

Auf dem Wege begann eine große Noth für Apollonius. Er wurde von Arm in Arm geriſſen; ſelbſt angeſehene Frauen umarmten und küßten ihn. Seine Hände wurden ſo gedrückt und geſchüttelt, daß er ſie drei Tage lang nicht mehr fühlte. Er verlor ſeine natürliche edle Haltung nicht; die verlegene Beſcheidenheit dem begeiſterten Danke, das Erröthen dem bewundernden Lobe gegenüber, ſtand ihm ſo ſchön an, als ſein muthig entſchloſſenes Weſen in der Gefahr. Wer ihn nicht ſchon kannte, verwunderte ſich; man hatte ſich ihn anders gedacht, braun, keckäugig, verwegen, überſprudelnd von Kraftgefühl, wohl ſogar wild. Aber man geſtand ſich, ſein Anſehen widerſprach dennoch nicht ſeiner That. Das mädchenhafte Erröthen einer ſo hohen männlichen Geſtalt hatte ſeinen eigenen Reiz, und die verlegene Beſcheidenheit des ehrlichen Geſichts, die nicht zu wiſſen ſchien, was er gethan, gewann; die milde Beſonnenheit und einfache Ruhe ſtellte die That nur in ein ſchöneres Licht; man ſah, Eitelkeit und Ehrbegierde hatten keinen Theil daran gehabt.

21.

Wir überſpringen im Geiſte drei Jahrzehnte, und kehren kehren zu dem Manne zurück, mit dem wir uns im Anfange unſerer Erzählung beſchäftigten. Wir ließen ihn in der Laube ſeines Gärtchens. Die Glockentöne von Sankt Georg riefen die

Bewohner der Stadt zum Vormittagsgottesdienste; sie klangen auch in das Gärtchen hinter dem Hause mit den grünen Fensterladen herein. Dort sitzt er jeden Sonntag um diese Zeit. Rufen die Glocken zum Nachmittagsgottesdienst, dann sieht man ihn, das silberbeknopfte Rohr in der Hand, nach der Kirche steigen. Kein Mensch begegnet ihm, der den alten Herrn nicht ehrerbietig grüßte. Nun sind es bald dreißig Jahre her, aber es gibt noch Leute, die die Nacht miterlebt haben, die denkwürdige Nacht, von der wir eben erzählten. Wer es noch nicht weiß, dem können sie sagen, was der Mann mit dem silberbeknopften Stocke für die Stadt gethan in jener Nacht. Und was er den Morgen nachher gestiftet, davon kann man Steine zeugen hören. Vor der Stadt am Brambacher Wege, nicht weit vom Schützenhaus, erhebt sich aus freundlichem Gärtchen ein stattlicher Bau. Es ist das neue Bürgerhospital. Jeder Fremde, der das Haus besucht, erfährt, daß der erste Gedanke dazu von Herrn Nettenmair kam. Er muß die ganze Geschichte jener Nacht hören, die wackere That des Herrn Nettenmair, der dazumal noch jung war; dann, wie man Geld für ihn gesammelt, und er die bedeutende Summe an den Rath gegeben als Stamm zu dem Kapital, das der Bau erforderte; wie sein Beispiel Frucht getragen, und reiche Bürger mehr oder weniger dazu geschenkt und vermacht, bis endlich nach Jahren ein Zuschuß aus der Stadtkasse Beginn und Vollendung des Baues ermöglicht hatte.

War Herr Nettenmair aus der Kirche zurück, dann verbrachte er den Rest des Sonntags auf seinem Stübchen — denn da wohnt er noch immer — oder er machte einen Gang nach der nahen Schiefergrube, die jetzt ihm gehört, oder vielmehr seinem Neffen. Die Erfüllung des Wortes, das er sich gegeben, war der Gedanke seines Lebens geblieben. Was er schaffte, schaffte er für die Angehörigen seines Bruders; er sah sich nur als ihren Verwalter an. Begegnete ihm auf seinem Wege ein zierliches kleines Mädchen, so dachte er an das todte Annchen. Sein Gedächtniß war so gewissenhaft, als er selbst. Dann rief er das Kind zu sich, streichelte ihm das Köpfchen, und es mußte

wunderlich zugegangen ſein, fand ſich in den Taſchen des blauen Rockes nicht irgend etwas ſorglich in reines Papier Gewickeltes, das er herausnehmen konnte, ſich von dem kleinen Munde einen Dank zu verdienen. Aber das Kind konnte ſich erſt freuen, wenn er vorübergegangen war. Bei aller Freundlichkeit hatte die große Geſtalt etwas ſo Ernſtes und Feierliches, daß das Kind vor Reſpekt nicht zur Freude kommen konnte. Die Woche über ſaß Herr Rettenmair über ſeinen Büchern und Briefen, oder beaufſichtigte im Schuppen das Ab- und Aufladen, das Behauen und Sortiren der Schiefer. Punkt zwölf aß er zu Mittag, punkt ſechs zu Abend auf ſeinem Stübchen; dazu brauchte er eine Viertelſtunde, dann ſtrich er mit leiſer Hand über das alte Sopha und bewegte ſich drei andere Viertelſtunden, war es Sommerszeit, im Gärtchen. Mit dem erſten Viertelſchlage von ein und ſieben Uhr klinkte er die Staketenthür wieder hinter ſich zu. Am Sonntag iſt's anders; da ſitzt er eine ganze Stunde lang in der Laube und ſieht nach dem Thurmdache von Sankt Georg hinauf. / Uns bleibt wenig nachzuholen, und der Leſer kennt Alles, was dann durch Herrn Rettenmair's Seele geht, was er abliest vom Thurmdache von Sankt Georg. Auch wem das bejahrte, aber immer noch ſchöne Frauengeſicht gehört, das zuweilen durch das Staket und das Bohnengelände daran, zu dem Sitzenden herüberlauſcht, das weiß der Leſer nun. Die jetzt weiße Locke über der Stirn, die ſich noch immer gern frei macht, war noch dunkelbraun und voll, und hing auf eine faltenloſe Stirn herab, die Wangen darunter ſchwellte noch Jugendkraft, die Lippen blühten noch und die blauen Augen glänzten, als ſie dem Manne entgegeneilte, der eben die Stadt gerettet. Er küßte ſie leiſe auf die Stirn und nannte ſie mit dem Namen „Schweſter." Sie verſtand, was er meinte. Schon damals ſah ſie zu dem Manne hinauf, mit der Ergebung, ja Andacht, mit der ſie jetzt ſein Sinnen belauſcht, aber noch ein ander Gefühl trat auf ihr durchſichtiges Antlitz.

Der alte Herr gerieth in Zorn, als Apollonius ihm ſeinen

Entschluß, nicht zu heirathen, mittheilte. Er ließ dem Sohne die Wahl, die Ehre der Familie zu bedenken, oder nach Köln zurückzugehen. Apollonius' Herzen wurde es schwerer, als seinem Verstande, den Vater zu überzeugen, daß nur er die Familienehre aufrecht zu halten vermöge und bleiben müsse. Er wußte, nur seinem Entschlusse treu, blieb er der Mann, sein Wort zu halten. Das konnte er dem Vater nicht sagen. Erfuhr dieser das wahre Verhältniß der beiden jungen Leute, so drang er nur noch stärker auf die Heirath. Dann hatte er ihm auch sagen müssen, wie der Bruder den Tod gefunden. Er hätte ihn nur tiefer beunruhigen müssen. Daß der Vater im Herzen überzeugt war, der Bruder hatte durch Selbstmord geendigt, wußte er nicht. Die beiden so nah verwandten Menschen verstanden sich nicht. Apollonius setzte die innerliche Natur seines eigenen Ehrgefühls bei dem Vater voraus und der Alte sah in der Weigerung des Sohnes und dessen Beweis, er könne der schwierigen Lage des Hauses gerecht werden, nur den alten Trotz auf seine Unentbehrlichkeit, der es nun nicht einmal mehr der Mühe werth hielt, zu verbergen: der Vater war in seinen Augen nicht mehr, als ein hülfloser alter blinder Mann. Und was diese Mißverständnisse verursachte und begünstigte, das Zurückhalten, war eben der Familienzug, den sie Beide gemein hatten. Denselben Morgen hatte eine Deputation des Raths Apollonius den Dank der Stadt gebracht; hatten die angesehensten Leute der Stadt gewetteifert, ihm ihre Achtung und Aufmerksamkeit zu beweisen. Ursache genug, eine ehrgeizige Seele zur Ueberhebung zu reizen, Grund genug für den alten Herrn, dem Apollonius als eine solche Seele galt, an dessen Ueberhebung zu glauben. Der alte Herr mußte die Unentbehrlichkeit des Trotzenden anerkennen und durfte weder ein Recht noch eine Macht gegen ihn behaupten. Die Gemüthsbewegung und geistige Ueberanstrengung an dem Tag vor dem Tode seines älteren Sohnes hatten seine letzte Kraft untergraben; nun brach sie vollends zusammen. Von Tag zu Tag wurde er wunderlicher und empfindlicher. Er ver-

langte von Apollonius keine Unterwerfung mehr; er fand eine selbstquälerische Lust, in seiner diplomatischen Weise dem Sohne dessen Unkindlichkeit vorzuwerfen, indem er beständig sein grimmiges Bedauern aussprach, daß der tüchtige Sohn von einem alten herrschsüchtigen Vater, der nichts mehr sei und nichts mehr könne, sich soviel gefallen lassen müsse. Vergeblich war alles Bemühen des Sohnes, der Alte glaubte nicht an die Aufrichtigkeit desselben. Dabei konnte er sich in seiner Wunderlichkeit gleichwohl der Tüchtigkeit des Sohnes und der wachsenden Ehre und des steigenden Wohlstandes seines Hauses freuen; wenn er sich dies auch nicht merken ließ. Er erlebte noch den Ankauf der Schiefergrube, die Apollonius seither in Pacht gehabt. Der Sohn ertrug die Wunderlichkeiten des Vaters mit der liebend unermüdlichen Geduld, womit er den Bruder ertragen hatte. Er lebte ja nur dem Gedanken, das Wort, das er sich gegeben, so reich zu erfüllen, als er konnte; und in diesem war ja auch der Vater mit eingeschlossen. Das Gedeihen seines Werkes gab ihm Kraft, alle kleinen Kränkungen mit Heiterkeit zu ertragen.

Den Tag nach der Gewitterwinternacht hatte er dem alten Bauherrn seine ganze innere Geschichte mitgetheilt. Der alte Bauherr, der bis zu seinem Tode mit ganzer Seele an ihm hing, blieb sein einziger Umgang, wie er der Einzige war, dem sich Apollonius, ohne seiner Natur ungetreu werden zu müssen, enger anschließen konnte.

Einige Tage nach der Nacht mußte sich Apollonius zu Bette legen. Ein heftiges Fieber hatte ihn ergriffen. Der Arzt erklärte die Krankheit erst für eine sehr bedenkliche, aber in ihr kämpfte nur der Körper den Kampf gegen das allgemeine Leiden sieghaft aus, das geistig in dem Entschusse jener Nacht seinen rettenden Abschluß gefunden. Die Theilnahme der Stadt an dem kranken Apollonius gab sich auf mannigfache Weise rührend kund. Der alte Bauherr und Valentin waren seine Pfleger. Diejenige, welche Natur durch Liebe und Dankespflicht zur sorglichsten Pflegerin des Kranken bestimmt hatte, rief Apollonius nicht an sein

Bett, und sie wagte nicht, ungerufen zu kommen. Die ganze Dauer der Krankheit hindurch hatte sie ihr Lager auf der engen Emporlaube aufgeschlagen, um dem Kranken so nah zu sein, als möglich. Wenn der Kranke schlief, winkte ihr der alte Bauherr, hereinzutreten. Dann stand sie mit gefalteten Händen, jeden Athemzug des Schlafenden mit Sorge und Hoffnung begleitend, an dem Bettschirm. Unwillkürlich nahm ihr leiser Athem den Schritt des seinen an. Sie stand stundenlang und sah durch einen Riß im Bettschirm nach dem Kranken hin. Er wußte nichts von ihrer Anwesenheit, und doch konnte der Bauherr bemerken, wie leichter sein Schlaf, wie lächelnder sein Gesicht dann war. Keine Flasche, aus der der Kranke einnehmen sollte, die er nicht; ohne es zu wissen, aus ihrer Hand bekam; kein Pflaster, kein Ueberschlag, den nicht sie bereitet; kein Tuch berührte den Kranken, das sie nicht an ihrer Brust, an ihrem küssenden Munde erwärmt. Wenn er dann mit dem Bauherrn von ihr sprach, sah sie, er war mehr um sie besorgt, als um sich; wenn er freundlich tröstende Grüße an sie auftrug, zitterte sie hinter dem Bettschirm vor Freude. Wenig Stunden ruhte sie, und wehte der kalte Winternachtwind durch die locker schließenden Laden die kalten Flocken in ihr warmes Gesicht, berührte ihr eigener Hauch, auf der Decke gefroren, ihr eisig Hals, Kinn und Busen, dann war sie glücklich, etwas um ihn zu leiden, der Alles um sie litt. In diesen Nächten bezwang die heilige Liebe die irdische in ihr; aus dem Schmerz der getäuschten süßen Wünsche, die ihn besitzen wollten, stieg sein Bild wieder in die unnahbare Glorie hinauf, in der sie ihn sonst gesehen.

22.

Apollonius genas rasch. Und nun begann das eigene Zusammenleben der beiden Menschen. Sie sahen sich wenig. Er blieb auf seinem Stübchen wohnen, Valentin brachte ihm das

Essen, wie sonst, dahin. Die Kinder waren oft bei ihm. Begegneten sich die Beiden, begrüßte er sie mit freundlicher Zurückhaltung; damit entgegnete sie den Gruß. Hatten sie etwas zu besprechen, so machte es sich jederzeit wie zufällig, daß die Kinder und der alte Valentin, oder das Hausmädchen zugegen war. Kein Tag verging deshalb ohne stumme Zeichen achtender Aufmerksamkeit. Kam er am Sonntag vom Gärtchen heim, so hatte er einen Strauß Blumen für sie, den Valentin abgeben mußte. Er konnte gute Partien machen; es meldeten sich stattliche Bewerber um sie. Er wies die Anträge, sie die Freier zurück. So vergingen Tage, Wochen, Monde, Jahre, Jahrzehnte. Der alte Herr starb und wurde hinausgetragen. Der brave Bauherr folgte ihm, dem Bauherrn der alte Valentin. Dafür wuchsen die Kinder zu Jünglingen auf. Die wilde Locke über der Stirn der Wittwe, die Schraube über Apollonius' Stirne bleichten; die Kinder waren Männer geworden, stark und mild wie ihr Erzieher und Lehrherr; Locke und Schraube waren weiß; das Leben der beiden Menschen blieb dasselbe.

Nun weiß der Leser die ganze Vergangenheit, die der alte Herr, wenn die Glocken Sonntags zum Vormittagsgottesdienste rufen, in seiner Laube sitzend, vom Thurmdach von Sankt Georg abliest. Heute sieht er mehr vorwärts in die Zukunft, als in die Vergangenheit zurück. Denn der ältere Neffe wird bald Anna Wohlig's Tochter zum Altare von Sankt Georg, und dann heimführen; aber nicht in das Haus mit den grünen Fensterladen, sondern in das große Haus daneben. Das rosige ist für das gewachsene Geschäft zu klein geworden, auch hat der neue Haushalt nicht Platz darin; Herr Rettenmair hat das große Haus über dem Gäßchen drüben gekauft. Der jüngere Neffe geht nach Köln. Der alte Vetter dort, dem Apollonius so viel dankt, ist lange todt, auch der Sohn des Vetters ist gestorben. Dieser hat das große Geschäft seinem einzigen Kinde hinterlassen, der Braut des jüngsten Sohnes von Fritz Rettenmair. Beide Paare werden zusammen in Sankt Georg getraut. Dann

wohnen die beiden Alten allein in dem Hause mit den grünen Fensterladen. Der alte Herr hat schon lang das Geschäft übergeben wollen; die Jungen haben es bis jetzt abzulehnen gewußt. Der ältere Neffe besteht darauf, der alte Herr soll an der Spitze bleiben. Der alte Herr will nicht. Er hat einen Theil der Verlassenschaft des alten Bauherrn, den er beerbt, für den Rest seines Lebens zurückbehalten; alles Andere — und es ist nicht wenig, Herr Rettenmair gilt für einen reichen Mann — übergibt er den Neffen; das Zurückbehaltene fällt nach seinem Tode an das neue Bürgerhospital. Er hat sein Wort wahr gemacht; der Deckhammer über seinem Sarge wird ehrenblank sein wie über wenigen.

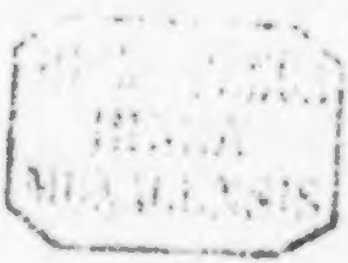
Die junge Braut wehrt sich, Alles anzunehmen, was die künftige Schwiegermutter ihr geben will. Wenn diese Alles gibt, Eins wird sie behalten; das Eine ist eine Blechkapsel mit einer dürren Blume; sie liegt bei Bibel und Gesangbuch und ist ihrer Besitzerin so heilig, als diese.

Die Glocken rufen noch immer. Die Rosen an den hochstämmigen Bäumchen duften, ein Grasmückchen sitzt auf dem Busche unter dem alten Birnbaum und singt; ein heimliches Regen zieht durch das ganze Gärtchen, und selbst der starkstielige Buchsbaum um die gezirkelten Beete bewegt seine dunkeln Blätter. Der alte Herr sieht sinnend nach dem Thurmdach von Sankt Georg; das schöne Matronengesicht lauscht durch das Rohnengeländer nach ihm hin. Die Glocken rufen es, das Grasmückchen singt es, die Rosen duften es, das leise Regen durch das Gärtchen flüstert es, die schönen greisen Gesichter sagen es, auf dem Thurmdach von Sankt Georg kannst du es lesen: Von Glück und Unglück reden die Menschen, das der Himmel ihnen bringe! Was die Menschen Glück und Unglück nennen, ist nur der rohe Stoff dazu; am Menschen liegt's, wozu er ihn formt. Nicht der Himmel bringt das Glück; der Mensch bereitet sich sein Glück und spannt seinen Himmel selber in der eigenen Brust. Der Mensch soll nicht sorgen, daß er in den Himmel, sondern daß

der Himmel in ihn komme. Wer ihn nicht in ſich ſelber trägt, der ſucht ihn vergebens im ganzen All. Laß dich vom Verſtande leiten, aber verletze nicht die heilige Schranke des Gefühls. Kehre dich nicht tadelnd von der Welt, wie ſie iſt; ſuche ihr gerecht zu werden, dann wirſt du dir gerecht. Und in dieſem Sinne ſei dein Wandel:

Zwiſchen Himmel und Erde!

Ende.



Neue gediegene Werke

aus dem Verlage von Otto Janke in Berlin

zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Willibald Alexis, Cabanis. Vaterländischer Roman. 2 Bände. Eleg Geh. 20 Sgr.

A. v. Auer, Fußtapfen im Sande. 4 Bde. Geh. 2 Thlr. 20 Sgr.

Die gesunde Lebensanschauung, der sittliche Ernst, der poetische Hauch, der diese neueste Erzählung der bereits durch frühere Arbeiten rühmlich bekannten Verfasserin durchweht, verleihen derselben einen bleibenden Werth.

August Becker, Vervehmt. Roman aus der Gegenwart. 4 Bände. Geh. 5 Thlr. 15 Sgr.

Der beliebte Verfasser von „Der Rabbi Vermächtniß", „Hedwig" u. s. w. schildert in dem Roman „Vervehmt" ein thätiges Stück Leben der Gegenwart mit seinen Freuden und Leiden und zwar vergegenwärtigen viele Schilderungen Charaktere, Stimmungen und Ereignisse mit großer Lebendigkeit, so daß man Scenen und Gestalten in festen Umrissen vor sich sieht. „Vervehmt" unterhält indeß nicht bloß, sondern regt auch Herz und Geist an; es weht durch das ganze Werk der Hauch und Blumenglanz der Poesie und deren edlere Empfindung.

A. E. Brachvogel, Der deutsche Michael. Historischer Roman in vier Bänden. Geh. 5 Thlr. 20 Sgr.

Es wird in diesem Roman des geistvollen Verfassers der Kampf deutschen Wesens gegen römisches, gegen religiöse und politische Vergewaltigung und die Reinigung des deutschen Geistes durch die Reformation geschildert. Der deutsche Michael, der mit dem Ideal des Erzengels Michael im Herzen, dem Lichte entgegenringt, wird betrogen, verlacht, mißbraucht, aber er tritt die unseligen Dämone der Nation unter seinen eisernen Fuß und wird der Erzengel der Deutschen. Luther, Tetzel, die sächsischen Kurfürsten, Kaiser Carl V., Lucas Kranach sind Figuren des Romans, die in ihrer feinen Charakteristik das Interesse des Lesers dauernd fesseln, — die Mühlberger Schlacht, das Augsburger Interim und die Erhebung des Moritz von Sachsen bilden die Hauptereignisse, die, wenn auch durch die Geschichte bekannt, in der meisterhaften Darstellung und in Verbindung mit den wichtigen Persönlichkeiten einen erhöhten Reiz auf den Leser ausüben.

Philipp Galen, Walram Forst, der Demagoge. Roman in vier Bänden. Geh. 6 Thlr. 20 Sgr.

Der Lieblingsschriftsteller des deutschen Publikums schildert in „Walram Forst" die Lebensschicksale eines im Jahre 1833 beim Frankfurter Attentat betheiligten Rheinländers, der vier Jahre eingekerkert gewesen und später nach Holland entflohen war, wo sein Schicksal eine günstigere Wendung nahm. Das Urgemüthliche, das gesund Herzliche, der klare, frisch sprudelnde Fluß des Vortrags, das Ungesuchte in der Erfindung, die ungekünstelte Wahrscheinlichkeit, Alles Dieses, was bei Galens Romanen den Leser so sehr unterhält, findet sich auch in „Walram Forst." Es sind interessante Situationen, die der geschickte Berichterstatter den Leser miterleben läßt. Dieser wird mit den handelnden Personen vertraut, er freut sich bei ihnen, er freut und ärgert sich mit ihnen oder er ärgert sich über sie. Er wird froh, wenn das Buch zu Ende ist und er mit Letzteren nichts mehr zu schaffen hat, und es thut ihm leid, von Denen, die ihm lieb und werth geworden, sich schon trennen zu müssen.

Marie Giese, Es ist bestimmt in Gottes Rath. Erzählung. Geh. 1 Thlr.

Der Stoff zu dieser anmuthigen und in elegantem Styl geschriebenen Erzählung ist dem Leben einer Herrenhuter-Colonie entnommen. Es weht in derselben ein echt religiöser Geist; die Verfasserin schildert einfache, aber sehr interessante Begebenheiten in einer Predigerfamilie, deren Conflicte in dem wahren Gottvertrauen ihre Lösung finden.

Fanny Lewald, Villa Riunione. Erzählungen eines alten Tanzmeisters. 2 Bände. Geh. 1 Thlr.

Bd. 1. Prinzessin Aurora. — Eine traurige Geschichte.
Bd. 2. Ein Schiff aus Cuba. — Domenico.

Fanny Lewald gehört zu den begabtesten und zugleich beliebtesten Autoren auf dem Gebiete der Romanliteratur. Ihre Vorzüge bestehen weniger in einer überaus reichen Erfindung oder einer kunstvoll gegliederten Composition, als vielmehr in der Wahl interessanter ethischer Probleme, in einfach klarer Fortentwickelung, psychologisch eingehender Motivirung, glücklicher Charakteristik und einer überraschenden Fülle feiner Beobachtungen und gedanklich anregender Bemerkungen. „Die Erzählungen eines alten Tanzmeisters", obgleich ohne jeden unmittelbaren Zusammenhang unter einander, sind doch durch ein Band der Verwandtschaft verschlungen und ergänzen sich gegenseitig zu einem schönen Gesammtbilde einer eigenthümlich schaffenden dichterischen Kraft.

Fanny Lewald, Sommer und Winter am Genfersee. Ein Tagebuch. In eleg. Buntdruck Umschlag geheftet 1 Thlr. 22½ Sgr.

In der bekannten geistvollen Art und Weise, die sämmtliche Schriften der beliebten Verfasserin auszeichnen, schildert dieselbe in diesem 30 Bogen starken Werke ihre Erlebnisse während ihres langen Aufenthalts am Genfersee und in dessen Umgebungen. Nicht allein daß dies Werk eine höchst interessante, unterhaltende Lectüre bildet, ist dies Tagebuch auch für die Tausend und Abertausende von Gesunden und Kranken, für eilende Touristen und für verweilende Curgäste, die den Genfersee zu ihrem Wallfahrtsort ausersehen das beste bis jetzt existirende Handbuch, das jede nur erwünschte Auskunft in der fesselndsten, gewandtesten Form bietet.

Alfred Meißner, Sacro Catino. Historische Erzählung. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

„Sacro Catino" gehört zu dem vielbeliebten Genre der Charaktermasken, welche der so sehr beliebte Verfasser so reich und großartig zu zeichnen versteht. Die Erzählung spielt in den Tagen Pascal Paolis, als Genua schon zu tiefem Verfall, kaum im Stande war, Corsika durch seine Miethstruppen im Zaum zu halten. Es handelt sich darum, Geld aufzubringen, Sacro Catino wird verpfändet. Da tauchen nun genuesische Staatsmänner einerseits, genuesische Wechsler und Edelsteinhändler aus dem Ghetto ihnen gegenüber mit jener Wahrheit und man möchte sagen Portraitcharakteristik gezeichnet auf, welche nur Meißner in seine drastische Gestalten zu legen vermag. Der Verfasser weiß in engem Rahmen große Wahrheiten, ergreifende Leidenschaften, unlösbare Verwickelungen anzubringen. „Sacro Catino" ist ein wahres Kabinetsstück.

Alfred Meißner, Die Sirene. 1 Band. Geh. 20 Sgr.

In seinem „Sacro Catino" und andern Arbeiten hat der Verfasser bewiesen, daß er nicht allein in größern Romanen, sondern auch auf dem Gebiete der Novelle brillirt. Die „Sirene" bildet eine leichte aber fesselnde Lectüre, wir erhalten einen interessanten Einblick in die Chronique scandaleuse einer Residenz, in das Leben und Treiben eines Sommer-Kur-Aufenthalts; weder der Liebhaber mit dem Hausschlüssel noch der vornehme Spitzbube fehlen. Die angenehme Erzählungsweise des Verfassers trägt dazu bei, der Novelle einen erhöhten Reiz zu verleihen.